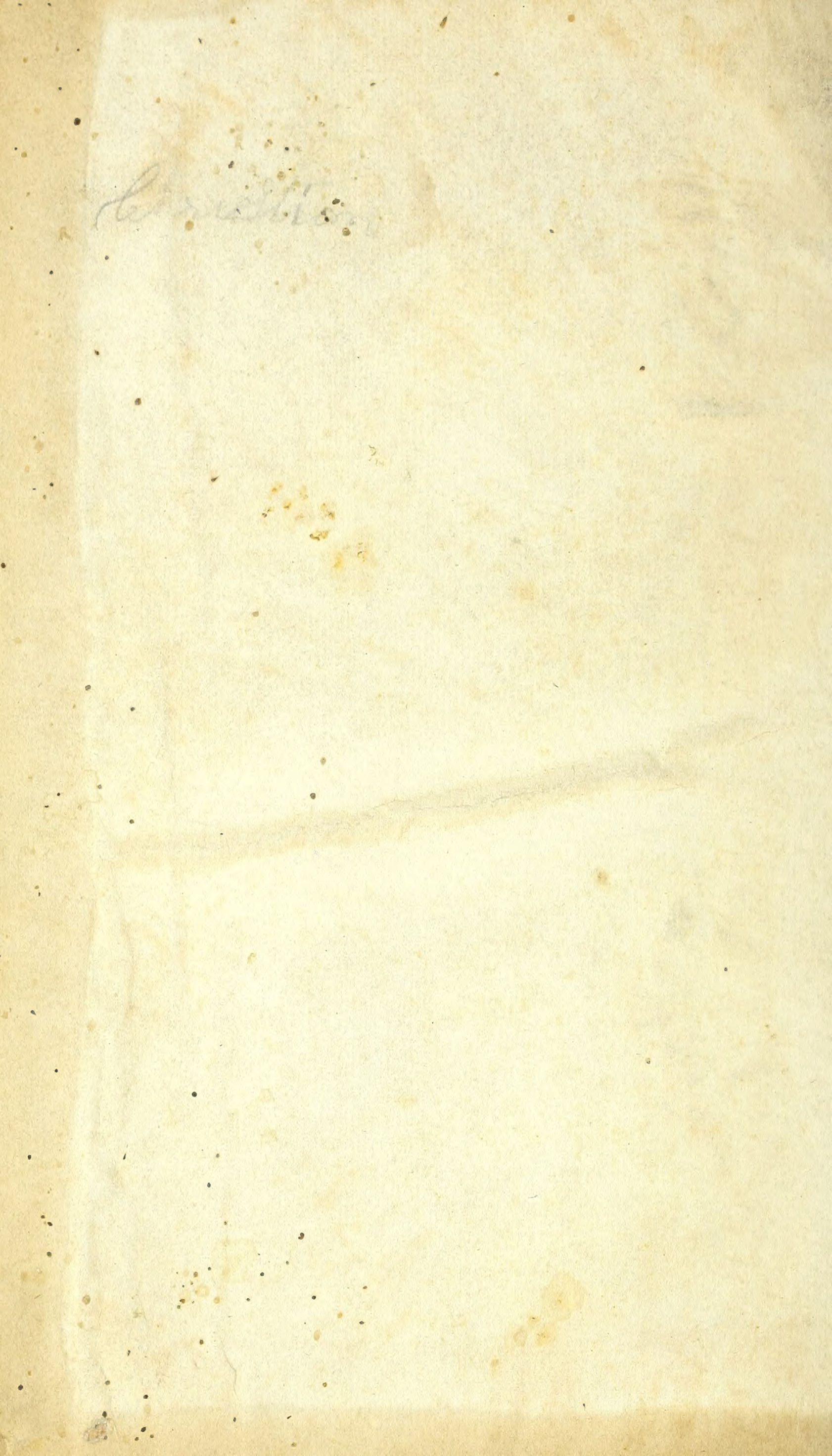




Abentheuerliche Ereignisse

aus dem

Leben der ersten Ansiedler

an den Grenzen der

Mittleren und Westlichen Staaten.

Nebst

Historischen Skizzen

von den

Feldzügen der Generale

Harmar, St. Clair und Wayne

gegen die Indianer im Nordwesten;

und nebst einem Anhange und einer Uebersicht.

"Schnell wie die Sonne über Larmon's grasigen Hügel eilt, also vergehen die Sagen der Vorzeit—es ist die Stimme vergangener Jahre—sie rollen mit all ihren Thaten an mir vorüber—ich erhasche die Sagen, sowie sie vorübergehen, und verkünde sie der Nachwelt."—Ossian.

Aus glaubwürdigen Quellen gesammelt.

Uebersetzt von

Benjamin S. Schneck.

Chambersburg, Pa.

Gedruckt und verlegt von Heinrich Ruby.

....

1839.

Inhalt.

Inhalt.

Vorrede.

Vor einigen Jahren traf sichs, daß der Verleger dieses Werkes, in der Postkutsche auf einer Reise nach Philadelphia, in Gesellschaft zweier Prediger war; und da sich das Gespräch auf die frühere Geschichte der Gegend, durch welche wir reiseten, lenkte, kam einer unserer Gesellschafter ganz natürlich darauf, von einigen jener merkwürdigen und angreifenden Ereignisse des Grenz-Lebens zu sprechen, zu welchen die beinahe beständigen Feindseligkeiten zwischen den Weißen und Indianern, solchen reichen Stoff darboten. Der andere Gesellschafter—ein Herr von ausgezeichneter Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und seltenen Rednergaben—wurde dermaßen für den Inhalt dieses Gespräches eingenommen, daß er sich ganz angelegentlich befragte, wo man wohl ein Buch bekommen könne, welches eine umständliche Beschreibung jener Begebenheiten an der Grenze enthielte? Man sagte ihm, daß es leider zu bedauern wäre, daß die Geschichte jener Zeiten so unvollkommen beschrieben worden; und daß das Wenige, welches in den einzelnen und ungekünstelten Erzählungen Derer, die selbst diese Abentheuer an den Grenzen mitgemacht, oder in den ebenso ungeschminkten Bruchstücken ihrer Zeitgenossen aufbewahrt worden, jetzt beinahe verschwunden sei, so daß solche Werke schwer zu erlangen seien. Das Resultat des Gesprächs auf Seiten des besagten Predigers war: der sehnliche Wunsch ein Buch zu besitzen, was diesem Zwecke entspräche, und Unsererseits, der gefaßte Entschluß, aus den gedruckten Bruchstücken über jenen Theil der Geschichte unseres Landes, so viel als in unsern Kräften stände zu sammeln; und aus dieser Sammlung, so wie aus andern uns zu Gebote stehenden Quellen, ein Buch zusammenzutragen, welches Alles, was interessant und dem Zwecke eines solchen Werkes angemessen wäre, in sich faßte. Obschon Jahr und Tag verflossen sind, ohne uns den erwünschten Stoff, so vollkommen wie wir es wünschten, zu liefern, so schmeicheln wir uns dennoch der Hoffnung, endlich eine Sammlung von Erzählungen und umständlich geschilderter Abentheuer gesammelt zu haben, welche uns reichhaltig, glaubwürdig und interessant genug scheinen, um es zu rechtfertigen, dieselbe dem Druck, und somit einem geehrten Publikum zu übergeben.

Indem der Verleger dieses Werk seinen Landsleuten vorlegt, glaubt er den amerikanischen Geschmack gänzlich mißgedeutet oder einen viel zu hohen Werth auf den Inhalt dieses Buches gelegt zu haben, sollte es sich erweisen, daß dasselbe keine gute Aufnahme fände. Es wäre in der That sonderbar, zu einer Zeit, wo die wildesten und thörichtsten Hirngespinnste, mit vielleicht zunehmendem Hunger nach dem Wundervollen und Romanhaften, so gierig verschlungen werden— wenn eine schlichte und ungekünstelte Erzählung begeisternder Vorfälle, deren Wahrheit unbezweifelt ist, weniger willkommen sein sollte. Wird der Beifall und das Mitgefühl des Lesers während er von der Tapferkeit und dem Leiden Derer liest, die Nirgends als in der erfindungsreichen Einbildungskraft eines Romanschreibers existirten, aufgeregt; wie viel eher und natürlicher sollten nicht die zarten Gefühle seines Herzens durch die edele Kühnheit, die Mühseligkeiten und Leiden der ersten Ansiedler, bewegt werden, welche unter steter Gefahr ihres Lebens sich bestrebten, eine furchterregende Wildniß zu einem Lande, das mit "Milch und Honig fließt," zu machen, und den Weg für uns, ihre Nachfolger und Kinder zu bahnen, damit wir friedlich und ungehindert um unser eigenen Heerd sitzen könnten.

Daß dieses Buch begierige Aufnahme finden werde, glauben wir aus mancherlei Ursachen schließen zu dürfen. Wie schon erinnert, es sind nur wenige Bücher erschienen, von wirklichen oder erdichteten Abentheuern, die so voll an verschiedenartiger, schauderhafter und erstaunlicher Ereignisse wären. Von dem ersten Schlage der Holzart auf der verwilderten Grenze an, durch alle aufeinander folgende Stufen der Fortschreitung hin, bis der Wald endlich gelichtet und andere Grenzansiedelungen von andern und ähnlichen Wagehälsen besetzt, und diese also die Ersteren gegen den immer wachsamen Feind beschützen helfen konnten, mußten diese Vorgänger, deren früheste Geschichte wir darthun wollen, so manche ungewohnte und beunruhigende Vorfälle erleben, daß selbst die prunklose Lebensgeschichte irgend eines dieser Waldbewohner, einem wohlgemeinten Gedicht eher, als einer ernsthaften und wahrhaften Lebensurkunde gleich sieht. Es war nicht unsere Absicht ein mit Lebensläufen einzelner Personen angefülltes Buch zu liefern. Größtentheils faßt es nur die merkwürdigsten Ereignisse jener Ansiedelungen in sich, von denen man Kunde übrig behalten hat. Schade ist es, daß die ganze Lebensgeschichte vieler Andern der ersten Ansiedler nicht aufgezeichnet ist. Einige solcher findet man jedoch in nachstehenden Blättern.—Und wir fordern einen jeden Leser auf, der auf literarischen Geschmack

den geringsten Anspruch macht, irgend eine dieser Erzählungen vor sich zu nehmen (z. B. das Leben von Col. Jacobus Smith, mit dem dieses Buch beginnt) und dieselbe blos als aus einem Geschichtsbuch zu lesen, abgesehen von dessen Werth als ein Verzeichniß wirklich anziehender geschichtlicher Begebenheiten, ob er nicht diese schlichte und kunstlose Darstellung als einen der beliebtesten Aufsätze die er je gelesen, halten werde. Erst neulich hörten wir einen Freund, (leider! nun nicht mehr) ein Herr von ausgezeichneter Verstandesbildung, der ein ächter Kenner alles dessen, was in der Literatur schön genannt zu werden verdient, bei sich selbst ausrufen, als er nach Lesung desselben sich erhob: "Du ungebildeter Defoe!" *) Wir haben seitdem öfters gedacht, wie schicklich dieser Ausruf gewesen sei. Durch diese ganze Erzählung, in einer Sprache, einfach wie die eines Kindes, herrscht die nämliche, doch ohne zu ermüdende, Umständlichkeit im Kleinen; die nämlichen Schilderungen jeden Ereignisses, so wie es sich wirklich zugetragen haben muß, welches den Robinson Crusoe dem noch nicht fließend lesenden Schulknaben, sowohl wie dem gebildeten Gelehrten so allgemein beliebt gemacht hat. Reichhaltig wie aber immerhin dieses vorzüglichste Werk Defoe's, an seltsamen und doch dem Anschein nach, natürlichen Ereignissen ist, scheint uns dennoch in dieser Hinsicht die anspruchslose Skizze, die wir soeben genannt haben, jene zu übertreffen. Das Nämliche mag auch, gewissermaßen, von jedem folgenden Aufsatz gesagt werden. Weil aber jene Erzählung am Anfang des Buches steht, so haben wir uns deswegen vor allen auf diese bezogen, nicht weil sie etwa Vorzüge vor anderen Erzählungen, ausser einem etwas mehr umständlichen Lebenslauf, besäße. Das ganze Buch enthält durchgängig ähnliche abentheuerliche Gemälde, von denen viele ebenso kunstlos und gut beschrieben sind.

Ja, was Jedermann schon selbst im Allgemeinen von der Lebensart der ersten Einwohner in den mittlern und einigen der westlichen Staaten weiß, dient dazu ihn zu überzeugen, daß unsere Sammlung ein Werk von nicht geringem Werthe sein muß. Beinahe ein Jeder weiß Etwas (jedoch wie unbestimmt ist nicht das Bewußte?) von der früheren Geschichte dieses jetzt blühenden Theils unseres Landes. Er mag im Allgemeinen wissen, daß biedere Männer ihre ruhige Heimath mit ihren Familien verlassen; daß sie sich Gruppenweis in

*) Defoe — heißt bekanntlich der Autor des Buchs, betitelt: Robinson Crusoe.

den Wildnissen niedergelassen; ihre Blockhütten aufgeschlagen, und ihre ungekünstelte Festung nahe in der Mitte dieser kleinen Ansiedelung errichtet hatten, in welche sie sich bei drohender Gefahr von den Feinden, mit Weib und Kinder eiligst hinflüchten konnten—wie in Zeiten der außerordentlichsten Gefahr, diese Grenzer sich beisammen hielten, von Bauerei zu Bauerei umhergingen, ihre Felder zu pflügen oder ihre Früchte einzuerndten, mit ihren Büchsen an ihren Seiten—wie die Indianer im Wald auflauerten, um den, der unbewaffnet und allein nach seiner Arbeit daherkäme niederzuschießen, und dann nach der wehrlosen Hütte zu stürmen, um die Bewohner entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen. Er mag wissen von Kämpfen zwischen den weißen Bewohnern und ihren rohen Feinden, wie jetzt die eine, dann die andere Parthei den Sieg davon trug; von geflüchteten Indianern, die bis in das Herz der Waldungen von Weißen verfolgt wurden, und die vielleicht die Gattin, das Kind, den Bruder, die Schwester Letztern wegnahmen;—von andern Gefangenen, die entweder nicht eingeholt, oder nicht verfolgt wurden, welche manchmal sich unterwegs flüchteten, dann von ihren getäuschten Siegern gejagt, und, falls sie nicht genommen wurden, wie sie, nachdem sie Tage und Nächte in Wäldern zubrachten, ohne Speise und ohne Mittel dieselbe zu erlangen, endlich vielleicht ihre verwüsteten Hütten erreichten;—manchmal, minder glücklich, wie sie an Pfähle gebunden und unter Martern verschieden; und wieder wie sie nach Indianerdörfern geschleppt, in ihre Familien aufgenommen, mit ihrer Sprache, ihren Sitten und Sagen, ihren Gebräuchen und Kriegsübungen vertraut wurden, und dann vielleicht nach jahrelanger Gefangenschaft nach ihren Freunden zurückkehrten, um ihnen die unter einem fremden und ungebildeten Volke erlebten Merkwürdigkeiten alle zu erzählen.

Aber wie Wenige sind, die mehr als bloß diese allgemeine Kenntniß von dem Leben dieser Bewohner besitzen? Und doch, wer da Etwas davon weiß, wünscht nicht ein Mehreres davon zu wissen? Wer da Etwas von solchen Ereignissen, wie wir so eben angeführt, gehört hat, fühlt nicht einen innern Drang dieselben, sammt allen ihren Umständen, der Länge nach beschrieben zu sehen? Um diesem Wunsch zu entsprechen, wurde eines Theils diese Sammlung unternommen. Ob es uns zur Zufriedenheit des Lesers gelungen ist, lassen wir ihn entscheiden; aber unsrerseits müssen wir nochmals sagen, daß wir nicht wüßten wo wir, in Dichtungen oder anderen wirklichen Geschichten, eine Erzählung auffinden

könnten, die mehr abentheuerliches und lebhaftes Interesse enthielte, als Manche derer, die wir nunmehr dem Publikum vorlegen.

Aber der Werth dieses Buchs empfiehlt sich dem Amerikanischen Leser nicht bloß darum, weil es eine Sammlung unterhaltender und seltsamer Abentheuer ist, die man in den Winterabenden zum Zeitvertreib lesen, und von sich werfen möge.—Nein! es ist wegen seiner getreuen Aufbewahrung der Begebenheiten der damaligen Zeiten am schätzbarsten. Gewiß sind jene Theile unserer Landesgeschichte die beliebtesten, welche 1stens, den Zeitpunkt der ersten Ansiedelung, und 2tens, den Zeitpunkt, der mit dem französischen und indianischen Krieg beginnt, und sich mit dem Revolutions-Krieg endet, in sich schließen. Nun fügte es sich aber, daß in dem größten Theil jener Gegend, dessen frühere Geschichte dieses Buch schildern soll, diese zwei Zeitpunkte gerade zusammen treffen. Theils aus dieser Ursache, theils aber auch aus Andern, (wie wir nachher anführen wollen,) halten wir jene Gegend, vor allen Andern, für den Schauplatz, auf dem die verschiedenartigsten und schauerlichsten Vorfälle vorgefallen sind—die gleichzeitigen Ereignisse der ersten Ansiedelungen sowohl als die auf diesen oder jenen sich beziehenden Krieg. Andere Ursachen, warum diese Abentheuer sich also vervielfältigt und merkwürdig vor allen anderen Grenzansiedelungen gemacht haben, sind wohl in dem Charakter der Indianer-Stämme, welche mit den Weißen um den Besitz dieses Landes stritten, so wie in der Lage der Landesgegend selbst zu suchen. Die Indianer, welche sich hier der fortschreitenden Cultur widersetzten, waren sicherlich das tapferste und kriegerischste Geschlecht, das je einen Theil dieses Gebietes, welches wir jetzt Unser nennen, in Anspruch genommen; und es auch versuchte sich länger zu vertheidigen, und den Grenz-Krieg zu verlängern, als man je sonstwo vernommen hat. Während einem großen Theil dieses langen Krieges, waren die Ansiedelungen der Weißen auf der östlichen, und die Dörfer der Indianer auf der westlichen Seite der Gebirge. Die bergigten Gegenden zwischen Beiden waren nicht nur ein Hinderniß zur Auswanderung der Weißen, sondern dienten auch als Schlupfwinkel für die kleinen Banden herumstreichender Indianer, wo sie die Gelegenheit abwarten konnten, um die Ansiedelungen der Weißen von da aus unverhofft zu überfallen, um alsdann sich in den sicheren Klüften der Berge wieder zu verbergen, bis sie sich zu gelegnerer Zeit sicher zurück ziehen konnten. Und als endlich die furchtlosen Vorgänger es wagten, über die Gebir-

ge zu geben, und in den westlichen Thälern sich niederließen, waren ihrer so Wenige, und von der etwaigen Hülfe ihrer Landsleute so weit entfernt, daß sie sich in ihrer neuen Heimath gegen ihre weit zahlreicheren Feinde, nur durch die verzweifeltste Gegenwehr erhalten konnten. Während eines solchen Zeitlaufs, und in einem solchen Zustande der Grenzer, müssen in jedem Jahre mehr auffallende Ereignisse sich zugetragen haben, als in dem nämlichen Landstrich seit einem halben Jahrhundert vorgefallen sind. Aber von eben diesem Zeitpunkt wissen wir, aus mancherlei Ursachen, am allerwenigsten. Diese Glücksritter hatten nicht Zeit, ihre eigene Lebensbeschreibungen zu liefern—ja, die meisten derselben wußten besser mit der Büchse oder Axt, als mit der Feder umzugehen. Und selbst die, welche am Abende ihres Lebens in ruhiger Stille die Freuden der Heimath genießen durften, und fähig gewesen wären, die vielen Abentheuer, die sie entweder gesehen, oder selbst mitgemacht hatten, aufzuzeichnen, dachten mehrentheils nicht daran, daß die Begebenheiten ihres thatenreichen Lebens werth seien, mitgetheilt zu werden. Ereignisse, die uns bemerkenswerth sind, waren ihnen so alltäglich, daß sie vielleicht nicht mehr daran dachten, als wie wir an die gewöhnlichen Ereignisse heutigen Tages denken. Vermuthlich gingen aber einige der gedruckten Lebensgeschichten jener Tage verloren. Sie mögen in die Hände Derer gefallen sein, deren unrichtiger Geschmack sie verleitet haben mag, dieselben wegen ihrer unzierlichen Schreibart als ohne Werth auf die Seite zu legen. So viel wissen wir, daß wir nur mit der größten Schwierigkeit ein einziges Exemplar einiger der interessantesten Erzählungen, welche in unserem Buch enthalten, erhalten konnten. Die noch vorhandenen Exemplare müssen äusserst selten sein. Die Wenigen dieser einfachen, aber dennoch schätzbaren und unterhaltenden Lieferungen, welche noch vorhanden sind, zu bewahren, ist ein Hauptzweck des jetzigen Buchs. Es ist nämlich eine Pflicht, die wir, als das gegenwärtige Geschlecht, dem Andenken derer, die für uns, in der Gegend wo wir wohnen die Bahn gebrochen, schuldig sind—die übriggebliebenen Reste der Begebenheiten jener Zeit mit heiliger Sorgfalt aufzubewahren, dieselben wohl zu sammeln und in einer so dauerhaften Gestalt als möglich unsern Nachkommen zu übergeben. Wir, die Kinder dieser abgehärteten Abentheurer, so wie unsere Nachkommen, sollten es fühlen, wie viel wir ihnen zu verdanken haben, um die Wohlthaten, welche wir genießen, desto besser schätzen zu können, welche uns durch so viele Gefahr, Mühe und Leiden erkauft wurden. Wie ganz anders ist unser Leben von

dem, das sie führten, unterschieden! Aber wo, als nur in diesen geschichtlichen Bruchstücken, die wir der Vergessenheit entrissen haben, kann man eine genaue Kenntniß jener Zeiten erlangen? Wollten wir unsere Vorstellungen der damaligen Zeit mit dem was jetzt unter uns vorgeht vergleichen, so würden wir uns allerdings irren.—Es ist nichts vorhanden, das im Geringsten mit den Grenz-Ereignissen jener Zeit verglichen werden könnte. Die Bewohner der gegenwärtigen Grenzen sind von denen der damaligen Zeit so weit verschieden, als die natürlichen Wiesen, welche der Ansiedler für den Pflug bereit findet, verschieden sind von den dichtbewachsenen Waldgegenden, wo der erste Bewohner seinen Weg durch die Wildniß aushauen mußte, um seine Bauerei zu bereiten.

Aus dem Stoff in unserem Besitz hätten wir es versuchen können, einen allgemeinen Umriß von der Geschichte jenes Zeitalters zu geben; wir hätten eine zusammenhängendere Erzählung der Ereignisse des Grenz-Lebens liefern können; und hätten zum Schluß eine Schilderung insgesammt, von dem Leben und Charakter der Grenzer jener Zeit anführen können. Solche Versuche sind schon oft gemacht worden. Aber es fehlt ihnen gewöhnlich Interesse; sie vermögen nicht einen lebhaften Eindruck hervorzubringen; und öfters leiten sie nur zu Mißdeutungen. Wir wollten daher unsere "Ereignisse an der Grenze" lieber in Bruchstücken lassen, so wie wir sie fanden. Besonders aber, wo die Abentheurer selbst, oder ihre Zeitgenossen, die Erzählung lieferten, zogen wir es vor, dieselbe in ihrer eigenen, ungeschmückten Schreibart reden zu lassen. Ihre Thaten werden am besten in ihren eigenen Worten erzählt. Wir haben selten eine Sylbe geändert. Dieses mag dem Geschmack Mancher mißfallen; allein uns scheint dieses ein Hauptvorzug des Werkes zu sein. Die veränderte Schreibart der Zeugen, würde ihr Zeugniß um Vieles verdorben und geschwächt haben. Ein Versuch, die bezeichneten Gemälde zu verschönern, würde nur ihre Uebereinstimmung zerstört haben—sie würden nicht länger, wie nun, vollkommene Darstellungen des Grenz-Lebens gewesen sein.—Auftritte längstvergangener Tage, die zur Zeit in dauerhaften Farben durch die ungeübten aber getreuen Künstler gemacht wurden—Künstler, welche Augenzeugen dessen gewesen, was sie mit solcher ungebildeten, aber dennoch meisterhaften Geschicklichkeit bearbeiteten.

Vorwort des Uebersetzers.

Der Unzeichnete glaubt es sich selbst, sowohl wie dem Leser schuldig zu sein, die Bemerkung zu machen:

a.) Daß er sich beflissen hat, gemäß dem Wunsche des Verlegers, die Uebersetzung dieses Buches in eine so gemeinverständliche Schreibart, als ihm thunlich war, abzufassen—weswegen sich manche Wörter (wie z. B. Colonel, u. dgl. mehr) in dem unter Amerikanisch-Deutschen üblichen Gebrauch, vorfinden.

b.) Daß er, wegen seinen überhäuften Geschäften öfters nicht einmal Zeit hatte, die gelieferten Bogen zu übersehen, bevor dieselben dem Drucker zugesandt wurden—und während einer verlängerten Abwesenheit von Hause, wurde die Uebersetzung eine Zeitlang durch einen andern Herrn übernommen, um den Drucker nicht aufzuhalten. Dieses diene dem Leser zur Erklärung, sollte er hin und wieder eine verschiedenartige Schreibart entdecken.

Chambersburg, Pa., Nov., 1839.

Benjamin S. Schneck,
Herausgeber des
"WEEKLY MESSENGER" *of the German Reformed Church.*

Merkwürdige Ereigniße

in dem Leben und den Reisen von

Colonel Jacobus Smith.

Im Monat May, 1755, beschloß die Provinz Pennsylvaniens, drei hundert Mann auszusenden, mit dem Vorhaben einen Fahr-Weg auszubauen von Fort Laudon nach dem sogenannten "Braddock's Weg," nahe an dem Turkey-foot, oder Drei-Gabel des Youghiogheny Flusses. Mein Schwager Wilhelm Smith, Esq., von Conococheague, wurde angestellt die Aufsicht über die Arbeiter dieses Weges zu haben.

Obschon ich damals erst achtzehn Jahre alt war, so hatte ich mich dennoch schon stark verliebt in eine junge Dame, die mir als schön und tugendhaft verkam. Allein, da ich nicht im Liebesstern geboren wurde, so beschloß ich meine Geliebte zu verlaßen, und mit dieser Gesellschaft zu gehen, um den Ausgang dieses Unternehmens sehen zu können; doch hoffte ich im Laufe des Sommers wieder in die Arme meiner Geliebten zurückzukehren.

Wir beförderten unser Geschäft ohne Hinderniß, bis in die Nähe des Allegheny Gebirges. Daselbst wurde ich beordert zurück zu gehen, um einige Proviant-Fuhren, welche auf dem Weg waren, mit größerer Eile nachzuholen. Ich gieng den Weg hinab bis an die Kreuzung des Juniata Flusses; und indem ich fand, daß die Fuhren so schnell wie möglich vorwärts kamen, kehrte ich wieder um gegen die Allegheny Gebirge, in Gesellschaft eines gewißen Arnold Vigoras. Ungefähr 4 oder 5 Meilen oberhalb Bedford, hatten drei Indianer eine Blende gemacht, von Gesträuch welches sie in den Grund steckten, als sei es natürlich so aufgewachsen, hinter welchem sie sich verbargen, etwa fünfzehn Ellen von der Straße. Als wir ihnen gegenüber kamen, schossen sie auf uns, und tödteten meinen Kamerad, aber ihre Kugeln verfehlten mich; allein mein Pferd wurde unbändig, ich fiel von demselben, und wurde augenblicklich von den Indianern zum Gefangenen gemacht. Derjenige, welcher Hand an mich legte, war aus dem Canasataga-, die andern aber aus dem Delaware-Stamm. Einer derselben konnte Englisch reden, und frug mich, ob noch mehr weiße Leute nachkämen? Ich antwortete, daß ich von keinen in der Nähe wüßte. Zwei derselben standen bei mir, während der andere meinen Kamerad scalpirte: alsdann setzten sie ab, und liefen mit ziemlicher Schnelligkeit durch die Wälder, etwa fünfzehn Meilen; des Nachts schliefen wir, ohne Feuer, auf dem Allegheny Gebirge.

Am nächsten Morgen theilten sie die letzte Speise aus die sie bey sich hatten, und welche sie von Fort Du Quesne mitbrachten. Ich erhielt einen gleichen Theil—etwa drei Unzen Schimmelichten Zwieback.–Dieses, nebst einem jungen gebratenen Erdschweinchen, ungefähr so groß wie ein Haase, war der ganze Betrag unseres Speisevoraths, bis wir an den Loyal Hannan Fluß—ungefähr fünfzig Meil wegs—kamen, und zwar den größten Theil ohne einen Pfad, außerordentlich felsicht, und mit dichtem Gebüsch bewachsen. Als wir auf die Westliche Seite von Laurel Hill kamen, machten sie, wie gewöhnlich, ihr langes Scalpen-Geschrei, welches darin besteht, daß sie ein lautes Jauchzen, oder Hallo! für einen jeden Scalp, oder Gefangenen in ihrem Besitz, ergehen laßen. Den letzten dieser Scalpen-Jauchzungen folgten schnelle, scharf-klingende Wirbeltöne des Triumphs. Als dieses geendigt wurde, hörten wir eine andere Indianer-Parthey an dem Loyal Hannan, durch Büchsen-Schüsse antworten, und zwar so schnell aufeinander folgend, daß man das abfeuern nicht zählen konnte. Diese Parthei hatte ihre Lagerung nahe an dem Ort, wo jetzt Ligonier erbaut ist. Als wir uns denselben näherten, vermehrten sie ihr Freuden-Geschrei; ich selbst nahm jedoch keinen Antheil daran. An der Lagerung angekommen, fanden wir bei ihnen einen Ueberfluß von Welsch-Hühnern, und anderes Fleisch; und obschon ich nie zuvor Hirsch-Fleisch ohne Salz oder Brod gegessen hatte, so schmeckte es mir jetzt, da ich sehr hungrig war, dennoch über die Maaßen gut. Wir übernachteten hier, und am folgenden Morgen setzten wir unsern Marsch nach Fort Du Quesne fort. Die darauffolgende Nacht stießen wir auf eine andere Indianer-Parthei, mit ähnlichen Zeremonien, begleitet mit wildem Lärm, und augenscheinlicher Freude, an welchem alle, ausgenommen ein einziger, Antheil nahmen. Den nächsten Morgen setzten wir wieder ab, und des Nachmittags hatten wir die Festung (oder Fort) im Augenschein, welche nahe an dem Ort war, wo Fort Pitt (Pittsburg) jetzt steht. Wir machten Halt am Ufer des Allegheny, und wiederholten das Scalpen-Geschrei, welches die Indianer und Franzosen in und um das Fort durch abfeuern aller Feuer-Gewehre und Kanonen in ihrem Besitz beantworteten, wie oben erwähnt, begleitet mit beständigem Jauchzen von allen Stämmen der Indianer, die soeben daselbst versammelt waren.

Dieweil mir dieses Frohlocken und Schießen unter den Indianern etwas fremdartiges war, so glaubte ich, daß wohl tausende von ihnen daselbst wären, um dem General Braddock zu begegnen. Was mich aber noch mehr befremdete, war, daß eine Anzahl von ihnen, beynahe ganz entblößt, auf die schrecklichste Art, und mit mancherlei—am stärksten aber mit hell-rother—Farbe angestrichen, auf mich zuliefen. Als sie sich mir näherten, theilten sie sich in zwei Linien, etliche Ruthen von einander. Ein Englisch-redender Indianer sagte alsdann zu mir, daß ich zwischen diesen Linien hindurch laufen müsse, und daß sie mich die Länge hindurch peitschen würden; daß je geschwinder ich liefe, desto besser wäre es für mich, indem sie alsdann, wann ich am Ende wäre, aufhören würden. Es schien eine

allgemeine Freude um mich herum zu seyn, was aber keineswegs mich erfreuen konnte. Jedoch ich musterte alle meine Kräfte, und begann meinen Lauf mit gestärktem Muth, und fand es so wie man mir gesagt hatte, denn ich erhielt Peitschenhiebe längs der Linie hin. Als ich zum Ende kam, erhielt ich einen Schlag, entweder mit einem Prügel, oder dem Griff eines Tomahawks, durch welchen ich getäubt zur Erde sank. Nachdem ich mich erholt hatte, wollte ich meine Aufgabe vollenden; aber so wie ich mich aufrichtete, wurde mir Sand in die Augen geworfen, so daß ich nicht sehen konnte wohin zu laufen. Man fuhr fort bis ich endlich alle Sinnen verloren hatte. Ich erinnere mich noch, daß, ehe ich ganz sinnlos war, mein Wunsch dahin gieng: daß sie mich auf einmal tödten möchten; denn ich glaubte sie hatten im Sinn mich umzubringen, aber auf eine Weise die mir zu langweilig war.

Das erste dessen ich mich darauf erinnere, ist, daß ich mich in dem Fort, umringt von den Franzosen und Indianern, befand, neben einem Französischen Arzt stehend, der mir eine Ader am linken Arm geöffnet hatte. Auf die Frage des Dollmetschers: "Wie mein Befinden sey?" antwortete ich, daß ich große Schmerzen habe, worauf der Arzt meine Wunden, und die zerquetschten Theile meines Körpers mit Franz-Brandtwein wusch. Indem ich mich äußerst unwohl fühlte, und der Geruch des Brandtweins mir sehr stärkend war, bat ich um ein wenig innerlich nehmen zu dürfen, was mir aber von dem Arzt, vermittelst des Dollmetschers, versagt wurde, mit der Bedeutung: daß es mir in meiner Lage schädlich seyn würde.

Als man fand daß ich wieder sprechen konnte, kamen viele von ihnen um mich her, examinirten mich, und droheten mit augenblicklichem Tod, im Fall ich ihnen nicht die ganze Wahrheit sagen würde. Die erste Frage an mich war: Wie viel Männer zu der Parthei gehörten, welche von Pennsylvanien aus dem General Braddock zu Hülfe kommen würden? Ich erwiederte der Wahrheit gemäß, es wären ihrer drei hundert. Die nächste Frage war: Ob sie zur Gegenwehr gut zubereitet wären? Ich sagte ihnen, daß sie gut versehen wären zum Gefecht; (meine Meinung war aber, daß sie sich mit ihren eigenen Händen wehren konnten; denn sie hatten alle zusammen, nur dreißig Büchsen, und wenn die Indianer dieses gewußt hätten, so würden sie unsere Leute ganz gewiß ohne Verzug zusammen gemetzelt haben. Ich konnte daher, mit gutem Gewissen, ihnen nicht den unbewaffneten Zustand unserer Arbeiter auf dem Weg kund thun.) Ich wurde alsdann nach dem Hospital geschickt —wurde von den Aerzten gut verpflegt, und wurde in kürzerer Zeit wieder hergestellt, als ich erwartet hatte.

Nachdem ich einige Zeit da war, besuchte mich der obengemeldete Delaware Indianer, welcher bey meiner Gefangennehmung zugegen war. Obschon er die englische Sprache nicht gut verstand, so fand ich dennoch, daß er ein verständiger Mann sey. Ich frug ihn, ob ich durch irgend etwas die Indianer beleidigt habe, weswegen sie mich so unbarmherzig behandelt hätten? Er sagte, Nein; sondern es sey das ein alter Gebrauch unter ihnen, und hätte so viel

zu sagen, als: "Wie geht es"—und daß ich in Zukunft würde sehr gut behandelt werden. Ich frug ihn, ob es mir erlaubt wäre, bey den Franzosen zu bleiben? Er antwortete mit N e i n—mit dem Zusatz, daß, sobald ich wieder hergestellt sey, müße ich nicht nur mit den Indianern gehen, sondern müßte selbst zu einem Indianer gemacht werden. Ich frug ihn, was man Neues von Braddock's Armee habe? worauf er erwiederte: daß man dieselben jeden Tag spionirte, und zeigte mit einem Stab, mit welchem er Züge auf der Erde machte, daß Braddock's Armee in sehr enger Ordnung voran rückten, und daß die Indianer sie umringen, und hinter Bäumen versteckt, sie "wie die wilde Tauben alle niederschießen würden."

Kurz darauf, am 9ten July, 1755, des Morgens, hörte ich großen Aufruhr in dem Fort. Indem ich um diese Zeit, vermittelst eines Stabs, gehen konnte, begab ich mich an die Thür, welche an die Mauer des Forts anstieß, stellte mich auf die Mauer, und sahe die Indianer alle in einem Haufen vor dem Thor mit Pulver-Fässer, Kugeln, und der gleichen, wovon ein jeder nahm was ihm beliebte. Ich sahe die Indianer alle abmarschieren in Kriegs-Ordnung, so auch die Französische Canadier, und einige Reguläre. Nachdem ich die Indianer und Franzosen von verschiedenen Richtungen aus, beobachtet hatte, (es waren ihrer, zusammen genommen, etwa 400) so nahm es mich Wunder, daß sie es unternehmen wollten mit einem so kleinen Haufen gegen Braddock auszuziehen. Ich hatte nun die beste Hoffnung, daß sie bald würden zerstreut werden durch die Brittischen Truppen; daß General Braddock, das Fort einnehmen, und mich befreyen würde. Folglich war ich begierig den Ausgang dieses Tages zu wissen. Am Nachmittag desselben Tages, war abermals ein großer Aufstand und viel Lärm in dem Fort; und ob ich schon damals nichts von der Französischen Sprache verstand, so war ich doch bald überzeugt durch ihr Frohlocken, daß der Ausgang f ü r m i ch höchst traurig sey.

Ich hatte bemerkt, daß einige der Ausländischen Soldaten, Deutsch redeten; und da ich Deutsch reden konnte, ging ich zu einem derselben, um von ihm die Neuigkeit zu hören. Er sagte mir, daß ein Läufer (runner) soeben angekommen sey, welcher die Nachricht gebracht, daß Braddock ganz sicherlich zurückgeschlagen werden würde; daß die Franzosen und Indianer ihn umringt, und sich hinter Bäumen und Graben versteckt hätten, von wo aus sie beständiges Feuer auf die Englischen machten, welche Haufenweise umfielen, und daß wann sie nicht ihre Flucht an dem Revier (die einzige Kaft) machten, so würde keine einzige Seele bey Sonnen-Untergang übrig bleiben! Kurz darauf hörte ich das gewöhnliche Scalpen-Hallo, und sahe eine Gesellschaft von Indianern und Franzosen zurück kommen. Ich bemerkte eine große Anzahl blutige Hirnschädel (scalps,) bey ihnen, so wie auch Soldaten-Kappen, Bayonette, u. d. gl. Sie brachten die Nachricht, d a ß B r a d d o c k g e s ch l a g e n w ä r e. Nach ihnen kam eine andere Gesellschaft, ungefähr ein hundert an der Zahl—alle I n d i a n e r. Ein jeder von dieser Gesellschaft schien mir Scalpen zu besitzen. Noch eine Gesellschaft machte ihre

Erscheinung, mit einer Anzahl Fuhr-Pferde, und ebenfalls einer großen Anzahl Scalpen. Nun begann aber ein ununterbrochenes abfeuern der Büchsen und Kanonen im Fort, begleitet mit dem allerfurchtbarsten, wilden Geschrei. Es schien mir, als sey das Satanische Heer losgebrochen.

Um Sonnen-Untergang sahe ich eine kleine Gesellschaft kommen, mit ungefähr zwölf Gefangenen, ganz entblößt, mit ihren Händen auf den Rücken befestigt, und mit geschwärzten Gesichter, u. s. w. Diese Gefangenen wurden zu Tod verbrannt, auf dem Ufer des Allegheny, dem Fort gegenüber. Ich stund auf der Mauer des Forts bis sie anfiengen den ersten zu verbrennen. Sie banden ihn an einen Pfahl—berührten ihn mit Feuerbränden, glühendem Eisen, u. s. w., während der arme Mensch erbärmlich winselte, und die Indianer die ganze Zeit schrien wie die wahrhaftige Satansbrut. Dieser Auftritt war mir zu schreckhaft anzusehen. Ich kehrte nach meinem Quartier zurück beides krank und wehmüthig.

Als ich zurück kam, sahe ich Russel's Sieben Predigten, welches mir ein Franzose zum Geschenk machte, und welches sie vom Schlachtfeld mitgebracht hatten. Aus den besten Nachrichten die ich einziehen konnte, wurden nur sieben Indianer und vier Franzosen in diesem Gefecht getödtet, während fünf hundert Brittische todt auf dem Feld blieben, ohne die welche ihr Leben auf der Flucht im Revier einbüßten.

Am Morgen nach der Schlacht, wurde Braddock's Geschütz in das Fort gebracht. Ich sah auch denselben Tag einige Indianer in Brittischen Offizier-Kleider, mit Leib-Binden, vergoldeten Hüten, etc., welche damals von den Brittischen getragen wurden.

Einige Tage nachher kamen die Indianer mich abzuholen, und ich mußte mitgehen. Ich konnte noch nicht gut marschieren, allein sie fuhren mich in einem Kanoe den Allegheny Revier hinauf nach einem Indianer Dorf auf der Nord Seite des Reviers, vierzig Meilen oberhalb Fort Du Quesne. Hier blieb ich ohngefähr drei Wochen, und wurde dann nach einem andern Dorf an der Westlichen Seite des Muskingum versetzt. Der Name desselben war Tullihas, und war bewohnt von Delawaren, Caughnewagas und Mohicans. Das Land auf unserer Reise schien meistens gutes Waizenland, von zweyter und dritter Güte zu seyn, nun und dann mit reichem flachen Land versehen, und überall meistens mit Schwarz- und Weis-eichen Holz bewachsen.

Den Tag nach meiner Ankunft an obigem Dorf, versammelte sich eine Anzahl Indianer um mich her, und einer fieng an meine Haare von meinem Haupte zu raufen. Er hatte Asche auf einer Holz-Rinde, in welche er öfters seine Finger tauchte um beßeren Halt zu nehmen, und so gieng es fort, als wenn er ein Welschhuhn rupfen wollte—bis er alle Haare aus meinem Haupt hatte, ausgenommen, drei oder vier Zoll viereckigt auf dem Wirbel. Dieses schnitten sie ab mit einer Scheere, ausgenommen drei Locken, welche sie nach ihrer eigenen Mode zubereiteten. Zwey derselben wickelten sie mit einem von Corallen besetzten Band ein, welches sie selbst zu diesem

Endzwecke verfertigt hatten; und die dritte Locke flochten sie die ganze Länge des Haars, und zierten dieselbe mit daran befestigten silbernen Schmuck. Alsdann bohrten sie meine Nase und Ohren, und hingen Ringe an Ohren und Nase. Darauf hießen sie mich meine Kleider ausziehen, und die gewöhnliche Indianer-Tracht anzuziehen, welches ich auch that. Nun strichen sie mein Gesicht, Haupt, und Körper mit mancherlei Farben an. Auch hiengen sie einen grossen Wampum-Gürtel* um meinen Hals, und silberne Bänder an meine Hände und an den rechten Arm. So abgefertigt, führte mich dann ein alter Häuptling, (chief,) auf die Straße, und gab das Alarm-Hallo, Coo-wich! etliche mal schnell nach einander, worauf sogleich alle welche im Dorf waren herbei eilten, und um den Häuptling her stunden, welcher mich bei der Hand hielt. Indem ich damals nicht wußte auf welche Manier sie Jemand unter sich einweiheten, und indem ich sahe, daß sie jeden bisherigen Gefangenen getödtet hatten, (ich sahe keinen einzigen von den Gefangenen von Braddock's Schlacht, den sie nicht mordeten,) so befürchtete ich ebenfalls ein ähnliches Schicksal zu erfahren. Der alte Häuptling hielt mich bei der Hand, während er eine lange, und laute Rede aussprach, und als er fertig war, übergab er mich an drei junge Indianerinnen, welche mich an der Hand führend, hinab auf das Ufer, und ins Wasser führten, bis wir halb-manns tief im Wasser stunden. Sie machten alsdann ein Zeichen, daß ich mich in das Wasser tauchen sollte, aber ich verstand sie nicht. Ich glaubte daß der Rath beschlossen habe mich zu ertränken, und daß diese junge Frauenzimmer den Beschluß ausführen sollten. Sie legten Hand an mich, und ich wehrte mich aus allen Kräften, welches ein lautes Gelächter bey der am Ufer stehenden Menge verursachte. Endlich gelang es der einen, mich in gebrochenem Englisch anzureden, (denn ich glaube sie waren bange vor mir,) und sagte zu mir: "dir nicht wehe thun." Hierauf überließ ich mich ihnen, und sie waren so gut als ihr Wort. Zwar tauchten sie mich unter das Wasser, und wuschen mich mit keiner besondern Zärtlichkeit: allein ich kann nicht sagen, daß sie mir viel Schmerz verursachten.

Alsdann nahmen mich die gnädigen Damen zum Rathhaus allwo einige von dem Indianer-Stamm Kleider für mich bereitet hatten. Sie gaben mir ein in Falten gelegtes Hemd, welches ich anzog; ein paar Beinkleider, mit seidenen Bändern und Corallen ausgestattet; ein paar Wildlederne Schuhe, mit Corallen eingelegte Strumpf-Bänder; Igel-Federn, so wie auch ein vergoldeter Hut. Sie strichen abermals mein Haupt und Gesicht mit verschiedenen Farben an, und hefteten ein Büschel rother Federn auf eine meiner Locken, welche fünf bis sechs Zoll in die Höhe stund. Alsdann setzten sie mich auf eine Bärenhaut, gaben mir eine Tabakspfeife, Tomahawk und einen Iltis-Beutel nach ächter Taschenmanier, in welchem Tabak, getrocknete Sumachblätter, welche sie mit Tabak mengen—ebenfalls, Zündschwamm, Feuersteine und Stahl. Nachdem ich so aus-

* Ein köstlicher Indianer Schmuck.

staffirt da saß, kamen die Indianer hinein in ihren prächtigsten Kleidern, setzten sich, und blieben eine geraume Zeit in größter Stille.— Ein jeder rauchte seine Pfeife, aber kein Wort wurde gesprochen. Endlich hielt einer der Häuptlinge (oder Chiefs) eine Rede, welche mir durch den Dollmetscher mitgetheilt wurde, und lautete, also :— "Mein Sohn! du bist nun Fleisch von unserm Fleisch, und Bein von unserm Bein. Durch die Zeremonie die heute verrichtet wurde, ist jeder Tropfen weißen Bluts aus deinen Adern gewaschen worden. Du bist nun in die Caughnewago Nation aufgenommen, und in einen Kriegs=Stamm einverleibt worden. Du gehörst jetzt zu einer großen Familie, und hast, unter großer Feierlichkeit, die Stelle eines großen Mannes eingenommen. Du bist nun nachdem die heutige Begebenheit vollzogen wurde, gemäß eines alten Gesetzes und Gebrauchs, als unser einer geworden.—Mein Sohn! du hast nichts zu befürchten. Wir sind nun unter der nämlichen Verpflichtung dich zu lieben, zu unterstützen, und zu vertheidigen, wie wir verpflichtet sind uns untereinander zu lieben und vertheidigen. Betrachte dich daher von nun an als einen unsers Volkes."—Ich glaubte damals nicht an die Wahrheit dieser glatten Rede; besonders nicht an den Theil, wo gesagt wird, daß mein Weißes Blut aus meinen Adern gewaschen sei. Allein von jener Zeit an fand ich, daß es mit herzlicher Aufrichtigkeit geschahe: denn von jenem Tag an, konnte ich nie etwas entdecken, daß sie einen Unterschied zwischen mir und ihren eigenen Leuten machten bis zur Zeit wo ich sie verließ. Hatten sie Kleider genug, so hatte ich auch: hatten wir Mangel, so betraff uns Derselbe alle gleicherweise.

Nach Beendigung dieses Ceremoniels, wurde ich mit meinem neuen Verwandten bekannt gemacht, wobei man mir andeutete, daß ich am Abend einem Feste beiwohnen müße—welches ich auch that. Ihrem Gebrauch gemäß, gaben sie mir auch eine hölzerne Schüssel und Löffel, welche ich mit mir nahm nach einem Ort, wo eine Anzahl großer, mit gekochtem Hirschfleisch und Welschkorn angefüllten Kessel waren. Ein jeder näherte sich mit Schüssel und Löffel und erhielt seine Portion. Darnach hielt einer der Häuptlinge eine kurze Rede, und dann fiengen wir an zu essen.

Der Name eines der Häuptlinge in diesem Dorf war Tecanyaterichto, (sonst auch Pluggy;) der des Andern war Asallecoa, (sonst auch Mohawk Solomon.) Indem Pluggy und seine Parthei den nächsten Tag in den Krieg gehen wollten, an der Virginischen Grenze, so mußte jetzt noch ein Kriegs=Gesang und Kriegs=Tanz vorgenommen werden. Bey dem Letzteren wurde gesungen und mit Instrumenten gespielt. Sie hatten ein kurzes, hohles und an einem Ende offenes Stück Gummie, zum Theil mit Wasser angefüllt. Das offene Ende wurde mit Pergament überzogen, auf welches mit einem Stab geschlagen wurde. Die Töne waren die einer verhüllten Trommel. Diejenigen welche in den Krieg gehen wollten, kamen herbei und stellten sich in gehörige Ordnung. Ein alter Indianer fieng nun an zu singen, und hielt den Takt durch das Schlagen der Trommel, so wie die Alten

pflegten mit der Pauke zu thun. Alsdann marschierten die Krieger vorwärts, gleich den besten Truppen geübt zur Musick. Ein jeder Krieger hatte ein Tomahawk und Speer in seiner Hand, und bewegten sich alle in gehöriger Ordnung gen Osten—oder nach der Richtung ihres Kriegsplatzes. Endlich richteten sie ihre Tomahawks auf einmal nach dem Potomac zu—schrieen gar fürchterlich—drehten sich schnell herum, und tanzten auf dieselbe Weise wieder zurück. Darauf folgte der Kriegs-Gesang. Dieses geschah auf folgende Weise: Nur einer sang zur nämlichen Zeit, in einer bewegenden Postur, eine Tomahawk in der Hand haltend, während die übrigen Krieger all mit lauter Stimme riefen, h e-u h, h e-u h, welches repetirt wurde so lange der Gesang dauerte. Als der Krieger welcher gesungen hatte, fertig war, schlug er sein Tomahawk heftig an einen Kriegspfosten, und mit einer lauten Stimme erzählte er wie viel er schon ausgerichtet hätte im Krieg, und was er in Zukunft noch verrichten w o l l e.—Das Gesagte wurde mit viel und lautem Beifall erwiedert von den andern; und manche von ihnen wurden durch diese Anrede so begeistert, daß obschon sie vorher nicht im Sinn hatten mitzugehen, sie jezt das Tomahawk ergriffen, und in den Kriegs-Gesang einstimmten, worauf die übrigen mit lautem Frohlocken erwiederten, weil sie nun in die Kriegs-Gesellschaft angenommen wurden. Den nächsten Morgen versammelten sie sich alle an einem Ort, mit ihren Häuptern und Gesichtern ganz figürlich gefärbt, ihre Schnappsäcke auf dem Rücken tragend. Sie marschierten ab in größter Stille, ausgenommen der Befehlshaber, welche voran ging und das Abschiedslied sang, welches mit den Worten: "h o o c a u g h-t a i n t e h e e g a n a," angeht. So wie die letzten an das Ende des Dorfs kamen, fiengen sie an ihre Gewehre auf ihre langsame Weise abzufeuern, von einem Ende zum andern, begleitet mit Jauchzen und Frohlocken von allen Seiten her.

Diesen Abend wurde ich eingeladen zu einem andern, mehr gewöhnlichen Tanze. Die jungen Männer standen in einer Reihe, und die jungen Frauenzimmer in einer andern, etwa eine Ruthe von einander, mit gegen einander gekehrtem Gesicht. Derjenige welcher den Gesang anfieng, hielt einen hohlen Kürbiß in seiner Hand, in welcher entweder Corallen oder kleine Steine waren, mit welcher er einen rasselnden Takt hielt. Manns- und Frauenzimmer sangen und tanzten miteinander—beugten sich vorwärts, bis sie sich aneinander stießen, und hörten alsdann auf zu tanzen mit lautem Geschrei; traten zurück und fiengen wieder an, welches sie beständig wiederholten für drei oder vier Stundenlang ohne sich auch nur einmal zu erholen. Diese Uebung schien mir Anfangs einfältig und unvernünftig zu seyn: allein ich fand, daß sie in ihren Gesängen Gebrauch von y a, n e, n o, h o o, w a, n e, &c., machten, so wie unser f a, s o l, l a, und obgleich sie nichts von der Reim-Kunst verstehen, so sind sie dennoch vermögend sich Strophenweise durch ihre Noten auszudrücken nach Belieben, und zwar im Einklang mit einander. Ich brachte in Erfahrung, daß dies eine Art des Tanzes

war, um sich für einander zu bewerben, und daß sie sich während dem Tanzen vorwärts bückten und einander in die Ohren flüsterten, was nicht bei ihrer rauhen Musick und dem Lärm, gehört werden konnte.

Späterhin gieng ich auf die Jagd, in Begleitung mit Mohawk Salomon, einige der Caughnewago's, und eines Delaware Indianers der mit einer Caughnewago Frau verheirathet war. Wir gingen in einer südlichen Richtung von diesem Dorf. In der ersten Nacht tödteten wir nichts; allein wir hatten grünes Welschkorn bey uns, welches wir geröstet aßen. Den nächsten Tag lagerten wir uns um den Mittag, und die Jäger gingen aus um etwas zu schießen; während der Zeit ging ich und einige Knaben und Frauen den Bach hinab um Pflaumen zu suchen, welche wir in großer Menge vorfanden. Nach unserer Rückkehr sahe ich ein großes Stück Fleisch da liegen, welches sehr fett war. Der Delaware Indianer, der ein wenig Englisch reden konnte, frug mich, als er mich mit Staunen das Fleisch beobachten sahe: "Was für Fleisch du denkst das is?" Ich erwiederte ihm daß ich es für Bärenfleisch hielt.—Er lachte, und sprach: "Ho! du all ein närrisch bist. Bär just nau elendig arm is"—dann zeigte er auf die andere Seite des Lagers, indem er fortfuhr: "Seh das Haut, du denks das Bärhaut?" Ich gieng nun darauf zu und hob dieselbe auf, welche wie eine Ochsenhaut aussah. "Was du denks das is?" fuhr er fort. Ich sagte ihm, es schien mir eine Büffelhaut zu seyn. Er brach wieder in Lachen aus, und sprach: "Du nochmol ein närrisch bis—du nicks weis—du denks das Büffelfarb is?" Ich bekannte ihm, daß ich nicht viel von solchen Dingen verstünde, und daß ich nie zuvor einen Büffel gesehen habe—worauf er erwiederte: "Ueber weil du sols viel Nummer Büffel sehn. Er nau geht an große Leck. Das Haut net Büffelhaut—das Haut wäl Bock Elendhaut (Buck Elk.) Nun gingen sie mit einigen Pferden und holten den übrigen Theil dieses Thieres, welches das fetteste Fleisch war das ich wohl je gesehen habe. Wir verweilten an diesem Lager 8 oder 10 Tage, und tödteten eine Anzahl Hirsche, ꝛc. Wir hatten zwar weder Brod noch Salz, aber wir waren gut mit gebratenem und gekochtem Fleisch versehen, und ich wurde oft zum Essen eingeladen ohne daß ich dazu Appetit hatte. Darauf gingen wir an die Büffel-Lecke, wo wir etliche Büffel tödteten, und in ihren kleinen messingenen Kesseln machten sie etwa ein halbes Buschel Salz. Diese Lecke mag etwa 30 bis 40 Meilen von obigem Dorf entfernt gewesen seyn, zwischen dem Muskingum, Ohio und Scioto Revier. Um die Lecke her war ein offener Wald, mit dünnem Weiseichen bewachsen, und damals waren zwey große Fahrwege die auf die Lecke zuführten. Von dieser Lecke gingen wir an einem kleinen Wasserstrom, 6 oder 7 Meilen weiter, wo wir uns wieder lagerten.

Obgleich die Indianer mir eine Büchse gaben, so erlaubten sie mir

doch noch nicht außer dem Lager zu gehen, um zu jagen. Hier aber hieß mich Mohawk Salomon mit ihm gehen, was ich sogleich befolgte. Nach einiger Zeit, sahen wir Büffel-Spuren. Ich hatte vor diesem schon bemerkt, daß die Indianer auf ihrer Hut waren, und sich vor Feinden fürchteten; denn bisher waren sie mit den südlichen Nationen im Krieg begriffen. Als wir den Büffel-Spuren nachfolgten, ging Salomon sehr langsam und bedächtlich, stand oft still und lauschte, als sey er verlegen. Bald kamen wir an sandigen Boden, wo die Spuren ganz deutlich zu sehen waren, und ich bemerkte zu ihm, daß dieß ganz sicherlich Büffel-Spuren wären. "Still!" sagte er, "du nicks weis; mögen Büffel—mögen auch Catawba-Spuren seyn. Er ging sehr behutsam bis wir frischen Büffeldünger sahen; alsdann lächelte er, und sagte: "Cawtaba nicks so machen kann." Jetzt hielt er inne, und erzählte mir vieles von den Cawtabas. Früher kamen sie öfters an ihre Jägerhütten, und versteckten sich in ihrer Nähe; und um sie herauszulocken, schickten die Cawtabas einige von ihnen des Nachts an dem Lager vorbey, mit Büffel-Füßen an den Schuhen angebracht, um falsche Spuren zu machen. Des Morgens folgten die im Lager sich befindenden Indianer den Spuren nach, sicherlich glaubend daß es Büffel seyn müßten, bis sie endlich von den Cawtabas geschossen, und einige getödtet wurden. Die andern Indianer flohen, brachten eine Anzahl ihrer Leute zusammen, und folgten den Cawtabas nach. Aber in ihrer Schlauheit gelang es ihnen wieder zu siegen.—Sie hätten nämlich Schlangengift mitgebracht, welches sie von der Blase, welche zwischen den Zähnen liegt, gesammelt hatten. Dieses verkorkten sie in ein kurzes Stück Stabrohr. Sie hatten auch dünnes Schilfrohr bey sich, ungefähr so dick wie Kornstengel, welches sie an einem Ende ganz spitzig machten, in das Gift tauchten, und dann in das Gras mitten unter ihre eigene Spuren steckten, so daß es den andern in die Füße spießen würde wenn sie daher kämen. Sie erreichten auch ihren Zweck; und indem die Cawtabas Läufer zurückließen, um die andern zu beobachten wie sie ihnen nachjagten, als sie bald Gelähmte und Krüppel durch das Gift fanden, und die andern zurückkehren sahen, kehrten die Cawtabas um, und verfolgten ihre Gegner, und scalpirten und tödteten alle die gelähmt waren. Als Salomon diese Erzählung beendigt hatte, und fand daß ich ihn verstand, sagte er noch zum Beschluß: "Du net Cawtaba kens; Cawtaba schlechte Insch sin; Cawtaba all ein' Satan Insch sin."

Einige Zeit nachher wurde mir befohlen die Hunde mitzunehmen, und hinab an's Wasser zu gehen, daß ich vielleicht ein Welschhuhn schießen könnte. Weil es am Nachmittag war, befahl man mir nicht weit vom Wasser zu gehen, und wieder das Wasser herauf zu kommen, damit ich mich nicht verliere. Nachdem ich eine Strecke des Wassers entlang gegangen war, sahe ich frische Büffel-Spuren vor mir; und dieweil ich viele Hunde bey mir hatte, so glaubte ich denselben nachfolgen und vielleicht einen tödten zu

können. Kurz vor Sonnen-Untergang fieng ich an zu bezweifeln ob ich die Büffel sehen würde, und dachte nun wie ich wieder zum Lager bevor Nacht kommen könnte. Dieweil die Spuren mich etliche weite Krümmungen geführt hatten, so glaubte ich, ich würde am besten nicht dem Wasser nach, sondern über die Hügel gerade zu gehen, welches mich nahe bei dem Lager wieder an das Wasser führen würde. Allein es war ein dunkler Abend, und ich war ein unerfahrner Jäger, und konnte weder den Strom noch das Lager finden. Als es anfieng Nacht zu werden, feuerte ich meine Büchse einige mal los, und rief mit lauter Stimme—erhielt jedoch keine Antwort. Am folgenden Morgen waren die Indianer frühe auf dem Weg mich zu suchen, und indem ich 10 oder 12 Hunde bei mir hatte, und das Gras sehr hoch war, konnten sie mich leicht aufspüren. Als sie mich endlich fanden, schienen sie sehr guten Muths zu seyn. Ich frug Salomon, ob er gedacht daß ich mich aus dem Staube hätte machen wollen? Er sagte: "No, no, du gehs zu viel klumm." Als wir zum Lager zurück kamen, wurde meine Büchse von mir genommen, und für meine Unbedachtsamkeit mußte ich für zwey Wochen mit Bogen und Pfeil vorlieb nehmen. Wir waren diesesmal ungefähr 6 Wochen auf der Jagd. Die Gegend ist ziemlich bergigt, wiewohl auch viel gutes Bauland, und einige gute Flächen zu sehen sind.

Als wir zum Dorf zurück kamen, war Pluggy und seine Company schon da, und hatten eine ziemliche Anzahl Scalpen so wie auch Gefangene von dem südlichen Zweig der Potomac mitgebracht. Sie brachten auch eine Englische Bibel, die sie einer Deutschen Frau, (einer Gefangenen,) gaben; dieweil sie aber nicht Englisch lesen konnte, so machte sie mir ein Present mit der Bibel, welches mir sehr angenehm war.

Ich blieb in diesem Dorf bis im October, als mein angenommener Bruder, Tontileaugo, welcher eine Wyandotten Frau heyrathete, mich mit ihm auf einer Reise nach dem Erie See nahm. Wir gingen den Westlichen Arm des Muskingum Reviers hinauf, wo wir viel schönes und gutes Land trafen. An der Quelle dieses Stroms, und von da nach den Gewässern des Canesadooharie, ist sehr schön gelegenes und gutes Land—meistens mit Zucker-Holz, Wallnuß, Süße Locust, Kirschen, so wie auch mit Hickory und Eichenholz bewachsen. Unsere Reise war um die Zeit als die schwarzen Mehlbeeren reif waren, welche wir hier in großer Menge antrafen.

Wir hatten keine Pferde bei uns. Meine Jagd-Tasche in welcher ich einige Bücher, Hirschfleisch und einen Teppich hatte, war mein ganzer Pack. Ich hatte auch keine Büchse; allein mein rother Bruder hatte eine bei sich, mit welcher er täglich Hirsche, Rackune oder Bären tödtete. Das Fleisch ließen wir liegen nachdem wir uns gesättigt hatten; nahmen aber die Häute mit uns, welche wir jeden Abend wo wir übernachteten, ausspannten; und nachdem wir sie am Feuer getrocknet hatten, packten wir sie ein und nahmen sie mit.

Indem Tontileango nicht Englisch reden konnte, so war ich genöthigt das Wenige was ich von der Caughnewaga Sprache verstand, zu gebrauchen, welches mir noch sehr schwer fiel: aber ich lernte desto geschwinder weil ich Niemand hatte mit dem ich Englisch reden konnte.

Als wir den Canesadooharie hinab gingen, wurden unsere Päcke so schwer wegen den Thier-Fellen, daß wir nur acht bis zehn Meilen des Tags marschieren konnten. Wir kamen an den Erie See, etwa sechs Meilen westlich von der Mündung des Canesadooharie. Dieweil es ein stürmiger Abend war als wir da anlangten, wurde ich erschreckt durch das Rauschen des Wassers, und das Toben der aufgethürmten Wellen—beynahe wie die Wellen des Meeres. Wir lagerten uns an einem Bach, nahe an dem See; und dieweil es am nächsten Morgen nicht mehr so stürmig war, so konnten wir auf dem Sand am Ufer gehen, wo wir uns oft, wegen unserm schweren Gepäcke ruhen mußten. Längs dem Wasser hin sahe ich viele große Fische welche durch das Zurücktreten der Wellen, auf flachem Land, oder in ausgehölten Orten, mit wenig oder gar keinem Wasser zurück blieben, was aber von den Adlern, die Schaarenweis zu sehen waren, zu ihrem Vortheil wohl benutzt wurde.

Am Nachmittag kamen wir an ein großes Lager der Wyandotten, an der Mündung des Canesadooharie, wo Tontileango's Frau war. Hier wurden wir freundschaftlich aufgenommen. Sie gaben uns eine Art rauher, brauner Kartoffeln, welche von selbst aufwuchsen, und welche von den Caughnewaga's O h e n a t a genannt wurden. Diese Kartoffeln wurden in Rackunfett getaucht, und schmeckten unsern Süßen Kartoffeln sehr ähnlich. Sie gaben uns auch eine Art M a i s (Homony) von grünem getrockneten Welschkorn und Bohnen bereitet, welches sie C a n e h e a n t a nannten.

Vom obern Theil des Canesadooharie bis an diesen Ort, ist das Land meistens gut; die einzige Ausnahmen sind die Sümpfe, welche zu naß sind um vielen Nutzen daraus zu machen—obschon ich der Meinung bin, daß gutes Wiesenland aus manchen derselben könnte gemacht werden, wenn Ableiter gegraben würden. Die Wälder bestehen aus Schwarzeichen, Wallnuß, Hickory, Kirschen, Locust, Zucker und Ulmen-Holz; dann giebt es auch noch einen, doch nur geringen Theil, der mit Weiseichen und Buchen bewachsen ist. Dieses kann man zur dritten Güte rechnen. Auf den Flächen, und auch sonstwo, ist eine große Anzahl Wild-Aepfel, Pflaumen, u. s. w. Es schien gut mit Wasser und Wiesen versehen zu seyn. Bären, Welschhühner, Rackune und Hirsche trafen wir auf dieser Reise die Menge, aber keine Büffel noch Elendthiere.

Wir verweilten uns eine geraume Zeit allhier—tödteten viele Rackune und auch einige Hirsche; erstere waren ungewöhnlich groß und fett. Endlich schifften wir uns in einem Kanoe von Birkenrinden ein—etwa vier Fuß breit und fünf und dreißig Fuß lang; und ob es schon eine schwere Ladung tragen konnte, so war es doch so geschickt zubereitet, daß es von vier Mann etliche Meil wegs konnte getragen werden. Wir fuhren nun einige Meilen den

Canesadooharie hinauf, landeten am Ufer an, und — gingen auf die Jagd. Zu meinem Erstaunen trugen sie unser Kanoe auf das Ufer, kehrten den Boden desselben obenhin, und nun diente es zu einer Wohnung! Wir hatten ein angenehmes Feuer darunter und kochten unser Essen dabei! Zwar lebten wir etwas gedrängt in unserem Hause, mit dem vielen Gepäck das wir bey uns hatten, allein es schützte uns ganz herrlich vor dem Regen.

Wir fuhren fort unsere Jägerei zu treiben längs dem Strome hinauf, bis wir an den Wasserfall kamen. Hier machten wir halt für einige Wochen, und ertappten eine Anzahl Hirsche, und einige Bären, so wie auch Rackune die Menge. Von der Mündung dieses Stroms bis zum Wasserfall zählte man ungefähr fünf und zwanzig Meilen. Auf unserer Fahrt aufwärts, war ich nicht weit vom Ufer abgekommen; aber so viel ich urtheilen konnte, war es gutes und ebenes Land. Nahe um den Fall her ist dünnes Kastanien Land, beynahe das einzige was ich in dieser Gegend gesehen habe.

Während unserm Aufenthalte allhier, ließ ich meine Bücher und Jagdtasche, in einem Teppich eingerollt, im Lager, und ging aus um Kastanien zu suchen. Bey meiner Zurückkunft waren meine Bücher fort. Ich frug die Indianer, ob sie wüßten wo die Bücher wären? allein sie gaben mir zur Antwort, daß es ganz wahrscheinlich sey, daß die jungen Hunde dieselben fortgetragen hätten. Ich fieng an zu vermuthen, daß die Indianer dieselben aus dem Weg geschafft hätten, weil sie vielleicht verdrüßlich gewesen, daß ich so oft und viel bei meinen Bücher säße.

Späterhin gieng ich wieder aus um Nüsse zu suchen, und auf meinem Rückweg sahe ich etwas Neuerrichtetes, bestehend aus zwey jungen Bäumen, etwa fünfzehn Fuß von einander, und zwölf Fuß in der Höhe, mit einer Gabel. Auf diese Gabel legten sie eine lange Stange, recht Galgenmäßig aussehend. Die Pfosten waren sehr glatt, und hie und da roth angestrichen. Ich konnte nicht einsehen zu welchem Zweck dieses dienen sollte—ausgenommen sie hätten Verdruß an mir genommen wegen meinem Bücherlesen, und wollten mich nun tödten. Den nächsten Morgen brachten sie ihre Thier-Felle dahin, und hiengen sie auf diese Stange, um sie vor der Witterung zu bewahren. Dies beruhigte mich. Ihre große Kanoe gruben sie in die Erde, um dieselbe den Winter hindurch zu bewahren.

Wir hatten keine Pferde bei uns, weswegen ein jeder einen Pack auf seinen Rücken nahm, und also beladen, gingen wir östlich ungefähr 12 Meilen und übernachteten daselbst. Den folgenden Morgen gingen wir, wie schon gemeldet, 10 Meilen weiter, bis zu einem bedeutenden Wasserstrom der sich in den Erie See ergießt, zwischen Canesadooharie und Cayuga. Hier errichteten sie ihr Winter-Quartier auf folgende Weise: Sie bereiteten 15 Fuß lange Blöcke, welche sie aufeinander legten, mit Pfosten an beiden Enden um dieselbe zusammen zu halten. Die Pfosten wurden oben mit Rinde zusammen gebunden—und auf diese Art errichteten sie eine 15 Fuß lange, und 4 Fuß hohe Wand. Etwa 12 Fuß davon, errichteten sie noch eine Wand auf gleiche Weise. Alsdann senkten sie Gabeln in den Grund

im Mittel an beiden Enden, und legten einen schweren Pfosten auf diese Gabeln von einem Ende bis zum andern. Von den Wänden bis zu den Stangen, errichteten sie Stangen anstatt Sparren, und auf diese wurden kleine Stangen anstatt Latten gelegt. Darauf legten sie Lindenrinde, welche zu einem Dach diente.

Der Saft der Lindenbäume fließt im Winter—jedoch von nicht allen. Um daher zu erfahren in welchem Baum Saft ist, schneiden sie denselben nahe an der Wurzel, und wann sie Saft finden, so fällen sie denselben, und schälen die Rinde mit dem Tomahawk nahe am Gipfel; alsdann legen sie den Griff des Tomahawks unter die Rinde und ziehen es bis zum untern Ende durch. Manchmal mißt eine Rinde 30 Fuß in der Länge. Diese zertheilen sie alsdann in gehöriger Länge, und bedecken damit ihre Hütte. Am andern Ende einer jeden Wand errichteten sie gespaltene Balken auf, so daß sie rings umher Gehölz hatten, ausgenommen an den Thüren. Anstatt eines Schornsteins, ließen sie eine Oeffnung durch das Dach. Die schon gemeldete Rinde, diente ihnen schon als Bettstätte, worauf sie Bären-Felle breiteten. Von einem Ende bis zum andern, in der Mitte, hatten sie ihren Feuerherd, für welchen die Weiber (squaws) trocknes Holz zubereiteten. Die Löcher an der Hütte wurden mit Moos ausgefüllt, welches die Weiber herbeyschafften. Anstatt einer Thür, hing man ein Bärenfell auf; und obschon wir einen harten Winter erlebten, so war es doch viel erträglicher als ich erwartet hatte.

Im Monat December wurde unsere Winter-Hütte fertig. Aber nachdem wir in dieses verhältnißmäßig schöne Wohnhaus eingezogen, zeigte sich eine andere Schwierigkeit. Wir hatten nichts zu essen! So lange ich mit Tontileango reißte, hatten wir einen Ueberfluß an Hirsch- Bären- und Racunnenfleisch; und ich konnte kaum d a m i t vorlieb nehmen, weil kein Brod und Salz dabey war—aber nun wäre ich oft dankbar gewesen für irgend etwas Eßbares, um nur den nagenden Hunger zu stillen.

Während der Zeit die Jäger alle ausgingen um aus allen Kräften Proviant herbeizuschaffen, gingen die Weiber und Knaben (unter Letztere wurde ich gerechnet) hie und da hin um rothe oder schwarze Mehlbeeren und Nüsse zu sammeln. Es war aber schon spät in der Jahreszeit, und daher bekamen wir wenig Beeren—doch gelang es uns, eine ziemliche Menge Nüsse unter einem leichten Schnee zu sammeln. Nach uns kamen auch die Jäger zurück—allein sie brachten nur zwei kleine Welschhühner—welches eine sparsame Portion für acht Jäger, dreizehn Weiber, nebst Knaben und Kindern genannt werden konnte. Jedoch es wurde alles gleicher weise ausgetheilt, nach Recht und Billigkeit.

Den folgenden Tag gingen die Jäger wieder fort, und tödteten einen Hirsch und drei Bären.

Einer dieser Bären war ungewöhnlich groß und fett. Wir hatten Fleisch genug um ein herzliches Abendessen und Frühstück nehmen zu können.

Die Weiber, und überhaupt alles was tragen konnte, gingen jetzt aus um das Fleisch herbeizutragen. Jeder hatte seinen Theil zu

thun. Ich, der ich Lasten zu tragen nicht gewohnt war, wurde sehr müde, und beklagte mich über meine Zugabe—mit dem Bedeuten, daß ich es auf einmal nicht nehmen könne. Sie hielten inne, lachten über mich, und gaben einen Theil davon einem jungen Mädchen, welches vorher schon so viel als ich auf ihren Schultern hatte.

Dieser Verweis wirkte dermaßen auf mich, daß ich mich in Zukunft mehr anstrengte, als wenn ich mit der Ruthe für Trägheit wäre gezüchtigt worden. Die Jäger hielten nun einen Rath, und beschlossen sich Pferde anzuschaffen um ihre Lasten zu tragen, und daß sie in den Krieg gehen wollten, ob es schon Winter sei, um diesen Endzweck zu erreichen.

Tontileaugo wünschte einer der Krieger zu seyn; aber die Mehrheit war dagegen, weil er einer der besten Schützen war. Er und drei andere blieben daher zurück um für die Weiber und Kinder zu sorgen, und die übrigen vier gingen in den Krieg.

Sie begannen nun ihre Zeremonien wie gewöhnlich, indem sie ihre Kriegs-Lieder sangen, tanzten, u. s. w., worauf sie ihr Abschieds-lied sangen und ihre Büchsen abfeuerten. Unser Lager schien erfreut zu seyn; allein mir war es schmerzlich daran zu denken, daß manche unschuldige Menschen würden ermordet werden, ohne im mindesten daran zu denken.

Nach dem Abreisen der Krieger, hatten wir harte Zeiten; und obgleich wir nicht gänzlich ohne Speise waren, so mußten wir dennoch sehr genau leben.

Endlich war aber Tontileaugo so glücklich einen großen Vorrath von Wildprett zu erhalten, welches uns zehn Tage lang versorgte. Alsdann nahm er mich mit, um einen Versuch in einiger Entfernung zu machen. Wir nahmen nichts mit auf den Weg, auf unser Glück vertrauend, und weil die Weiber und Kinder doch auch versorgt werden mußten. In einer südlichen Richtung den Strom hinauf etwa 12 Meilen von hier, schlugen wir unser Winterquartier auf. Es war immer noch kalt, und der Schnee mit einer Krust versehn, so daß es nicht möglich war den scharf-lauschenden Hirschen nachzuspähen, weswegen wir uns am Abend ohne Nachtessen zum Schlaf begeben mußten. Das einzige was uns jetzt noch übrig war, Bären in ihren Höhlen zu fangen; und dieweil diese Thiere um Weinachten ihren Aufenthalt für den Winter aufsuchen, in welchem sie 3 bis 4 Monate, ohne etwas zu sich zu nehmen, zubringen, so lebten wir guter Hoffnung.

Am folgenden Morgen machten wir uns auf den Weg. Fanden wir einen Baum dessen Rinde verscharrt war, und mit einer Oeffnung von hinlänglicher Größe um einem Bären Einlaß zu gestatten, so fällten wir einen jungen Baum auf, oder nahe an diese Höhle. Es war alsdann meine Pflicht hinauf zu klettern um den Bären auszutreiben, während Tontileaugo sich mit Bogen und Büchse bereit hielt denselben zu tödten. Der Tag verstrich, aber wir hatten keinen Bären.—Spät am Abend fanden wir einen Baum, dessen Rinde verscharrt war, mit einer Oeffnung 40 Fuß hoch; aber es war kein junger Baum in der Nähe, welchen wir hätten an das Loch bringen

können. Tontileango machte sich aber eine lange Ruthe, auf welche er faules, dürres Holz und Rinde befestigte, und kletterte auf den nächststehenden Baum mit diesem Holz nebst Feuer und Zündschwamm. Als er droben war, erreichte er die Oeffnung mit seiner Ruthe und daran befestigten Zündschwamm und Feuer. Sobald letztere hinunter gefallen waren, schnautzte der Bär, worauf Tontileango eiligst herunter kam, griff nach seiner Büchse, und wartete auf die Erscheinung des Bären. Dieser verweilte sich jedoch ziemlich lange; als er aber endlich sichtbar wurde, und Tontileango anlegen wollte, fand er es zu dunkel um das Visier zu sehen. Plötzlich legte er die Büchse zur Seite; spannte seinen wohlgeübten Bogen, legte einen Pfeil darauf, und traf Seine Bärische Majestät hinter den Schultern. Ich hatte mich auch mit Bogen und Pfeil bereitet, allein er rief mir zu nicht zu schießen, indem es nicht nöthig sei; und in demselben Augenblick fiel der Bär herunter.

Indem wir großen Hunger hatten, zündeten wir ein Feuer an, öffneten den Bär, nahmen die Leber heraus, legten Netzenfett um dieselbe, und befestigten die Leber an einen hölzernen Spieß über das Feuer um zu braten. Alsdann zogen wir das Fell ab, bereiteten unsern Kessel zum Kochen, und nun hatten wir Gesöttenes und Gebratenes zum Essen—was uns eine treffliche Mahlzeit schien. Als ich zu meiner Genüge gegessen hatte schlief ich ein; aber mein rother Bruder weckte mich auf und sagte: "Komm, iß herzhaft; wir haben ja jetzt Fleisch genug."

Den nächsten Morgen fälleten wir einen Lindenbaum, schälten die Rinde, und machten uns ein Obdach, mit einer südlichen Richtung und einem großen Block zwischen uns und Nordwesten. Auch hatten wir ein gar gemüthliches Feuer vor uns, und unsern Fleischvorrath auf einer Seite aufgehängt. Nachdem wir unsere Hütte fertig gemacht hatten, gingen wir wieder auf die Jagd.—Wir machten zwey vergebliche Versuche, um Bären in hohlen Bäumen zu ertappen. Am Nachmittag, als der Schnee anfing weich zu werden, tödtete mein Kamerad einen Hirsch, welchen wir nach unserm Lager schleppten.

Tag's darauf, als wir wieder auf die Jagd gingen, fanden wir einen Baum nahe an unserer Hütte, der von einem Bären verkratzt war; allein das Loch war 40 Fuß hoch; auch war kein Baum nahe dabey, den wir hätten vor das Loch lagern können. Da wir aber erfuhren, daß der Baum hohl sey, beschlossen wir denselben mit unsern Tomahawk's zu fällen, was uns beinahe den ganzen Tag beschäftigte. Als der Baum umfiel, eilten wir dem Loch zu—Tontileango mit Büchse und Bogen, und ich mit gespanntem Bogen. Er traf den Bär mit der Kugel hinter den Schultern; ich aber traf ihn weiter hinten an, aber wegen meinem Mangel an Uebung in diesem Geschäft, drang mein Pfeil nur einige Zoll durch die Haut. Wir tödteten diesmal eine Bärin und drey Jungen, und schleiften sie auf dem Schnee unserm Lager zu—sammelten Holz, richteten ein Feuer an zum Kochen, welches wir noch zur Noth ausrichten konnten, ehe es Nacht wurde.

Früh am andern Morgen schlenderten wir wieder in den Wald, machten Versuche an etlichen Bäumen — aber vergebens. Auf

unserm Rückweg erhielten wir einige Rackune in einer hohlen Ulme.

Wir blieben 2 Wochen hier, während welcher Zeit wir 4 Bären, 3 Hirsche, etliche Welschhühner, und eine Anzahl Rackune tödteten. Wir packten so viel von unserm Fleisch zusammen als wir mitnehmen konnten, und machten uns nun auf den Weg nach unserm Winterquartier. Als wir dort ankamen, waren sie alle hoch erfreut, denn sie waren beynahe verhungert—indem die drei zurückgelassenen Jäger sehr wenig Wildprett getödtet hatten. Alle welche etwas tragen konnten, wallfahrten nach der kleinen Hütte, um Fleisch abzuholen.

Im Monat Februar kehrten die 4 Krieger zurück mit 2 Scalpen und 6 Pferden von den Pennsylvanischen Grenzen. Nun konnten die Jäger sich in größerer Enfernung von einander theilen, und das getödtete Wild auf Pferden zum Lager bringen. Wir hatten auch von nun an keinen Mangel mehr zu erleiden.

In diesem Monat fingen wir an Zucker zu kochen. Weil einige von den Ulmen-Bäumen sich zu dieser Zeit schon schälen laßen, so machten sich die Frauen daran um solche zu fällen, mit einem krummen, an einem Ende gespitzten Stecken, um daraus Gefäße zu machen das Zuckerwasser aufzufangen. Solcher Gefäße machten sie über hundert, wovon ein jedes etwa zwey Gallonen hielt. In die Zucker-Bäume machten sie Rinnen mit einem Tomahawk, und mit einem eingelegten Spahn leiteten sie das Wasser in die darunter stehenden Gefäße. Wegen der großen Menge des Zuckerholzes, zapften sie selten einen Baum an, der weniger als zwei oder drei Fuß dick gewesen wäre. Auch machten sie Gefäße um Wasser herbei zu tragen, welche etwa vier Gallonen hielten. Sie hatten zwey metallene Kessel welche etwa fünfzehn Gallonen hielten, nebst kleinern Kesseln, in welchen sie das Wasser kochten. Weil sie aber das Wasser nicht immer schnell genug verkochen konnten, so machten sie sich auch noch andere Gefäße von Rinde, die jedes, an ein hundert Gallonen hielten, um darinnen das Wasser aufzubewahren. Obgleich nicht der Saft jeden Tag lief, so hatten sie doch beständige Beschäftigung im Kochen während der ganzen Jahreszeit des Zuckerkochens.

Den Zucker verbrauchten wir gewöhnlich dadurch, daß wir mit demselben Bärenfett ganz süß machten, und alsdann tauchten wir unser gebratenes Hirschfleisch darin.—Um diese Zeit waren auch einige der Knaben mit mir beschäftigt, um Fallen für Füchse, Rackune und Wildkatzen zu machen und abzuwarten.

Dieweil Rackunen eine Art Wasserthiere sind, so stellten wir unsere Fallen nahe an kleine Ströme, und zwar also: wir legten einen jungen Baum auf den andern, und schlugen Pfähle auf beiden Seiten in den Grund, um sie vom Fallen zu bewahren. Den oberen Baum erhöhten wir etwa 18 Zoll, und setzten denselben also, daß wenn ein Rackun eine Schnur, oder ein Stück Rinde berührte, der Baum auf ihn fallen und tödten würde. Und um das Thier zu verhüten vorbei zu gehen, legten wir Gebüsch auf beiden Seiten des Stroms, so daß wir nur die Mitte des Stroms offen ließen.

Die Fuchs-Fallen waren auf ähnliche Weise zubereitet, nahe an

einem hohlen Block, u. s. w. Während die Weiber am Zuckerkochen waren, beschäftigten sich die Männer und Knaben mit Jagen, u. d. gl.

Gegen das Ende des März-Monats begannen wir uns zu rüsten um nach unserm Dorf zurückzukehren, um Welschkorn zu pflanzen. Die Weiber kochten alsdann das letzte ihres Bärenfetts, und machten sich Gefäße um dasselbe darin zu bewahren. Diese Gefäße machten sie aus Hirschfellen, welche vom Hals abgezogen wurden, ohne die Haut aufzuschneiden. Nachdem sie das Haar abgesondert hatten, legten sie das Fell am Hals-Ende in Falten, und zogen es mit einer Schnur zusammen wie einen Beutel. Alsdann wurde es wie eine Blase mit Wind angefüllt bis es getrocknet war—alsdann sahe es aus wie ein Zuckerhut, nur mehr rund am untern Ende, wovon eins ungefähr vier oder fünf Gallonen hielt. Darinnen trugen sie nun ihr Bärenfett.

Nachdem alles fertig war, zogen wir zurück nach dem Canesadooharie Wasserfall. Auf diesem Weg fanden wir meistens gutes Land, aber zu viel Wiesenboden im Vergleich mit dem Fruchtland, meistens mit Weiseichen, Ulmen, Schwarzeichen, Linden, Kirschen, Zucker, Maulbeeren, Lorbeeren, u. d. gl. Hie und da findet man Buchen, wo das Land nicht so gut ist. An einigen Orten befinden sich große Sümpfe die nicht bebaut werden können.

Als wir an dem Fall ankamen, war die Kanoe welche wir daselbst begraben hatten, nicht hinlänglich alles zu tragen, indem wir auf unsern Pferden etwa zwei hundert Gewicht Zucker, eine große Quantität Bären-Oel, Felle, u. d. gl. mitbrachten. Wir waren daher genöthigt ein anderes Kanoe zu machen von Ulmenholz. Während wir hier waren, wurden meine Bücher von einer jungen Wyandott Indianerin gefunden. Sie kamen nun alle zusammen, und da ich eine Strecke von dem Zelt ab war, konnte ich nicht begreifen was das bedeutete. Man rief mich aber jetzt mit meinem mir beigelegten Indianer-Namen, (Scoouwa,) zu wiederholten malen herbei; und als ich, in größter Eile, bei ihnen angekommen war, zeigten sie mir die Bücher, mit dem Bemerken: daß es ihnen sehr lieb sey dieselbe gefunden zu haben, indem sie wohl wußten, daß der Verlust mich gekränkt habe. Indem ich zu dieser Zeit schon etwas Indianisch sprechen konnte, (besonders in der Caughnewago Sprache, welche nebst die der Wyandotts allhier geredet wurde,) sagte ich ihnen, daß ich ihnen für ihre Freundschaft die sie mir allezeit erwiesen, herzlich dankte; und besonders für diesen letzten Beweis, in Hinsicht meiner Bücher. Sie frugen mich, ob dieselbe beschädigt worden wären? worauf ich antwortete, daß der Schaden unbedeutend sey, da nicht der Druck, sondern nur der Einband gelitten hatte. Alsdann zeigten sie mir wo und wie dieselbe gelegen hatten—nemlich in einem Hirschfellen Beutel, und zwar so, daß der Regen ihnen am wenigsten schaden konnte. Bey dieser Gelegenheit fühlte ich zum erstenmale mein Herz zu den Indianern hingezogen. Denn ob sie gleichwohl liebreich gegen mich vorher waren, so konnte ich dennoch nicht ihre Grausamkeit vergessen, welche sie bey Braddock's Niederlage ver-

übr hatten. Aber ich entschuldigte sie nun, wegen ihrem Mangel an Erkenntniß.

Als wir zum Auszug fertig waren, wollte Tontileaugo nicht mit zum Dorf, sondern er wollte den Revier hinauf gehen, um zu jagen, und frug mich: ob ich nicht mit ihm gehen wolle? Ich erklärte ihm meine Willigkeit, und nun gingen wir, nachdem wir uns mit Zucker, eingerolltes Bären-Oel, und gedürrtes Hirschfleisch versehen hatten, den Canesadoobarie 80 Meilen hinauf, wo wir uns lagerten. Zu dieser Zeit wußte ich weder den Tag in der Woche, noch den Tag des Monats, vermuthete aber es sey um Anfangs April. Wir waren ziemlich glücklich. Auch fanden wir ein verlornes Pferd, eine Mähre und ein Füllen; und obschon sie den ganzen Winter im Wald umher liefen, waren sie dennoch in gutem Zustande. Es ist hier den ganzen Winter Gras unter dem Schnee zu finden, was solche Pferde, die gewohnt sind in Wäldern zu seyn, sich zum Nutzen zu machen wissen.

Allein die gemeldeten Pferde waren, durch ihre lange Waldbewohnung, wild geworden. Eines Nachts beschloß mein Tontileaugo, daß wir dieselben auffangen wollten; und als ich ihm äußerte, daß das wohl schwerlich thunlich sey, sagte er, er habe zu seiner Zeit Bären, Büffel und Elendthiere müde gemacht, und in den großen Ebenen habe er einstmalen einen Hirsch, und zwar mit einem leichten Schnee bedeckten Boden, ausgelaufen—und er glaube, daß er in einem ganzen Tage vier der besten Thiere (ausgenommen einen Wolf) müde laufen könne. Ich sagte ihm, daß obschon ein Hirsch das flinkste Thier sey, so wäre es doch eher ermüdet als ein Pferd. Allein er war entschloßen den Versuch zu machen. Er hatte von den Wyandotts gehört, daß ich ein schneller Läufer sei, und nun wolle er es erfahren. Ich sagte ihm daß ich nie einen ganzen Tag, und mit den Wyandotts nur 7 oder 8 Meilen gelaufen hätte. "Das ist nichts," sagte er; "wir müßen entweder diese Pferde fangen, oder den ganzen Tag laufen."

Am nächsten Morgen machten wir uns bey Sonnenaufgang auf den Marsch, nachdem wir uns vorher beynahe aller Kleidung entledigt hatten. Um 10 Uhr konnte ich weder die Pferde noch Tontileaugo mehr sehen.—Allein da die Pferde den ganzen Tag nur vier Meilen im Viereck herumliefen, und endlich an den Ort kamen, wo ich war, so folgte ich ihnen des Nachmittags um 3 Uhr wieder nach, und zwar vor dem Tontileaugo. Bald hörte ich ihn aber mir zurufen: "Chakoh, Chakoanaugh," (in Deutsch: "Thue dein Bestes.") Wir gingen drauf los, und nach Verlauf einer Meile, lief Tontileaugo vor mich. Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang verzweifelten wir an der Hoffnung die Pferde zu fangen, und kehrten nach unserm Lager zurück, wo wir unsere Kleider gelaßen hatten.

Ich erinnerte Tontileaugo an das was ich ihm gesagt hatte, worauf er mir zur Antwort gab: "er hätte nicht gewußt was Pferde thun könnten—sie wären mächtige Thiere zum Laufen: aber wir hätten sie doch müd' gemacht." Nun kam er zu dem Entschluß, zu thun wie die Indianer mit wilden Pferden im Krieg thun—nemlich, sie durch

den Hals unter den Mähnen zu schießen, welches sie zu Boden brächte, bis man sie halftern könne, ohne ihnen jedoch viel zu schaden. Dieses versuchte er nun auch, allein die Mähre war so wild, daß er ihr nicht nahe kommen konnte um sie an den rechten Ort zu treffen. Er legte indeßen sein Gewehr an und feuerte: aber der Schuß war zu niedrig, und die Mähre blieb todt liegen! Das andere Pferd aber, so wie das Füllen, dieweil sie sich an diesem Ort aufhielten, ertappten wir und nahmen beide mit nach unserm Zelt.

Wir blieben zwey Wochen hier, und tödteten eine Anzahl Bären, Rackune und auch Ottern. Wir machten ein Kanoe von Ulmenrinde, und Tontileaugo fuhr darinnen bis Abend nach dem Fall. Ich, hingegen, schwang mich auf das mit Bärenhaut besattelte Pferd (die Steigbügel waren mit Rinde gemacht) und erreichte den Fall am folgenden Morgen. Unser Kanoe und Gepäcke trugen wir jenseits des Falles.

Dieser Fall ist ungefähr 12 bis 15 Fuß hoch, und das Wasser fließt sehr schnell für eine bedeutende Strecke oberhalb demselben. Dieser Strom (Canesadooharie) vereinigt sich mit dem westlichen Arm des Muskingum Stroms, fließt in einer nördlichen Richtung, und ergießt sich auf der südlichen Seite des Erie See's, etwa 8 Meilen östlich von Sandusky, oder zwischen Sandusky und Cayuhaga.

Wir gingen nun wieder dem See entgegen, ich zu Pferd und Tontileaugo zu Wasser. Das Land ist hier meistens gut, nur hatte ich aber Schwierigkeit um die Sümpfe zu kommen. Als wir an den See kamen, ritt ich längs dem Strande hin, und Tontileaugo hielt sich nahe am Ufer.

Nach einiger Zeit erhob sich der Wind, und er fuhr an die Mündung eines kleinen Stroms und übernachtete daselbst. Wegen des Sturms auf der See, verblieben wir einige Tage hier. Tontileaugo ging auf die Jagd, und als er fort war, kam ein Wyandotte an unser Lager, dem ich ein Stück gebratenes Hirschfleisch gab, welches ich soeben am Feuer hatte, was er sehr dankbar von mir annahm. Als Tontileaugo zurück kam, erzählte ich ihm den Vorfall, worauf er seine Befriedigung ausdrückte—hoffte aber, daß ich dem Besuchenden doch auch Zucker und Bärenöl werde gegeben haben? Ich sagte ihm, daß, indem diese Artickel drunten in dem Kanoe gewesen, ich mich keine zu holen hätte bemühen wollen. "Du hast dich gerade wie ein Holländer betragen,"* war seine Antwort. "Weißt du nicht, daß wenn ein Fremdling in unser Lager kömmt, wir ihm allzeit das Beste vorsetzen sollen?" Ich bekannte meinen Fehler, und er entschuldigte mich meiner Jugend wegen; wünschte aber, daß ich mich in Zukunft wie ein braver Krieger betragen, und nie wieder solcher kleinlichen Thaten zu Schulden kommen laßen möchte.

---

*Die Holländer nannte er Skoharehaug, welches seinen Ursprung von einem Holländischen (oder Nieder-Deutschen) Settlement, genannt Skoharey, herschreibt.

Da der See† wieder ruhig wurde, reisten wir ab, und kamen glücklich nach Sunyendeand, welches ein kleines Wyandott Dorf ist, an einem kleinen Strom gelegen, welcher sich in den kleinen See, unterhalb der Mündung des Sandusky ergießt.

Das Dorf war ungefähr 80 Ruthen von der Mündung des Stroms entfernt, auf der südlichen Seite einer großen Ebene, welche mit Holz, Nesseln und Gras bewachsen war. An manchen Orten war nichts als drei Fuß langes Gras—und an andern, nichts als sehr große Nesseln, wo auch der Boden außerordentlich stark und gut war. Hier pflanzten sie ihr Welschkorn. In diesem Dorf waren auch Französische Handelsleute, welche unsere Felle und Pelzwerk kauften, wofür wir uns neue Kleider, Farbe, Taback, und dergleichen anschaften.

Nachdem ich meine neuen Kleider angezogen, und meinen Kopf gleich einem rothen Specht geziert hatte, ging ich mit andern jungen Indianern, nach dem Welschkornfeld, wo die Weiber arbeiteten. Diese baten mich mein Geschick mit der Hacke an den Tag zu legen; und nachdem ich mich eine Weile damit beschäftigt hatte, lobten sie mich nicht wenig als einen guten Schaffer; als ich aber nach dem Dorf zurückkam, und die alten Männer davon hörten, tadelten sie mich, und sagten, daß ich an die Stelle eines großen Mannes wäre aufgenommen worden, und daß ich nicht, wie die Weiber, Welschkorn hauen müße. Dieses ließ ich mir nicht zum Zweitenmal sagen: denn ich war nie ein besonderer Liebhaber zur Arbeit gewesen.

Die Indianer bringen gewöhnlich einen großen Vorrath von Bärenöl, Zucker, gedürrtes Hirschfleisch, u. s. w., von ihrer Winterjagd—aber sie sind auch nicht sparsam im Essen, noch im Austheilen für andere. Sie haben keine regelmäßige Mahlzeiten, als Morgen- Mittag- oder Abendessen; und wenn irgend jemand in ihr Haus kommt, sei es auch zwei oder drei mal des Tags, so muß er eingeladen werden das Beste zu essen—und sie rechnen es höchst unhöflich, eine solche Einladung abzuschlagen, denn sie betrachten es als einen Beweis, daß man ihnen nicht günstig sei.

Um diese Zeit, wo gedürrtes Welschkorn mit Bärenöl und Zucker gemengt, im Ueberfluß zu haben ist, wurde dieses einem jeden, zu jeder Stunde des Tages angeboten. Auf diese Weise geht es fort, bis Zucker, Bärenöl, und Hirschfleisch fertig ist, alsdann essen sie das Welschkorn allein, ohne Salz, Brod, oder irgend etwas; dennoch muß ein jeder der hereinkommt essen was sie haben, sey es auch noch so wenig, bis nichts mehr vorhanden ist—alsdann entschuldigt man sich mit der ganz triftigen Ursache: "daß nichts mehr da sey."

Die Jäger und Krieger blieben wohl sechs Wochen im Dorf nach unserer Ankunft, und benutzten diese Zeit mit Austreichen; Besuchen von Haus zu Haus, essen, rauchen, und mit einem gewissen

† Wenn es Windstille auf dem See ist, sieht das Wasser Himmelblau aus. Nimmt man es aber in ein Gefäß, so ist es jedem andern klaren Wasser gleich.

Rasselspiel.—Eine Anzahl Pflaumen-Steine, auf der einen Seite geschwärzt, werden in eine Schüssel gelegt; alsdann wird die Schüssel gerüttelt, wo sie die Worte: hits, hits, hits, honesey, honesey, rego, rego, ausrufen, mit welchen sie für schwarze oder weiße Steine fragen, oder sonst irgend eine Farbe die sie verlangen. Alsdann werfen sie die Schüssel um, und zählen die weißen und schwarzen Steine. Einige schlugen ihre Trommel und sangen; andere spielten auf einer Art Flöte, und wieder andere auf der Maul-Trommel, (Jewsharp.) Ein Theil der Zeit wurde auch im Rathhaus zugebracht, wo die Häuptlinge, und wer Lust hatte, beywohnten; des Nachts wurde gesungen und getanzt. Gegen das Ende des Juni Monats, 1756, machten sie alle Vorbereitungen zum Krieg an der Virginischen Grenze. Als sie fertig waren, gingen sie durch alle ihre Zeremonien, sangen ihre Kriegslieder, u. d. gl. Sie marschierten alle ab, welche 16 Jahren alt waren, ja sogar einige Knaben die nicht über 12 Jahr alt waren, waren auch mit Bogen und Pfeil ausgestattet, und gingen mit in den Krieg. Es blieben also keine zurück, als nur die Weiber und Kinder, ausgenommen ein sehr alter Mann, ein anderer etwa 50 Jahre alt, welcher ein Krüppel war, und ich selbst.

Die Indianer waren damals in guter Hoffnung, daß sie die Virginier alle über das Meer treiben könnten. Sie hatten auch ziemliche Aussichten dieses zu bewerkstelligen, weil damals die Amerikaner gänzlich unbekannt mit Kriegsübungen waren, und waren daher nicht bereit mit solchen schlauen Feinden wie die Indianer, in den Krieg zu gehen. Die zwey alten Indianer frugen mich, ob ich nicht dächte, daß die Franzosen und Indianer ganz Amerika überwältigen würden, (ausgenommen Neu England, welches sie vor Alters schon versucht hätten.) Ich sagte ihnen, daß ich es bezweifelte. Sie erwiederten, daß sie jetzt schon alle zwischen den Bergen vertrieben hätten, und hätten das große Thal zwischen dem Nord und Süd Berg, von dem Potomak bis zum James' Revier, verwüstet, welches ein bedeutender Theil vom besten Land in Virginien, Maryland und Pennsylvanien sei, und daß ihnen die weißen Leute als recht thörichte Leute vorkämen, als die sich leicht überraschen ließen, und weder laufen noch fechten könnten. Dies, sagten sie, wären ihre Gründe zur Vermuthung, daß sie leicht zu vertreiben wären. Sie frugen mich für die Gründe meiner Meinung, und wünschten, ich möchte mich frei ausdrücken. Ich sagte ihnen, die weißen Leute im Osten wären zahlreich wie die Bäume; und obschon sie ihnen thöricht vorkämen, weil sie mit der Indianer Mode Krieg zu führen nicht bekannt wären, sie dennoch keine Thoren wären—daß die Weißen bald lernen würden, wie mit ihren rothen Brüdern zu streiten, und alsdann würden sie dieselbe vertreiben, oder wenigstens, sich selbst vertheidigen können. Ich fand wohl, daß die alten Indianer selbst nicht glaubten, daß sie Amerika bezwingen könnten, sondern daß sie durch solch eine Idee blos ihre jungen Männer zum Krieg ermuntern wollten.

Als die Krieger das Dorf verließen, hatten wir weder Fleisch,

Zucker noch Bärenöl übrig. Wir hatten nichts als Mais, oder grob gestoßenes Welschkorn, (Homony ;) dieses kochten sie in Wasser, welches wie eine steife Suppe aussah, ohne das geringste Gewürz. Für eine Zeitlang hatten wir genug davon, aber wir wurden bald spärlicher versorgt, und indem die Krieger nicht so geschwind, als sie erwartet hatten, zurückkamen, waren wir dem Verhungern nahe, hatten auch nur eine Büchse und wenig Pulver und Bley. Der alte lahme Wyandotte beschloß, auf die Jagd in dem Kanoe zu gehen, und ich sollte mit ihm gehen. Er hoffte, daß, da es die Zeit war wo die Hirsche zum Wasser kämen, wir welche daselbst bekommen könnten. Wir gingen den Sandusky einige Meilen aufwärts, lenkten dann in einen Bach ein, und lagerten uns. Wir versahen uns mit Fackeln, da wir des Nachts jagen wollten, und steckten auch Rinde und Gebüsch in den Kanoe auf, um uns zu verbergen. Ein kleiner Knabe der bey uns war, hielt die Fackel ; ich fuhr, und der Alte, mit gespannter Büchse, mit grobem Schrot geladen, feuerte auf die armen Hirsche, wann wir nahe genug zu ihnen kamen. Wir tödteten drei Hirsche in weniger als einer Nacht, und kehrten zurück, um die Hungernden im Dorf zu sättigen.

Als wir dort ankamen, schrieen die Kinder vor bitterem Hunger. Wir legten alles was wir erhalten hatten vor sie, und obschon es für so viele doch nur wenig war, so wurde doch strenge Gerechtigkeit in der Austheilung beobachtet. Wir gingen sogleich wieder auf die Jagd ; ehe wir aber wieder zurückkehrten, waren die Krieger zurück gekommen, und hatten eine Quantität Fleisch auf ihren Pferden mitgebracht. Diese Krieger hatten sich in verschiedene Abtheilungen getheilt, und an verschiedenen Oertern in Augusta Caunty Angriffe gemacht. Sie brachten eine ziemliche Anzahl Gefangener, Scalpen, Pferde, und andere Beute. Eine Abtheilung brachte mit sich einen gewissen Arthur Campbell, (jezt Colonel Campbell, am Holston Revier, nahe bey R o y a l O a k.) Indem die Wyandotts zu Sunyendeand, und die zu Detroit mit einander verbunden waren, so wurde Herr Campbell nach Detroit genommen. Er blieb jedoch eine Zeitlang bey mir in diesem Dorf. Seine Gesellschaft war mir sehr angenehm, und ich wurde mit Betrübniß von ihm getrennt. Während seines Aufenthalts im Dorf, lieh er von mir meine Bibel, und machte viele treffliche Bemerkungen über das Gelesene. Unter andern über die Stelle : (Klagl. Jerem. 3: 27,) "E s i s t e i n k ö s t l i c h e s D i n g e i n e m M a n n e, d a ß e r d a s J o c h i n s e i n e r J u g e n d t r a g e," sagte er, daß wir uns dem Willen der Versehung ergeben sollten, dieweil wir jezt das Joch in unserer Jugend zu tragen hätten. Herr Campbell war damals, dem Ansehen nach, sechszehn oder siebenzehn Jahr alt.

Wie gesagt, die Krieger hatten eine Anzahl Gefangene mitgebracht ; und als sie die Spießruthen laufen sollten, sagte ich ihnen wie sie sich dabey verhalten sollten. Ein gewißer Johann Savage, etwa 40 Jahre alt, wurde hervorgebracht um die Spießruthen zu laufen. Auch ihm sagte ich wie er sich dabey benehmen sollte.

Darnach stellte ich mich in die Reihen der Indianer, und jauchzte und frohlockte mit ihnen ; und indem sie ihn nicht sehr rauh behandelten, schlug ich ihn mit einem Stück Kürbiß, worüber sich die Indianer lustig machten. Mir aber that es sehr leid.

Ungefähr um die Zeit der Zurückkunft der Krieger, wurde das Welschkorn eßbar. Wir hatten daher entweder grünes Welschkorn oder Hirschfleisch, und manchmal beides zusammen—welches für uns ein Leckerbissen war. Hatten wir gekochtes Welschkorn genug, so wurden die Jäger saumselig, und brachten ihre Zeit mit Singen, Tanzen, u. d. gl. zu. Sie schienen dem buchstäblichen Sinn der Schrift, "nicht für den andern Morgen zu sorgen," nachzukommen. Auch lebten sie friedlich, liebevoll und freundschaftlich miteinander, ohne Zänkerei. In dieser Hinsicht beschämen sie manche, welche sich Christen nennen.

Auf diese Weise lebten wir bis zum October. Alsdann fanden sich Gänse, Enten, Schwane, und dergleichen, in großer Menge ein, auf diesem kleinen See. Dieser Ort ist merkwürdig wegen der vielen Fische im Frühling, und Federvieh im Frühling und Herbst.

Da nun die Jäger des Müßiggangs überdrüßig waren, so gingen sie nun ihrem Lieblings-Geschäft—dem Schießen—nach. Und da konnte es ihnen nicht fehlen. Wir hatten nun Welschkorn und Geflügel im Ueberfluß. Zu Zeiten hatten wir auch, als Rarität, ein bischen Brod aus Welschkornmehl gemacht, welches fein gestoßen, mit Bohnen gemengt, und in der heißen Asche gebacken wurde.

Dies nannten wir ein Herrenleben ; doch war es nicht zu vergleichen mit dem fetten, gebratenen, und gekochten Hirschfleisch im Herbst ; dem Bären- und Otternfleisch im Winter—noch mit dem Zucker, Bärenöl und gedörrten Hirschfleisch im Frühling.

Einige Zeit im October kam ein anderer angenommener Bruder, älter denn Tontileaugo, uns zu besuchen, und frug mich mit ihm auf die Jagd nach Cayuhaga zu gehen. Dieweil sie mich allezeit wie einen freyen Mann behandelt hatten, und mich willkührlich handeln ließen, sagte ich ihm daß ich sehr vertraut mit Tontileaugo sei —daß e r aber mir ganz fremd sei, und bat mir deshalb Bedenkzeit aus. Er bemerkte mir, daß seine Gesellschaft mit der er gereiset sei, würde ihm erst in sechs Tagen an der Mündung dieses kleinen Sees begegnen, und in dieser Zeit würde ich ihn kennen lernen, und könnte alsdann für mich selbst urtheilen. Ich berathschlagte mich mit Tontileaugo darüber, welcher mir sagte, daß unser alter Bruder Tecaughretanego (denn das war sein Name) ein Häuptling, und ein besserer Mensch als er selbst sey ; und daß wenn ich mit ihm ginge, ich gewiß gut behandelt werden würde—doch sollte ich nach Belieben handeln. Wollte ich bleiben, so sollte ich wie vorher behandelt werden. Ich erwiederte ihm, daß er mich immer wie ein Bruder behandelt habe, jedoch sey ich auch sehr gut mit meinem alten Bruder zufrieden, so viel ich von seinen Worten und Werken vernommen, und weil er in eine Gegend gehen wolle, die ich nie gesehen, so wollte ich mit ihm gehen. Er willigte herzlich gern ein.

Nun ging ich mit Tecaughretanego, nach der Mündung des klei-

nen Sees, wo er die Gesellschaft die er erwartete, antraf—bestehend aus Caughnewagas und Ottawas.—Hier wurde ich mit einer Caugnewaga Schwester, und anderen die ich nie zuvor gesehen hatte, bekannt gemacht. Der Name dieser Schwester war Maria, oder Molly, wie sie es aussprachen. Ich frug Tecaughretanego, wie es käme daß sie einen Englischen Namen hätte? Er antwortete daß er nicht gewußt hätte, daß es ein Englischer Name sey; daß ihr aber dieser Name vom Priester bey ihrer Taufe wäre beygelegt worden, weil es der Name der Mutter Jesu gewesen sey. Er sagte ferner, daß sehr viele Caughnewagas und Wyandotts halb Römisch-Katholische wären; aber für seinen Theil hätte er und der Priester nicht übereinstimmen können, indem sie solche unsinnige und widersprechende Meinungen hegten; und daß der Priester noch sogar die Freiheit gehabt habe zu behaupten, daß das Buch Gottes solche Abgeschmaktheiten lehre: daß er aber solchen Unsinn als vom guten Geist kommend, nicht glauben könne, und daher sei er der Meynung, daß die alte Religion des Indianers besser sey als diese neue Art der Gottesverehrung.

Die Ottowas haben gewisse sehr nützliche Zelten aus Matten gemacht, welche den Regen abführen, und die sie mit sich nehmen können. Eine jede Matte ist 15 Fuß hoch und 5 Fuß breit. Um ein solches Zelt zu errichten, schnitten sie eine Anzahl langer Stangen, welche sie zirkelförmig in die Erde setzten, doch so, daß sie sich einwärts lehnen. Dann breiten sie ihre Matten über diese Stangen von unten bis oben, eine Oeffnung ausgenommen, welche als Schornstein dient. Sie machen ihr Feuer mit dürrem gespaltenem Holze in der Mitte des Zeltes; ihr Bettzeug besteht aus Matten von Rinden und Fellen, auf welchen sie gekrümmt um das Feuer her liegen, dieweil ihre Betten zu kurz sind um sich der Länge nach darauf zu strecken. Anstatt einer Thüre, heben sie das Ende einer Matte auf und schlüpfen hinein, und lassen es hinter sich wieder niederfallen.

Diese Zelten sind warm und trocken, und ziemlich frei von Rauch. Ihre Geräthschaften legen sie unter Kanoes von Birkenrinde, welche sie umkehren, um alles darunter Befindliche vor dem Regen zu beschützen. In den Zelten ist nichts als nur ihre Betten.

Diese Gesellschaft hatte vier Rinden Kanoes und vier Zelte. Wir wurden freundschaftlich empfangen. Sie gaben uns Mais, sowohl als gekochtes und gebratenes Geflügel. Indem die Gänse, Enten, u. d. gl. hier mit Korn gut gefüttert werden, so waren sie besonders fett, vorzüglich die grün-hälsige Enten. Das wilde Geflügel hier lebt von einer Art Reis, welcher im seichten Wasser, oder an nassen Orten aufwächst.

Wegen dem hohen Wind konnten wir nicht die Reise fortsetzen, und blieben deshalb einige Tage, in welchen wir vieles Wild tödteten.

Wann eine Indianer Gesellschaft mit einander auf dem See reisen, wo es um diese Jahreszeit oft gefährlich ist, halten die alten Männer gewöhnlich einen Rath. Beschließen sie nun auf die Reise zu

gehn, so rüstet sich alles dazu an, ohne auch ein Wort dagegen einzuwenden, es mag so stürmig seyn als es immer will. Eines Morgens, obgleich es eben so stürmig war als es seit einigen Tagen her gewesen, ertönte der Ruf: "Y o h o h - y o h o h," welcher sogleich mit "O o h - o o h" (welches "bereit" meint,) beantwortet wurde. Flugs waren wir reisefertig, obschon wir ziemlich viel Schwierigkeit abzufahren hatten.

Sobald wir in unsern Kanoes waren, plätscherten wir mit aller Macht, um vom Ufer abzustoßen. Obschon diese Art Kanoes sich besser auf den Wellen fortbewegt als man erwartet, so schlug dennoch das Wasser etliche mal in dieselbe. Als wir etwa eine halbe Meile vom Ufer waren, spannten wir Segel auf—und da der Wind von Westen blies, ging es rasch vor sich. Alsdann legten wir unsere Ruder nieder, einer ausgenommen welcher steuerte, und wir hatten keine Wellen mehr bis wir nahe an das Ufer kamen. Wir legten diesen Tag 60 Meilen zurück, und lagerten uns vor Nacht.

Folgenden Tag setzten wir wieder ab, und es ging eine Zeitlang sehr gut: als es aber anfing stürmisch zu werden, machten wir uns mit nicht geringer Schwierigkeit an's Ufer. Den nächsten Tag hielten die Alten einen Rath.

An diesem Tage hatten wir eine Strecke von neun Meilen an sehr hohen Felsengebirgen am Ufer vorbeizugehen, welches uns durchaus verhinderte, anzulanden; aber stürmisch wie es war, mußten wir dennoch auf die Reise, weil es helles Wetter war. Wir schafften uns vom Ufer ab und spannten die Segel auf, (dazu gebrauchten wir unsere Zelten-Matten,) und gingen eine Meile unter günstigem Winde voran, bis wir den emporragenden Felsen gegenüber waren: alsdann ging es nach dem Ufer zu, und wir fingen an zu befürchten daß wir auf die Felsen geworfen würden. Zwey der Kanoes waren bedeutend viel weiter von den Felsen, als der in welchem ich mich befand. Diejenigen welche am weitesten in dem See vom Ufer entfernt waren, ließen ihre Segel nicht abnehmen, bis sie an den Felsen vorbey waren. Aber weil wir näher an den Felsen waren, mußten wir unsere Segel niederlassen und aus allen Kräften an unsern Rudern arbeiten. Wir kamen mit vieler Schwierigkeit an den Felsen vorbei und landeten.

Da die übrigen Kanoes vor uns ankamen, so schickten sie uns Läufer nach, um zu sehen, ob auch wir glücklich angekommen wären.

In dieser Nacht legte sich der Wind, und den nächsten Morgen war der See ziemlich ruhig. Wir konnten nun ohne Schwierigkeit reisen, und plätscherten am Ufer hin, bis wir an die Mündung des Cayahaga kamen, welcher sich auf der Südseite in den Erie See ergießt, zwischen Canesadooharie und Presque Eiland.

Wir gingen den Cayahaga hinauf und lagerten—wo wir einige Tage zum Jagen blieben, und so hielten wir an mit Jagen und Herumziehen bis wir an die Kreutzung des Cayahaga kamen. Dies ist ein sehr stilles Wasser, und hat nicht viele Plätze wo es sehr

schnell fließt von der Mündung bis zur Gabel. Hirsche waren hier sehr zahlreich—groß und fett; Bären hingegen, und anderes Wild, sehr rar. Das hohe Land ist bergicht, und von zweyter und dritter Güte; das Holz ist meistens Schwarzeichen, Weiseichen, Hickory, Hundsholz, ꝛc. Das Uferland ist sehr gut, und mit Wallnuß, Locust, Maulbeer, Zucker, Wildapfel, u. d. gl. bewachsen. Der westliche Zweig dieses Reviers vereint sich mit dem östlichen Zweig des Muskingum; und der östliche Zweig mit dem großen Bieberstrom, und dieser ergießt sich etwa 30 Meilen unterhalb Pittsburg in den Ohio.

Von der Cayahaga Gabel nach dem östlichen Zweig des Muskingum ist ein Tragplatz, wo die Indianer ihre Kanoes, u. s. w. übertragen, von dem Gewässer des Erie See's nach dem Ohio Gewässer.

Von dieser Gabel ging ich mit einigen Jägern nach dem östlichen Zweig des Muskingum, wo sie etliche Hirsche tödteten, nebst einer Anzahl Bieber, und kehrten schwer beladen mit Fleisch und Fellen, welche wir auf unsern Rücken tragen mußten, zurück.

Das Land ist hier meistens von zweyter und dritter Güte, und meistens mit Eichen und Hickory bewachsen. Eine kurze Strecke jenseits der Gabel sind bedeutende Stromschnellen (rapids)—theils sehr felsicht, jedoch keine hohen Wasserfälle.

Im anfang December, 1756, machten wir uns bereit den Revier zu verlaßen. Wir vergruben unsere Canoes, und, wie gewöhnlich, hingen unsere Fellen auf. Ein jeder hatte seinen Pack zu tragen. Auch die Weiber hatten Päcke zu tragen, nemlich die zusammengerollten Zelte, welche, obschon sie ein größeres Gepäck machten, dennoch nicht sehr schwer waren. Wir gingen eine süd-östliche Richtung, und konnten nur etwa 10 Meilen des Tags marschieren. Des Nachts schliefen wir in unsern mitgebrachten Zelten, welche aufgerichtet, wie ein Zuckerhut aussahen, und ohngefähr 15 Fuß breit am untern Ende waren.

Auf diese Weise legten wir 40 Meilen zurück, und winterten in diesen Zelten, an dem Gewässer des Bieberstroms, nahe an einem Wasserteich, welcher etwa 2 Meilen lang und eine breit war, und wo äußerst viel Bieber waren.

Die Indianer sind fest der Meinung, daß die Gänse in Bieber, und die Schlangen in Rackunen verwandelt werden: und obschon Tecaughretanego, der ein kluger Mann war, nicht völlig daran glaubte, so schien er dennoch nicht bereit zu seyn es zu bezweifeln. Er sagte dieser Teich sey immer berüchtigt für seine vielen Bieber; und obschon sie, seines Wissens, öfters alle wären getödtet worden (wie er glaubte) dennoch wären ihrer eben so viele den folgenden Winter wieder da gewesen. Und indem dieselben nicht viel auf dem Lande reiseten, und auch kein Wasserverkehr mit diesem Teich wäre, wie sollten so viele Bieber von Jahr zu Jahr dahin kommen? Weil aber dieser Teich auch eine bedeutende Anzahl Gänse enthielt, welche im Herbst sich aus Norden hier versammelten, und sich ganz und gar in Bieber verwandelten (die Füße jedoch ausgenommen!) daher bliebe die Zahl die nemliche.

Darauf erwiederte ich, daß, obgleich kein Wasserverkehr in oder außerhalb diesem Teich statt finde, es dennoch schien, als ob derselbe durch Quellen angefüllt werde, weil das Wasser im Teich immer klar und süß sey; und weil große Quellen nicht weit unterhalb dem Teich sich befänden, diese Quellen wahrscheinlich aus dem Teich hergeleitet werden. Im Herbst, da diese Quelle klein sey, wäre hinlänglich Luft für die Bieber zu athmen, wenn sie ihre Köpfe über das Wasser erhebten, (denn sie können nicht lange unter demselben leben,) und auf diese Art möchten sie einen unterirdischen Gang nach diesem Teich haben.—Tecaughretanego ließ es gelten.

Längst den Seiten dieses Teichs wuchsen unzählige Moosbeeren, (cranberries,) welche die Indianer auf dem Eis, wann es überfroren war, sammelten. Mit Zucker vermengt, hatten sie einen sehr lieblichen Geschmack.

In einem Gespräch mit Tecaughretanego, lenkte ich ihn auf das fischen der Bieber. Er frug mich was mich bewog zu glauben, daß die Bieber Fische fingen? Ich erwiederte, daß ich öfters gelesen habe, daß diese Thiere das Wasser aufdämmten, um Fische zu fangen. Er lachte und machte sich lustig über mich und mein Buch. "Der, der das Buch schrieb," versetzte er, "wußte gar nichts von den Biebern; sie essen keine Art Fleisch, sondern leben von Baumrinde, Wurzeln und andern Sachen."

Um dieses mit Gewißheit zu erfahren, untersuchte ich jedesmal, wenn wir einen Bieber schlachteten, die Eingeweide, konnte aber keine Fische finden. Nachher machte ich auch den Versuch mit einem gezähmten Bieber den wir hatten, aber er wollte weder Fleisch noch Fische fressen. Ich mußte daher bekennen, das mein Buch im Irrthum sey.

Ich frug ihn nun, ob diese Thiere unter dem Wasser leben könnten? Er versetzte, daß die Bieber eine Art unterirdische Wasserthiere wären, welche nahe bei, oder im Wasser lebten; aber daß sie so wenig Wasserthiere seyen, als Gänse oder Enten es sind—welches ich als Wahrheit oft erprobte; denn diejenigen welche wir in eisernen Fallen gefangen hatten, waren jedesmal (wann die Fallen schwer genug waren, um sie unter dem Wasser zu halten,) ersäuft. Auf meine Frage: Warum die Bieber solche große Dämme bauten? erwiederte er, daß dieselbe ihnen zur Beschützung sowohl als zur Bequemlichkeit dienten. Zur Beschützung, indem solche Dämme das Wasser über die Oeffnung an ihren unterirdischen Wohnungen erhöhte, wodurch sie nicht leicht ausfindig gemacht werden könnten—und zur Bequemlichkeit, indem, da die Bieber meistens von Holzrinde leben, diese Aufdämmung sie in den Stand setze, junge Bäume umzuschneiden ohne viel auf's Land zu gehen—denn wenn sie genöthigt sind auf dem Lande zu seyn, werden sie öfters von den Wölfen erhascht. Weil ein Bieber auf dem Lande sich nicht stärker als eine Wasserschildkröte bewegen, und sich auch nicht wehren kann, werden sie daher leicht ein Raub ihrer Feinde.

Ich frug Tecaughretanego ferner, zu was den Biebern ihre Steindrüsen dienten? (denn das Weibchen hat zwey derselben, welche

man den Oelstein und den Bellstein nennt.) Er sagte, weil sie unter die aller dummsten Thiere gehörten und selten einen Laut von sich gäben; und weil sie arbeitende Thiere wären, sie sich dieses Geruchs bedienten um in ihrer Arbeit mit einander übereinzustimmen. Wann ein alter Bieber an das Ufer käme, und seinen Hintern am Boden reibe und dadurch einen Geruch errege, so würden die andern sogleich von allen Seiten herbeikommen und arbeiten. Es sey auch ihnen förderlich auf der Reise, um einander aufzusuchen. Geübte Jäger denen dieses bekannt sey, machten Gebrauch davon, um sie zu fangen. Denn nichts anders sey die Lockspeise des Jägers, als dieses Oel und diese Steine, nichts als dieser Geruch, durch welchen sie durch einen Betrug die Bieber in die Falle lockten.

Nahe bey diesem Teich waren die Bieber das meiste Wildprett. Ehe das Wasser überfror, fingen wir derselben in eisernen und hölzernen Fallen sehr viele. Hie und da bauen sie große Hütten zur Bewohnung, und an andern Orten wohnen sie unter der Erde. Im letzten Fall sind sie nicht zu fangen; aber in ihren Hütten geht es anders. Wir nehmen Schlägel und brechen das hohle Eis los, damit sie ihre Köpfe nicht hervorstrecken können; alsdann brechen wir ein Loch in die Hütte, worauf sie sich in's Wasser fluchten, und weil sie nicht lange unter dem Wasser leben können, so sind sie genöthigt an diese Löcher im Eis zu gehen um zu athmen, worauf die Indianer sie an den Hinterbeinen fangen, und sodann auf dem Eis mit ihrer Art tödten—manchmal schießen sie dieselben sobald sie ihre Köpfe über das Wasser erheben. Ich frug die Indianer, ob sie sich nicht fürchteten dieselben mit ihren Händen zu fangen? Sie sagten nein; daß sie nicht viel zum Beißen geneigt wären, ausgenommen man griff ihnen an die Forderfüße.

Ich ging mit Tecaughretanego und einigen andern auf die Bieber-Jagd; allein es wollte uns nicht gelingen. Auf unserer Rückkunft sahen wir Rackunenspuren als der Schnee noch weich war, welcher aber jetzt eine Kruste hatte. Als wir so da standen und die Spuren besichtigten sahen wir einen Baum mit einem Loch. Sie baten mich hinaufzugehen um zu erfahren ob ein Rackun da hinein gegangen sey. Ich ging; fand aber daß die Spur vorbey ging; ich fand aber einen andern Baum weiter fort, in welchen sie hingegangen waren. Nun rief ich mit lauter Stimme, aber keine Antwort.

Weil es nun anfing zu schneyen und heftig zu stürmen, kehrte ich um nach meinen Kameraden. Für eine kurze Zeit konnte ich ihnen nachspüren; aber auf dem alten bekrusteten Schnee wurden die Spuren bald unsichtbar. Meine Lage war eine traurige, denn ich hatte nur Bogen, Pfeile und Tomahawk bey mir, und konnte daher kein Feuer anzünden—zudem war die Luft so dunkel mit Schnee, daß ich eben so gut die Richtung in der Nacht hätte finden können. Endlich fand ich einen Baum mit einer großen Oeffnung auf einer Seite, etwa drei Fuß breit, und hoch genug um aufrecht darinnen zu stehen. Es war schön und trocken in demselben. Auch fand ich darin hinlängliches dürres, faules Holz. Ich kam nun zum Ent-

schluß, meine Herberge hier zu machen, und daß ich die Thüre meines Hauses zustopfen wollte. Ich legte meinen Teppich ab, (ich hatte nichts von Kleidung, als nebst diesem, ein paar Hirschlederne Schuhe, und Beinbekleidung,) und fing an mit meinem Tomahawk den Gipfel eines daselbst liegenden Baumes zusammen zu hauen, womit ich meine Höhle mit aufrecht-gestelltem Holz, drei bis vier Fuß dick, verwahrte—ausgenommen eine kleine Oeffnung für mich einzugehen. Ich bereitete einen Klotz, den ich nach mir schleppte um auch dieses Loch zuzustopfen. Ehe ich aber hineinging, sammelte ich eine Anzahl kleiner Stecken, womit ich dasselbe desto besser von innen stopfen könne. Als ich darinnen war, machte ich das dürre faule Holz mit meinem Tomahawk ganz fein, womit ich mir ein Bett, gleich einem Gänseneſt zurüstete; mit den kleinen Stecken verstopfte ich die Risse so daß es ganz dunkel wurde. Meine Schuhe legte ich ab, und tanzte in der Mitte meines Bettes eine halbe Stunde, um mich zu erwärmen, was auch erfolgte. Der Schnee hatte jetzt die geringste Oeffnung, die noch hie und da zu finden war, völlig bedeckt, so daß es so finster wie in einem Kerker war, obgleich es draußen noch nicht Nacht war. Alsdann krümmte ich mich mit meinem Teppich in mein rundes Bett, und hatte eine ziemliche Nachtherberge. Als ich erwachte, war alles stockfinster—auch nicht ein einziger Strahl war zu sehen. Nun fiel mir's ein, daß ich keinen Tagesanbruch in diesem Fenster- und Thürlosen Quartier zu erwarten habe. Weil aber der Sturm noch fürchterlich tobte, und ich nicht sonderlich kalt war, beschloß ich ruhig in meinem Nest zu bleiben, bis ich versichert wäre daß es Tag sey. Endlich stand ich auf und zog meine Schuhe an, welche ich unter meinen Kopf gelegt hatte, um dieselbe vom Eis zu lösen. Nun suchte ich nach der Thüre, welche ich mit Schwierigkeit vermittelst des Gefühls endlich fand. Ich machte einen Versuch den großen Klotz vor der Thüre, der mit Schnee beladen war, zu bewegen. Ich erschrack heftig—denn unter all meinen bisherigen Leiden, hatte ich noch nie erfahren was es sei, Tageslicht zu entbehren. Dies, nebst meinen übrigen Verhältnissen, schien mir erschrecklich. Ich ging sogleich wieder zu Bett—warf meinen Teppich um mich, legte mich hin und sann nach, und betete dann zu dem Allmächtigen Gott, daß Er, der mich ehedem beschützte und bewahrte, doch auch jetzt mein Beystand und Helfer seyn wolle.—Ich machte noch einen Versuch um den Klotz zur Seite zu werfen, und es gelang mir denselben etwa 9 Zoll zu bewegen. Damit fiel nun eine Menge Schnee herab, und sodann war auch Tageslicht zu sehen. Ich fand nun, daß der Schnee ungewöhnlich tief war, weswegen es auch so schwer hielt den Klotz zu rücken. Ich war jetzt so hoch erfreut, daß mir gleichsam alle andere Schwierigkeiten gering vorkamen.

Nun kehrte ich wieder in meine Hütte, und dankte Gott daß Er mich wieder das Licht des Himmels erblicken ließ. Endlich schnürte ich meinen Teppich um mich, ergriff mein Tomahawk, Bogen und Pfeile, und verließ die Hütte.

Ich war nun gutes Muths, obgleich der jüngst gefallene Schnee

drei Fuß tief war, (ohne dem war vorher schon der Grund bedeckt gewesen.) Auch hatte ich sonst keinen Wegweiser, als das Moos welches auf der nordwestlichen Seite der Bäume wächst. Ich schleppte mich durch den Schnee fort, und um ungefähr zwölf Uhr, (wie ich nachher erfuhr, denn es war wolkicht,) kam ich eine halbe Meile unterhalb unserm Zelt, an dem Strom; und als ich mich dem Zelt näherte, hörte ich das Frohlocken der Knaben über meine Ankunft.

Ich wurde nun mit Freude empfangen und von allen umringt; aber keiner frug mich irgend etwas, bis sie mir fettes Bieberfleisch zur Mahlzeit vorgesetzt, und eine Tabakspfeife dargereicht hatten. Darnach bat mich Tecaughretanego mit ihm hinauszugehen wo ein Feuer für mich angezündet worden. Nun sammelten sich Männer, Weiber und Kinder um mich her, und der Alte ersuchte mich ihnen umständlich zu erzählen was mir, seitdem sie mich gestern verließen, begegnet sey. Ich erzählte ihnen den ganzen Verfall, während welcher Zeit sie mich nicht einmal unterbrachen. Als ich aber fertig war, wiederhallte es von Freudengeschrei. Indem ich damals weder die Sprache der Ottowas, noch die der Chippewas, (welche sich beinahe gleich sind) reden konnte, so redete ich in der Sprache der Caughnewaga's. Der Mann meiner Schwester Molly, der ein Chippewa war, vertrat die Stelle des Dolmetschers, und trug den Chippewa's und Ottowas meine Erzählung vor, welche mit Beifall angenommen wurde. Als dieses beendigt war, hielt Tecaughretanego folgende Rede an mich:

"B r u d e r:—Du siehst daß wir uns mit Schnee-Schuhen bereitet hatten, um dir entgegen zu gehen, kurz bevor du daher kamst; wiewohl wir bezweifelten ob du noch am Leben seyn würdest, da es uns wohl bekannt ist, daß du in deinem Lande, gegen Morgen, keine Strapatzen gewöhnt gewesen bist. Wir sind aber, aus verschiedenen Ursachen, froh dich wieder zu sehen.—Einestheils sind wir froh, um unserer selbst willen; anderntheils aber, weil wir Aussichten haben, dich die Stelle eines großen Mannes, an dessen Stelle du erwählt wurdest, einnehmen zu sehen. An dem Vorgefallenen bist nicht du, sondern w i r s e l b s t schuld, weil wir nicht daran dachten, daß du unsere Spuren wegen dem treibenden Schnee nicht finden konntest, bis wir an unser Zelt kamen."

"B r u d e r:—Dein Benehmen bey dieser Gelegenheit hat uns wohlgefallen. Du hast uns einen Beweis deiner Geistesstärke, Geschicklichkeit und Tapferkeit gegeben, und wir hoffen du wirst fortfahren große Thaten zu thun. Denn nur allein große T h a t e n machen den großen M a n n."

Darauf erwiederte ich meinem Bruder Tecaughretanego, daß ich ihnen für ihre Sorge und Freundschaft, die ich genossen, herzlich danke—daß es jederzeit mein Bestreben sey, große Thaten zu verrichten, und daß ich hoffe nie solche Handlungen zu begehen, wodurch ich Unehre auf sie brächte. Auch bat ich meinen Chippewa Bruder, seinem Volk meinen Dank für ihre erwiesene Freundschaft kund zu thun.

Am folgenden Morgen gingen einige von ihnen auf die Jagd, und

brachten etliche Hirsche zurück, welche sie auf dem Schnee schleiften. Sie befestigten ihre Tragriemen, (welche in der Mitte breit, und schmal an beiden Enden sind,) an die Vorderfüße und Nasen der Thiere, legten den breiten Theil desselben vor den Kopf oder um die Schultern, und schleppten sie fort. Auf diese Weise sinken sie nicht tiefer in den Schnee als ihre zu diesem Zweck gemachten Schuhe; und wenn es nicht gegen den Strich gezogen wird, zieht es sich sehr leicht.

Die Schnee-Schuhe sind einem Reif-Netz ähnlich, und mit Hirschledernen Riemen verfertigt—etwa zwey und einen halben Fuß lang, und ein und einen halben Fuß breit am vordern, und schmal am hintern Theil, und zwar so, daß sie an den Füßen festgebunden werden können.—Nachdem der Schnee einige Tage gelegen hatte, metzelten die Indianer, also ausgestattet, die Hirsche zusammen mit ihren Tomahawks.

Ungefähr zwey Wochen später hatten wir einen warmen Regen, wodurch das Eis aufbrach, und der größte Theil des Schnee's verschmolz. Nun machten wir hölzerne Fallen, gleich den oben beschriebenen Rackunfallen, um Bieber zu fangen.

Eines Tags, als ich diese Fallen besichtigt hatte, verlor ich mich unter den vielen Bieberteichen. Es wurde Nacht; und da ich kein Feuer-Apparat zu mir genommen hatte, und die Witterung sehr kalt war, konnte ich kein schickliches Nachtlager finden. Das einzige Mittel wodurch ich mich vor der Kälte zu beschützen wußte, war Bewegung. Ich tanzte und schrie die ganze Nacht hindurch, und den folgenden Tag kam ich zum Zelt. Obschon ich diesmal vielmehr erlitten hatte als das vorige mal, so waren die Indianer meinethalben dennoch nicht so viel besorgt, weil sie glaubten ich wäre mit Feuer-Apparat versehen; als sie aber hörten wie es mir gegangen sey, legten sie keine Schuld auf mich. Sie sagten es sey den alten Indianern schon oft so widerfahren, weil die Bieber einen Damm neben dem andern errichtet hätten, daß es schwer wäre die Fahrt zu treffen. Sie lobten meine Entschlossenheit, und versprachen, da sie nun Bieberfelle vollauf hätten, eine neue Büchse am künftigen Frühjahr in Detroit zu kaufen, alsdann könnte ich, wenn ich mich des Nachts verliere, mit Feuer und Wildprett versehen, und bey Sonnenschein nach dem Zelt zurückkehren. Dadurch daß ich mich an den Flüssen des Muskingum verloren hatte, wurde ich meines guten Rufs verlustig, und mußte mit Bogen und Pfeil vorlieb nehmen; und dadurch daß ich zwey Nächte im Wald zubrachte, verschaffte ich mir wieder meinen guten Ruf.

Nach einiger Zeit fror das Wasser wieder zu—und nun schlichen wir wieder, wie vorher, den Biebern nach. Weil dieses das einzige Fleisch war, welches wir diesen Winter ohne Brod oder Salz zu essen hatten, so war dennoch kein Mangel daran; und ich war recht vergnügt dabey, denn es schien mir ein herrliches Essen zu seyn, im Vergleich mit unserer Lebensart vorigen Winter.

Im Februar hingen wir unsere Häute auf Stangen, machten unsern Zug 10 Meil weiter nach einem Ort wo wir Zucker machen

konnten, und schlugen unser Zelt in einem geräumigen Bodengrund auf, an den Hauptgewässern des großen Bieber Stroms. Wir fanden unsere Reise erschwert durch einen blinden Caughnewago Knaben, den wir führen mußten; und da diese Gegend mit vielem Reißig bewachsen war, so mußten wir ihn öfters tragen.

Auch hatten wir den Vater meines Chippewa Bruders bey uns, welcher von den Indianern als ein großer Zauberer betrachtet wurde—sein Name hieß Manetohcoa. Dieser alte Mann war so baufällig, daß wir ihn auf einer Bahre tragen mußten, nebst unserm Gepäck auf unsern Rücken.

Kurz nachdem wir hier waren, fingen die Weiber an Zucker zu kochen. Wir hatten dieses Jahr keine großen Kessel bey uns; aber der Frost mußte ihnen zum Theil anstatt des Feuers dienen um Zucker zu kochen! Ihre großen Gefäße um das Wasser zu halten, machten sie breit und nicht sehr tief; und weil es hier sehr kalt ist, gefriert es oft des Nachts. Dieses Eis werfen sie hinaus. Ich frug sie, ob sie nicht mit demselben ihren Zucker auswürfen? Sie sagten, nein; es sey nichts wie Wasser—Zucker friere nicht, und es sey sehr wenig in jenem Eis. Sie baten mich, ich sollte die Probe machen, und sehen ob ich etwas daraus kochen könne. Das that ich zwar nie; allein ich fand doch, daß nachdem es etliche mal gefroren war, das übriggebliebene Wasser seine Farbe verändere, ganz braun und süß wurde.

Um die Zeit als wir mit diesem Geschäft fertig waren, wurden wir eines Nachts durch das Geschrei einer Indianerin vom Schlaf aufgeweckt. Sie wollte zwey Männer mit Gewehren jenseits des Stroms gesehen haben, und daß sie unser Zelt beschaut hätten. Man fiel auf den Gedanken, daß es Mohawks, welche Johnsten gehörten, seyn müßten. Die Weiber ließ man im Geheimen fortgehen, um sich irgendwo im Gebüsch zu verstecken, und alles was Büchsen oder Bogengeschütz hatte, mußte sich in das Gesträuch nahe an den Zelten verbergen. Würde der Feind hervorkommen, so sollten wir zuerst Feuer auf ihn machen, um den Weibern Gelegenheit zur Flucht zu geben. Ich kroch neben den Tecaughretanego hin—er flüsterte mir entgegen, daß ich nicht bange seyn sollte, denn er wollte mit den Mohawks sprechen; und weil sie mit uns die nämliche Sprache führten, daher würden sie keinen Caughnewago antasten, daß sie aber die Chippewa's und Ottowa's, wenn sie könnten, tödten und uns mitnehmen würden. Diese Nachricht war mir lieb zu hören, und ich wünschte sehnlichst daß die Mohawks kommen möchten.

Ehe wir unsere Zelten verlassen hatten, trugen sie Manetohcoa an das Feuer und gaben ihm seine Zauberwerke, welche aus gefärbten Federn, dem Knochen eines Schulterblatts einer wilden Katze, Tabak, u. d. gl. bestand, und während wir im Gesträuche waren, befand sich Manetohcoa am Feuer im Zelt und zauberte aus allen Kräften drauf los. Endlich rief er uns allen mit lauter Stimme zu sich—welches auch flugs geschah. Als wir hinkamen, erzählte er uns daß nachdem er alle seine Zeremonien durchgemacht, und erwartet habe eine Anzahl Mohawks auf seinem flachen Knochen zu sehen sobald

derselbe am Feuer erwärmt sey, sey nur das Bild zweyer Wölfe zum Vorschein gekommen.—Aber obschon keine Mohawks um den Weg wären, sollten wir doch nicht mit dem Weib zürnen, als habe sie falschen Lärm gemacht; sie wäre genöthigt gewesen hinaus zu gehen und hätte die Wölfe gesehen, und da es Mondhell wäre, habe sie sich im Schrecken eingebildet es seyen bewaffnete Indianer.—Er setzte hinzu, da keine Gefahr vorhanden sey, möchten wir uns ruhig schlafen legen, was auch geschah.

Den nächsten Morgen gingen wir an den Ort, und fanden wirkliche Wolfsspuren, und wie sie nach Hundesart, mit ihren Pfoten gescharet hatten. Menschenspuren fanden wir keine. Wenn es so was wie einen Hexenmeister gäbe, so wäre dieser Manetohcoa wohl einer zu rechnen—denn er war ein vorgeblicher Teufelsanbeter. Diesem sey nun wie ihm wolle, davon bin ich versichert, daß die Indianer eben so steif und fest an ihn glaubten, als sey er ein unfehlbares Orakel, sonst würden sie nicht nach einem solchen Schrecken sich sogleich zur sorglosen Ruhe haben begeben können. Dieses schien mir der Bezauberung näher zu kommen als irgend etwas das ich, seit ich unter ihnen war, gesehen hatte. Ich beobachtete dieses ihr Wesen öfters, fand aber daß es gewöhnlich auf falschen Vorstellungen gegründet war, wodurch sie sich selbst betrogen. Ehe sie in das Schlachtfeld gehen, geben sie auf alle Bewegungen des Feindes acht. Sehen sie nun daß sie einen bedeutenden Vortheil und gute Aussichten zum Sieg haben, aldann geben die alten Männer vor zu zaubern, und wie der Krieg ausfallen würde—und dies stellen sie auf eine bildliche Art vor, so daß sie es so oder sonst auslegen können, je nachdem es zum Ausgang kommt. Dieses wird nun gemeiniglich von den jungen Kriegern für baar angenommen, und hat zur Folge, daß sie muthig zu Felde ziehen.

Im Monat März, 1757, begannen wir unsere Rückreise nach der Gabel des Cayahaga—etwa 40 bis 50 Meilen—und da wir keine Pferde hatten, mußten wir unser ganzes Gepäck, nebst einigen hundert Pfund Bieberfellen, so wie auch Hirsch- und Bärenfellen auf unsern Rücken tragen. Wir mußten daher zufrieden seyn, kurze Tagsreisen zu machen. Des Morgens nahmen wir so viel als wir tragen konnten auf den Weg—gingen etwa fünf Meil wegs, schlugen unser Zelt auf, und gingen dann zurück um mehr herbey zu schaffen. Gewöhnlich machten wir drei solche Reisen.—Als wir an den großen Teich kamen, blieben wir einen Tag daselbst, theils um auszuruhen, theils um Enten und Gänse zu schießen.

Von unserm Zucker-Zelt an dem großen Bieber Strom bis hieher ist meistens ebenes Land; an manchen Orten ist die Waldung frei und offen, an andern hingegen sehr voll von Gesträuch. Das Land ist meistens von zweiter und dritter Güte; auf dem hohen Land ist es hauptsächlich mit Weis- und Schwarzeichen, Hickory und Kastanien Holz bewachsen. Das Wasser ist gut, und das Uferland meistens gut und sehr breit.

Vom Teich setzten wir wieder ab nach der Gabel des Cayahaga,

und machten ungefähr 5 Meilen des Tags. Das Land so wie oben beschrieben.

Als wir an der Gabel ankamen, fanden wir unsere aufgehangenen Felle alle wohlbehalten. Obschon es ein öffentlicher Ort ist, wo viele Indianer auf- und abgehen, und unsere Felle jedem sichtbar seyn mußten, so wurden doch keine gestohlen. In der That, es ist selten daß Indianer einander bestehlen; und sie selbst behaupten, daß es nie erhört gewesen als bis die Weißen unter sie gekommen wären, und ihnen lügen, betrügen und stehlen gelehrt hätten. Sey dies aber wie es wolle, so viel ist wenigstens gewiß, daß sie nie fluchten als bis die Weißen ihnen Anleitung dazu gegeben. Man will behaupten, daß ihre Sprache keine Worte enthalte um zu fluchen; allein dem ist nicht so. Wäre ich geneigt, ich könnte Worte in derselben finden um Flüche damit auszudrücken.

Ich erinnere mich daß wenn Tecaughretanego unzufrieden war, er in Englisch zu sagen pflegte "Gott verfluche es." Ich frug ihn, ob er wüßte was das bedeute? Er bejahte es, und führte einige Worte in ihrer Sprache an, durch welche er glaubte den Sinn des Gesagten zu geben.—Ich erwiederte ihm, daß das ganz und gar nicht der Sinn jener Worte sey; sondern daß er dadurch den Großen Geist angerufen habe dasjenige, worüber er unzufrieden gewesen, zu bestrafen. Als er das hörte, war er eine Zeitlang bestürtzt, und fing endlich an: "W a n n d i e s e s d i e M e i n u n g j e n e r W o r t e i s t, w a s f ü r e i n V o l k s i n d d a n n d i e W e i ß e n? A l s d i e H a n d e l s l e u t e u n t e r u n s w a r e n, w a r e n j a a l l e i h r e R e d e n s a r t e n v o l l v o n s o l c h e n A u s d r ü c k e n."—Er wollte haben, ich sollte mich noch einmal bedenken, ob ich nicht im Irrthum in meiner Erklärung sey; und wenn nicht, so wären diese Handelsleute nicht nur sehr gottlos sondern auch sehr unbedacht in ihren Redensarten—denn sie gebrauchten diese Worte oft ohne Veranlaßung. Er erinnere sich, daß einstens einer sein Flintenschloß zufällig zerbrochen, worauf er laut auf jenen Fluch angestoßen habe. "Dieses Flintenschloß," setzte er hinzu, "war doch sicherlich kein gerechter Gegenstand um den Zorn des Owananeeyo (des Großen Geistes) auf sich zu laden." Er sagte ferner, daß dieselben Menschen oft diese Worte gebrauchten, wenn sie in der besten Laune wären.—Ich gestand, daß die Händler oft auf eine sehr unvernünftige und gottlose Weise diese Worte gebrauchten, daß ich ihm aber dennoch den wahren Sinn derselben gegeben habe. "Nun denn," versetzte er, "so sind sie so schlecht wie die Oonasharoong, oder unterirdischen Bewohner"—so nennen sie nämlich die bösen Geister, welche nach ihrer Meinung unter der Erde wohnen.

Wir gruben nun unsere Birken-Kanoes auf, welche wir begraben hatten, und fanden sie in gutem Zustand; weil sie aber nicht hinlänglich waren um alle unsere Sachen zu halten, so machten wir uns ein großes Kanoe von Kastanien-Rinde, da keine Ulmenbäume hier zu finden waren.

Wir fuhren also den Cayahaga bey günstigem Wetter hinab,

und dann längs der Südseite des Erie See's, bis wir an der Mündung des Sandusky vorbei waren. Alsdann erhob sich der Wind, und wir lenkten ein an der Mündung des Miami of the Lake, am Cedar Point, wo wir einige Tage verweilten und viele Welschhühner, Gänse, Enten und Schwane tödteten. Als das Wasser nun wieder ruhig wurde, spannten wir unsere Segel auf, und landeten am Wyandott Dorf, beynahe Detroit gegenüber, auf der nördlichen Seite des Reviers.

Hier trafen wir eine Anzahl Französischer Handelsleute, welche sehr begierig waren unsere Bieberfelle auszutauschen. Wir kauften uns schöne Kleider, Schießvorrath, Farbe, Tabak, u. d. gl., und ihrem Versprechen gemäß, kauften sie mir eine neue Büchse: dennoch hatten wir erst einen Drittheil unserer Felle verkauft. Zuletzt kam ein Französischer Händler mit Franz Branntwein. Wir kauften ein Fäßchen, und nun wurde Rath gehalten, wer betrunken und wer nüchtern bleiben solle. Ich wurde eingeladen betrunken zu werden, was ich aber abschlug. Nun sollte ich auf die Betrunkenen acht haben. Auch dieses gefiel mir nicht: doch wählte ich aus zween Uebeln das Geringere, und half den andern die Gewehre verbergen, um zu verhüten daß sie sich nicht unter einander tödteten, welches schwer zu verhindern war. Wir gefährdeten etlichemal unser eigenes Leben, indem wir Wunden erhielten, während dem wir die Betrunkenen abhalten wollten, einander tod zu schlagen. Ehe sie das Fäßchen geleert hatten, wurde von diesen Saufbrüdern ein Drittheil der Dorfbewohner eingeladen. Und obschon sie alle ihre Felle verkauft hatten und daher ihren Antheil zur Bezahlung nicht geben konnten, so half das alles nichts, es mußte von jedem getrunken werden.

Als das Fäßchen leer ward, gingen sie zu den Händlern und holten den Branntwein Kesselweise, und vertheilten denselben mit einem hölzernen Löffel—und so gings fort, bis auch nicht ein einziges Bieberfell zum verkaufen mehr übrig blieb!

Nachdem der Händler alle unsere Felle hatte, machte er sich fort nach dem Dorf der Ottowa's, etwa eine Meile von dem Wyandott Dorf.

Als nun der Spiritus zu Ende war und die Saufbrüder nüchtern wurden, schienen sie sehr schwermüthig zu seyn. Einige waren verkrüppelt; andere verwundet; wieder andere hatten ihre schönen Hemden verbrannt, und noch andere ihre Teppiche. Auch waren einige Weiber unter diesem Complott, welche ihr Welschkorn zu pflanzen versäumt hatten.

Jetzt konnten wir die Folgen des Branntweins im Dorf sehen. Sie sangen und jauchzten auf das allerschrecklichste, Tag und Nacht; aber ihre Lustbarkeit endete sich noch schlimmer als die unsrige—5 Ottowa's wurden getödtet, und viele verwundet.

Darnach ließen sich eine Anzahl junger Indianer die Ohren spießen, und wollten mich bewegen ihrem Beyspiel zu folgen. Ihre Gründe waren: weil es sehr zierlich und auch die allgemeine Mode sey. Das Erste wollte mir nicht einleuchten—das Letzte ließ ich gelten. Sie schnitten den fleischigten Theil des Ohrenzirkels nahe

am Knorpel ganz durch. Alsdann verbanden sie den fleischigten Theil bis alles geheilt war, und hingen Blei daran bis es zu einer unglaublichen Länge gestreckt wurde. War es nun lang genug, so wickelten sie das Läppchen mit messingenem Draht, welches sich einem vier Zoll großen Halbzirkel formirte.

Manche der jungen Männer übten sich nun im Ballspiel—jedoch schlugen sie gewöhnlich den Ball mit einem krummen Stab. Ferner haben sie ein anderes diesem ähnlichen Spiel, wobei sie einen Ball von Holz gebrauchen—der Stab ist etwa fünf Fuß lang, an dessen Ende sie ein Reifnetz haben um den Ball aufzufangen. Die zwei Partheyen stehen an entgegen gesetzten Enden; eine dritte Person wirft den Ball, und nun sucht eine Parthey denselben zu erhaschen. Derjenige der ihn bekommt, läuft einen andern Weg fort, dem die andern alle nachfolgen. Wird er eingeholt, so schlägt man auf den Stab, wodurch der Ball aus dem Netz geworfen wird. Alsdann geht es von vorne an; wer ihn nun bekömmt, läuft mit demselben fort—und ist er so glücklich über die Linie zu laufen ehe er eingeholt wird, so ist das Spiel gewonnen. Dieses geschiebt aber nur selten. Oefters geht eine lange Zeit darauf ehe der Ball über die Grenze gebracht, oder das Spiel aus ist.

Anfangs Juny, 1757, bereiteten sich die Krieger zum Gefecht, namentlich in den Wyandotts, Pattowattomies und Ottowas Dörfern; auch kamen viele von den Chippawas, von den obern Seen herab, und nachdem sie mit ihren Zeremonien fertig waren, marschierten sie auf die Grenzen von Virginien, Maryland und Pennsylvanien, auf ihre gewöhnliche Weise, durch Abschiedsgesang, langsames abfeuern der Gewehre, u. s. w.

Auf der Nordseite des St. Lawrence Flusses, Fort Detroit gegenüber, befindet sich eine Insel, welches von den Indianern Long Eiland genannt wird, welche nach ihrer Aussage ein tausend Meilen lang, und theilweise über hundert Meilen breit seyn soll. Sie behaupten ferner, daß der große Revier welcher an dem Canesataugo vorbey fließt, und sich in die Hauptzweige des St. Lawrence, oberhalb Montreal ergießt, einen gleichen Ursprung mit Letzterem habe, und diese Insel bilde.

Detroit gegenüber, sowohl wie weiter hinab, war ursprünglich eine Prairie, in lange, etwa sechszig Ruthen breite Lotten eingetheilt. Jede Lotte ist in zwey Feldern eingetheilt, welche abwechselnd bebaut werden. Die vornehmlichsten Früchte, welche die Franzosen hier bauten, waren Sommer-Weitzen und Erbsen.

Ihre Häuser errichteten sie an dem einen Ende dieser Lotten, dem Revier zugekehrt; und da das Ufer des Reviers nicht hoch ist, so stehen manche Häuser nicht über 4 bis 5 Fuß höher als die Oberfläche des Wassers. Jedoch sind sie in keiner Gefahr wegen Ueberschwemmung, da der Revier selten über achtzehn Zoll erhöht wird.

Da die Wohnhäuser, und andere Gebäude alle längs dem Ufer hin errichtet sind, so scheint es von weitem her eine lange Stadtstraße auf beiden Seiten des Reviers zu seyn. Diese Dörfer, die Stadt,

der Revier, und die Ebene, treten auf einmal vor die Augen, und gewähren einen herrlichen Anblick.

Die Einwohner hier machen hauptsächlich den Gebrauch von dem Wasser im Revier; und da es vom Norden her kommt, ist es sehr gesund.

Um die Mitte des Monats Juny waren die meisten Indianer in den Krieg gegangen, von 16 bis zu 60 Jahre alt. Doch blieb Tecaughretanego mit mir bey der Stadt. Früherhin, als sie mit den südlichen Stämmen Krieg hatten, war er immer ein tapferer Krieger und guter Rathgeber gewesen; und nach meiner Ansicht war er ein so geschickter und vernünftigen Mann in Allem womit er bekannt zu seyn Gelegenheit hatte, als ich je einen gesehen habe. Doch war er von Anfang an gegen den jetzigen Krieg, und hatte sich demselben strenge widersetzt. "Haben die Englischen und Franzosen," sagte er, "Streit mit einander, so mögen sie ihre eigenen Händel miteinander schlichten. Es steht uns nicht zu, uns in ihr Gemenge zu werfen."

Ehe die Krieger zurückkehrten, war unser Proviant sehr knapp geworden; und obschon wir es nicht im Gebrauch hatten etwas von den andern zu entwenden, so nahmen wir doch um diese Zeit von den Franzosen was wir essen konnten, in der Meinung, daß es nicht anders als erlaubt sei, weil sie ihre Soldaten versorgten, und unsere alten Männer, Weiber und Kinder deswegen darben mußten, weil unsere Jäger alle im Krieg waren.

Im August kehrten sie aber alle zurück und brachten viele Scalpen, Gefangene, Pferde und Beute mit sich. Unter den jungen Kriegern war es gang und gäbe, daß sie die Tulhasaga (die Englischen, oder wie es wörtlich heißt: die Morgenlicht Bewohner) alle bezwingen würden.

Auf den ersten November schickten sich eine Anzahl Familien an auf die Winterjagd zu gehen, und alle beschlossen mit einander jenseits des Sees zu gehen. Den ersten Abend schlugen wir unsere Zelte an der Mündung des Reviers auf. Man berathete nun, ob wir nach den drei Inseln zu hinüber, oder an der Küste fahren sollten. Diese Inseln liegen in einer geraden Richtung gegen einander über, und können von einander aus gesehen werden. Einige der Wyandott's und Ottowa's verlegen oft ihr Winterquartier hieher. Jedoch findet sich hier nichts als wildes Geflügel, Fische und Rackune, welche Letztere in Menge, und zwar sehr fett, vorhanden sind, da sie von wildem Reis leben, welcher hier sehr häufig ist. Man sagt daß ein einziger Jäger tausend Rackune des Winters fangen könne.

Es ist eine Sage unter den Indianern, daß die Mehrzahl der Schlangen im Herbst in Rackune, und die Rackune im Frühling in Schlangen verwandelt werden.

Weil sich die Rackunen hier in Felsen aufhalten, so stellt man die Fallen an die Oeffnung ihrer Höhlen, und da sie täglich ihre Fallen besichtigen, finden sie dieselbe gewöhnlich mit Rackune angefüllt; aber im Frühling, (sagen sie,) sind dieselben mit großen Rasselschlan=

gen angefüllt! Und daß die Rackune im Winter so zahlreich sind, komme daher, weil die Schlangen wieder in Rackune verwandelt würden!

Diese Inseln werden nur selten besucht; weil es gefährlich ist im Frühling und Herbst mit den Rinden-Kanoes zu fahren, und im Sommer sind so viele Schlangen, von allerlei Gattung daselbst, daß man in Gefahr ist dort anzulanden.

Ich will jedoch von dieser Abweichung wieder auf den Faden meiner Erzählung kommen, und den Ausgang der Berathschlagung anführen—nämlich: daß wir an der Küste hinfahren wollten. Nach zweien Tagen kamen wir an die Mündung des Miami of the Lake, und landeten am Cedar Point, wo wir etliche Tage blieben. Hier hielten wir einen Rath, und beschlossen eine gemeinschaftliche Treib-Jagd vorzunehmen.

Der Revier ist hier etwa eine Meile breit, und indem dieser mit dem See eine Art von Landenge macht, welche sich zu einer Spitze ausstreckt, so gingen alle Jäger (53 an der Zahl) den Revier hinauf, und theilten sich auseinander, vom Revier bis zum See. Als wir anfingen, waren wir von einander so entfernt daß wir uns nicht sehen konnten, da wir aber mit Jauchzen anhielten, so konnten wir uns in regelmäßiger Ordnung halten. Endlich konnten wir einander wieder sehen. Ehe wir aber an die Landenge kamen, hatten sich die Weiber und Knaben den Revier hinauf gemacht, um die Hirsche zu verhindern die Flucht durch das Wasser zu nehmen. So wie wir uns einander näherten fielen langsame Büchsenschüsse; bald aber krachte es von allen Seiten. Die Weiber und Knaben tödteten die Hirsche im Wasser, mit Tomahawks, und wir schossen sie auf dem Lande nieder. Zusammen hatten wir ungefähr 30 Hirsche. Manche flüchteten sich jedoch durch das Wasser.

Nun lebten wir in Saus und Braus, denn wir hatten Mais, Hirschfleisch und wildes Geflügel in der Menge.

Um diese Zeit schienen die wilden Gänse sich vorzubereiten nach Süden auszuwandern. Fragt der Leser vielleicht was unter einer solchen Vorbereitung verstanden wird? So antworten die Indianer darauf: daß diese Gänse einen Rath wegen der Witterung halten, um einen Tag zu bestimmen, an welchem sie alle auf eine Zeit die Nördlichen mit den Südlichen Gewässern vertauschen wollen. Nachdem alles geschlichtet und die Zeit bestimmt sey, alsdann schickten sie besondere Abgesandte an die verschiedenen Gänse-Stämme, um dieselbe von dem Beschluß in Kenntniß zu setzen, damit sie sich fertig halten.—Indem diese Thiere zu dieser Zeit ein großes Wesen machen, so scheint es wirklich aus ihrem Thun, als ob ein solcher Rath gehalten wäre. So viel ist gewiß, daß sie instinktmäßig angetrieben werden, unter der Leitung ihrer Anführer regelmäßig und zu gleicher Zeit abzureisen.

Hier theilte sich unsere Gesellschaft. Die meisten derselben gingen den Miami Revier hinauf, der sich am Cedar Point in den Erie See ergießt, während wir, begleitet von Tecaughretanego,

Tontileaugo, und zweier Wyandott's Familien, unsere Reise fortsetzten.

Da nun kaltes Wetter eintrat, so erfuhren wir jetzt die traurigen Folgen unsers leichtsinnigen Verfahrens in der Verschwendung unserer vielen Bieberfellen die wir letzten Winter gefangen hatten. Wir waren alle ziemlich in dem nämlichen Zustande—kaum hatten wir ein Hemd anzulegen. Doch hatte ein jeder einen Teppich um sich geschnürt, in welchen wir uns auf Bären oder Hirschfellen des Nachts lagern konnten.

Als wir an den Sandusky Fall kamen, vergruben wir, wie immer, unsere Birken-Kanoes an einem großen dazu bestimmten Platze, etwas unterhalb dem Wasser-Fall. An diesem Ort stürzt das Wasser sich etwa 8 Fuß, (doch nicht senkrecht,) über einen Felsen herab. Mit vieler Mühe schafften wir unsere hölzernen Kanoes hinauf. Einige gingen auf dem Wasser—andere auf dem Land mit den Pferden den Revier hinauf, bis wir an die großen Wiesen, welche zwischen Sandusky und Scioto liegen, kamen.

Dort begegneten wir einigen Ottowa Jägern, und wir beschlossen, was man eine Ringel-Jagd nennt, mit ihnen gemeinschaftlich vorzunehmen. Wir warteten bis wir glaubten daß es bald regnen würde um das Feuer auszulöschen, alsdann zündeten wir einen großen Zirkel in der Wiese (oder P r a i r i e) an. Gerade jetzt, ehe die Böcke zu laufen anfangen, liegen sie am Tag im Gras versteckt; des Nachts aber laufen sie umher. Da nun das Feuer gegen die Mitte des Zirkels zu brennen anfing, flohen die Hirsche; und die Indianer, welche sich aus einander getheilt hatten, schossen sie nieder, so stark sie vermochten. Als wir unsere Beute vertheilten, bekam ein jeder Jäger 10 Stück, welche wir in einigen Stunden erhalten hatten. Es kam aber kein Regen, und folglich wurde der Brand an der Außenseite des Zirkels nicht ausgelöscht, und da sich der Wind erhob, wüthete das Feuer durch die fünfzig Meilen lange, und zwanzig Meilen breite Wiese auf das furchtbarste. Dies verhinderte uns durch die ganze Jahreszeit wieder eine Ringel-Jagd anzustellen, und schadete uns mehr als der Nutzen unserer Jagd uns brachte. Wir verließen nun den nördlichen Theil der Wiese, und lagerten an dem schon benannten Tragplatze.

Dies ist eine Fläche zwischen einem Strom der sich in den Sandusky, und einem andern der sich in den Scioto ergießt; und im Frühjahr ist es nur eine halbe Meile hinüber—ist sehr eben, und nicht felsicht noch sonst unangenehm—so daß mit wenigem Abgraben eine Wasserfahrt den ganzen Weg vom Scioto nach dem Erie See könnte gemacht werden.

Die Indianer sind der Meinung, daß die Eichhörnchen alles Holz pflanzen, indem sie viele Nüsse zum aufheben, und zwar nur eine an einem Ort vergraben. Wenn eins derselben getödtet wird, so wachsen die verschiedenen Arten die es vergraben hat natürlicher Weise auf.

Ich habe bemerkt, daß wenn diese Wiesen (P r a i r i e s) nur e i n J a h r vom Feuer verschont bleiben, man nahe bey, wo ein

Baum stand, viele junge Bäume antraf, welche, wie man glaubt, von den Eichhörnchen gepflanzt wurden. Sobald aber wieder ein Feuer entsteht, werden dieselben getödtet, indem die Hitze wegen dem Gras dermassen heftig ist, daß sogar viele Rackune verbrannt werden.

Auf der westlichen Seite der Wiese, oder zwischen dieser und dem Scioto, befindet sich eine große Strecke gutes Land, welches mit Wallnuß, Locust, Zucker, Kirschen, Aeschen, Ulmen, Pflaumen, Maulbeeren, Eichen, Hickory, und anderm Holz bewachsen ist.

Um die Zeit da die Böcke nicht mehr laufen, verließen Tontileaugo, dessen Frau und Kinder, Tecaughretanego, dessen Sohn Nunganey und ich selbst das Lager der Wyandotts am Tragplatz, fuhren über den Scioto am südlichen Ende der Fläche, und lenkten uns Südwestwärts nach einem großen Fluß, Ollentangy genannt—welcher, wenn ich nicht irre, sich mit den Gewässern des Miami vereint, und auf der Westseite sich in den Scioto ergießt. Hier schlugen wir unser Winterquartier auf, und hatten gutes Glück im Jagen.

Nach einiger Zeit fühlte sich Tontileaugo durch das Verbrechen seines Stiefsöhnchens (etwa acht Jahre alt) beleidigt, wofür er ihn mittelmäßig bestrafte, welches seine Frau sehr unwillig machte. Sie bekannte, daß der Knabe eine Bestrafung verdient habe, daß er ihn aber hätte untertauchen sollen; (die gewöhnliche Mode bey ihnen;) daß sie aber nicht vertragen könne, daß ihr Sohn wie ein Sclave sollte gepeitscht werden. Ihr Verdruß stieg zu solchem Grad, daß, als ihr Mann auf die Jagd ging, sie ihre zwei Pferde holte, und mit allen ihren Effecten (den Mann und Frau haben ihr besonderes Eigenthum) nach dem Wyandotts Zelt, das wir soeben verlassen hatten, zurückkehrte.

Als Tontileaugo nach Haus kam, machte er sich viele Gedanken über das Vorgefallene. Er sagte er würde ihr nie nachgehen, nur befürchte er, sie möchte sich verlieren, und daß alsdann die Kinder die sie mitgenommen, Noth leiden würden. Er ging ihr also nach—holte sie ein, und sie schlossen Frieden miteinander, er kehrte aber nicht wieder zurück, sondern verließ seinen 10 jährigen Sohn, den Tecaughretanego und mich, wo wir nun den ganzen Winter in unserer Hütte blieben.

Tecaughretanego war ein ausgezeichneter Krieger, Staatsmann und Jäger gewesen; und ob er schon 60 Jahre alt war, so konnte er dennoch mit gewöhnlichen Jägern mitmachen—nur war er mit Rheumatismen behaftet.

Kurz nachdem uns Tontileaugo verlassen, wurde Tecaughretanego lahm, und kam für zwei Monate kaum aus der Hütte. Ich hatte ziemlich Glück im Jagen und Fangen. Obschon der Alte viel Schmerzen hatte, trug er dieselbe dennoch mit unbeschreiblicher Geduld, und unterhielt mich öfters mit unterhaltendem Gespräch. Zu Zeiten lobte er meinen Fleiß, meine Kunst und Thätigkeit—und dann gab er mir Unterricht im Jagen und im Fangen in der Falle. Er sagte mir auch, daß wenn ich nicht glücklich seyn sollte, wir in große Noth kämen, weil wir, so viel ihm bewußt, 40 Meilen von einer Neu-

schenseele entfernt wären. Jedoch vermuthete er daß wir nicht in Gefahr wären, sondern glaubte mich fähig für mein Unternehmen zu seyn.

Tontileaugo verließ uns kurz vor Christtag—und von da an bis Februar hatten wir immer Bären- und Hirschfleisch genug, denn ich tödtete mehr als wir verbrauchen konnten, allein weil wir ohne Pferde waren, mußte ich oft vieles im Wald liegen lassen. In diesem Monat fiel ein tiefer, krustiger Schnee, so daß wenn man darauf ging, es die Hirsche verjagte; und da Bären und Bieber selten waren, ging es mit unserm Proviant garaus. Nachdem ich zwey Tage vergeblich auf der Jagd war, ohne etwas gegessen zu haben, (und nur sehr wenig die vorhergehenden Tage,) kam ich des Abends spät nach Hause—müd und fertig. Als ich eingekehrt war, frug Tecaughretanego: "Was Glück? Ich sagte ihm—gar nichts. Er frug mich, ob ich nicht hungrig sey? Ich versetzte, daß der geschärfte Appetit sich zum Theil bey mir verloren habe,—aber ich sey müde und ermattet. Er befahl seinem kleinen Sohn, Nunganey, mir etwas zu essen zu holen; er brachte mir einige Knochen und Brühe. Nachdem ich etwas davon gegessen hatte, kehrte mein Appetit wieder heftig zurück, und es schien mir ein herrliches Essen zu seyn, und kein Wunder, denn es waren ja Fuchs- und Wildkatzen-Knochen, welche um das Zelt herum lagen, und von den Krähen waren abgelößt worden—diese hatte Nunganey zusammen gelesen und gekocht, bis die Sehnen von den Knochen abfielen. Ich war bald fertig mit meiner frugalen Mahlzeit, (so wie sie war!) und als ich zu Ende war, fragte Tecaughretanego wie ich mich befände? Ich sagte ihm daß ich ganz erquickt sey.

Nun reichte er mir seine Pfeife und Tabaksbeutel und bat mich zu rauchen, welches ich that. Darauf versetzte er, daß er mir etwas von Wichtigkeit zu sagen habe, im Fall ich jetzt bereit wäre zuzuhören. Ich erwiederte, daß ich bereit sey. Er sagte, die Ursache warum er es bis jetzt verschoben habe, sey, weil die mehrsten Menschen, wenn sie sehr hungrig wären nie in guter Laune genug seyen, um ein gutes Geschwätz anzuhören; "aber," fuhr er fort, "weil du jetzt ruhig und gemüthlich zu seyn scheinst, so will ich dir die Gedanken meines Herzens mittheilen, und alle solche Dinge die ich als wahr erkenne.

"Bruder!—Indem du unter den weißen Leuten gelebt hast, so hast du keine so gute Gelegenheit gehabt um zu erkennen, daß das Große Wesen dort oben seine Völker speiset und zur rechten Zeit versorgt, als wie wir Indianer, die wir oft ohne Speisevorrath sind, und dennoch so wundervoll und so oft gesättiget werden, daß es sichtbarlich die Hand des großen Owaneeyo* ist, der dieses thut. Hingegen haben die Weißen gewöhnlich eine Anzahl zahmes Vieh im Vorrath, so daß sie schlachten können, wenn sie nur wollen; auch haben sie ihre Scheuern und Krippen mit Kornfrüchten angefüllt, und daher haben sie nicht die nämliche Gelegenheit um zu sehen und zu

* Dies ist der Name Gottes in ihrer Sprache, und bedeutet den Eigenthümer und Regierer aller Dinge.

erkennen, daß sie von dem Regierer Himmels und der Erde erhalten werden.

"Bruder!—Ich weiß es war dir jetzt bange, wir würden alle Hungers sterben müssen—aber es ist keine Ursache zu solcher Furcht vorhanden.

"Bruder!—Ich bin jung gewesen, und bin nun alt worden; ich bin oft in unserer gegenwärtigen Lage gewesen, und zwar zu einer oder der andern Zeit, in jedem Jahre meines Lebens—allein ich wurde allezeit erhalten—meine Mängel wurden ersetzt.

"Bruder!—Owaneeyo läßt uns oft in Mangel kommen, damit er uns unsere Abhängigkeit von Ihm lehre, und daß wir Ihn lieben und Ihm dienen sollen; so wie auch, das wir den Werth der empfangenen Wohlthaten erkennen und dafür dankbar seyn sollen.

"Bruder!—Sei versichert daß du mit Speise versehen werden wirst; und zwar gerade zur rechten Zeit. Aber freilich mußt du die gehörigen Mittel gebrauchen. Leg' dich nun zur Ruhe; stehe Morgen früh auf und gehe auf die Jagd. Sei stark—und thue wie ein Mann, und der Große Geist wird dich auf deinem Wege leiten."

Am folgenden Morgen machte ich mich auf den Weg in einer östlichen Richtung. Ich ging ganz langsam und sahe manchen Hirsch; aber wegen der Krust auf dem Schnee, konnte ich ihnen nicht nahe kommen: indem das laute knarren sie verscheuchte, ehe ich ihrer gewahr ward. Der Hunger stellte sich jetzt wieder heftig bey mir ein—und nun beschloß ich, mich auf und davon zu machen, und nach meiner Heimath in Pennsylvanien zu gehen. Da der Grund mit Schnee bedeckt war, und Indianer Jäger beynahe den ganzen Weg hin vor mir waren, so hatte ich schlechte Aussichten um zu entrinnen. Ich war in einer verzweifelten Lage. Blieb ich—so befürchtete ich Hungers sterben zu müssen; und träfe ich Indianer auf dem Wege so würden sie mich tödten.

Ich ging aber so stark als ich konnte auf den Weg, und als ich 10 oder 12 Meilen zurück gelegt hatte, sahe ich frische Büffelspuren. Ich verfolgte dieselben, und in kurzer Zeit hatte ich sie im Auge, als ich eben durch eine kleine holzlose Ebene passirte. Ich lief ihnen mit aller Macht vor—versteckte mich bis sie herbei kamen, und schoß eine große Kuh. Dieselbe schlachtete ich, zündete ein Feuer an und fing an von dem Fleisch zu braten; allein ich konnte nicht warten bis es gebraten war—ich aß es halb-roh. Nachdem mein Hunger gestillt war, war ich zärtlich um meinen alten Indianerbruder und den Knaben besorgt, welche ich in der größten Noth zurückgelassen hatte. Ich packte eilend so viel Fleisch zusammen als ich zu tragen vermochte—verwahrte das Uebrige vor den Wölfen, und kehrte nun zurück.

So lange mich der Hunger plagte, dachte ich kaum an die Rede des alten Mannes: aber auf meinem Zurückweg rührte mich dieselbe. Ich dachte an meine Hartherzigkeit und Undankbarkeit, diesen alten Greis samt dem Knaben dem Hungertod preis zu geben. Ich erinnerte mich nun auch, wie pünktlich seine Rede in Erfüllung gegangen sey durch die Hand der Vorsehung, welche uns jetzt versorgt hatte. Auch dachte ich an jenen Theil seiner Rede, in welcher er die Unge-

duld des Hungernden berührte—und diese war meine einzige Entschuldigung den Vorsatz zu fassen, sie in dieser traurigen Lage zu verlassen.

Indem es mondhell war erreichte ich unsere Hütte, und fand den Alten in seiner gewöhnlich guten Laune. Er dankte mir für meine Bemühung und bat mich nieder zu sitzen, weil ich sehr müde seyn müsse, und befahl dem Knaben eiligst etwas zuzurüsten. Ich sagte ihm ich wollte etwas für ihn kochen, und der Knabe sollte etwas für sich selbst braten, welches er auch that; allein auch er aß es, wie ich gethan—als es noch roh war. Ich hing sogleich den Kessel über das Feuer, schnitt das Fleisch in dünne Scheiben und kochte dasselbe. Als es eine Weile gekocht hatte, war ich im Begriff es herauszunehmen; allein der alte Greis bat mich, ich möchte es völlig gar kochen lassen. Dieses sagte er mit solcher ruhigen Gelassenheit, als ob er keine einzige Mahlzeit entbehrt habe. Er befahl dem Knaben für jetzt nicht mehr zu essen, um sich nicht zu schaden, und bat ihn sich nieder zu setzen, und eine Weile Brühe zu essen—ein Gebot welches ungern befolgt wurde.

Als wir uns alle erfrischt hatten, hielt der Alte eine Rede über die Nothwendigkeit die Gaben des Lebens mit freudiger Dankbarkeit zu empfangen, in der Ueberzeugung daß O w a n e e y o der alleinige Geber derselben sey. Solche Reden von einem Indianer kommend, mögen manchem unglaublich scheinen welche nicht mit ihnen bekannt sind; aber erinnern wir uns an den Indianer Krieg, so können wir schon daraus sehen, daß sie kein unverständiges Volk sind, sonst wären sie keine so siegreichen Feinde gewesen. Kamen sie in u n s e r e Gegenden, so überlisteten sie uns—und sandten wir Armeen in i h r e Gegenden, so übermeisterten sie dieselben, und zwar mit einem geringeren Heer. Auch muß man bedenken, daß Tecaughretanego kein Alletags-Mensch, sondern unter den Indianern ungefähr das, was Socrates unter den Heiden war, und vielleicht diesem gleich stand, wenn auch nicht in Weisheit und Gelehrsamkeit, doch wohl in Geduld und Ergebenheit. Jedoch, trotz allen natürlichen Gaben des Tecaughretanego, wird der Leser in der Folge sehen, daß das Licht der Natur, ohne Beihülfe der Göttlichen Offenbarung, selbst in diesem wirklich großen Manne, unzulänglich gewesen ist.

Am folgenden Morgen ersuchte mich Tecaughretanego noch mehr von dem zurückgelassenen Fleisch zu holen. Als ich etwa 5 Meilwegs zurück gelegt hatte, fand ich einen Bär in einem Baum. Nahe dabey stand ein junger Baum welcher an das Loch reichte. Nun suchte ich trocknes faules Holz, welches wie Zündschwamm Feuer hielt. Ich stieg hinauf, und mit einer Stange brachte ich das angesteckte Holz in das Loch, worauf ich eilends herab stieg und meine Büchse in die Hand nahm. Bald machte der Bär seine Erscheinung, welchen ich tödtete, die Haut abzog, und nachdem ich einen Theil hinlänglich eingepackt hatte, verwahrte ich wie vorhin das Uebrige, und kam vor Nacht zurück. Mein alter Bruder und sein Sohn waren höchst erfreut über mein Glück. Von nun an hatten wir hinlängliche Lebensmittel.

Wir blieben hier bis im April, 1758. Zu dieser Zeit war der alte Greis wieder im Stande auf und ab zu spazieren. Wir verfertigten ein Kanoe von Rinde und gingen eine Strecke den Ollentangy hinab—weil aber das Wasser nicht tief genug war, ohne Gefahr zu laufen daß unser Kanoe auf den Felsen scheitere, daher beschloß Tecaughretanego ein Zelt am Ufer aufzuschlagen und um Regen zu bitten.

Als unsere Vorbereitungen fertig waren, errichtete der Alte sich ein Schwitzhaus, indem er eine Anzahl Reife in den Grund steckte, welche einen Halbzirkel bildeten. Dieses bedeckte er mit Teppichen und Fellen; alsdann erhitzte er große Steine welche er in das Zelt rollte; ging alsdann selbst hinein mit einem mit Kräutern angefüllten Kessel in seiner Hand, welche einen sehr lieblichen Geruch verbreitete. Als er darinnen war, befahl er mir die Bedeckung gehörig von außen überzuhängen, worauf er anfing Wasser auf die erhitzten Steine zu gießen und dabey mit lauter Stimme zu singen. In diesem außerordentlich heißen Ort blieb er etwa 15 Minuten. Die Absicht war, um sich vollkommen zu reinigen ehe er das Höchste Wesen anbete. Als er heraus kam brannte er Tabak am Feuer und dabei betete er. Er begann eine jede Bitte mit dem Ausruf: "O h h o, o h h o," welches eine Art von Seufzen ist, und eine herzliche Sehnsucht bedeutet. Ich bemerkte daß seine Bitten blos auf die Gegenwart, oder zeitlichen Güter, Bezug hatten. Er fing sein Gebet, durch Danksagung, auf folgende Weise an:—

"O du großes Wesen! Ich danke Dir daß ich wieder den Gebrauch meiner Glieder habe—daß ich wieder im Stande bin umherzugehen und Wildprett zu tödten, ohne so viele Schmerzen zu empfinden: ich weiß daß Du ein Hörer und Helfer bist, und darum will ich zu Dir beten.

"O h h o, o h h o.

"Gieb, daß meine Knie und Knöchel wieder recht wohl werden, auf daß ich nicht nur wieder gehen, sondern laufen und über Baumstämme springen kann, wie ich es im vorigen Herbst konnte.*

"O h h o, o h h o.

"Gieb, daß wir auf dieser Reise oft Bären tödten mögen, weñ dieselben über den Scioto und Sandusky schwimmen.

"O h h o, o h h o.

"Gieb, daß wir recht viele Hühner am Ufer hin tödten mögen, um mit unserm fetten Bärenfleisch zu dämpfen.

"O h h o, o h h o.

Gieb, daß der Ollentangy einige Fuß Wasser anschwellen möge, damit wir in Sicherheit den Scioto hinab fahren mögen, ohne in Gefahr zu seyn daß unser Kanoe auf den Felsen scheitere.

---

*Die Einfalt und redliche Herzensergießung in diesem Gebet ist wirklich angreifend. Was möchten wir nicht von diesem alten Indianer für ein Muster des Glaubens und der Frömmigkeit erwartet haben, wäre er mit der seligen Offenbarung Gottes bekannt gewesen? [Der Uebersetzer.]

"Und nun, o Du großes Wesen! Du weißt wie es um alles steht; Du weißt daß ich ein großer Liebhaber des Tabaks bin; und obschon ich nicht weiß woher ich den nächsten bekommen werde, so lege ich Dir dennoch das Letzte das in meinem Besitz ist vor, als ein freiwilliges Brandopfer—daher hoffe ich, daß Du mich erhören und mir meine Wünsche erfüllen wirst, und ich, Dein Knecht, will Dich dafür loben und Dir danken."

Während dieser ganzen Scene saß ich neben dem Tecaughretanego, und indem er das Ganze mit der größten Feierlichkeit verrichtete, wurde ich mit heiliger Ehrfurcht ergriffen. Ich erhielt mich während der ganzen Zeit ruhig, bis er daran kam den Tabak zu brennen; und weil ich wußte, daß er ein großer Liebhaber desselben war, so konnte ich kaum die gehörige Feierlichkeit beobachten, als ich ihn die letzte Handvoll Tabak auf die Kohlen legen sah, und ich verzog unwillkührlich das Gesicht ein wenig. Dieses hatte der andächtig Betende bemerkt. Es verdroß ihn, und verursachte folgende Rede an mich:—

"Bruder!—Ich muß Dir etwas sagen, und ich hoffe, es wird dich nicht beleidigen, wenn ich dir deine Fehler vorhalte. Du wirst dich noch wohl erinnern daß, als du im Dorf deine Bücher lasest, ich es nicht zuließ daß die Kinder dich störten; nun aber, als ich eben da im Gebet begriffen war, lächeltest du. Ich glaube nicht daß du das Gebet als etwas thörichtes betrachtest—denn ich glaube du betest selbst. Aber vielleicht scheint dir die Art und Weise meines Gebets thöricht zu seyn; wenn so, dann hättest du mich auf eine freundliche Weise unterrichten, nicht aber über heilige Dinge spotten sollen."

Ich bekannte ihm meinen Fehler, worauf er mir sogleich eine Pfeife darreichte zum Zeichen der Freundschaft und Aussöhnung, obschon er jetzt nichts als rothe Weidenrinde zu rauchen hatte. Ich suchte ihm etwas von dem Wege, auf welchem man mit einem beleidigten Gott versöhnt werde, beizubringen—so wie es in der Bibel, die ich eben bey mir hatte, offenbart sey. Er sagte meine Erzählung gefiel ihm besser als die des Französischen Priesters; aber er meinte er sey zu alt um eine neue Religion zu lernen. Er wolle daher fortfahren Gott zu dienen auf die Art wie er unterrichtet worden wäre; und daß wenn es möglich sey auf seinem Wege Seligkeit zu erlangen, er dieselbe zu erlangen hoffe; wäre es aber nicht geziemend bey der Herrlichkeit des großen Geistes ihn mit seinem Dienste anzunehmen, so hoffte er Owaneeyo würde ihn auf dem Wege annehmen, den ich ihm gesagt hätte, oder auf irgend einem andern Wege, obschon es ihm jetzt nicht bekannt sey, auf welche Art Gnade und Barmherzigkeit mitgetheilt werde. Er sagte, er glaube daß Owaneeyo alle die ihn ernstlich suchen, erhören und ihnen helfen werde.

Hieran kann man sehen wie weit das Licht der Natur geht—vielleicht sieht man dasselbe hier beinahe auf dem höchsten Standpunkt. Billig und gerecht wie die Ansichten dieses großen Mannes über die Vorsehung Gottes auch immer waren, so sehen wir ihn dennoch (mit dem Bekenntniß seiner Schuld) Gottes Wohlgefallen dadurch zu er-

langen, daß er ein wenig Tabak auf das Feuer legte. Und es ist bemerkenswerth, daß alle heidnische Nationen, so viel wir erfahren haben, mit der heiligen Schrift übereinstimmen, daß ein Opfer nöthig ist—oder in andern Worten: daß eine Erlösung zur Tilgung der Schuld und Strafe der Sünden, und zur Versöhnung mit Gott vonnöthen sey. Dieses, nebst unzähligen andern, ist ein hinlänglicher Beweis von der Wahrheit und Vernunftmäßigkeit der heiligen Schrift.

Einige Tage nachdem Tecaughretanego ein Opfer gebracht und gebetet hatte, fiel ein bedeutenter Regen, wodurch der Strom so anschwoll, daß wir in Sicherheit den Scioto hinab fahren konnten, und von da hinauf nach dem Tragplatz gingen. Ich will nun eine Beschreibung des Landes geben von unsrer Winterhütte den Ollentangy hinab nach dem Scioto, und von da nach dem Tragplatze.

Um unser Winterzelt her ist das Land meistens von erster und zweyter Güte. Eine ziemliche Strecke den Ollentangy hinauf, an dessen Südseite, oder zwischen demselben und dem Miami, ist eine große natürliche Wiese, (Prairie,) wo es im allgemeinen erster Güte ist. Die Holzung ist Wallnuß, Zucker, Aeschen, Locust, Eichen, und Buchen. Droben am Tragplatz ist es etwas hügelicht, der Boden aber ist gut. Von diesem Ort gingen wir den Sandusky hinab, und tödteten vier Bären und eine Anzahl wilde Welschhühner. Tecaughretanego war jetzt völlig überzeugt, daß dieses alles eine Folge seines Gebets wäre—und wer könnte mit Gewißheit das Gegentheil behaupten?

Als wir die kleinen Seen an der Mündung des Sandusky erreicht hatten, besuchten wir ein damals dort gelegenes Wyandott Dorf, Namens Sunyendeand. Hier vergnügten wir uns etliche Tage mit Rockfischfangen, in einem Bach gleichen Namens, welcher Rockfisch bedeutet. Diese Fische wenn sie zuerst das Wasser aufsteigen, sind ungemein fett, und schmelzen sich in ihrem eigenen Fett. Die erste Nacht konnten wir kaum genug Fische fangen um unter uns alle genug zu seyn.

Am folgenden Morgen traf ich einen Gefangenen an diesem Dorf, Namens Thompson, welcher in Virginien genommen wurde. Er bemerkte mir, daß wenn die Indianer nur die Fische für eine Nacht ruhig lassen würden, er derselben mehr fangen könne, als das ganze Dorf bedürfte. Ich sagte ihm, wenn er versichert wäre daß er das thun könne, so wollte ich suchen die Indianer zu überreden die Fische nicht zu stören. Ich ersuchte die Häuptlinge darum, und sie willigten nicht nur ein, sondern setzten hinzu, daß sie sehr begierig wären zu sehen was das Große Messer (wie sie die Virginier nannten) thun könne. Mit Hülfe einiger andern Gefangenen machte sich Herr Thompson ans Werk, und machte ein Reifnetz von Ulmenrinde; alsdann fällten sie einen Baum über den Bach, und steckten Pfähle auf die untere Seite, so daß die Fische nicht herauf konnten, ausgenommen an einem Orte an der Spitze des Bachs. Hier setzte er sich mit seinem Netz hin. Spürte er nun daß dasselbe durch Fische bewegt wurde, so zog er es herauf. Oefters hatte er zwey bis drei

Rockfische, welche jeder 5 bis 6 Pfund wogen. Er fuhr damit fort, bis er eine Wagenladung gefangen hatte, ließ aber die Oeffnung, damit die Fische durch passiren möchten, weil sie doch nicht weit fort konnten wegen dem seichtem Wasser. Vor Tagesanbruch verstopfte Herr Thompson die Oeffnung, um sie zu verhindern hinab zu gehen, damit die Indianer am Tage Zeitvertreib hätten die Fische zu tödten.

Als die Neuigkeit in das Dorf kam, versammelten sich alle Indianer, und erstaunten über den großen Haufen Fische, welches ein nicht geringes Lob für den Virginier wegen seiner Schlauheit hervorbrachte. Sobald als sie aber die Fische oberhalb dem Baum im niedern Wasser sahen, sprengten die jungen Indianer zum Dorf zurück für ihre Speere, Bogen und Pfeile, u. s. w., und brachten beinahe den ganzen Tag zu um Rockfische zu fangen. Wir hatten nun mehr als wir verzehren konnten. Weil wir kein Salz hatten um dieselben zu bewahren, so blieben sie am Ufer liegen, und nach Verlauf einiger Zeit, sammelten sich die Adler und Falken, und verzehrten dieselben.

Kurz nachher verließen wir Sunyendeand, und in dreien Tagen kamen wir nach Detroit, woselbst wir den Sommer hindurch blieben.

Im Monat Mai hörten wir, daß General Forbes sich rüstete, mit 7000 Mann einen Angriff auf Fort Du Quesne zu machen, (dieses Fort stand damals nahe bey wo Fort Pitt nachher errichtet wurde.) Als diese Nachricht ankam schickte der Französische Offizier zu Detroit Boten an die verschiedenen Indianer-Stämme, mit dem Ersuchen sich nach Fort Du Quesne zu begeben.

Im Monat Juli, 1758, versammelten sich die Ottowas, Pottowattomies, Chippewas und Wyandotts in Detroit, und marschierten nach Fort Du Quesne ab, um dem General Forbes zu begegnen. Das gemeine Gerücht war, daß sie es ihm wie dem General Braddock machen, und viele Beute erlangen würden. Von dieser Zeit an bis in den Herbst, hatten wir viele Nachrichten von Forbes' Armee, durch Indianer Läufer, welche ausgeschickt wurden, um den Hergang der Dinge zu beobachten. Sie sahen sie öfters von den Gebirgen aus, nachdem sie Fort Loudon verließen. Doch, trotz aller Umsicht, wurden sie von Colonel Grant mit seinen Berg-Bewohnern überrascht, und in der Nacht wurde der Hügel, etwa 80 Ruthen von Fort Du Quesne entfernt, von ihm eingenommen. Dieser Hügel wird daher jetzt noch "Grant's Hill," genannt. Die Franzosen und Indianer wußten nicht, daß Grant mit seinen Leuten da wäre, bis sie die Trommeln und Sackpfeifen kurz vor Tagesanbruch, hörten. Nun griffen sie zu den Waffen, und die Indianer krochen hinter dem Ufer des Allegheny und Monongahela eine Strecke hinan; stürzten alsdann hinter dem Ufer hervor, und nahmen den nächstgelegenen Hügel, und indem Col. Grant nahe bey war, umringten sie ihn sogleich, und da er seine Bergbewohner in dichter Stellung formirt hatte,—die Indianer aber sich verstreut und hinter Bäume versteckten, so siegten sie, ohne mehr als ein paar Krieger zu verlieren, hingegen blieben die Meisten der Bergbewohner auf dem Schlachtfeld, oder wurden gefangen genommen.

Nun hielten die Indianer einen Rath—waren aber verschiedener

Meinung. Einige glaubten, daß General Forbes nun zurückkehren würde, und zwar den nämlichen Weg den er gekommen, so wie Dunbar gethan hatte, als Braddock geschlagen wurde:—andere, daß er voran rucken würde. Die Franzosen drangen darauf, daß die Indianer bleiben und den Ausgang erwarten sollten; weil aber dieselben zu dieser Jahreszeit nicht wohl von ihren Familien so lange abwesend seyn konnten, kehrten viele von ihnen nach Haus um zu jagen. Nach diesem gingen die noch übrigen Indianer, einige Französische Reguläre, und eine große Anzahl Canadier dem General Forbes nach. Nahe an Fort Ligonier holten sie seine Armee ein, griffen dieselbe an, wurden aber zurück getrieben. Sie sagten daß Forbes' Leute anfingen zu verstehen wie zu fechten—daß viele Amerikanische Buchsenleute unter den Rothröcken gewesen wären, welche sich vertheilt, und hinter Bäumen versteckt hätten, und gute Schutzen wären—deswegen hätten sie (die Indianer) nichts ausrichten können. Als sie nach Fort Du Quesne zurück kamen, beschlossen sie auf die Jagd zu gehen. Die Franzosen wollten sie überreden zu bleiben um noch einen Angriff zu machen; sie sagten, daß wenn sie es blos mit den Rothröcken zu thun hätten, so zweifelten sie nicht am Kriege, aber mit diesen Ashaloca (oder Groß Messern) wie sie die Virginier nannten, wäre nichts auszurichten. Sie machten sich daher auf ihren Heimweg, und die Franzosen verließen das Fort, welches Forbes spät im Herbst 1758, ohne Widerstand einnahm, und errichtete Fort Pitt.

Als Tecaughretanego die Umstände von Grant's Niederlage hörte, sagte er, er wisse nicht wie oder was von seinem ungeschickten und widersprechenden Benehmen zu denken. Er sagte, daß da die Kunst des Kriegs darin bestehe, sich zu verbergen, und den Feind zu überraschen, und denselben zu verhindern sich zu verbergen, u. s. w., daher habe Grant im Anfang wie ein kluger Offizier gehandelt, als er in der Nacht herbeigeschlichen sey ohne gesehen zu werden. Alsdann aber da er die Indianer außerhalb dem Fort im Schlaf gefunden, anstatt sie in der Stille mit seinen Waffen zu überfallen, habe er trommeln und pfeifen lassen. Er sagte, er könne sich dieses Verfahren nur dadurch erklären, daß Grant zu viel müße getrunken haben. —Aber es ist Zeit zum Faden der Erzählung wieder zurück zu kehren.

Dieses Jahr waren wir auf der Jagd den Sandusky hinauf, und den Scioto hinab, und nahmen eine Richtung so ziemlich wie auf unserer vorigen Jagd. Wir hatten mittelmäßig Glück, und im April, 1759, kehrten wir nach Detroit zurück.

Kurz darauf gingen Tecaughretanego, sein Sohn Nunganey und ich selbst, von Detroit in einem Ulmen Kanoe, nach Caughnewaga, einem alten Indianerdorf, etwa 9 Meilwegs oberhalb Montreal, wo ich bis Anfangs July blieb. Da hörte ich nun von einem Französischen Schiff zu Montreal, welches Englische Gefangene an Bord hätte, welche über das Meer genommen und ausgewechselt werden sollten. Ich schlich mich heimlich von den Indianern fort, und ging an das Schiff. Weil aber General Wolfe an dem St. Lawrence

Revier hielt, wurden wir alle nach dem Gefängniß in Montreal geschickt, woselbst wir vier Monate blieben. Im November wurden wir alle nach Crown Point genommen und ausgewechselt.

Frühe im Jahre 1760, kam ich nach meiner Heimath in Conococheague. Meine Verwandten hatten nie erfahren können ob ich getödtet oder gefangen sei, bis daß ich bey ihnen eintraf. Sie nahmen mich mit Freude auf, waren aber erstaunt mich so Indianisch zu finden, beides in meinem Gang und meinen Geberden.

Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß meine Geliebte, etliche Tage vor meiner Rückkehr, geheyrathet hatte! Was ich dabei fühlte? darüber zu urtheilen will ich denjenigen meiner Leser überlassen, welche die Schmerzen fehlgeschlagener Liebe selbst erfahren haben—denn es ist unmöglich jetzt zu beschreiben, wie mir damals zu Muthe war.

Es war nun Friede mit den Indianern, welcher bis 1763 fortdauerte. Im May desselben Jahrs heirathete ich, und um dieselbe Zeit fingen die Indianer wieder Feindseligkeiten an, und waren thätig am scalpiren und tödten der Grenzbewohner Pennsylvaniens. Das ganze Conococheague Thal, vom Nord bis zum Süd Berg, war beinahe gänzlich verlassen während dem Braddock's Krieg. Dieser Staat war damals eine Quäker Regierung, und am Anfang dieses Kriegs erhielten die Grenzbewohner keine Hülfe vom Staat. Da die Leute jetzt wieder nach ihrer Heimath zurückgekehrt waren, fiel ihnen der Gedanke schwer, ein Zweitesmal vertrieben zu werden, und waren fest entschlossen sich zu widersetzen. Sie machten daher eine Summe Geld durch Subscription auf, um eine Companie Büchsenmänner für etliche Monate zu unterhalten. Die Unterschreiber versammelten sich und erwählten eine Committee um die Sache anzuordnen. Diese Committee ernannte mich zum Capitain der Compagnie, und überließ mir die Anstellung der Unteroffiziere. Ich ernannte zwey der thätigsten jungen Männer die ich finden konnte, welche ebenfalls lange unter den Indianern als Gefangene gewesen waren. So wie wir unsere Männer anwarben, kleideten wir sie nach der Indianischen Mode, mit Kittel, Beinkleider, Hirschlederne Schuhe, und grüner Bedeckung, welche wir wie die Indianer zuschnitten, und dem Mantel der Schottländer ähnlich aussah. Anstatt Hüte, banden wir rothe Schnupftücher um unsere Häupter, und strichen die Gesichter mit rother und schwarzer Farbe an, gleich den Indianer Kriegern. Ich unterrichtete sie in der Indianischen Kriegskunst, weil ich nichts, was für die damalige Zeiten besser taugen würde, wußte.

Es gelang uns weit besser die Grenzen zu vertheidigen als wir erwartet hatten, wofür wir das Lob aller derer erhielten, die uns angestellt hatten. Nach Beendigung dieses Kriegszugs, nahm ich die Stelle eines Fähndrichs im ordentlichen Dienst unter König Georg, in der sogenannten Pennsylvanier Linie, an. Bey meiner Entlassung, wurde mein Lieutenant an meine Stelle erwählt bis Ende der Dienstzeit. Im Herbst desselben Jahrs ging ich auf den Susquehanna Feldzug unter Befehl des General Armstrong. Auf dem Wege verbrannten wir das Delawar und Muncy Dorf, auf

der westlichen Seite des Susquehanna, und zerstörten ihr Welschkorn.

Im Jahr 1764 erhielt ich eine Anstellung als Lieutenant und ging unter General Bouquet gegen die Indianer am Muskingum. Wir brachten sie zu unsern Bedingungen, und versprachen mit ihnen im Frieden zu leben, wofern sie alle unsere Gefangene ausliefern würden. Darauf brachten sie drei hundert derselben zu uns, und sagten, daß, da es so spät in der Jahreszeit sei, und die übrigen weit aus einander zerstreut wären, sie dieselbe früh im nächsten Frühjahr nach Fort Pitt bringen wollten—und als ein Beweis für die Aufrichtigkeit dieses Versprechens, übergaben sie uns sechs ihrer Häuptlinge als Pfänder. Darauf beschlossen wir einen Waffenstillstand für sechs Monaten, und versprachen einen beständigen Frieden mit ihnen zu schließen, wenn sie obige Bedingungen erfüllen würden.

Eine kleine Strecke unterhalb Fort Pitt machten sich die verpfändeten Indianer aus dem Staube. Kurz darauf stahlen die Indianer Pferde und mordeten einige Personen an den Grenzen. Der Befehl des Königs erging alsdann und wurde überall hin verbreitet, daß Niemand mit den Indianern unterhandeln sollte, bis auf weiteren Befehl.

Nichtsdestoweniger wurden, anfangs März, 1765, eine Anzahl Wagenladungen Güter und Gewehre von Philadelphia an Heinrich Pollens, in Conococheague versandt, von wo aus dieselbe auf 70 Pack-Pferden nach Fort Pitt geschickt wurden. Dieses setzte die Gegend in Unruhe, und William Duffield brachte 50 Mann zusammen, und holte die Pferdeführer an dem Ort wo jetzt Mercersburg steht, ein. Er befahl ihnen ihre Güter dort aufbewahren zu lassen, und nicht ohne weitere Order weiter zu gehen. Sie achteten jedoch diesen Befehl nicht, und verfolgten ihren Weg jenseits des Nord Bergs bis zu einem kleinen Thal, genannt Great Cove. Herr Duffield und seine Gesellschaft folgten ihnen nach, und kamen an ihr Quartier, wo sie ihnen abermals befahlen ihre Güter zu lassen. Er stellte ihnen das Ungeziemende ihres Betragens vor, und wie gefährlich es für die Grenzbewohner seyn würde, wenn die Indianer einen neuen Vorrath erhalten würden—daß es wohl bekannt sey, daß sie beynahe keine Gewehre hätten, und beynahe nackend wären; daß es ein gesetzwidriger Handel sei, wodurch das Leben und Eigenthum der Einwohner gefährdet würde, und daher eine mörderische Handlung wäre. Doch alle diese unwiderlegbaren Gründe halfen nichts. Sie machten sich nur lustig darüber und erwiederten mit Spottreden.

Als ich dieses sahe, und fand daß Herr Duffield sie nicht zwingen wollte ihre Güter niederzulegen, sammelte ich zehn meiner alten Krieger, denen ich vorher die Indianische Kriegskunst beygebracht hatte; gingen heimlich in der Nacht und lagerten im Wald. Den nächsten Tag, wie gewöhnlich, färbten wir unsere Gesichter schwarz und roth, und lauerten auf sie am Sidelong Hill. Ich vertheilte meine Leute etwa 40 Ruthen auseinander am Wege hin, und befahl zwei an einem Baum zu stehen, jedes Paar etwa 10 Ruthen

von einander, und daß einer nicht schießen sollte bis sein Kamerad wieder geladen habe—auf diese Weise machten wir ein langsames, beständiges Feuer auf sie von einem Ende bis zum andern. Jetzt hörten wir nichts von den Spottreden dieser saubern Bursche. Als sie ihre Pack-Pferde nacheinander niederstürzen sahen, riefen sie aus: "Um alles Willen, ihr Herren! sagt doch, was begehrt ihr daß wir thun sollen?"—Die Antwort war: "sammelt eure Ladungen alle vorne hin auf einen Haufen—nehmt euer Privat Eigenthum und zieht euch augenblicklich zurück." Als sie fort waren, verbrannten wir das Zurückgelassene, welches aus Teppichen, Hemden, Farbe, Blei, Wampum, Tomahawks, Scalpier-Messern, u. s. w., bestand.

Nun gingen diese Händler nach Fort London zurück, machten Anspruch bei dem Befehlshabenden Offizier daselbst, und erhielten eine Anzahl Schottischer Soldaten, und gingen den Räubern (wie sie uns nannten) entgegen. Ohne von einer Magistrat-Person irgend eine Vollmacht erhalten zu haben, sondern blos auf ihre Muthmaßung hin, arretirten sie eine Anzahl würdiger Personen, (die meistens gar nicht mit diesem Unternehmen begriffen waren,) und nahmen sie in das Wachthaus in Fort London. Ich brachte nun drei hundert Büchsenmänner zusammen, marschierte nach Fort London, und lagerte auf einem nahe am Fort gelegenen Hügel. In kurzer Zeit hatten wir mehr als doppelt so viel Britrische Gefangene in unserm Lager, als sie von unsern Leuten hatten.—Capitain Grant, ein Schottischer Offizier, welcher Fort London commandirte, schickte nun eine Friedensflagge nach unserm Lager, und wir stimmten ein, daß eine Auswechselung statt finden solle,—und gaben ihnen zwey für einen Gefangenen, wodurch wir alle unsere Leute aus dem Wachthause ohne Schwierigkeit erlösten.

Nach diesem behielt Capt. Grant eine Anzahl Büchsen, welche die Schottländer von den Landleuten genommen hatten, und wollte sie nicht zurück geben. Als er eines Tages ausritt, machten wir ihn zum Gefangenen, und ließen ihn nicht eher los, bis er die Büchsen auslieferte. Auch zerstörten wir eine Quantität Schießpulver welches die Händler bey sich hatten, damit es nicht im Geheimen den Indianern zugewandt werden möchte. Die königlichen Truppen und unsere Parthei, waren bei dieser Zeit gänzlich außer dem Gebiet der Gesetze, und auf beiden Seiten wurde manches Unrecht begangen. Dieses überzeugte mich mehr wie immer, von der absoluten Nothwendigkeit des Civil Gesetzes um ein Volk zu regieren.

Wir hatten nach diesem eine Wache an den Grenzen für etliche Monate, um zu verhindern daß Vorräthe zu den Indianern gebracht würden, bis daß Sir William Johnson einen Friedens-Tractat mit ihnen schloß.

Im Jahr 1766 hörte ich, daß Sir William Johnson, der Agent des Königs um mit den Indianern zu handeln, die Ländereien westlich der Appalachischen Gebirge, zwischen dem Ohio und Cherokee, von den Indianern gekauft habe. Indem ich von den Indianern in

ihrer eigenen Sprache vernommen hatte, daß jene Gegend sehr reich und fruchtbar sei, beschloß ich eine Reise dorthin zu machen, um mich darüber zu vergewissern.

Ende Juny's, 1766, ging ich auf den Weg, zuerst nach dem Holstein Revier, und von da westlich, begleitet von Josuah Horton, Urias Stone, William Bäker und James Smith, aus der Nähe von Carleil. Es waren unserer nur vier Weiße, nebst einem etwa 18 jährigen Mulatto Sklaven den Horton bei sich hatte. Wir untersuchten die Gegend südlich von Kentucky, und fanden nicht mehr von weißen Leuten daselbst, als man jezt an den Quellen der Gewässer am Missouri findet. Auch erforschten wir die Gegend am Cumberland und Tennessee Revier, von Stone's Revier* hinab bis zum Ohio.

Als wir an die Mündung des Tennessee Reviers kamen, beschlossen meine Gesellschafter nach dem Illinois zu gehen—wozu ich aber nicht einwilligte. Indem ich jezt schon länger von Haus war als ich erwartet hatte, dachte ich daß meine Frau würde um mich besorgt seyn, und befürchtete ich sey von den Indianern ermordet worden: deswegen beschloß ich nach Hause zu reisen. Mein Pferd gab ich meinen Kameraden um mit nach Illinois zu nehmen, weil ich nicht wohl hätte mit demselben über die Gebirge gehen können. Sie gaben mir das Meiste ihres Schießvorraths, welches aus einem halben Pfund Pulver und verhältnißmäßigem Blei bestand. Herr Horton überließ mir auch seinen Mulatto Knaben, und nun sezte ich ab durch die Wildniß nach Carolina.

Ungefähr acht Tage nachdem ich meine Begleiter am Tennessee verlassen hatte, um die Reise nach Osten zu machen, erhielt ich einen Stachel in meinen Fuß, wodurch mein Bein anschwoll und mir großen Schmerz verursachte. Ich war in einem traurigen Zustand—weit entfernt von einem menschlichen Wesen, ausgenommen meinem schwarzen Jamie nebst Indianern, von welchen ich nicht wußte wie bald ich ihnen begegnen würde. Ich fühlte, daß ich etwas thun müße. Alle meine Instrumente bestanden aus einem Messer, einer Ahle, und einer Kugelform—mit diesen nahm ich mir vor den Stachel aus meinem Fuß zu nehmen wenn es möglich wäre. Mit der Ahle stach ich durch die Haut, und schnitt das Fleisch um den Stachel hinweg—alsdann ließ ich den Mulatto die Kugelform nehmen und damit den Stachel angreifen und denselben herausreißen. Als ich denselben sah, schauderte es mich zu denken daß ein solches ungeheueres Ding in eines Menschen Fuß seyn sollte.—Es versteht sich daher, daß ich sehr froh war von demselben erlößt zu seyn. Der schwarze Junge war sehr willig mir aufzuwarten und diente mir treulich. Ich befahl ihm Indianische Kräuter zu suchen,

---

* Stone's Revier ist ein südlicher Zweig des Cumberland Reviers, und ergießt sich in denselben oberhalb Naschville. Wir legten demselben zuerst den Namen bey, in unserm Tagebuch, im May, 1767, zu Ehren des Urias Stone, einen unserer Begleiter—und wie ich höre, führt derselbe diesen Namen bis auf den heutigen Tag.

so auch Lindenrinde, welches ich ihn mit dem Tomahawk fein stoßen ließ, dasselbe kochte ich und mit dem herausgepreßten wusch ich meine Füße und Beine—das Uebriggebliebene kochte ich zu Gallerte und damit machte ich einen Aufschlag auf meine Wunde. Da ich keine Lumpen hatte so diente mir das auf alten Bäumen wachsende Moos an deren Statt, und Ulmenrinde anstatt Bindfaden—mit diesen einfachen Mitteln wurde der Geschwulst sowohl als die Entzündung bald gehoben.—Indem es aussah als wenn es stürmisch Wetter gäbe, befahl ich dem Jamie uns ein Obdach zu machen, welches er dadurch that, daß er Stangen und Gabeln errichtete welche er mit Holz bedeckte, gleich einem Futterhaus.—Es war ungefähr drei hundert Fuß von einem großen Büffelpfad, und indem wir beynahe keine Lebensmittel mehr hatten, hieß ich dem Jamie meine Büchse nehmen, und ich selbst ging mit, so gut wie ich konnte, verbarg mich nahe am Pfad, und wir erhielten einen Büffel. Das magere Fleisch schnitten wir in kleine Stücke, und dörreten es langsam am Feuer; aus dem Fetten schmolzen wir das Unschlitt, und bewahrten es um hernach das Magere zu braten, so wie es gebraucht würde.

Während der Zeit daß wir uns hier befanden, hatte ich keine Bücher zum Lesen als ein Gesang-Buch und Watt's Abhandlung über das Gebet. In dieser Lage dichtete ich nachstehende Verse welche ich damals oft sang:—

Vierzig Tag' und so viel Nächte,
Leb' ich schon an diesem Ort;
Nur ein kleiner Negersklave,
Regt sich um mich—hilft mir fort.

Einsam, und mit wundem Gliede,
Schleppen meine Tage sich;
Freudenleer sind meine Stunden—
Mitgefühl! wo find ich dich?

Fern von Heimath—fern vom Weibe,
Die an ihrem Herzen trug,
Jene lieben, theuern Kleinen,
Die kaum wußten was man frug.

Dennoch bin ich voller Hoffnung,
Reich ist, der noch Hoffnung hat;
Ist's Gewissen doch nur ruhig—
Wird man nimmer müd' und matt.

Ich blieb hier bis ich mich langsam ohne Krücke bewegen konnte. Weil ich nahe an benanntem Büffelpfad war, so befürchtete ich, die Indianer möchten mein Feuer gewahr werden.—Deswegen zog ich ein wenig weiter, wo ich ein Elend Thier tödtete. Indem mein Fuß noch immer wund war, so entschloß ich mich zu bleiben bis ich ohne Schaden meine Reise fortsetzen könnte, weil sonst die Wunde wieder entzündet werden möchte.

In einigen Monaten später ging ich auf den Weg und im October kam ich in Carolina an. Ich war nun elf Monate in der Wildniß gewesen, und während dieser Zeit sahe ich kein Brod, kein geistiges Getränk, und keine einzige Person weiblichen Geschlechts—und während drei Monaten kein menschliches Wesen, ausgenommen meinen Jamie.

Als ich wieder in bewohnte Gegenden kam, waren meine Kleider gänzlich abgenutzt, und mein Knabe hatte nichts Gesponnenes an sich. Er hatte hirschlederne Beinkleider, Schuhe und Hinterlappen—eine Bärenhaut die er um sich gürtete, und einen Rackun-Hut.

Ich war nicht weit gekommen als man mich examinirte. Ich sagte ihnen die Wahrheit, wo ich hergekommen sey, u. s. w.; allein meine Erzählung schien ihnen so unglaublich, weil sie nie von Jemand gehört hatten der durch die Tennessee Gebirge gekommen wäre. Auch bezweifelten sie ob jemand einen Sklaven auf eine solche Reise mitgeben würde. Sie sagten mir geradezu daß alles Gesagte Lügen seien, und auf Verdacht wurde ich in Verwahr genommen und einer Wache übergeben.

Nun trug es sich zu, daß ich hier einen würdigen alten Bekannten traf, welcher freiwillig gut für mich sprach, und mir auch Nachricht von manchen andern Bekannten gab, welche von Pennsylvanien hieher gezogen wären. Als dieses kund ward, wurde ich freigegeben. Ich ging zu einem Magistrat und erhielt einen Paß, und einer meiner alten Bekannten präsentirte mir ein Hemd. Nun warf ich meine alten Lumpen von mir. Mein ganzer Kleidervorrath bestand jetzt aus einem alten Bieberhut, hirschlederne Hosen, ebensolche Schuhe und benanntes Hemd—auch hatte ich einen alten Teppich, den ich bey guter Witterung auf dem Rücken trug. Also ausstaffirt, ging ich weiter, mein weißes Hemd blos überzogen, und Jamie mit seinem Bärenfell um sich—ich sah weiß und er schwarz aus, weswegen die Hunde großen Anstoß an uns nahmen, und viel Wesens machten. Oft kamen die Leute vor die Thüren, standen und frugen wo wir her wären, u. d. gl.; aber selten glaubten sie meinem Wort, und äußerten Verdacht bis daß ich meinen Paß vorzeigte. Auf diese Art kam ich nach Fort Chissel wo ich den Jamie an dem Negerquartier des Herrn Horton ließ, so wie ich versprochen hatte. Von da ging ich zu Hrn. Georg Adams, zu Red Creek, wo ich auf dem Hinweg logirte und meine Kleider gelassen hatte. Als ich gute Kleider angezogen und mein Pferd bestiegen hatte, wurde ich nicht mehr um meinen Paß gefragt. Daher kam ich auf den Gedanken, daß ein Dieb oder Räuber ohne Hinderniß reisen könne, wenn er nur in ein schönes Kleid eingehüllt ist—wohingegen ein lumpiger Schurke sogleich verhaftet würde. "Kleider machen Leute."

Im Herbst 1767 kam ich nach Conococheague, meiner Heimath. Als ich daselbst ankam, erfuhr ich daß meine Frau und Bekannten alle Hoffnung mich zu sehen aufgegeben hatten, indem sie gehört,

daß ich durch die Indianer ermordet, und mein Pferd in eins der Cherokee Dörfer wäre gebracht worden.

Im Jahr 1769 brachen die Indianer wieder aus an den Grenzen; dennoch trugen die Händler Güter und Waffenrüstungen zu ihnen hinüber. Die Grenzbewohner waren auf ihrer Hut, versammelten sich, und zerstörten und nahmen eine Quantität von ihrem Pulver, Blei, u. d. gl. in Bedford Caunty. Kurz darauf wurden etliche von diesen Personen nebst andern arretirt, und im Wachthaus in Fort Bedford in Ketten gelegt, auf Verdacht diese Plünderung verübt zu haben.

Obschon ich das Verfahren dieser Bursche nicht gänzlich billigen konnte, so konnte ich es doch vielweniger billigen, daß sie durch Anmaßung oder kriegerische Macht sollten gefangen oder im Wachthaus in Ketten gelegt werden. Ich beschloß daher, wo möglich, sie zu befreien, wenn sie auch nachher an das Civil-Gericht gebracht werden sollten. Ich sammelte achtzehn meiner alten Bursche von welchen ich Proben im Krieg gesehen hatte. Ich wünschte nicht eine große Anzahl zu haben, weil ich befürchtete daß die in Bedford zu viel würden erschrecken, und sich demgemäß würden vorbereiten. Wir marschierten am hellen Tage die öffentliche Straße hin, ohne unser Vorhaben zu verhehlen :—wir sagten solchen die uns begegneten daß unsere Absicht wäre Fort Bedford einzunehmen, welches ihnen ein Mährchen zu seyn schien. Ich hatte es aber vorher einem gewissen William Thompson, welcher daselbst wohnte, und auf den ich mich verlassen konnte, anvertraut. Ihn gebrauchte ich als Spion, und schickte ihn vor uns zu Pferde hin, mit dem Befehl mich vor Tagesanbruch an einem gewissen Ort nahe bei Bedford zu treffen.

Den nächsten Tag campirten wir kurz vor Sonnenuntergang an der Kreutzung des Juniata, vierzehn Meilen von Bedford, und richteten unsere Zelte auf als ob wir die Nacht über bleiben wollten—auch wußte keins meiner Leute das Gegentheil als nur ich selbst. Wohl wissend daß dieses in Bedford würde bekannt werden, (was ich von Herzen wünschte,) dachte ich heimlicher Weise sie überfallen zu können.

Um elf Uhr ging der Mond auf, und nun befahl ich meinen Burschen zu marschieren. Wir machten 5 Meilen die Stunde bis wir Thompson an dem bestimmten Ort antrafen. Er sagte uns, daß der befehlshabende Offizier durch Reisende öfters von uns gehört, und dreißig Mann auf die Wache gestellt habe—daß er unsere Stärke wisse, und sich lustig über das Vorhaben mache daß 18 Männer die Gefangenen befreien wollten; daß wir aber erst den andern Mittag erwartet würden. Ich frug ihn ob das Thor offen wäre? Er sagte es sey jetzt geschlossen, aber vermuthlich würde es, wie gewöhnlich bey Tagesanbruch geöffnet werden, indem sie unbesorgt wären. Ich schlich nun mit meinen Leuten hinter dem Ufer des Juniata hinauf, wo wir uns etwa hundert Ruthen vom Fort verborgen hielten. Ich hatte meinen Leuten befohlen maus stille zu seyn, bis wir in demselben wären. Nun schickte ich den Thompson wieder um zu spioniren. Bei Tagesanbruch kam er wieder, und sagte daß das

Thor offen sey, und drei Schildwachen auf der Mauer ständen—daß sie soeben ihren Morgentrunk nähmen und ihre Waffen beysammen gestellt hätten. Nun beschloß ich das Fort zu stürmen, und befahl Thomson vor mir hin, zu den Waffen zu laufen. Wir liefen aus allen Kräften, und da es ein dunstiger Morgen war, wurden wir kaum von der Schildwache gesehen bis wir im Fort waren und Besitz von den Waffen genommen hatten. Als wir eben am Eindringen waren, feuerten zwey von ihnen auf uns, aber ich zweifele ob sie auf uns angelegt hatten. Wir schrieen nun laut, welches die Stadt in Verwunderung setzte, obschon manche die Nachricht mit Freuden hörten. Wir zwangen einen Grobschmidt, den Gefangenen ihre Fesseln zu lösen und verließen alsdann den Ort. Dieses war, so viel ich weiß, das erste Brittische Fort in Amerika welches von den sogenannten "Amerikanischen Rebellen" eingenommen wurde.

Einige Zeit nachher reiste ich westwärts, um besetztes Land das ich nahe am Youghiogeny hatte, zu sehen. Als ich nahe an Bedford war, wo ich zu Fuß ging und mein Pferd führte, wurde ich von einigen Männern, die wie Reisende aussahen, eingeholt. Der eine frug mich nach meinem Namen, und als ich denselben angab, zogen sie ihre Pistolen und befahlen mir mich ihnen Preis zu geben, oder ich sey des Todes. Ich trat zurück—legte meine Büchse an, und befahl ihnen zurückzustehen. Einer von ihnen schnäppte seine Pistole nach mir, und ein anderer war eben im Begriff zu schießen als ich meine Büchse losfeuerte:–zu gleicher Zeit feuerte ein anderer, und einer meiner Kameraden fiel nieder. Nun stürmten sie auf mich zu, und da meine Büchse leer war, nahmen und banden sie mich fest. Ich beschuldigte sie meinen Kamerad getödtet zu haben, den ich blos zufälliger Weise auf dem Weg eingeholt habe, und der gar nichts mit dem öffentlichen Zwist zu thun hätte. Sie aber behaupteten ich habe ihn getödtet. Ich sagte ihnen, daß meine Büchse ein blasendes oder langsames Feuer gegeben habe—daß ich dieselbe vom Gesicht gekehrt hätte ehe sie losging, sonst würde ich mein Ziel nicht verfehlt haben; und nach der Richtung meines Gewehrs zu schließen als dasselbe Feuer gab, wäre es nicht wahrscheinlich daß ich diesen Mann getödtet habe—doch wollte ich nicht gewiß seyn. Sie nahmen mich nun nach Bedford und legten mich im Wachthaus in schwere Ketten.

Bald nachdem ich hier war, hörten wir, daß eine Anzahl meiner alten Bursche (Black Boys) kommen wollten um das Gefängniß niederzureißen. Ich sagte dem Scheriff, daß ich nicht wünschte befreit zu werden, weil ich wüßte daß die Anklage falsch sey—daher wollte ich mein Verhör haben. Weil diese Bursche allezeit in guter Zucht waren, so hoffte ich sie überreden zu können wieder umzukehren, und wünschte daher an sie zu schreiben, wozu der Scheriff gern einwilligte. Ich schrieb mit geketteten Händen einen Brief, welcher sogleich abgeschickt wurde; aber sie hatten gehört daß ich in Ketten läge, und wollten daher durchaus kommen. Als wir hörten daß sie nahe bei der Stadt wären, sagte ich dem Scheriff daß ich durch das Gitter mit ihnen sprechen wolle, und daß wenn meine Fes-

seln abgenommen würden, so bezweifelte ich nicht, daß ich sie überreden könne, abzulassen. Der Scheriff ließ sie abnehmen, und gerade als meine Bande abgenommen wurden, liefen sie herauf zum Gefängniß. Ich lief an das Fenster und rief ihnen zu—und wurde von ihnen gehört. Ich sagte ihnen ich sei des vorsätzlichen Mordes angeklagt. Ließ ich jetzt zu, daß sie mich befreiten, so würde es unehrlich aussehen. Ich dankte ihnen für ihr gütiges Vorhaben, und ersuchte sie eine Bitte zu gewähren, die mich am verbindlichsten gegen sie machen würde, nämlich: Sich von dem Gefängniß zu entfernen und im Frieden zurückzuziehen. Dieses thaten sie sogleich—und während ich noch redete wurden die Fesseln von meinen Füßen genommen und nie wieder angelegt.

Ehe diese Gesellschaft nach Conococheague ankamen, begegneten ihnen noch drei hundert Andere, die auch auf ihrem Wege waren, jenen zu Hülfe zu kommen, fest entschlossen mich zu befreien. Sie kehrten aber jetzt mit zurück, und kamen alle in Carleil zusammen. Die Ursache warum sie wieder kommen wollten war, weil sie glaubten die Regierung sey so hart gegen mich erbittert, daß ich kein unpartheylisches Verhör erhalten würde. Jedoch durch mein und meiner Freunde Zureden, wurden sie wieder bewogen in Frieden umzukehren.

Zu dieser Zeit waren die öffentlichen Blätter zum Theil angefüllt mit diesen Begebenheiten. Nachstehendes ist ein Auszug aus der "Pennsylvania Gazette," No. 2132, vom 2ten Nov., 1769:—

Conococheague, October 16, 1769.

"Herren Hall und Sellers:

"Haben Sie die Güte, folgende Darstellung in ihrer Gazette einzurücken, wodurch Sie verbindlich machen,

Ihren ergebenen Diener,

William Smith."

"Sintemal in dieser Gazette, vom 28sten September, 1769, ein Auszug eines Briefs von Bedford, vom 12ten September, 1769, erschien, in Bezug auf James Smith, als sei er auf Verdacht hier arretirt worden, einer der Bursche ("Bläck Boys") zu seyn, seinen Kamerad getödtet zu haben, u. s. w.,—daher bin ich es der Wahrheit, der Menschenliebe, und der Welt schuldig, diese Sache in das gehörige Licht zu stellen, wodurch, wie ich hoffe, ein unpartheyisches Publikum besser in den Stand gesetzt werden wird, ein gerechteres Urtheil zu fällen, rücksichtlich der gegenwärtigen Anschläge so wie dieselbe an diesen Enden des Landes verübt werden—so wie auch um eine richtige Ansicht der Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Kunst des Autors jenes Auszugs zu fassen, eine solche einseitige Darstellung der Dinge zu geben. Die Sache verhielt sich (wie unwiderlegbar bewiesen werden kann) also:—James Smith, (welcher der Hauptanführer der besagten Bursche von dem Verfasser genannt wird,) und dessen jüngerer Bruder und Schwager waren auf dem Wege um ihr Land zu messen und zu bebauen an dem Youghiogheny, und da

sie eine Zeitlang ausbleiben wollten, nahmen sie ihre Gewehre samt ihren mit Proviant beladenen Pferden mit sich—und indem der Schwager von Smith ein Landmesser war, so hatten sie auch seine Instrumente bey sich. Etwa neun Meilen von Bedford kamen sie in Gesellschaft mit einem gewissen Johnson und Moorhead, welche ebenfalls beladene Pferde hatten—zum Theil hatten sie Getranke, und zum Theil Saamen-Waizen. Ihre Absicht war ihr Land zu bauen. Als sie an den Kreutzweg diesseits Bedford kamen, vertheilte sich die Gesellschaft—ein Theil ging durch die Stadt um ein Hufeisen aufschlagen zu lassen, wurden aber arretirt und festgesetzt, (aus welcher Ursache wußten sie nicht) und auf eine den Gesetzen des Landes ungeziemende Weise behandelt. Der andere Theil, nämlich: James Smith, Johnson und Moorhead gingen den andern Weg und wurden von John Holmes, Esq., begegnet, welchen James Smith freundlich anredete, aber keine Antwort erhielt. Herr Holmes eilte und machte Aufruhr in Bedford, von wo aus eine Gesellschaft Männer ihnen nachgeschickt wurden. Smith und dessen Kameraden die nicht im mindesten an so was dachten (warum sollten sie auch?) gingen langsam fort. Als sie an den Ort kamen wo die Straßen wieder zusammen stoßen, warteten sie auf ihre Kameraden. Jetzt kam eine Anzahl Reiter, als wären sie Reisende, auf sie zu. Sie frugen Smith nach seinem Namen, den er ihnen anzeigte. Sogleich fingen sie an ihn zu mishandeln wie ein Straßenräuber, und mit gespannten Pistolen befahlen sie ihm sich zu ergeben oder er sey des Todes. Darauf trat Smith zurück—frug sie ob sie Straßen-Räuber wären, befahl auch ihnen zu gleicher Zeit zurück zu stehen, worauf sogleich Robert George (einer der Angreifenden) seine Pistole nach Smith's Kopf schnarrte, und zwar ehe Smith zu schießen drohete, (was George nachher unter Eid bestätigte) worauf Smith seine Buchse auf einen andern der Angreifenden richtete der im Begriff war ihn mit seiner Pistole zu schießen. Dieser Kerl hatte Johnson am Arm.—Es wurde zweimal gefeuert: einmal mit Smith's Buchse, und ein andermal mit einer Pistole, so geschwind auf einander, daß man den Unterschied kaum gewahr wurde. Johnson stürzte nieder, worauf Smith festgenommen und nach Bedford gebracht wurde, wo John Holmes, Esq., der Ankläger, eine Untersuchung über den Leichnam anstellte, wobei einer der Angreifenden als Zeuge auftrat, (man bekümmerte sich um keinen andern.)—Smith wurde des vorsetzlichen Mords schuldig gefunden, und also festgesetzt.

Allein bey manchen wurde bezweifelt ob diese Untersuchung, (sey es nun aus Unwissenheit, Versehen, oder sonst was,) so wie es hätte seyn sollen, gemacht worden wäre. William Deny, Coroner des Caunty, wurde daher ersucht, die Sache nochmals zu examiniren, welcher eine Jury rechtschaffener Männer aus drei Taunschips suchte.—Männer, deren Geradheit, Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit bey allen die sie kennen, unbezweifelt ist. Diese Männer nun, nachdem sie den Leichnam wieder hervorbrachten, untersuchten sie denselben drei ganze Tage. Sie fanden das Hemd Johnson's wo die Kugel eindrang mit Pulver beschwärzt; alsdann untersuchten sie die Ent-

fernung zwischen dem Ort wo Smith und Johnson standen, als Letzterer getödtet wurde. Einer der Angreifenden bezeugte unter Eid, die Richtigkeit der Entfernung, welche beynahe drei und zwanzig Fuß gewesen; alsdann versuchten sie durch Schießen eines Hemdes, beides von und gegen den Wind, in gleicher Ferne—aber nicht das geringste Pulver konnte zum Hemd gebracht werden. Und ich bin gewiß daß wenn Jemand die Probe machen will, auch nur halb so weit mit einer Büchse, (denn Smith hatte eine solche) es finden wird, daß kein Pulver halb so weit etwas beschwärzen wird. In Summa: Nach genauer und reiflischer Untersuchung, brachte die Jury ihr Urtheil dahin, daß einer oder der andere der Angreifenden selbst den Mord müßte begangen haben.

"Ich habe nun eine getreue Schilderung dieser Sache gegeben, und darauf bestehe ich. Ich erlaube mir noch einige Bemerkungen über obigen Auffsatz zu machen.—Einsender sagt, "James Smith, in Gesellschaft zweier andern gingen um die Stadt ohne hinein zu gehen" —womit gesagt werden soll, daß Smith und jener Theil seiner Gesellschaft einen Nebenweg genommen hätten, was durchaus falsch ist; denn es ist eine öffentliche Land-Straße, und zwar die geradeste, indem die durch Bedford etwas zur Seite führt—auch würde der andere Theil der Gesellschaft durch die Stadt gegangen seyn, wenn nicht aus der bemeldeten Ursache. Ferner; der Verfasser sagt—"daß 4 Männer dem Smith und dessen Gefährten wären nach gegangen, und dieselben fünf Meilen von Bedford eingeholt, und befohlen sich zu ergeben, worauf Smith seine Flinte auf einen der Männer angelegt, auf ihn gefeuert, und einen seiner Kameraden durch den Rücken geschossen habe." Hier muß ich wieder das Einseitige dieser Schilderung berühren. Der Verfasser sagt kein Wort davon, daß George's Pistole schnappte ehe Smith schießen wollte, oder daß ein anderer der Angreifenden wirklich seine Pistole abfeuerte, obschon einer derselben es nachher selbst bekannte; auch sagte er nichts von der Gesellschaft, welches für Vorurtheilsfreie Menschen, hinlänglicher Beweis ihrer Unschuld gewesen wäre. Muß nicht der einseitige Schriftsteller mit Schamröthe erfüllt werden, wenn der über die Wahrheit gezogene Schleier gelüftet, und die volle Wahrheit sich vor ihm erhebt? Nimmt man auch an, daß Smith jenen Mann getödtet habe, (was aus nichts hervorgeht, und nie wird bewiesen werden können,) so frage ich nun: that er es nicht aus Selbstvertheidigung? Wurde er nicht öffentlich angefallen? Drohte man ihm nicht, bei Leib und Leben sich zu ergeben, ohne zu wissen warum? denn es wurde ihm kein Verhaftsbefehl vorgezeigt, und nichts der Art bedeutet. Unter sochen Umständen würde wohl eine verständige Person—eine Person die im geringsten mit den Gesetzen des Landes oder der Moralität bekannt ist, ihn eines vorsätzlichen Mords schuldig finden? Ich schmeichle mir, daß ein Jeder der Obiges zu sehen Gelegenheit hatte, jetzt einsehen wird, daß das Verfahren gegen Smith äußerst ungerecht, und unmenschlich, ja wohl, vielleicht in der civilisirten Welt ohne Beispiel gewesen ist. Wahrlich! einen Menschen umbringen zu wollen während man ihn festnehmen will

um ihn zu verhören wegen einer Thatsache (und zwar eine vermeinte,) steigt gewiß über alle Grenzen des Gesetzes und der Regierung.

"Sollte der Verfasser benannten Artikels glauben, ich habe ihn unbillig behandelt, oder etwas behauptet was er widerlegen könne, so kann er nur wacker herausrücken und sich vertheidigen. Ich, meinerseits, sollte ich dazu aufgefordert werden, werde bereit seyn das gegen ihn und seine Anstifter hinzielende, zu vertheidigen."

"William Smith."

Ich blieb vier Monate im Gefängniß, während welcher Zeit ich oft an die, welche unter den Verfolgungen eingekerkert waren, dachte—wie sie erklärten, daß ihr Gefängniß ihnen zu einem Pallast geworden wäre. Ich verstand nun was dieses meinte, indem ich weder zuvor noch seither solche 4 glückliche Monate erlebte.

Als die Suprem Court saß, wurde ich hart angeklagt. Im Anfang meines Verhörs, wurden etliche meiner Zeugen auf eine ungerechte und eigenmächtige Weise von den Richtern verworfen; jedoch, indem Robert George, (welcher dabey war als ich gefangen genommen wurde) beeidigte, daß er eine Pistole gegen mich abgeschnappt habe ehe ich feuerte, und ein Zusammentreffen mancher zufälligen Umstände sehr wahrscheinlich machte, daß meine Büchse unmöglich den Johnson habe tödten können, so brachte die Jury ihr Urtheil "Nicht Schuldig," ein. Einer der Richter erklärte alsdann, daß keiner von ihnen je ein höheres Amt als das eines Constabels bekleiden solle. Trotz dieses stolzen, unwilligen Ausdrucks, haben dennoch manche dieser Geschwornen, (Jury Leute,) seitdem ehrenvolle Stellen bekleidet, und ich selbst wurde im nächstfolgenden Jahr als Commissär* in Bedford erwählt, und späterhin diente ich für 3 Jahre lang als solcher in Westmoreland Caunty.

Im Jahr 1774 brach ein anderer Indianerkrieg aus—diesmal war aber der Anfang von den Weißen gemacht. Dieses erfüllte die Grenzbewohner mit Entsetzen, und der größte Theil derselben flüchtete sich über die Gebirge nach Osten, oder sammelten sich in Forts zusammen. Weil Pennsylvanien großer Gefahr ausgesetzt war, so wurde ich zum Capitain der sogenannten Pennsylvanier Linie ernannt. Sie wußten daß ich im Stande sey passende Männer aufzubringen, deswegen wurde der ehemalige Haß auf Seite gelegt.

In 1776 wurde ich als Major des Pennsylvanischen Vereins angestellt. Als die Amerikanische Unabhängigkeit erklärt wurde, erwählte man mich zu einem Glied der Convention von Westmoreland, Pennsylvanien, und als Glied der Gesetzgebung so lang als ich zu dienen willig war.

Während ich der Gesetzgebung in Philadelphia in 1777 beiwohnte, sahe ich einige meiner alten Bursche in der Straße, auf ihrem Weg nach Neu Jersey gegen die Brittischen. Sie wünschten ich möchte mit ihnen gehen. Ich bat um Urlaub von der Gesetzgebung um ei-

* Die Commissäre wurden jährlich in Pennsylvanien erwählt, um die Taxen im Caunty zu reguliren und aufzulegen.

ne Compagnie anzuführen um zu kundschaften. Wir marschierten nach Jersey, und gingen Waschington's Armee voran; lauerten am Weg an Rocky Hill, machten Angriff auf etwa zwei hundert Brittische, und mit sechs und dreißig Mann vertrieben wir sie alle aus dem Wald in ein offenes Feld. Nachher stießen wir auf eine Wache, nahmen den Wagen und zwei und zwanzig Hessen, und befreiten einige von unsern Soldaten die sie bey sich hatten. In etlichen Tagen hatten wir mehr Gefangene und Getödtete als unsere ganze Mannschaft ausmachte. Um diese Zeit bekam ich das Zelt-Fieber, und wurde in einem Postwagen nach Burlington genommen, woselbst ich bis zu meiner Genesung verblieb. Als ich krank wurde nahm mein Kamerad, Major James McCommon meine Stelle ein, und hatte besseres Glück als ich selbst. Wäre ein jeder Offizier so glücklich gewesen gegen die Brittischen zu streiten wie Herr McCommon, so wäre den Brittischen in kurzer Zeit der Garaus gemacht worden.

Als ich nach Philadelphia zurück kam, ersuchte ich die Gesetzgebung um ein Batallion Büchsenmänner aufbringen zu dürfen, welches sie willig schienen einzugehen; weil sie aber nicht die Gewalt hatten Bestellungen zu ertheilen, u. s. w., sondern dieses einstweilen dem General Waschington übertragen hatten, daher erwiesen sie mich an ihn. Nachstehendes ist eine Abschrift eines Empfhelungs-Schreibens welches mir von dem Sicherheits-Rath gegeben wurde.

"Im Sicherheits-Rath,
Philadelphia, Februar 10, 1777.

Geehrter Herr:

Es wurde ein Ersuchen an uns gerichtet, durch James Smith, von Westmoreland, der mit den Gebräuchen und der Kriegsart der Indianer vertraut ist, des Inhalts, daß wir ihm Erlaubniß geben möchten, ein Bataillon Büchsenmänner zu errichten, die in den Waffen geübt, mit dem Kriegsverfahren der Indianer bekannt, und auf ihre Weise sollten gekleidet seyn, um den Feind in seinen Märschen und Verschanzungen desto besser überlisten und übervortheilen zu können. Unserer Meinung nach könnten zwei bis drei hundert Mann mit Vortheil also gebraucht werden. Sollte Eure Excellenz derselben Meinung seyn, und ein solches Corps aufzustellen für gut befinden, so werden wir die gehörigen Maasregeln ergreifen um eine Mannschaft an den Grenzen des Staats aufzubringen, unter solchen Vorkehrungen als Eure Excellenz für gut anerkennen mögen."

"An Seine Excellenz, General Waschington."

"Vorstehendes ist eine Abschrift des Briefes an Se. Excellenz, General Waschington, von dem Sicherheits-Rath."

Jacob S. Howell, Sekretär.

Darauf empfing ich noch eine andere Empfehlung, welche folgendermaaßen lautet:—

"Wir, Endesunterschriebene, bezeugen daß James Smith, derzeit von Westmoreland Caunty, von den Indianern zum

Gefangenen gemacht wurde, während eines Zugs vor Braddock's Niederlage, im Jahr 1755; und daß er unter denselben bis 1760 verblieb; ferner, daß er in 1763 als Fähndrich unter Bestallung der Provinz Pennsylvanien diente—als Lieutenant in 1764, und als Capitain in 1774—daß er als ein Militärischer Offizier einen guten Charakter führte, weswegen wir ihn als eine Person, die mit den Kriegsubungen der Indianer wohl bekannt ist, anempfehlen—und nach unserer Ansicht auf das Beste geeignet das Commando einer Compagnie zum ausspähen zu übernehmen, welche er ohne Zweifel in kurzer Zeit zu Stande bringen, wenn er Aktenmäßig dazu befugt würde.

So geschehen, mit Namensunterschrift, in Philadelphia, diesen 13ten Tag May, 1777.

Thomas Parton, Capitain,	Jonathan Hoge, Esq.
William Duffield, Esq.	William Parker, Capt.
David Robb, Esq.	Robert Elliot,
John Piper, Colonel,	Joseph Armstrong, Col.
William M'Comb,	Robert Peebles, Lieut. Col.
William Pepper, Lieut. Col.	Samuel Patton, Capt.
James M'Clane, Esq.	William Lyon, Esq.
John Proctor, Col.	

Mit diesen und andern Empfehlungen die ich nicht mehr im Besitz habe, ging ich zum Gen. Waschington, welcher damals bey Morristown war. Obschon er es nicht eingeben wollte, daß die Weißen sich in Indianer verwandeln sollten, so war er doch willens mich als Major in einem schon errichteten Bataillon Büchsenschützen anzustellen. Ich dankte ihm für sein Anerbieten, konnte aber keine Hochachtung für den Colonel haben, unter dem ich dienen sollte, und bey welchem ich wohl keine Aussicht hatte meine alten Bursche zu erhalten. Ich konnte daher nicht sehen, wie ich auf diese Weise so viel nützen könne, als wenn ich mit jenen ein Militz-Offizier wäre—daher beschloß ich das Anerbieten nicht anzunehmen.

Im Jahr 1778 erhielt ich eine Colonel Bestallung, und nach meiner Zurückkunft nach Westmoreland, machten die Indianer einen Angriff auf unsere Grenzen. Ich brachte Mannschaft zusammen, folgte ihnen nach, und am zweiten Tag holten wir sie ein und siegten. Auch nahmen wir vier Scalpen, und erhielten die Pferde und Beute welche sie fortgeschleppt hatten zurück. Zur Zeit dieses Angriffs, ging Capt. John Hinkston einem Indianer nach—ihre Büchsen waren beide leer—und nachdem der Steit vorüber war, war Hinkston nicht zu finden. Während wir um ihn Nachfrage machten, kam er daher geschlendert, mit einem blutigen Scalp in seiner Hand—er war dem Indianer etwa eine Viertel Meile nachgegangen, und hatte ihn mit dem Tomahawk niedergemetzelt.

Nicht lange nachher wurde ich aufgefordert das Commando über 400 Büchsenschützen auf einem Kriegszug gegen das Indianerdorf an der Frensch Creek zu übernehmen. Es war im November als ich den Befehl von Gen. M'Intosch erhielt, und alsdann waren wir schlecht bewaffnet und hatten nur wenig Lebensmittel. Wir

marschierten in drei Abtheilungen, 40 Ruthen von einander. Auch waren Flänker an der Außenseite einer jeden Abtheilung, welche ohne Ordnung hinten nach gingen; und selbst in der Abtheilung, waren sie eine Ruthe von einander entfernt.—Vornhin gingen die Freiwilligen auf die nämliche Art wie die Flänker, durch die Waldung. Falls eines Angriffs sollten die Offiziere sogleich die Mannschaft in das Gebüsch beordern, und sich hinter Bäume stellen—wodurch die Indianer verhindert würden uns zu umringen, oder irgend einen hinter den Bäumen zu schießen. Die mittlere Abtheilung sollte da zu Hilfe kommen, wo es am nöthigsten zu seyn schien. Wann wir uns lagerten, nahmen wir ein hohles 30 bis 40 Acker großes Viereck ein —an der Außenseite waren Schildwachen, die zusehen mußten, daß keine Pferde noch anderes Vieh sich verliefe, und zugleich den Feind zu beobachten.

Folgendes ist eine Abschrift eines allgemeinen Befehls, so wie derselbe um diese Zeit gegeben wurde, wie ich denselben in meinem Tagebuch finde:—

Im Feld-Lager---Fort Pitt gegenüber.

November 29, 1778.

"General Order:"

"Wovon eine Abschrift jedem Capitain und Unteroffizier gegeben und jeder Compagnie vorgelesen werden soll."

Ihr marschiert in drei Abtheilungen, mit Flänkern vorn und hinten; beobachtet das tiefste Stillschweigen, und feuert kein Gewehr (ausgenommen gegen den Feind) ohne dazu befehligt zu seyn. Im Fall eines Gefechts, werde es so geordnet, daß nur jeder zweite Mann schießt, es sey denn in einem außergewöhnlichen Fall. Die eine Hälfte bewahrt ihr Feuer bis die Andere geladen hat—und habt besonders acht nie zu schießen ohne den Feind im Auge zu haben, und zwar nicht in weiter Entfernung. Ich dringe auf obige Regel mit besonderem Ernst, weil große Irrthümer vorgefallen sind, wo dieselben nicht beobachtet wurden.

Ihr sollt in dem großen Viereck lagern, ausgenommen die Freiwilligen—welche auf ihre eigene Bitte, am vordern Theil des Lagers sich zu postiren haben. Eine hinlängliche Schildwache soll um das Viereck, in gehöriger Entfernung bestellt werden.—Ein jeder soll bey Tagesanbruch in Waffenordnung seyn, und sollen ihrem Feuerplatz gegenüber paradiren—mit auswärts gekehrtem Gesicht. Wenn die Offiziere die Gewehre besichtigt und dieselben richtig befinden, auch die gehörige Vorschrift ertheilt haben, sollen die Leute entlassen werden, mit dem Befehl ihre Gewehre nahe zur Hand zu haben, um jederzeit in Bereitschaft zu seyn.

Gegeben von

James Smith, Colonel.

Auf diese Weise gingen wir bis nach French Creek, und fanden das Indianer Dorf verlassen. Nun ging ich weiter als ich Befehl hatte,

um die Indianer aufzusuchen; aber da unsere Lebensmittel beinahe zu Ende waren, mußten wir wieder zurück gehen, was uns nicht geringe Schwierigkeiten kostete, denn die Gewässer waren hoch und die Lebensmittel rar: dennoch büßten wir nur einige Pferde ein, welche ermatteten.

Nachdem Friede mit den Indianern erklärt war, begegnete ich einigen derselben in Pittsburg, und ohne sie wissen zu lassen daß ich bey dem Krieg gewesen seye, frug ich sie in ihrer eigenen Sprache um Auskunft. Sie sagten daß sie alle Wendungen dieser Armee beobachtet hätten, von der Zeit an da sie Fort Pitt verließ, und als dieselbe durch den offenen Platz passirte, hätten sie dieselbe genau von den benachbarten Hügeln gesehen, und hätten die Mannschaft derselben auf drei tausend berechnet; auch hätten sie ihr Lager besehen, beydes vor und nachdem sie fort waren, und gefunden, daß kein vortheilhafter Angriff hätte gemacht werden können; daher hätten sie ihr Dorf und Jagdgrund noch eher verlassen als wir angekommen wären.

In 1788 ließ ich mich in Bourbon Caunty, Kentucky,—sieben Meilen oberhalb Paris nieder, und wurde in selbigem Jahr ein Glied für die Convention erwählt, die in Danville saß, um wegen einer Trennung von Virginien zu unterhandeln—und von jener Zeit an bis zum Jahr 1799, repräsentirte ich besagtes Caunty entweder in der Convention oder Gesetzgebung, zwey Jahre ausgenommen, in welchen ich durch die Minderzahl einiger Stimmen zurück gesetzt war.

Ueber die Gebräuche und Lebensart der Indianer.

In ihrer Kleidertracht sind die Indianer gleichgültig. Sie waschen selten ihre Hemde, und in hinsicht ihrer Küche außerordentlich unrein. Die Eingeweide eines Büffels, schlagen sie oft nur um einen Baum, worauf sie dieselben in ihren Kessel werfen, kochen und die Brühe davon essen; doch gewöhnlich thun sie dieselben in kaltem Wasser herumstoßen, und alsdann kochen und essen. Nichts destoweniger sind sie nach ihrer eigenen Weise sehr höflich. Obschon sie nicht viele Complimente unter sich haben, sind sie dennoch sehr freundlich zu einander, und wann sie guter Laune sind, so unterhalten sie einen Fremdling auf die bestmöglichste Weise. Sie gebrauchen nur wenige Ehrentitel. Im Militärischen Leben sind ihre Titel blos Capitain oder Anführer einer Parthei.

In Staatssachen sind blos die Titel Rathgeber, Chief, (oder Häuptling,) oder weise alte Männer üblich. Diese Titel werden nie gebraucht wenn man sie anredet. Man redet sie gewöhnlich an als Vater, Oheim, oder Großvater. Sie haben keine Sprache für Herr, Meister, Madam, oder Meisterin. Die gewöhnliche Anredeform ist, mein Freund, Bruder, Gevatter, oder Mutter, Schwester, u. s. w.

Sie erzeigen dem Alter große Hochachtung, besonders für ihre bejahrten Väter und Mütter jedes Standes; keiner kann zu Ehrenstellen erhoben werden, als allein nur durch seine Verdienste. Ent-

weder muß er sich im Krieg auszeichnen ehe er befördert werden kann, oder er muß sich durch Weisheit auszeichnen ehe ihm ein Sitz im Rath ertheilt wird. Es würde ihnen lächerlich vorkommen, einen Mann zu einem Kriegsanführer anzustellen der selbst nie im Krieg gewesen wäre; ja selbst wo Verdienste gefunden werden, erheben sie nicht bald jemand, als bis er das mittlere Alter erreicht hat.

Sie laden alle und jeden die in ihrem Hause einkehren zum essen so lange etwas zu essen vorräthig ist, und sehen es als unhöflich an, nicht zu essen wenn man eingeladen wird. Sie halten sehr streng auf ihre alte Kleidertracht, und Färbung, und wechseln nicht in derselben wie wir. Sie sind große Liebhaber des Tabaks, beynahe ein jeder raucht denselben, mit Sumach oder rother Weidenrinde gemengt und fein gestoßen, und gebrauchen denselben sehr selten auf eine andere Art.

Auch in ihrem Umgang mit dem andern Geschlecht sind sie von uns verschieden. Es ist etwas gewöhnliches daß das Mädchen wann sie einen jungen Mann liebt, den Liebesantrag macht; manchmal geschieht es durch den Mann, doch ersteres ist gebräuchlicher. Die Frauenzimmer sind sehr unverschämt in ihren Reden und Handlungen, und machen die jungen Männer oft schamroth, welche oft viel mehr Bescheidenheit wie jene besitzen—doch habe ich Frauenzimmer kennen gelernt, welche sehr sittsam waren; da sie nun nicht durch Erziehung und Gewohnheit eingeschränkt werden, so muß daher ihre Sittsamkeit rein und l a u t e r gewesen seyn.

Wenn sich Indianer begegnen, so begrüßen sie sich (anstatt wie wir zu sagen: wie ist dein Befinden?) mit den Worten: Du bist mein Freund; worauf geantwortet wird: "Ja wohl, ich bin dein Freund;"—oder: "Gevatter, bist du noch am Leben?"—worauf geantwortet wird: "Allerdings bin ich."—Ihre Kinder haben sie in guter Zucht,—sie schlagen sie selten; ihre Bestrafung besteht gewöhnlich darin, daß sie dieselben unter kaltes Wasser tauchen. Deswegen sind ihre Kinder viel gehorsamer im Winter als wie im Sommer, obschon sie nicht gar zu oft getaucht werden.

Sie sind ein friedliches Volk unter sich; im nüchternen Zustand zanken und streiten sie selten. Aber der Trunkenheit sind sie sehr ergeben, und wenn sie hinreichende geistige Getränke bekommen können, werden Männer und Weiber viehisch betrunken, und dann sind sie entweder äußerst lustig, oder äußerst mürrisch, unordentlich und zornig.

Ueber ihre mündlichen Ueberlieferungen und religiösen Gebräuche.

Da die Familie in der ich aufgenommen wurde unter die Wyandotts und Ottewa's verheyrathet war, so wurden gemeiniglich die dreieclei Sprachen gesprochen, nämlich: die C a u g h n e w a g a (von den Franzosen I r o q u e genannt) W y a n d o t t und O t t a w a. Ich hatte daher Gelegenheit diese drei Sprachen zu lernen.

Diese Nationen hatten verschiedene Sagen und Meinungen über Religion; und selbst unter ein und derselben Nation waren verschiedene Religionsmeinungen. Ihre mündlichen Ueberlieferungen (oder alten Sagen) sind unbestimmt, wunderlich, romantisch, und manche nicht der Erzählung werth. Keine derselben führt zur Erschaffung der Welt zurück; die Wyandotts kommen dieser am nächsten; sie erzählen von einer Indianerfrau, welche in ihrer Kindheit in einem Kahn von Schilfrohr im Wasser gefunden wurde, dieselbe wurde eine große Prophetin und verrichtete wundervolle Dinge; sie verwandelte das Wasser in trockenes Land, wodurch dieses Land entstand, denn damals wäre es nur eine kleine mit sehr wenigen Indianern bewohnte Insel gewesen. Obschon ihrer damals nur wenige waren, so hatten sie dennoch nicht Raum zum jagen; sie ging daher an die Seite des Wassers, und betete daß diese Insel vergrößert werde. Das Große Wesen erhörte ihr Gebet, und sandte eine große Menge Schildkröten und Muskratten, welche Koth und andere Sachen herbeischafften, wodurch die Insel zu seiner jetzigen Größe kam; deswegen, sagen sie, sollten die weißen Leute sie nicht vertreiben, weil ihre Ur-Großmutter ihnen dieses Land geschaffen habe. Sie sagen daß die Engel, (oder himmlischen Bewohner, wie sie dieselben nennen,) ihre Vorväter oft um jene Zeit besucht, sich mit ihnen unterredet, sie im Gebet unterrichtet, und Anweisungen gegeben hätten, wie das beleidigte Große Wesen auszusöhnen sey—daß sie nämlich Opfer bringen sollten; Tabak, Büffel- und Hirschknochen, aber keine Bären oder Rackun-Knochen brennen sollten.

Die Ottowa's sagen, es seyen zwey große Wesen welche die ganze Welt beherrschten, und die miteinander in Streit wären. Das eine Wesen nennen sie M á n e t o, und das Andere M a t ch e m a n e t o. Sie sagen daß M a n e t o nur Freundlichkeit und Liebe wäre, daß M a t ch e m a n e t o aber ein böser Geist sey, dem es darum zu thun sey, so viel Unheil wie möglich anzurichten. Einige von ihnen glauben, daß sie beide gleich mächtig wären, und deshalb beten sie den bösen Geist aus Furcht an. Andere sind im Zweifel—welcher von beiden das Mächtigere sey, und suchen daher die Gunst von beiden zu erhalten, indem sie jedem eine Art von Anbetung widmen. Andere sagen daß Maneto der ursprüngliche Urheber aller Dinge sey, und als solchen sollte er angebetet werden—Matchemaneto aber würde verworfen und verachtet werden.

Diejenigen der Ottowa's die den bösen Geist anbeten, geben vor große Wahrsager zu seyn. Ich glaube daß wenn etwas von Hexerei in der Welt zu finden ist, man es hier finden würde. Es wurden mir viele sonderbare Mährchen von ihrem Verfahren erzählt, aber ich sah nie etwas was mir übernatürlich vorkam.

Einige der Wyandotts und Caughnewaga's sind namentlich Römisch-Katholisch; aber auch diese haben viel von ihren altväterischen Vorstellungen beibehalten. Diejenigen welche die Römisch-Katholische Religion verwerfen, glauben an ein Urwesen, das sie O w a n e e y o nennen, welches das Weltall regiert, und für alle Geschöpfe sorgt,—ihnen ihre Speise zur rechten Zeit giebt, und das

Gebet aller, die ihn anbeten, erhört: daher sey es für billig und recht gehalten, zu beten und diesem großen Wesen Opfer zu bringen, auch alles das zu thun was ihm wohlgefällig ist. Aber sie sind nicht einig darüber was dem großen Wesen gefalle oder misfalle. Einige halten dafür, daß man nach der Natur, oder nach unsern Neigungen handeln müsse um glücklich zu seyn, und daß dieses der Gottheit nicht misfalle, weil Er ja das Glück seiner Geschöpfe haben will; und weil Er nichts umsonst thue, da Er doch diese Neigungen in uns gelegt habe, in der Absicht uns glücklich zu machen, so solle man derselben auch folgen. Andere verwerfen diese Meinung gänzlich, und sagen, daß wenn man seinen Trieben folge, man weder auf dem rechten Weg der Glückseligkeit sei, noch auf dem Wege um der Gottheit zu gefallen.

Tecaughretanego glaubte, daß der Natur in einem gewissen Grad zu folgen billig und recht sey. Er sagte daß die unvernünftigen Geschöpfe, welche ihren natürlichen Trieben folgen, den höchsten Grad des Genusses erlangten, zu dem sie ihrer Natur und der Welt in der sie leben, nach gelangen können. Er sagte, die Klapperschlange und die Menschen hätten böse Neigungen, wodurch sie sich selbst und andern Böses zufügen. Er gab einige Exempel:—Er hatte ein junges Hündchen welches er aufziehen wollte. Er wollte eine Probe machen, und deshalb band er das Hündchen auf eine Stange und hielt es einer solchen Schlange hin; sie biß es etliche mal, und alsdann habe die Schlange sich hin und her gerollt, als ob sie auch sich selbst gebissen, und in den größten Schmerzen wäre.

Die Indianer glauben auch im allgemeinen, an eine große Menge untergeordneten Götter, welche sie C a r r e y a g a r o o n a nennen, welches die Himmlichen Bewohner bedeutet. Nach ihrer Meinung sind diese Wesen als Gehülfen angestellt, um die Begebenheiten der Welt zu ordnen, und auf die Handlungen der Menschen acht zu geben—ja, daß sogar die vernunftlosen Thiere die Handlungen der Menschen beobachten, und den Göttern Nachricht davon geben. Der Adler, z. B., mit seinen ausspähenden Augen, schwebt deswegen bei Tag, und die Eule bei Nacht um das Zelt auf Bäumen herum—sobald sie daher dieselben sehen, so opfern sie, oder brennen Tabak, damit diese Thiere gute Nachricht zu den Göttern bringen mögen.—Auch sagen sie daß eine große Menge böser Geister wären, welche sie O n a s a h r o o n a nennen, welches die Unterirdischen Bewohner bedeutet. Diese seyen angestellt um Unruhe in der Welt zu stiften, und die guten Geister, sagen sie, gingen beständig jenen nach, um wieder alles in Ordnung zu bringen, so daß sie beständig einander entgegen wirken. Einige plaudern von einem zukünftigen Zustand, aber mit keiner Gewißheit; wenigstens sind ihre Vorstellungen unbestimmt und nicht fest. Andere verläugnen durchaus eine Zukunft, und sagen, daß nach dem Tode kein Leben noch Denken statt fände.

Dieweil die Caughnewaga's und die Sechs Nationen, beinahe die nämliche Sprache sprechen, sind ihre theologischen Begriffe sich auch ähnlich; begegnete ich den Schawnees oder Delawaren, so sprach ich

in der Ottawa Sprache, (weil ich jene Sprachen nicht verstand,) und weil eine Aehnlichkeit zwischen diesen Sprachen war, so konnten wir einander in gewöhnlichen Dingen verstehen. Dennoch kann ich nicht mit Gewißheit ihre religiösen Meinungen vollkommen beschreiben, weil ich ihre Sprache nicht hinlänglich verstand.

Ueber ihre bürgerliche Regierung.

Ich habe oft von Indianer Königen gehört, aber nie solche gesehen. Auf welche Art sie in ihrer Sprache den vornehmsten Mann einer Nation mit dem Namen König nennen würden, kann ich nicht sagen. Der Häuptling einer Nation ist weder ein willkührlicher Herrscher noch ein Monarch. Er kann weder Krieg noch Frieden erklären—weder Bündniße noch Verträge beschließen. Er kann weder Soldaten zum Dienst zwingen, noch Rüstkammern anlegen. Er kann weder eine allgemeine Versammlung berufen noch beschließen, noch sich ihren Beschlüssen wiedersetzen, oder dieselben beherrschen. Bei ihnen wird an keine erbliche Oberhoheit, Titel, Adel, oder königliches Blut gedacht. Das Haupt einer Nation, selbst mit Zustimmung einer allgemeinen Versammlung, kann keine Steuer gegen den Willen der Bürger auflegen; sie geben blos eine freywillige Steuer. Der Häuptling einer Nation muß sich, wie andere, mit der Jagd ernähren. Mit welchem Recht können sie daher wohl Könige genannt werden? Ich vermuthe daß die Weißen ehemals den Namen König so lieb hatten, und so wenig die Gewalt eines solchen verstanden, daß sie wähnten, ein jeder der an der Spitze einer Nation stände, müße ein König seyn.

Da sie ungelehrt sind, haben sie keine geschriebenen Gesetze. Was sie als ihre Gesetze ansehen, sind ihre alten Gewohnheiten, oder Beschlüsse einer neuen Rathversammlung. Einige ihrer alten Gesetze oder Gebräuche sind sehr nachtheilig, und stören die allgemeine Wohlfahrt. Ihre unbestimmten Heiraths-Verträge sind grelle Beispiele hiervon, indem Mann und Weib nicht genöthigt sind beyeinander zu wohnen, wenn sie beide willig sind sich zu trennen. Sie gebrauchen wenig Förmlichkeiten bei ihrem verheirathen—der Mann geht zu dem Frauenzimmer, und sie wird sein Weib. Die Zeit der Mannbarkeit und der Einwilligung ist bei den Frauenzimmern 14, bei dem Mann 18 Jahr. Ehe ich unter die Indianer kam hörte ich öfters, daß der Mann bei der Heirathszeremonie dem Weibe einen Hirschschenkel, und sie ihm einen rothen Welschkorn Kolben anbiete, zum Zeichen daß er sie mit Fleisch und sie ihn mit Korn versorgen wolle. Ich fand aber daß sie davon nichts wissen wollten, als daß sie dieses als einen alten Gebrauch mancher Nationen gehört hätten. Ihr öfteres verwechseln der Lebensgefährten verhindert ihre Zunahme, und ist die Ursache vieler Unruhen; öfters leitet es sogar zu Mord und Todtschlag, obschon dieses gewöhnlich der Trunkenheit zur Last gelegt wird. Die Entschuldigung eines Verbrechens wenn sie betrunken gewesen waren, oder die Begünstigung eines Vergehens wegen einem andern, ist ein sehr schädliches Gesetz oder Gewohnheit.

Die gleiche Vertheilung ihrer Bedürfnisse sind der öffentlichen

Wohlfahrt schädlich. Im jagen für Wildprett mag es gut seyn, weil der eine heute, der andere morgen glücklich seyn mag. Aber während sie dieses über Dörfer, und über Baumfrüchte erstrecken, lähmt es allen Fleiß, indem fleißige Personen darunter leiden, und träge belohnt werden.

Bestrafende Gesetze haben sie beinahe keine; die einzige Bestrafung ist Herabwürdigung. Selbst die Mordthat wird nicht gesetzmäßig bestraft, nur sind die Freunde des Ermordeten befugt den Mörder todt zu schlagen wenn keine Genugthuung gegeben wird. Daß sie keine Bestrafung zu ihren Gesetzen beifügen, ist aber vielleicht kein größeres Uebel, oder nicht so ungerecht wie die blutigen Gesetze Englands, welche wir so lange in unserem Lande befolgten, und welche in diesem Staat so lange fortdauern sollen bis das jetzt zu erbauende Zuchthaus vollendet, wo dieselbe dann wiederrufen werden sollen.

Laßt uns aber auch das Vortheilhafte ihrer Einrichtung betrachten: — Sie sind nicht durch kostspielige Gerichtsverhandlungen gedrückt. Sie werden nicht durch gesetzmäßige Räubereyen beschädigt. Sie haben keine glänzende Taugenichtse, welche sich aus dem Erpreßten prächtig schmücken. Sie haben weder Kirche noch Staat zu einer Unterdrückungsmaschine erhoben.

Ueber ihre Kriegszucht.

Ich habe oft die Brittischen Offiziere die Indianer "ungeübte Barbaren" nennen hören—aber dies ist ein grober Irrthum; denn sie alle haben das Hauptnöthige der Kriegszucht—sind gut eingeübt, und befolgen pünktlich die Befehle. Sie wirken mit einander, und wann ihre Offiziere einen Plan vorlegen und Befehl geben, so beeifern sie sich alle denselben auszurichten. Dadurch daß ein jeder auf seinen Kamerad zur Rechten sieht, ist es ihm leicht sich mit allen Bewegungen bekannt zu machen; und trotz dem, daß sie zerstreut, oft eine bedeutende Strecke von einander gehen, so geschieht dieses doch im vollkommenen Einverständniß, ohne alle Unordnung und Verwirrung; sie machen gewisse Schwenkungen, schnell oder langsam, wie es grade nöthig ist. Sie können einen Zirkel und Halbzirkel formiren. Den Zirkel formiren sie, wenn sie den Feind umringen wollen—den Halbzirkel, wenn der Feind auf einer Seite Wasser hat. Auch können sie ein großes hohles Viereck formiren—sich nach außenhin wenden und hinter Bäume verstecken. Diese verschiedenen Kunstgriffe wenden sie an wenn ihre Feinde im Begriff sind sie zu umringen, um dieselben zu verhindern sie von jeder Seite des Baumes zu schießen.

Gehen sie in den Krieg, so belasten sie sich nicht mit vielen Kleidungsstücken, indem sie meistens fast nackend streiten, denn ihre Bekleidung besteht dann nur in einem Tuch um die Lenden, Beinkleider und Moccasins. Es wird keine leibliche Strafe gebraucht um sie zu solcher Zucht zu bringen, Herabwürdigung ist das einzige Mittel, und sie stimmen so darin überein, daß es die Absicht völlig erreicht. Ihre Offiziere machen Pläne, und richten alles ein, bis es zum Ge-

fecht kommt, und alsdann streitet ein jeder, als wenn er den Sieg ganz allein gewinnen wolle.

Allgemeine Befehle werden gewöhnlich während des Gefechts gegeben, voran oder zurückzugehen, durch einen Schrei oder Jauchzen welches wohl verstanden wird—und sie befolgen dieselben gleich auf den Augenblick. Sie sind gewöhnlich gut bewaffnet und sehr gewandt mit ihren Waffen. Kann man wohl glauben, daß ungeübte Truppen die Generale Braddock, Grant, und andere würden überwinden können? Es könnte gesagt werden, daß auch Franzosen mit in diesem Krieg Theil genommen hatten; es ist freilich wahr: aber ich weiß daß die Indianer den Plan gemacht, und mit geringer Mithülfe der Franzosen in Ausübung brachten. Als die Indianer Fort Pitt belagerten, hatten sie weder Hülfe von den Franzosen noch sonstwo her, (im Jahr 1763,) und für eine kurze Zeit nachher schnitten sie allen Verkehr zwischen diesem Ort und Fort Loudon ab, und würden Bouquet's Armee überwunden haben, wenn nicht die Virginier Freiwilligen gewesen wären, die zur Hülfe kamen. Sie hatten keine Brittischen Truppen bei sich als sie den Col. Crawford, nahe an Sandusky, überwältigten, zur Zeit des Kriegs mit England; auch nicht da sie Colonel Loughrie, am Ohio, nahe am Miami, auf seinem Wege um Gen. Clark zu begegnen, überwanden. Dies war ebenfalls im Brittischen Krieg. Die Indianer waren allein als sie Colonel Todd, in Kentucky, nahe an der "Blue Licks" (1782;) Col. Harmer, zwischen dem Ohio und dem Erie See, (1790,) und Gen. St. Clair, (1791) schlugen; und es heißt, daß mehr von unsern Leuten bei diesem Gefecht todt blieben, als in irgend einem Gefecht mit den Brittischen. Auch hatten sie keine Hülfe als sie selbst mit den Virginischen Büchsenschützen beinahe einen ganzen Tag fochten, an der großen Kenhawa 1774, und als sie fanden daß sie nicht siegen koñten, zogen sie sich auf eine meisterhafte Art zurück. Obschon sie durch den Ohio mußten, feuerten einige von ihnen, während die andern hinüber gingen; auf diese Art kamen sie alle auf das andere Ufer, ehe die Virginier wußten, daß sie sich zurück gezogen hatten—auf diese Weise hatten sie alle ihre Verwundeten mitgenommen. In den meisten der erwähnten Kriege (ausgenommen im Letztern) fochten und siegten sie mit einer geringen Macht.

Nichts konnte damals von den Brittischen und sogar von den Indianern selbst, mehr fälschlich angegeben werden, als die Zahl ihrer Mannschaft, welche von Zeit zu Zeit bekannt gemacht wurde. Als ich noch unter ihnen war, sahe ich die den Franzosen angegebene Zahl, wie sie in ihrem Rathhause einen Ueberschlag von sich machten, welches mit einem Stecken auf einer frischen Rinde geschah, welche anstatt Schieferstein und Griffel diente, zählte ich auch die verschiedenen Nationen und Stämme mit ihrer Anzahl zusammen, und fand nur die Hälfte der den Franzosen angebene Zahl; und obschon sie damals verbündet waren, und unter ihnen lebten, so war es doch nicht leicht zu entdecken, weil sie beständig umher wandelten. Ich frug einen der Obersten, warum sie solche verschiedene Berichte eingäben? und erhielt zur Antwort: daß es aus Politik geschehe, namentlich

um desto größere Geschenke von den Franzosen zu erhalten, indem sie ihnen sagten, daß eine gewisse Anzahl Güter unter so und so viele nicht vertheilt werden könne.

In Gen. Bouquet's letztem Feldzug (1764) sahe ich die amtsmäßigen Berichte durch Brittische Offiziere, mit Angabe der Indianer welche jedesmal im Krieg mit uns gewesen wären—die Zahl war dreißig tausend. Da ich selbige Zeit Lieutenant in Brittischen Diensten war, sagte ich ihnen, daß nicht ein tausend mit uns gefochten hätten, weil sie damals durch Braddock's Armee am Erie See getheilt gewesen wären. Die Brittischen Offiziere höhnten mich aus, und sagten, daß sie den Engländern keine richtigen Vorstellungen machen dürften, weil sie sich nicht in unsere Lage versetzen könnten, sondern erwarten würden, daß wir, wie sie in Ost-Indien, einer gegen fünf streiten und siegen könnten, und der einzige Weg um es ihnen begreiflich zu machen wäre, die Zahl des Feindes zu vergrößern. Meiner Meinung nach waren seit Braddock's Niederlage bis jetzt nie mehr als drei tausend Indianer auf einmal westlich des Fort's Pitt, im Krieg begriffen, und oft nicht die Hälfte dieser Zahl. Nach der Aussage der Indianer selbst, tödteten sie und nahmen während Braddock's Krieg, oder von 1755 bis 1758, gefangen, fünfzig von unsern Leuten für einen den sie verloren. Im Krieg der in 1763 anfing, tödteten sie verhältnißmäßig weniger von unsern Leuten und verloren mehr, weil die Grenzbewohner (besonders die Virginier) ihre Kriegskunst gelernt hatten :—und dennoch nach ihrer Angabe (welche ich für die Richtige halte) nahmen sie zehn von unsern Leuten gegen einen von den Ihrigen.

Laßt uns nun eine Uebersicht von dem Blut und den Schätzen nehmen, welche durch einige Indianischen Feldzüge mit wenig Französischer Beihülfe vergeudet wurden, besonders in den ersten 4 Jahren des Kriegs nebst dem außerordentlichen Schaden den die Grenzbewohner von James' Revier bis zum Susquehanna und 30 Meilen in der Breite, erleiden mußten, wurden folgende Feldzüge gegen die Indianer unternommen :—

General Braddock's, 1755; Colonel Armstrong's gegen das Cattaryan Dorf, am Allegheny, 1757; General Forbes', 1758; Gen. Stanwick's, 1759; Gen. Monktor's, 1760; Col. Bouquet's, 1761 und 1763, als er das Gefecht bei Bruschy Run hatte, und über 100 Mann verlor, durch die Hülfe der Virginier aber die Indianer zurück trieb; Col. Armstrong's an dem West Branch hinauf, 1763; Gen. Broadstreet's den Erie See hinauf, 1764; Gen. Bouquet's gegen die Indianer am Muskingum, 1764; Lord Dunmore's, 1774; Gen. McIntosch's, 1778; Col. Crawford's kurz nach ihm; Gen. Clarke's, 1778—1780; Col. Bowman's, 1779; Gen. Clarke's, 1782—gegen den Wabasch, 1786; Gen. Logan's gegen die Schawanees, 1786; Gen. Wilkinson's, ——; Col. Harmer's, 1790; und Gen. St. Clair's, 1791—zusammen zwei und zwanzig Feldzüge ohne andere von geringerer Bedeutung, als die Expedition bei Frensch Creek, Col. Loughrie's, Col. Edward's, u. s. w. Letztere entstanden durch die vielen Männer, die beständig im Innern ge-

braucht wurden um auszuspähen, Forts zu errichten, Posten zu bewachen, u. d. gl. Nimmt man nun Vorstehendes in Ueberlegung, muß man alsdann nicht zu der Behauptung kommen, daß sie die vollkommenst geübten Truppen in der Welt sind?

Ist nicht das die beste Kriegskunst, durch welche der Feind am meisten leidet, und man seine eigene Mannschaft am besten bewahrt? Meiner Meinung nach ist die Indianische Kriegsart für die Waldungen Amerika's so gut geeignet, als die der Brittischen in Flandern: und die Brittische in unsern Wäldern ist geeignet Menschen aufzuopfern, ohne eine Gelegenheit sich selbst zu vertheidigen.

Wir wollen jetzt den Nutzen den wir durch die Erlernung ihrer Kriegskunst erlangt haben, (wofür wir theuer bezahlen mußten,) betrachten; und mit dem Schaden, den wir wegen Unkenntniß derselben hatten, vergleichen, und dann sehen ob es nicht der Mühe werth ist zu behalten was wir haben, und uns immer mehr und mehr zu vervollkommen. Obschon wir bedeutende Fortschritte hierinnen gemacht, und in mancher Hinsicht sie übertreffen, (z. B. im Scharfschießen und Büchsen in Ordnung zu halten) so scheint es mir dennoch daß wir in Hinsicht ihrer Manövers weit hinter ihnen stehen —z. B., in Ueberraschung des Feindes. Mußen wir daher nicht zu dem Schluß kommen, daß die Fortschritte die wir in ihrer Kriegsübung machten, nicht wenig zu unserm Glück im Krieg gegen England beitrugen? Hätte England's König uns zu unterjochen unternommen, vor Braddock's Niederlage, so würde dieses ohne Zweifel leicht gelungen seyn, denn mit Ausnahme der Neu-Engländer (welche ehedem mit den Indianern Krieg führten) waren wir mit dem Krieg gar nicht bekannt. Aber nachdem wir mit einem solchen listigen Feind gekämpft hatten wie die Indianer, war uns vor den Brittischen nicht bange. Erfolgte nicht Burgoyne's Niederlage; welche zum Theil durch die angenommene Indianer-Methode zu fechten, zu Stande gebracht? Stritten nicht Gen. Morgan's Schützen, und andere mit besserem Erfolg nachdem sie diese Kriegsart gelernt hatten? Kentucky würde nicht zu seiner Zeit bewohnt worden seyn, wenn die Virginier gänzlich unbekannt mit dieser Methode des Kriegs gewesen wären.

Im Braddock's Krieg wurden die Grenzen drei hundert Meilen lang, und etwa dreißig Meilen breit wüste gelegt, und viele hunderte, ja wohl gar tausende wurden getödtet oder gefangen genommen, und Pferde und anderes Eigenthum wurden weggenommen. Aber im nächsten Indianer Krieg, obschon wir es mit den nämlichen Indianern zu thun hatten, blieben die Grenzbewohner beinahe alle auf ihrem Eigenthum, weil sie nun zum Theil mit den Umtrieben der Indianer bekannt waren. Und der Mangel dieser Kenntniße im früheren Krieg, war die Schuld daß wir viele hunderte Bürger, und große Schätze verloren.

Obschon große Folianten über die Sittenlehre geschrieben worden sind, kann man dennoch das Ganze dadurch zusammen fassen: Thue andern wie du wünschtest daß man dir thue—so kann man auch die Kriegskunst der Indianer zusammen fassen.—

Die Pflicht der gemeinen Krieger ist, sich den Befehlen zu unterwerfen, oder pünktlich zu gehorchen; neben einander in getheilter Ordnung zu marschieren, so daß sie bereit seyn müßen den Feind zu umringen, oder zu verhindern umringt zu werden; gute Scharfschützen, und geregelt in den Waffen zu seyn; sich im Laufen zu üben; Hunger und Beschwerde mit Geduld und Geistesstärke zu ertragen; allezeit die Wahrheit ihren Offizieren zu sagen, besonders wann sie ausgeschickt werden den Feind auszukundschaften.

Die Offiziere betreffend.

Sie sagen es sey thöricht Jemand als Offizier anzustellen dessen Geschick und Tapferkeit nicht erprobt wäre—daß alle Offiziere nur nach Verdienst sollten befördert werden—daß man nicht das Commando einer Armee einem Mann übergeben solle; sondern daß ein Kriegs-Rath bestimme, wann und wie ein Angriff zu machen sey; daß es Pflicht der Offiziere sey, Plane zu entwerfen und allen Vortheil dem Feinde wegzunehmen; denselben zu überraschen, oder sich zu verstecken, und ihn verhindern sich zu verstecken, und einen zu überraschen. Es ist ferner ihre Pflicht Reden zu verfertigen, und an die Mannschaft zu halten, um sie zu ermuthigen; und auf ihrem Marsch sie zu verhindern alle auf einen Haufen zu kommen, weil sie in dieser Lage vom Feind leicht niedergeschossen werden könnten. Auch ist es ihre Pflicht den Feind zu überlisten und ihre eigenen Leute zu schonen—daher sollten sie nie ein Gefecht anfangen, es sey denn daß sie einen großen Vortheil dabei sehen, und sie ohne viel Mannschaft zu verlieren, nach ihrer Meinung, des Siegs gewiß sind. Ihr Verfahren beweißt, daß sie nach diesen Regeln handeln, denn seit Braddock's Niederlage bis auf jetzige Zeit, haben sie selten einen fehlgeschlagenen Angriff gemacht. Die Schlacht an der Großen Kenhawa ist hiervon ein großer Beweis: und selbst dann, obschon die Indianer drei tödteten gegen einen den sie verloren, zogen sie sich dennoch zurück. Der Verlust der Virginier war 70 Getödtete und eben so viele Verwundete: die Indianer ließen 20 Tode auf dem Feld, und verloren 8 welche nachher an ihren Wunden starben. Dieses war der größte Verlust den sie, meines Wissens, je erlitten. Wann ihre Leute stark fallen, dann ziehen sie sich zurück: sie stehen nicht einer Niedermetzelung wie die Schottländer oder Englischen Truppen: aber dies geschieht mehr um ihre Regeln zu befolgen als aus Mangel an Tapferkeit. Werden sie aber umringt, so fechten sie so lange ein einziger am Leben ist, eher als sie sich gefangen geben. Als Col. John Armstrong das Cattanyan Dorf am Allegheny Revier umringte, nahm ein Delaware Häuptling, Capt. Jacobs genannt, Besitz von einem Haus, und in der Vertheidigung tödtete er eine Anzahl unserer Leute. Weil Jacobs englisch reden konnte, sagte man ihm er solle sich ergeben, worauf er erwiederte, daß er und seine Männer Krieger wären, und würden fechten so lange als sie am Leben wären. Es wurde ihm wieder gesagt, daß er gut behandelt werden sollte, wenn er sich nur ergäbe, und wann nicht, so würde das Haus über ihren Köpfen in Flammen gesetzt werden.

Darauf antwortete er, daß er Feuer fressen könne; und als das Haus mit Flammen umringt war, kamen er und die Seinigen in kämpfender Stellung heraus und wurden alle getödtet. Da sie ein scharfsinniges, geregeltes Volk sind, und die Kriegskunst ihr meistes Studium ist, so haben sie diese zur ziemlichen Vollkommenheit gebracht. Wir können das Nützliche und Lobenswerthe von den Indianern wohl lernen, ohne ihre unmenschlichen Handlungen nachzuahmen. Es ist wohl zu bedauern, daß manche unserer Schützen an den Grenzen so geneigt sind ihren Grausamkeiten nachzuahmen. Während dem Brittischen Kriege kamen eine beträchtliche Anzahl Männer von unterhalb Fort Pitt, gingen über den Ohio in ein Dorf von freundlichen Delaware Indianern bewohnt, welche zu dem Glauben der Herrnhuter sich bekannten. Da die Indianer nichts befürchteten, so nahmen sie keine Waffen in ihre Hände und flohen auch nicht. Nachdem diese Schützen eine Zeitlang im Dorf waren, und die Indianer vollkommen in ihrer Gewalt hatten, so ermordeten sie dieselben bey kaltem Blut, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Diese Barbarische That übertrifft alles was ich noch je von den rohesten Wilden gehört habe.

Warum haben wir nicht bessere Fortschritte in der Kriegskunst der Indianer gemacht? Sind wir zu stolz ihnen nachzuahmen wenn wir dadurch das Leben mancher unserer Bürger schonen können? Nein! Wir sind nicht zu stolz ihre Sprache zu borgen, wie z. B., Homony, Tomahawk, u. d. gl., welche uns wenig nützen. Meine Meinung, warum wir nicht mehr von ihrer Kriegsmethode angenommen haben ist folgende :—Nichts wichtiges wird ohne Anstrengung und Ausdauer erlernt; es ist leichter in enger Ordnung zu exerzieren, und auf offenem Felde in Ordnung zu bleiben, als wie im Wald in Ordnung zu bleiben oder zu marschieren—und daher ist es leichter unsere als die Indianer Kriegszucht zu lernen. Sie erziehen ihre Knaben von der Zeit an da sie 12 bis 14 Jahre alt sind, zum Krieg; wohingegen unsere Leute beinahe alle ihre Kenntniße erst im Gefecht mit ihnen lernen mußten. Ich habe mich schon erstaunt, daß noch Niemand über diesen wichtigen Gegenstand etwas geschrieben hat, weil ihre Art den Krieg zu führen nicht nur uns zum Vortheil gereichen würde, (sollte es wieder zu einem Ausbruch kommen,) sondern wenn auch nur ein Theil unserer Leute diesen Unterricht mit den unseren vereinigten, so würde keine Europäische Macht, meines erachtens nach, sich in unsere Amerikanischen Wälder sehen zu lassen, wagen.



Eine Beschreibung der Gefangenschaft des

John M'Cullough, Esq.

Von ihm selbst beschrieben.

Folgendes ist eine kurzgefaßte Darstellung von dem was der Schreiber dieses, während einer beinahe achtjährigen Gefangenschaft, bei den Indianern in Amerika, gesehen und gelitten hat. Seine Absicht in diesem Aufsatz ist Begebenheiten mitzutheilen gerade wie sie sich zugetragen haben, und wird sorgfältig vermeiden, etwas zu übertreiben, wovon er Zeuge war. Auch ist seine Absicht nicht eine Geographische Mittheilung über die Landschaft zu geben, durch welche er während dieser Zeit gekommen ist, indem dieses schon früher durch geschicktere Schreiber geschehen ist.

Seine Absicht wird gänzlich dahin gerichtet seyn, um sich einem Jeden verständlich zu machen; in solchen Fällen wo er es nöthig erachtete Indianische Wörter beizubehalten, hat er sie in Sylben getheilt, um dem Leser eine Idee der Aussprache zu geben.

Ich wurde in Neucastle Caunty, im Staat Delaware, geboren. Als ich 5 Jahre alt war, zog mein Vater mit seiner Familie von da weg in den westlichen Theil des damaligen Cumberland (jetzt Fränklin) Caunty, an einen Ort wohl bekannt als die Conococheague Ansiedlung, wo er sich auf öffentlichem Verkauf ein Stück Land ankaufte; dieses war ungefähr ein Jahr vor dem sogenannten Braddock's Krieg. Bald nach Anfang des Kriegs, zog er mit seiner Familie nach York Caunty, wo sie verblieben bis im Frühjahr 1756, wo wir es wagten, wieder in die Heimath zurückzukehren; es verging aber nun kurze Zeit als wir wieder verfolgt wurden, und flüchteten uns in die Antieatum Ansiedlung, wo wir bis Anfangs der Ernte blieben; dann wagten wir es wieder zurückzukehren um unsere Früchte einzusammlen; ohngefähr drei Meilen von unserer Heimath blieben wir in einer kleinen Hütte, während der Vater nach unserer Wohnung ging und die Ernte einsammelte. Auf den 26sten July, 1756, gingen meine Aeltern nebst meiner ältesten Schwester, nach unserer Wohnung, um Flachs zu rupfen, in Begleitung eines Nachbars, namens John Allen, welcher Geschäfte zu Fort Loudon hatte, und ihnen versprach, des Abends denselben Weg zurückzukehren und ihnen auf ihrem Heimweg Gesellschaft zu leisten. Allen war auf seinem Weg nach Loudon nur etliche Meilen gegangen, als ihm gesagt wurde, daß die Indianer selbigen Morgen einen Mann un-

gefähr ein und eine halbe Meile von wo meine Aeltern arbeiteten, ermordet hätten; er nahm, anstatt zurückzukehren und sie nach Hause zu begleiten, wie er versprochen, einen Umweg von 6 bis 7 Meilen, aus Furcht vor den Indianern. Als er nach Hause kam, war ich mit meinem Bruder auf der großen Straße nahe bei unserer Wohnung, und machten uns Zeitvertreib; er sagte uns wir sollten sogleich in das Haus gehen, oder die Indianer würden uns fangen, und setzte hinzu, daß er vermuthete, sie würden bis zu jetzigerZeit unsere Aeltern ermordet haben.

Wir waren noch sehr jung. Ich war ungefähr 8 Jahre alt, und mein Bruder nur 5; wir gingen in das Haus, wo alles in Thätigkeit war; die Leute machten sich fertig um in ein Fort zu flüchten, welches ungefähr eine Meile entfernt war. Ich erinnere mich daß die Leute sagten, daß jemand nach unsern Eltern gehen, und sie benachrichtigen sollte; allein niemand wollte sich wagen.—Mein Bruder und ich entschlossen uns, daß wir selbst gehen wollten; wir legten daher unsere Beinkleider ab, behielten blos die Hemden an, und ohne daß uns jemand bemerkte, gingen wir auf den Weg. Unsere zwei Jahre alte Schwester ließen wir schlafend im Bette zurück. Als wir so nahe waren, daß wir unser Haus sehen konnten, fingen wir an zu rufen und zu singen, und waren voller Freude, daß wir zu unserer Heimath gekommen waren; da wir noch 50 oder 60 Schritte vom Hause entfernt waren, sprangen auf einmal die Indianer aus einem Dickicht hervor; es waren ihrer 6; nämlich fünf Indianer und ein Franzose; sie vertheilten sich in zwei Partheien; drei sprangen über den Fußpfad vor uns, und die Andern hinter uns. Dieser Auftritt scheint mir jetzt noch mehr ein Traum als etwas Wirkliches zu seyn: mein Bruder schrie laut so bald wir sie ansichtig wurden; mir schien es, als wenn die eine Parthei Indianer, und die andere weiße Leute gewesen wären; sie blieben vor uns stehen. Ich versuchte zwischen zweien von ihnen durch zu kommen; allein einer von der hintern Parthei ergriff mich beim Hemd und hielt mich zurück; sie liefen eiligst auf eine kleine Anhöhe wo sie ihr Gepäck gelassen hatten. Da banden sie ein paar Moccassins an meine Füße; in diesem Augenblick entwischte ihnen mein Brüderchen, und machte sich schreiend so stark er konnte nach dem Hause; sie brachten ihn zurück und machten sich eiligst auf ihre Reise,—einer von ihnen nahm meinen kleinen Bruder auf seinen Rücken weil er nicht schnell genug laufen konnte. Wir liefen neben dem Feld vorbei wo meine Eltern arbeiteten, nur eine kleine Anhöhe in dem Feld machte daß ich sie nicht sehen konnte; als wir 70 oder 80 Ruthen vom Feld entfernt waren, machten die Indianer Halt, und wir setzten uns in Gesträuche, wo wir unsern Vater uns rufen hörten: zwei der Indianer liefen zurück nach dem Hause, allein glücklicherweise verfehlten sie ihn, indem er wieder zurück auf das Feld gegangen war, und vermuthlich glaubte wir wären wieder zurückgekehrt. Die andern vier, brachen mit uns auf, so schnell als ich vermögend war zu gehen; wo wir über eine Straße zu gehen hatten, wurde mit langen Sätzen gesprungen—ich wurde von einem bei dem rechten und von einem an-

dern bei dem linken Arm genommen und so über die Straße geschleudert, damit unsere Spuren nicht sichtbar würden.

Wir wanderten diesen ganzen Tag, und so oft wir auf eine Anhöhe kamen, bestieg einer von ihnen einen Baum und bezeichnete, wie es mir schien, den Weg welchen sie nehmen wollten um nicht entdeckt zu werden. Gegen Abend fing es an zu regnen. Erst nachdem es schon längst Nacht geworden, machten wir Halt, und nahmen unser Lager unter einem großen Baum. Es wurde uns ein Teppich hingelegt um darauf zu liegen, und einen andern deckte man über uns, auf beiden Seiten legte sich ein Indianer knapp auf die Decke, die übrigen legten sich zu unserm Kopf und Füßen. Mit Tagesanbruch, brach das kleine Lager wieder auf, und die Reise wurde fortgesetzt; vor Sonnenaufgang hörten wir nicht weit von uns eine Menge Holzhauer; auch bemerkten wir die Spuren wo Tags zuvor Blöcke geschleift waren; dieses beunruhigte die Indianer, und sie suchten so schnell wie möglich fort zu kommen. Gegen Abend machten wir an der Seite eines Berges Halt; zwei der Indianer und der Franzose gingen in das Thal; einer blieb zurück um uns zu bewachen: sie waren nicht lange fort, so hörten wir sie schießen, und bald nachher kamen sie zurück mit mehreren Schweinen auf ihren Rücken, nebst einem Huhn welches sie getödtet hatten; sie brachten auch einige grüne Aepfel mit sich; von den Aepfeln gaben sie uns zu essen, welches die erste Nahrung war die wir seit unserer Gefangenschaft zu uns nahmen. Wir gingen nun den Berg hinunter an eine abgelegene Stelle, wo sie ein Feuer anzündeten und die Haare von den Schweinen absengten, und sie sodann brieten. Das Huhn wurde für uns gebraten; wir waren nicht sehr lange daselbst, als wir das Indianer Kriegs-Signal dem Wasser aufwärts wo wir unser Feuer hatten, ertönen hörten. Dann kamen die zwei Indianer zu uns, welche, wie zuvor erwähnt, wieder zurück nach dem Hause gegangen waren als sie meinen Vater uns rufen hörten.—Sie hatten einen Scalp bei sich, von welchem ich, der Farbe des Haares nach zu urtheilen, glaubte, den meines Vaters zu erkennen, worin ich mich jedoch irrte—es war der des Mannes welchen sie des Morgens zuvor ermordet hatten; den Scalp schnitten sie in zwei Theile und trockneten diese beim Feuer. Nachdem das Fleisch gebraten, und die Scalpe getrocknet waren, begaben wir uns wieder auf den Berg; nachdem wir ihn ungefähr um die Hälfte erstiegen hatten, hielten wir inne, und setzten uns auf einen alten Baum.—Nach einer Rast von etlichen Minuten, stand einer nach dem andern auf, und fingen an das Laub an den da befindlichen Felsen und alten Bäumen wegzuscharren, wo sie dann Teppiche, Schellen, einen kleinen Kessel und verschiedene andere Artikel die sie auf ihrem Hinweg vergraben hatten, hervorbrachten. Wir erreichten die andere Seite des Berges an demselben Abend; gegen Sonnenuntergang durchkreuzten wir eine große Landstraße in der Nähe eines alten, unbewohnten Hauses. Wir gingen noch ungefähr eine halbe Meile weiter, und lagerten an der Seite eines kleinen Stromes; einer von ihnen ging etliche hundert Schritte vom Lager und schoß einen Hirsch, welchen er kurz nach-

her auf seinem Rücken in das Lager brachte. Von der Zeit an als wir über die vorher erwähnte Landstraße passirten, beschäftigte ich mich mit dem Gedanken, wie ich meine Flucht bewerkstelligen möchte. Bald nach Einbruch der Nacht legten wir uns nieder, ich wurde zunächst dem Feuer gelegt, dann mein Bruder, und hinter mir auf dem einen Ende des Teppichs ein Indianer; ich erwachte während der Nacht, und weckte meinen Bruder. Ich flüsterte in seine Ohren er solle aufstehen wir wollten versuchen zu entfliehen—er sagte er könne nicht gehen; ich sagte, dann würde ich allein gehen, worauf er erwiederte: daß es ihm kein Unterschied mache. Ich suchte mich so leise als möglich zu entfernen, war aber nur etliche Schritte vom Feuer als der Indianer, welcher hinter uns gelegen, sich aufrichtete und mir zurief, "Wo gehst du hin?" Ich sagte ihm, ich wollte mein Wasser lassen, worauf er sagte, "mach geschwind,—komm schlafen." Ich ging zurück und legte mich wieder nieder.

Nächsten Morgen gingen viere, der Indianer und der Franzose, aus um zu kundschaften, einen zurücklassend um uns zu bewachen. Ungefähr um Mittag kamen sie eiligst zurück in der Richtung welche wir Abends zuvor gekommen waren,—sie schrieen so bald sie uns gewahr wurden; und bis sie in das Lager kamen, hatte der, welcher uns hütete alle ihre Sachen auf ihre Teppiche geworfen; unser Wächter nahm mich dann auf seinen Rücken und lief so geschwind er konnte ungefähr eine viertel Meile, dann warf er mich hin, nahm einen Zweig womit er mich den Berg heraufprügelte; ungefähr eine Stunde nachher, suchten wir Heidelbeeren, deren es hier im Ueberfluß gaben; ein großes Glück für uns, denn ich glaube bestimmt wir würden ohne dieselben verhungert seyn, da wir das Fleisch ohne Brod oder Salz nicht essen konnten. Am Abend kamen wir den Berg herunter, und lagerten uns in dickes Gesträuch; während dieser Nacht und dem kommenden Morgen regnete es; sie spannten etliche von ihren Teppichen auf um den Regen abzuhalten; den folgenden Morgen waren wir nicht sehr in der Eile um weiter zu gehen. Während wir beym Feuer saßen hörten wir den Schall von zwei Gewehren nahe bei uns, in der Richtung die wir Abends zuvor gekommen waren. Unsere Begleiter waren augenblicklich auf den Füßen, rafften ihre Teppiche und andere Artickel auf: derjenige welcher mich zuvor auf seinem Rücken getragen hatte, nahm mich wieder auf, und rannte mit mir davon so schnell als er konnte, ohngefähr eine halbe Meile, dann warf er mich wieder hin und peitschte mich voran, wie den Tag zuvor. Ich muß erinnern, daß sie meinen Bruder immer abwechselnd getragen haben; ich wurde nie, außer in diesen zweien Fällen, getragen; von der Zeit an als wir gefangen wurden, bis wir nach Fort Du Quesne (jetzt Pittsburg,) kamen. Ich muß viele Ereignisse, die sich auf unserer Reise zugetragen haben, mit Stillschweigen übergehen, und berühre nur noch etliche. Am Morgen ehe wir nach Kee-ak-kshee-man-nit-toos, welcher cut spirit bedeutet und eine alte Stadt ist, die an dem Zusammenfluß der beiden Flüße La-el-han-neck oder Middel Creek, und Quin-nim-mough-koong, oder Can-na-

maugh, oder Otter Creek, (wie das Wort bedeutet) liegt. Am Morgen ehe wir dahin kamen, rauften sie uns die Haare alle aus dem Haupt, ausgenommen an einer kleinen Stelle auf dem Wirbel, wo sie es stehen ließen. Wir kamen in die Stadt gegen Mittag, wo man uns Kürbis zu essen gab; am nächsten Morgen brachen wir nach Fort Du Quesne auf; den darauf folgenden Morgen kamen wir an verschiedene Indianische Lager, wo sie uns Brod gaben, welches das erste war daß wir seit unserer Gefangenschaft genossen hatten. Ungefähr eine Meile ehe wir am Fort anlangten, begegneten wir einem alten Indianer, dessen Kleidung uns in Schrecken versetzte; er hatte einen braunen Rock an, kein Hemde, seine Brust entblößt, ein Tuch um die Lenden, ein paar lange Gamaschen und Moccassins, sein Gesicht und Brust beschmiert mit rother und grüner Farbe, eine Quantität falscher und roth gefärbter Haare waren ganz oben auf seinem Haupt befestiget, und ein großes dreieckigtes Stück Silber war unten an seiner Nase befestigt, welches die obere Lippe beinahe bedeckte; seine Ohren (welche nach ihrer sonderbaren Weise beschnitten waren) waren mit dünnem Draht auswärts geschoben, so daß, wenn ich mir den bösen Feind vorstellen wollte, ich ihn mir in dieser Gestalt gedacht hätte. Als er sich uns näherte, sagten meine Begleiter etwas zu ihm,—er faßte mich beim Arm und schlug mich von einer Seite zur andern, dann schleuderte er mich von sich so weit er konnte, alsdann ergriff er meinen Bruder, und behandelte ihn auf dieselbe Weise. Kurz nachher machten sie Halt, strichen uns an, und befestigten große Bündel Habichts-Federn an die noch übriggebliebenen Haare auf unseren Häuptern, und erhoben das bei ihnen übliche Kriegs-Geschrei, nämlich einen Ausruf für jeden Scalp, und für jeden Gefangenen auch eines welches öfters wiederholt wurde. Wir begegneten mehreren Indianern die heraus uns entgegen kamen—und wurden in die Mitte ihres Lagers, in eines Häuptlings Zelt gebracht. Nachdem sie eine Beschreibung ihres Abenteuers gegeben hatten, zog der alte Häuptling einen kleinen Sack hinter seinem Bett hervor, woraus er einen großen Gürtel von Wampum nahm, und mir denselben um den Hals befestigte; alsdann gingen wir nach dem Fort. Eine große Anzahl Indianer, beiderlei Geschlechts, waren zu beiden Seiten aufmarschiert um uns zu sehen, wenn wir zwischen ihnen hin gingen; einige von ihnen erhoben kleine Indianer Kinder gegen uns, um uns zu schlagen, und wieder andere suchten mich dazu zu bringen, daß ich dieselben schlagen sollte; allein wir schienen uns vor einander zu fürchten. Wir wurden in ein den Franzosen zugehöriges Haus gethan, wo eine Anzahl Indianer auf dem Boden saßen; einer der Häuptlinge nahm meinen Bruder bei der Hand und reichte ihn einem Franzosen hin, der an einer Thüre stand, welches das letzte mal war, daß ich ihn sahe. Nach diesem nahm er mich bei der Hand und machte eine lange Rede, dann reichte er mich einem Indianer der am Feuer saß und seine Pfeife rauchte; dieser stellte mich zwischen seine Beine, (er konnte gut Englisch sprechen,) und that unterschiedliche Fragen an mich,—sagte zu mir, ich wäre sein Bruder; daß diese guten Männer, (die, welche

uns gestohlen hatten, meinend,) mich geholt hätten an die Stelle seines Bruders, welcher vor einem Jahr gemordet worden sei; auch sagte er mir, daß er unter den weißen Leuten erzogen worden sei, und daß er lesen gelernt habe als er jung war, allein daß er es beinahe vergessen habe. Ich glaube er sagte die Wahrheit, denn er kannte alle die Buchstaben und Zahlen. Er nahm mich dann bei der Hand und führte mich an den Al-lee-geon-ning oder Allegheny Revier, welches den Eindruck eines Menschlichen Fußes bedeutet; denn sie sagen: das Land ist so gut längs dessen Ufern, daß niemand durch das Land gehen könne, ohne daß die Merkmale seiner Füße hinter ihm sichtbar sind. Wir gingen in einen Kahn und fuhren über das Wasser, wo eine große Anzahl Indianer gelagert waren; er führte mich durch ihr Lager,—und gegen Abend kehrten wir wieder zurück. Bald nach unserer Rückkehr nahmen mich zwei junge Männer bei der Hand und führten mich nach dem Wasser, wir gingen in einen Kahn, und meine Begleiter ruderten ungefähr 40 bis 50 Yard in den Strom, dann legten sie ihre Ruder nieder, ergriffen mich bei den Händen, und tauchten mich über Kopf und Ohren in's Wasser, und hielten mich unter Wasser bis ich beinahe erstickt war, dann zogen sie mich heraus um Athem zu schöpfen. Dieses wiederholten sie etliche male. Ich glaubte nicht anders, als sie beabsichtigten mich zu ersäufen. Und in jedem Zwischenraum bat ich sie mich doch nicht zu ersäufen; endlich sagte einer von ihnen, "dich nit tod machen ich, dich waschen ich." Ich bat dann, sie sollten mich hinnehmen wo das Wasser seicht wäre, und ich wollte mich selbst waschen, welches dann auch geschahe.—Ich fing an mich zu reiben; sie machten aber Zeichen daß ich untertauchen sollte; ich tauchte mein Gesicht unter Wasser, erhob es aber gleich wieder; einer von ihnen kam aus dem Kahn, und ergriff mich beim Hintertheil meines Haupts und tauchte mich unter bis auf den Boden und hielt mich daselbst bis ich beinahe erstickt war. Ich wadete dann heraus, worauf sie mir dann ein neues, in Falten gelegtes Hemd anzogen, und sagten mir, jetzt wäre ich ein Indianer, und daß sie mich nun zu ihren andern Freunden wegschicken wollten. Demzufolge wurde ich des andern Tages in Begleitung einer Weibsperson, zu einem Onkel meines angenommenen Bruders gebracht, welcher bei einer Stadt wohnte die sie Sche-nang-go nannten, dieses war am Bieber Creek. Nichts besonders ereignete sich auf unserer Reise, außer daß ich etliche mal von einem jungen Pferd fiel, welches ich zu reiten bekam. Am dritten oder vierten Abend, langten wir, da es schon Nacht war, in Sche-nang-go an. Nachdem mein weiblicher Begleiter die Familie in Kenntniß gesetzt hatte wer ich sey, fingen sie an zu wehklagen und schreien für eine geraume Zeit: als dieses vorbei war kam eins nach dem andern von ihnen zu mir, und schüttelten mir die Hand, zum Zeichen daß sie mich aufnähmen als in dem nämlichen Freundschaftsverhältniße stehend, wie derjenige an dessen Stelle ich ihnen übergeben war. Nächsten Morgen wurde ich meinem Onkel vorgestellt, mit welchem ich ungefähr ein Jahr verblieb. Er war blind an einem Auge, und ein sehr gutmüthiger Mann. Mit Anfang

des Winters pflegte er mich des Morgens frühe aufzuwecken, ging mit mir an das Wasser, und machte mich bis an den Hals hinein sitzen, um wie er sagte mich hart zu machen, während er am Ufer saß und seine Pfeife rauchte, bis er glaubte es sey lang genug, dann befahl er mir unter zu tauchen. Nachdem ich aus dem Wasser kam, befahl er mir nicht eher zum Feuer zu gehen bis ich wieder vollkommen trocken wäre. Zu diesem wurde ich angehalten bis das Wasser überfroren war, dann brach er das Eis für mich, und ich mußte hinein wie zuvor. Während dem Winter, vielleicht um die Christage, wurde ich sehr krank. Ich lag den ganzen Winter am Feuerplatz, und eine alte S q u a w (Indianerfrau) pflegte mich, (wenn man es Pflege nennen kann.) Sie pflegte in den Schnee zu gehen und die Kräuter, welche sie an ihren alten Stengeln erkannte, zu suchen, und mir dann aus der Wurzel einen Trank zu kochen. Sie erlaubte mir nie kaltes Wasser zu trinken, auch kein Fleisch oder irgend etwas das süß oder gesalzen war, durfte ich genießen. Die einzige Nahrung die mir gewährt wurde war Homeny, oder Klöse von grobem Welschkornmehl gemacht und in Wasser gekocht. Ich lag, wie zuvor gesagt, den ganzen Winter am Feuerplatz. Ich hatte nichts als einen kleinen Teppich zur Decke, wovon ich einen Theil unter mich zog um darauf zu liegen; durch dieses stete krumme Liegen wurden meine Beine aufwärts gezogen, und verloren ihre Gelenkigkeit, so daß ich nicht laufen konnte; wenn ich nöthig hatte hinaus zu gehen, und genöthigt war auf Händen und Füßen fortzukriechen. Ich verblieb in dieser Lage bis um die Zeit des Welschkornpflanzens, wo es anfing sich mit mir zu bessern. Meine Knie und Waden wurden mit Bärenöl eingerieben, ich mußte meine Beine so gerade wie möglich halten, und wodurch ich in Zeit von einem Monat den Gebrauch meiner Glieder wieder bekam.

Kurz nachdem ich vermögend war wieder herum zu laufen, ereignete sich, folgender Weise, ein großes Unglück. Die mehrsten der Indianer waren entweder auf ihren Welschkornfeldern, oder waren auf den Fischfang gegangen—mein Onkel war schon geraume Zeit kränklich—er war unterhalb der Stadt an dem Fluß, wo ein Indianer Doctor die Schwitzkur bei ihm gebrauchte, und die Krankheit aus ihm zaubern wollte. Er hatte eine große Pistole, welche oben an seinem Bette aufgehängt war.—Da waren nun zwei Brüder, zu unseren Verwandten gehörend; der Aelteste mag in meinem Alter, und der Jüngere zwei Jahre jünger gewesen seyn. Der Aeltere nahm die Pistole herunter und spannte den Hahn, und in Spaß drohete er den kleineren zu schießen; der Kleine lief von uns weg—ich half ihm den Hahn wieder herunter lassen, er hielt die Pistole mit der linken Hand und hatte den Lauf davon gegen sich, und seine rechte Hand am Hahn; ich wollte dann, nachdem ich ihn gewarnt hatte die Mündung von seinem Körper abzuhalten, den Drucker ziehen, und wollte den Hahn langsam hinunter lassen. Ich rieth ihm mehrere male die Pistole wegzulegen, welches er that; allein so bald als sein Bruder zurück kam, nahm er sie immer wieder. Endlich ward seinem Bruder bange, und er wollte nicht mehr zu uns kommen.

Nun drohte er mich zu schießen; ich floh vor ihm. Die Stadt lag in einem Halbzirkel, um eine Krümmung des Flusses; zufälliger Weise war eine Weibsperson am obern Ende der Stadt, (wir wohnten am untern Ende,) welche mich bemerkte als ich aus dem Haus von ihm weg entfloh—er rief mich sogleich zurück, um ihm behülflich zu seyn den Hahn herunter zu lassen; ich weigerte mich zu kommen, außer er würde die Pistole umkehren, welches er that. Ich ging hinein, (und in der Eile vergaß ich ihn zu warnen daß er die Mündung auf eine Seite von sich halten sollte,) und zog den Drücker; die Folge war, die Pistole ging los, und die Ladung ging ihm in den Magen, während die Pistole uns aus den Händen flog; er legte seine Hände auf seine Brust, und lief schreiend aus dem Hause; auch ich lief aus dem Hause und sahe ihm nach, er lief nach seinem eignen, ungefähr 40 Schritte entfernt, hörte er auf zu schreien und fiel nieder; —Es war spät am Abend, seine Mutter und Großmutter kamen gerade in diesem Augenblick vom Welschkornfelde; seine Großmutter warf einen Blick auf ihn, ging an ihm vorbei und kam auf mich zu; ehe sie völlig bei mir war, sagte ich ihr daß Watook, (denn das war sein Name,) sich erschoßen hätte; sie wandte sich von mir weg ohne ein Wort zu sagen. In kurzer Zeit waren alle Indianer der Stadt um mich versammelt. Sie examinirten mich über den Hergang der Sache, und ich mußte ihnen zeigen auf welche Art er sich geschoßen habe. Ich sagte ihnen daß er die Pistole in seine linke Hand genommen habe, die Mündung gegen seinen Magen gekehrt, während er den Drücker mit dem Daumen von sich geschoben habe; ich blieb bei dieser Aussage, endlich kam die Frau, (welche ich zuvor erwähnte, die mich gesehen hatte, als ich von ihm flohe,) und sagte ihnen, daß sie vor ihrem Hause gewesen, und nach mir über die Krümmung des Baches gesehen, als sie den Schuß gehört habe, und daß ich eine ziemliche Strecke vom Hause zur Zeit gewesen sei—worauf sie alle auseinander gingen.

Es war etwas auffallendes in diesem Hergang, indem diese nämliche Frau und ihr Mann, ungefähr ein Jahr nach diesem Ereigniß, mein Leben retteten, nachdem ich allem Anschein nach ertrunken war, wie ich später erzählen werde.

Dieses war die erste Leichenzeremonie, die ich bei ihnen gesehen hatte, und wurde in die äußerste Verlegenheit dadurch versetzt, weil ich mit ihren Gebräuchen nicht bekannt war. Sobald es Nacht war, fingen sie an ihre Gewehre abzufeuern, welches sie immer thun wenn jemand von ihnen stirbt. Indem die ganze Familie zur Todtenwache gegangen war, so war ich allein zu Hause gelassen; wie sie anfingen zu schießen, glaubte ich sicherlich daß sie beabsichtigten mir das Leben zu nehmen; ich verkroch mich daher unter ein Bett welches auf Gabeln, die man in den Grund getrieben hatte, und ziemlich hoch vom Boden gemacht war, wo ich mich so dicht an die Wand drückte, als ich möglich konnte, und da die Nacht über blieb; gegen Tagesanbruch wurde ich aufgeweckt indem sie wieder anfingen ihre Gewehre abzufeuern. Ich ging nicht zum Leichnam—hörte sie aber sagen daß er nicht geblutet habe, indem der Propfen nebst dem Pulver mit

der Kugel in seinen Leib eingedrungen wäre. Es waren etliche von den jungen Squaws die uns mit der Pistole herumspringen gesehen hatten; sie beschuldigten mich oftmals, daß ich die Ursache an des Knaben Tode sey, welches ich jedoch immer läugnete; allein Queek-queek-co-mooch-que, ein kleines weißes Mädchen, (eine Gefangene,) welche in der Familie (wozu der Knabe gehörte) lebte, war der schlimmste Zeuge gegen mich.—Sie sagte ihnen daß sie mich etliche mal mit der Pistole in der Hand gesehen habe—allein das Zeugniß der Frau überwältigte sie alle; sie waren jedoch in ihren Gedanken nicht fest überzeugt daß ich sein Leben nicht genommen hätte, indem sie es mir öfters vorwarfen, daß ich Watook geschossen hätte; besonders wenn ich mit den kleinen Kerlen in Streit gerieth, dann pflegten sie mir zu sagen, ich hätte schon einen von ihnen gemordet, und daß ich begehre noch einen umzubringen; allein ich versichere feierlich, daß die Begebenheit durchaus zufällig war.

Wenn ich über obige Begebenheit nachdenke, nebst den Umständen welche es begleiteten, so zerfließt mein Herz in Dankbarkeit gegen den Allmächtigen Führer, der die Dinge der Welt so weislich regiert. Ich will nicht sagen daß eine Lüge bei Gott gerechtfertiget wird, doch glaube ich, daß die Frau durch die Versehung geleitet wurde in ihrer Unwissenheit eine offenbare Unwahrheit zu sagen, welches ohne Zweifel das Mittel war meine Tage zu verlängern. Ich bin überzeugt, hätten sie den wahren Hergang der Begebenheit für gewiß gewußt, ich nicht das Licht des kommenden Morgens erblickt haben würde; auch erwartete ich nicht daß mein Körper dann begraben, sondern vielmehr daß ich im Wasser oder auf dem Lande dem Ungeziefer preis gegeben seyn würde, so wie ich weis daß es zweien Männern ergangen ist; wie ich zu erzählen gedenke, ehe diese Beschreibung geschlossen wird.

Im Laufe folgenden Sommers, gingen wir zu einer Unterhandlung mit den Franzosen zu Presquile. Auf unserem Weg dahin, passirten wir eine Indianer Stadt in der Nähe wo Meadville jetzt steht: gerade als wir an die Stadt kamen, bemerkten wir eine Anzahl kleiner Bote die Frensch Creek herunter kommen; die Franzosen kamen an das Ufer wo wir waren; einer von ihnen verlangte mich von den Indianern zu kaufen; er bot ihnen einen alten Spaten ohne Stiel, für mich zu geben, (welches vielleicht der geringste Werth war der je auf mich gesetzt wurde,) sie lachten höhnisch über seine Thorheit: allein sie mochten sich doch fürchten, daß die Franzosen mich bei Nacht stehlen möchten; sie brachen sogleich auf und gingen weiter. Als wir nach Presquile kamen, war ich meiner Indianischen Mutter, welche ich nie gesehen hatte, übergeben. Nachdem die Verhandlungen vorüber waren, ging mein alter Onkel zurück nach Schenanggo, und ließ mich bei der alten Mutter und zweien Brüdern die etwas älter waren als ich; wir hatten auch einen Stiefvater, welcher Wildprett für uns beischaffte. Wir zogen von Presquile in die Nähe von Fort Le Beauf, wo meine Mutter ein kleines Stück Welschkorn angebaut hatte; wir wohnten da bis zum Herbst, und gingen öfters nach dem Fort ihre Rationen zu holen, denn die

Franzosen versorgten die Indianer mit Lebensmitteln so lange sie in der Nähe des Forts blieben. Die Franzosen feuerten immer eine kleine Kanone ab, als Zeichen ihrer Geneigtheit wenn die Indianer mit Gefangenen oder Scalps kamen.

Gegen Herbst kam mein alter Bruder zu uns, (ich nenne ihn alt, weil er der älteste in der Familie war; er war jedoch nicht drei und zwanzig Jahre alt.) Ich hatte ihn nicht gesehen seitdem ich ihm zu Fort Du Quesne (oder Pittsburg) übergeben wurde; er kam um uns nach Schenanggo zu nehmen, um mit den übrigen der Familie zu leben. Wir hatten nur ein Pferd um Lebensmittel mitzunehmen, und unsere Kleider trugen wir auf den Rücken, so daß wir zu Fuß gehen mußten. Wir waren eine lange Zeit auf dem Wege, indem sie manchmal drei bis vier Tage an einem Ort verblieben um zu jagen. Anfangs Winter kamen wir nach Schenanggo. Nicht lange nachher bekam ich einen heftigen Anfall von Seitenstechen, und lag für ungefähr zwanzig Tage sehr krank darnieder. Meine alte Mutter und eine alte Tante, pflegten meiner sorgfältig; sie hielten mich hinsichtlich meiner Speise und Trank, wie ich gehalten wurde bei meiner früheren Krankheit.

Den darauffolgenden Sommer hätte ich beinahe mein Leben verloren. Alle Indianer der Stadt, ausgenommen ein Mann und eine Frau, waren auf ihre Welschkornfelder gegangen, und ließen ihre Kleinen zurück um die Häuser zu hüten. Um ungefähr zehn Uhr, Vormittags, gingen vier der kleinen Kerle und ich an das Wasser um uns zu baden. Der Strom ist vielleicht siebenzig bis achtzig Schritte breit; ein ziemlich hoher Felsen erstreckt sich beinahe bis auf die andere Seite des Stroms, wo ich öfters die Indianer durchwaden sahe; das Wasser war tief auf beiden Seiten; ich unternahm durchzuwaden, und es ging gut bis ich auf eine Ruthe nahe auf der andern Seite war; als mir das Wasser anfing zu tief zu werden, so drehte ich mich herum und war stolz auf dasjenige was ich gethan hatte. Als ich ungefähr die Hälfte zurück gekommen war, verfehlte ich meinen Weg, und auf einmal stürzte ich Hals über Kopf, den Felsen hinunter; ich warf mich etliche mal in die Höhe so hoch ich konnte über das Wasser, endlich jedoch zog ich so viel Wasser ein, und da ich noch des schwimmens nicht kundig war, so mußte ich aufgeben. Als die kleinen Kerle die mit mir gekommen waren, sahen, daß ich keine Anstrengungen mehr machte, fingen sie an zu schreien. Die Frau die ich zuvor erwähnt habe, kam eilends an das Ufer um zu sehen was vorgefallen sei; sie sagten ihr daß Istig-go-weh-hing (denn das war der Name den sie mir gegeben hatten) ertrunken sei. Sie lief zugleich nach dem Hause und weckte ihren Mann, welcher so geschwind wie möglich (wie sie mir nachher sagten) zu meiner Hülfe herbei kam; ich blieb die ganze Zeit über oben auf dem Wasser. Mit vieler Mühe gelang es ihm mich endlich zu erreichen, worauf er mich dann ans Land brachte, und weil er mich tod glaubte, warf er mich auf den Boden. Es traf sich daß mein Kopf bergab lag, so daß das Wasser aus Mund und Nase freien Abgang hatte; er hatte schon früher einen der Kleineren fortgeschickt um meinen Freunden

Nachricht von dem Unglück zu geben. Nach Verlauf einer geraumen Zeit ließen sich Spuren des Lebens bei mir sehen; worauf er mich um den Leib faßte und mich tüchtig schüttelte, welches noch viel Wasser zum Munde austrieb. Als meine Freunde kamen, konnte ich schon freier athmen. Sie trugen mich am Ufer hinauf in eine Week-a-waum, oder Haus, und legten mich auf eine Hirschhaut, wo ich bis zum halben Nachmittag lag; endlich erwachte ich aus meinem Schlaf, und war erstaunt so viele Indianer von beiderlei Geschlechts um mich herum zu sehen. Ich hob mein Haupt in die Höhe—mein ältester Bruder kam gegen mich, und sagte, "au-mongh-t-ha-hee a-moigh," das ist, "stehe auf, geh und bade dich." Ich erinnerte mich dann was ich gethan hatte. Er sagte dann wenn er mich wieder in dem Waßer antreffen würde, er mich sogleich ersäufen würde; jedoch am nächsten Tage war ich schon wieder im Waßer.

Während wir in Schenanggo wohnten, (vielleicht gegen Ende Novembers,) kamen ungefähr dreißig Krieger durch Schenanggo die auf ihrer Heimreise waren; sie waren von der Mingo Nation; sie hatten Scalps bei sich, und einen Gefangenen, ein Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren; einer von den Kriegern war verwundet worden; der Gefangene hatte einen großen Bündel Teppiche auf dem Rücken, nebst einem hay-vees, für den verwundeten Indianer darauf zu sitzen. Ich habe gar keinen Zweifel daß er den Verwundeten den ganzen Weg hat tragen müßen, von wo er die Wunde erhalten hatte, welches, wie ich vermuthete, nicht weniger als zwei hundert Meilen gewesen seyn kann; sie zögerten bei zwei Stunden in unserer Stadt, dann packten sie auf und gingen weiter.—Der Gefangene mußte den verwundeten Indianer wieder auf seinen Rücken nehmen, und mit ihm abmarschieren; sie hatten noch eine Strecke weiter als Presquile zu gehen, welches nach meinem dafürhalten, nicht weniger als ungefähr vier hundert Meilen seyn konnte daß der arme Gefangene den verwundeten Indianer auf seinem Rücken tragen mußte, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kamen—dabei hatte er jedoch einen Vortheil vor andern Gefangenen, da es gebräuchlich bei ihnen ist, daß ein jeder erwachsene Gefangene in jeder Stadt wo er durchpaßirt, derb abgeprügelt wird, wie ich nachgehends erzählen werde. Man sagte mir, daß ein altes Herkommen bei ihnen sei, daß wenn einer von ihnen verwundet würde die übrigen ihr möglichstes thun, um einen oder mehrere Gefangene zu machen, um ihre Verwundeten zu tragen.

Wir lebten ungefähr zwei und ein halbes Jahr in Schenanggo; und zogen dann hin wo eine neue Stadt angebaut ward, welche sie Kseek-he-oong, (das ist, ein Ort des Salzes,) nannten,—ein Ort welcher jetzt bei dem Namen Salt Licks, wohl bekannt ist, auf der westlichen Seite der Bieber Creek, wo wir ungefähr ein Jahr wohnten; wir zogen dahin um die Zeit da General Forbes Fort Du Quesne von den Franzosen nahm. Mein Bruder war seit drei Jahren verheyrathet; sie hatten einen kleinen Sohn welchen sie sehr liebten; meines Bruders Frau war sehr böse auf mich, wenn er von Hause war; er hatte davon gehört, und fragte mich deshalb als wir allein

bei einander waren, ob sein Weib mich nicht in seiner Abwesenheit prügele,—ich sagte daß sie es schon mehreremale gethan habe; worauf er sagte, wenn sie es wieder thun würde, sollte ich es ihm sagen. Nicht lange nachher, als mein Bruder abwesend war, ging sie zur Arbeit aufs Welschkornfeld, und ließ ihren kleinen Sohn unter meiner Aufsicht; nachdem sie fort war vertrieb ich mir die Zeit mit einem Fußball; der Kleine kam hinter mir her und weinte, welches seine Mutter hörte. Indem ich mich mit meinem Spiel ergötzte, kam sie unbemerkt hinter mir her, und schlug mich mit einem Hackenstiel darnieder. Ich nahm die erste Gelegenheit meinen Bruder hiervon in Kenntniß zu setzen; er sprach zu ihr, und rieth ihr, ins künftige mich nicht mehr so zu behandeln, und sagte ihr was die Folgen seyn würden, wenn ihm nicht Gehorsam geleistet würde. Hierüber war sie sehr aufgebracht gegen ihn, sie machte sich auf und verließ uns. In einigen Tagen kam sie zurück, begleitet von einer Anverwandten, um ihre bewegliche Habe wegzunehmen; indem sie ihre Sachen zusammen brachte, ging mein Bruder hinaus und probirte die Stärke kleiner, kürzlich von einem grünen Baume, abgehauener Aeste; als sie dieses gewahr wurde, machte sie sich aus dem Hause, und lief so schnell sie konnte,—er verfolgte sie, holte sie ein, und gab ihr eine tüchtige Tracht Schläge. Sie lief zurück in das Haus um Schutz zu suchen, und kauerte sich hinter seine Mutter auf den Boden, welche öfters zu uns auf Besuch kam: dieses trieb ihr die Grillen uns zu verlassen aus dem Kopf: auch prügelte sie mich von dieser Zeit an nie wieder.

Während wir zu Kseek-he-oong, oder Salt Licks wohnten, erfand Mus-sooh-whese, oder Ben Dickson, eine Art Bestrafung für Knaben wenn sie unartig waren, z. B., wenn sie sich zankten, oder Melonen oder Gurken stahlen, u. d. gl., auf folgende Art:—Sie haben eine Art Fische in den westlichen Wassern, welcher Gär genannt wird, der einen sehr langen Schnabel, und lange scharfe Zähne hat; er nahm einen solchen Schnabel, wickelte einen dünnen Lappen darum, und ließ die Zähne vorragen. Denjenigen welche irgend ein Vergehen begangen hatte, benetzte er Beine und Schenkel, machte einen Einschnitt von der Hüfte hinab bis zu den Fersen drei oder vier mal an jeder Seite; und waren sie zum zweiten oder dritten mal schuldig gefunden, machte er ähnliche Einschnitte von der Schulter bis an das Handgelenke, und Kreutzweis über den Rücken. Einstens geschahe es, daß sein Neffe, ein sehr muthwilliger Knabe, die Eingeweide einer Schildkröte in mein Gesicht warf, und alsdann davon lief. Ich warf einen Stein nach ihm, der ihn auf den Kopf traf, und zu Boden stürzte. Er hatte eine bedeutende Wunde erhalten, sonst würde er den Vorfall wohl verhehlt haben, weil er zu gut wußte was die Folgen seyn würden, denn seine Glieder waren beinahe beständig wegen den vielen Züchtigungen zerfleischt.

Da aber Mus-sooh-whese zu der Zeit am fischen war, so hörte er nichts davon bis er nach Hause kam. Ich war besorgt für die Folgen, und meine Freunde riethen mir mich zu verbergen. Ich kroch in ein kleines Nebengebäude in welchem einige Ballen Hirsch-

Häute aufbewahrt wurden, war aber nicht lange da, bis ich ihn nach mir fragen hörte. Sie sagten ihm daß ich fischen gegangen und noch nicht zurückgekehrt sey. Darauf befahl er einem meiner Brüder (der Tags zuvor mit ihm fischte,) sich zu stellen, damit er ihn einschneide. Da mein Bruder schon zum Theil ein erwachsener Mann war, wollte er es nicht thun—ein Handgemenge erfolgte, und mein Bruder mußte sich ergeben. Die angebliche Ursache, warum er einen andern züchtigte der n i c h t bei dem Vergehen gegenwärtig war, war—daß ein jeder der bei irgend einem Vergehen gegenwärtig sei, dasselbe zu verhindern suchen, oder anzeigen solle—weil der Ankläger immer von der Strafe frei war. Darauf hörte ich ihn sagen: daß ich meinen Lohn erhalten solle, und wenn ich auch ein Jahr ausbliebe. Nun ging es nach dem Strom um mich zu suchen. Nachdem er fort war, sagten sie, ich würde am besten thun, hervor zu kommen, was ich auch that; er kam bald zurück, und grinste als habe er einen großen Gewinn erhalten. Er hieß mich neben einen Pfosten stehen, was ich befolgte; nun benetzte er die Haut, damit dieselbe nicht zerreißen solle, und mit dem Schneidmesser gab er mir vier Schmarren von der Hüfte bis zur Ferse—wovon ich die Merkmale mit ins Grab nehmen werde.

Mein älterer Bruder war abwesend als ich obige Züchtigung erhielt, kam aber in der Nacht zurück. Ich sahe ihn selten so aufgebracht, wie er bei der Anhörung meiner Behandlung war. Er sagte, (ob im vollem Ernst weiß ich nicht,) daß wenn er da gewesen wäre, er lieber seinen T i m - m a - h e e k - c a n an M u s - s o o h - w h e s e's Kopf angewendet haben würde, als daß er solche schändliche Behandlung an irgend einem Gliede seiner Familie gelitten hätte. Wenigstens sagte er dem M u s - s o o h - w h e e s e, daß er ohne seine Erlaubniß sich nie wieder unterstehen solle etwas ähnliches zu thun.

Ungefähr ein Jahr später wäre ich beinahe unschuldigerweise gezüchtigt worden, obschon ich mehr als ein Dutzend Zeugen meiner Unschuld hatte—da ich nämlich gar nicht an dem Orte war wo das Vergehen verübt wurde—und dieses war weiter nichts, als die Plünderung eines Melonen Bettes.

Während wir an K s e e k - h e - o o n g wohnten, kam ein gewisser Andreas Wilkins, ein Handelsmann dahin, und wurde krank. Er schickte mich an das andere Ende des Dorfs mit Korallen, um dafür ein Huhn, ein Arzneymittel abzutreiben, für ihn zu holen. Als ich zurück kam, saß er allein im Hause. Weil er die Indianer Sprache ziemlich gut sprechen konnte, frug er mich wo ich her sei? ich sagte ihm von Conococheague; er frug mich nach meinem Namen, welchen ich ihm sagte. Sobald er nach Schippensburg gekommen war, sagte er meinem Vater, daß er mich gesehen habe, welches die erste Nachricht von mir war, die sie seit meiner Gefangennehmung gehört hatten.—Im nächsten Frühjahr zogen wir in ein Dorf, etwa fünfzehn Meilen weiter, Namens M o - h o - n i n g, welches eine L e c k e bedeutet. Im Sommer kam mein Vater nach M o h o n i n g und entdeckte mich. Selbst mit Hülfe eines Dollmetschers

scheute ich mich mit ihm zu sprechen, indem ich meine Muttersprache ganz vergessen hatte; weil mein Indianer Bruder eben nicht da war, verließ mich mein Vater und ging nach Pittsburg.

Mein Bruder war nach T u s = c a l = a = w a y s gegangen, etwa 40 bis 50 Meilen entfernt, um einen Propheten zu hören, der unter ihnen seine Erscheinung machte.—Er war aus der Delaware Nation. Von denen die ihn gesehen, wurde gesagt, daß er gewisse Hieroglyphen (Bilderschriften) auf einem Stück Pergament gezeichnet hatte, welche auf die Prüfungen welche den Menschen hier in diesem Leben zu Theil würden, hindeuteten—und auch etwas von einem zukünftigen Leben anzeigten. Man sagte mir, daß er beinahe immer weine, wann er ermahne. Ich sahe eine Abschrift seiner Hieroglyphen, denn viele hatten sie abgeschrieben und unternahmen zu predigen und andere zu belehren. Die erste oder vornehmste Lehre die sie einschärften, war, daß man sich von Sünden reinigen müsse, welches, wie sie lehrten, am besten dadurch geschähe, daß man Brechmittel gebrauche, und Enthaltsamkeit von allem Umgang mit dem andern Geschlechte; daß man keine Feuer=Gewehre gebrauchen, und wieder in dem Zustand leben solle, wie man gethan habe, ehe man etwas von den weißen Leuten gewußt. Ja, sie lehrten, daß das Feuer welches durch Stahl und Steine hervorgebracht würde, nicht rein sei—sondern daß man Feuer erhalten solle indem man zwei Holzstücke an einander reibe. Dieses habe ich oft gethan, und zwar auf folgende Art: Nimm ein ganz trocknes Stück rothes Cederholz; nimm gleichfalls eine trockene Ruthe von Bucksbaum; höhle es ein wenig mit einer Messerspitze aus; schneide das Cederholz etwa ein achtel Zoll vom Rand ab, setze das Ende des Bucksbaum's in die Höhlung; nachdem zuerst das Messer in die Seite des Cederholzes gesteckt ist um den Staub zu behalten der durch die Reibung hervorgebracht wird; alsdann nimm es in die Hand, reibe es schnell zwischen den Händen, zu gleicher Zeit drücke das Cederholz; und in einer halben Minute fängt es Feuer.

Es wurde gesagt, daß der Prophet sie glauben machte, daß ihm seine Lehre von K e e s h = s h e = l á = m i l = l a n g = u p, (das Wesen das uns durch D e n k e n ins Leben gebracht) mitgetheilt worden sey, und daß, falls sie seiner Belehrung Gehör gäben, sie in einigen Jahren die Weißen aus ihrem Lande vertreiben würden.

Es wurde mir eine Gesellschaft von ihnen bekannt, welche sich abgeschieden hatten, um sich von Sünden zu reinigen, welches sie thun zu können glaubten; ich glaube sie gebrauchten keine Feuergewehre. Sie waren schon über zwei Jahre abwesend, als ich sie verließ; ob sie sich streng nach den vom Propheten vorgesetzten Regeln gehalten, weis ich nicht für gewiß; doch so viel weis ich, daß sich mehrere Weiber in ihr Lager begaben.—Es wurde gesagt, daß sie keine anderen Waffen als nur Bogen und Pfeil gebrauchten. Auch lehrten sie, daß man die Linke, anstatt der rechten Hand als Freundschaftszeichen gebrauchen solle, weil dieses anzeige, daß man mit der Hand auch das Herz gebe. Ich glaube jedoch daß dieses ein alter Gebrauch unter ihnen war, und daß es vielmehr der Feinde wegen geschahe, daß

wenn sie ihnen begegneten und die Hand drückten, desto besser mit dem Tomahawk oder Messer getödtet werden könnten, weil diese Waffen alsdann in der rechten Hand bereit zum Angriff wären.

Den folgenden Herbst ging mein Vater mit Wilkins, nach Fort Venango. Wilkins sandte einen besonderen Boten nach Mohoning zu meinem Bruder, um mich nach Venango zu schicken, mit dem Bedeuten, daß mein Vater mich von ihm kaufen wolle. Folglich nahm er mich fort ohne mich etwas davon wissen zu lassen, sonst würde ich kaum mit ihm gegangen seyn. Als wir nach Venango kamen, übernachteten wir eine Meile von der Garnison, wohin mein Bruder, ohne mein wissen, zu meinem Vater ging um für mich zu accordiren. Den nächsten Morgen kam mein Vater nebst zwei Andern an mein Lager, und sagten mir, daß mein Bruder mich am Fort sehen wolle. Dort angekommen, sagte er mir, daß ich mit meinem Vater nach Hause gehen müsse, um meine Mutter und übrigen Freunde zu sehen. Mein bitteres weinen war umsonst—mein Vater machte sich reisefertig und setzte mich auf ein Pferd. Ich warf mich von demselben, sie setzten mich wieder darauf, banden meine Beine unter dem Bauch des Pferdes, und gingen den Weg nach Pittsburg. Etwa 10 oder 15 Meilen von Venango übernachteten wir. Ehe wir uns niederlegten, band mein Vater mit seinen Strumpfbändern meine Hände auf den Rücken; jedoch ich machte sie los, ehe er sich niedergelegt hatte, was ich aber dadurch verbarg, daß ich mich so legte als ob ich noch gebunden wäre. Um Mitternacht stand ich auf, zwischen meinem Vater und John Simeons, (der uns bis nach Pittsburg begleiten sollte,) ging von dem Feuer hinaus, und setzte mich nieder als ob mich Nothdurft darzu triebe. Mein Vater und Simeon stunden nun auch auf um Holz anzulegen, und während sie das Feuer schürrten machte ich mich so stark ich konnte auf und davon. Ich mochte etwa 100 Yard entfernt gewesen seyn, als ich hörte daß sie den großen Hund den sie bei sich hatten, nach mir jagten; ich befürchtete nun, daß er mich bald einholen würde: daher kletterte ich einen hohen Baum eiligst hinauf. Der Hund blieb am Stamme des Baumes stehen, weil sie ihn aber immer antrieben, so lief er endlich fort. Sie gingen auch am Baum vorbei—nachdem auch sie fort waren, kletterte ich höher hinauf bis ich einige Aeste erreichte, auf denen ich mich ausruhen konnte. Zum zweitenmal kam der Hund zurück; sie kamen auch und standen eine Zeitlang an demselben—und gingen dann zum Feuer zurück. Ich konnte sie von der Stelle wo ich mich befand deutlich sehen. Ich blieb etwa eine Stunde auf dem Baum, stieg alsdann herab, und lenkte mich waldeinwärts bis ich zur Straße kam. Ich ging etliche Meilen der Straße entlang, während dem die Wölfe ein furchtbares Geheul machten; nun ging ich wieder von der Straße eine kurze Strecke ab, und kletterte auf einen jungen Konelkirschbaum, legte mich in die Aeste und blieb hier bis zum Anbruch des Tages. Ich ging wieder auf die Straße und lief ungefähr 5 Meilen weit so schnell ich konnte, und kam an Indianer-Zelte. Hier riethen sie mir die Straße nicht zu behalten, weil ich sonst ge-

wiß aufgefunden werden würde. Nun ging ich wieder durch Waldungen bis ich dahin kam wo meine Freunde sich gelagert hatten. Diese riethen mir den nämlichen Weg, den wir auf der Hinreise gekommen waren, zu nehmen; sagten mir auch daß sie denselben Tag wieder heimkehren wollten. Ich blieb nur kurze Zeit, machte mich etwa 10 Meilen weiter, wo ich auf sie wartete. Nachdem ich von ihnen gegangen war, kam bald darauf mein Vater an ihr Zelt. Sie wollten aber nichts von mir gesehen haben—sagten: sie vermutheten ich sey nach Mohoning allein gegangen, und daß wenn es so wäre, wollten sie mich im Herbst nach Pittsburg bringen.

Bald nachdem wir nach Mohoning kamen, anstatt mich ihrem Versprechen gemäß nach Pittsburg zu nehmen, nahmen sie mich auf die Jagd. Es war spät im Winter als wir wieder zurück kehrten.

Unsere Wohnung war eine Meile von Mohoning. Anfangs Frühling waren einige Handelsleute an K s e e k - h e - o o n g, (oder Salz Lecke.) Ein Neffe meines angenommenen Bruders hatte ein Pferd von einem Handelsmann, namens Tom Green gestohlen. Er ging dem Dieb bis Mohoning nach; derselbe war aber ausgegangen um Thier-Fallen zu stellen. Green wartete 3 Tage auf seine Rückkehr mit dem Pferd. Die dritte Nacht, um Mitternacht, war ein Lärmen, begleitet mit einem Q u a - a h! rufend, viermal nach einander in Zwischenräumen. Mein ältester Bruder ging nach dem Dorf um die Ursache dieses Lärmens zu erfahren. In ungefähr 2 Stunden kehrte er zurück, und auf Green's Frage: was es bedeute? gab er zur Antwort: einige thörichte junge Männer hätten blos zum Spaß den Lärmen gemacht—was aber Green nicht recht verdauen wollte. Um Sonnenaufgang aber kam M u s - s o u g h - w h e s e (meines angenommenen Bruders Neffe, der von den Weißen B e n D i c k s o n genannt wurde) an unser Haus, mit einer Pistole und einem großen Scalpmesser um sich gegürtet, und unter seinem Teppich verborgen. Er sagte meinem Bruder, (K e t - t o o h - h a - l e n d,) daß er den Tom Green zu tödten gekommen sey, wovon jener ihn abwendig zu machen suchte. Sie gingen beide hinaus, und Green (vermuthlich um die Ursache des in der Nacht vorgefallenen Lärms zu erfahren) folgte ihnen nach. In kurzer Zeit kamen sie zurück und gingen gleich wieder fort. Green hieß mich sein Pferd (dessen Schelle wir hörten) holen, und ging den andern wieder nach, während ich das Pferd holte. Als ich zurückkam, sahe ich sie aus einem Hause, etwa 200 Yard von dem Unsrigen, heraus kommen —mein Bruder voraus und Green in der Mitte. Ich nahm wenig Notiz von ihnen bis ich den Knall der Pistole hörte; alsdann wendete ich mich dorthin, und sahe den Rauch und Green auf dem Pfad, mit gefaltenen Händen über seiner Brust, stehen. Ich glaubte Green hätte geschossen. Er stand einige Augenblicke und fiel alsdann auf sein Gesicht über den Pfad. Ich stieg sogleich ab, das Pferd am Zaum haltend.—K e t - t o o h - h a - l e n d begrub sein Tomahawk in Green's Schädel, und der andere bohrte ihm das Messer durch die Seite. Der Pistolenschuß hatte ihn zwischen die Schultern getroffen. Nun wurde er von den S q u a w s entkleidet, nach dem U-

ser fortgeschleppt und in den Strom geworfen; und da derselbe eben angeschwollen war, wurde er schnell fortgerissen. Mus-sough-whese kam alsdann zu mir wo ich das Pferd noch immer auf dem nämlichen Ort hielt, als Green geschossen wurde, mit dem blutigen Messer in seiner Hand, und griff nach des Pferdes Zaum, mit dem Bemerken, daß das sein Pferd sey, und daher gekommen wäre, um nun auch mich zu tödten. Ich war gleich bereit das Pferd für mein Leben zu verwechseln, und gab ihm dasselbe. Jetzt gingen alle Indianer im Dorf sogleich nach dem Salt Lick, wo die übrigen Handelsleute waren, und tödteten sie alle, und theilten ihre Güter und Pferde unter sich. Mein angenommener Bruder nahm zwei Pferdeladungen Bieberfelle nach Tus-ca-la-ways, wo eine Anzahl Handelsleute waren, und verkaufte dieselbe an sie. Eben zu der Zeit war aber ein alter Indianer, Namens Daniel, daselbst, der unter den Handelsleuten gut bekannt war; dieser warnte sie, daß sie das Pelzwerk nicht von ihm kaufen sollten, indem er sie versicherte, daß er einige Handelsleute ermordet haben müsse; und um sie zu überzeugen, wies er auf gewisse verschiedene Zeichen auf dem Pelzwerk hin. Nichtsdestoweniger, entweder aus Furcht oder aus andern Beweggründen, tauschten sie Güter für das Pelzwerk. Am nämlichen Abend bot sich Daniel an, ihnen behülflich zu seyn, und versicherte ihnen, daß er sie sicher nach Pittsburg bringen wollte— und setzte hinzu, daß wann sie seinen Rath nicht annähmen, sie gewiß am andern Morgen vor Tagesanbruch ermordet wären. Sie befolgten seinen Rath, und weil sie eine Meile von dem Dorf wohnten, hatten sie Gelegenheit unbemerkt fortzugehen. Sobald es finster war, machten sie sich auf den Weg, und ließen alle ihre Waaren zurück. Wie viel ihrer waren weiß ich nicht; so wie ich hörte, kamen sie glücklich fort bis an Ksack-hoony, einem alten Indianerdorf, am Zusammenfluß des Beaver und Ohio Reviers, wo sie unverhofft auf ein Indianerzelt trafen. Vielleicht hatten die Indianer sie gesehen ehe sie an das Zelt kamen, da sie in Bereitschaft waren. Sobald als sie angekommen waren, feuerten die Indianer auf sie, und tödteten sie bis auf Daniel und einen gewissen Calhoun, der sich nach Pittsburg flüchtete. Der alte Daniel erhielt eine Kugel in seinen Sattel, nahe hinter sich, dessen Merkmale ich oft sahe, nachdem er wieder zu seinen Freunden zurückgekommen war.

Mohoning war an der Grenze gelegen, indem sie alle gegen Norden gelegene Dörfer verlassen hatten, als der Krieg begann. Bald nach Beginn des Kriegs, plünderten sie eine Gerberei nahe bei Pittsburg, und nahmen etliche Pferdeladungen Leder mit fort; auch plünderten sie längs dem Juniata. Es geschahe um die Zeit, da sie in einer Gegend Mordthaten verübten, daß die Blattern grassirten, wovon die Folge war, daß sie von denselben angesteckt, und viele von ihnen ehe sie zurück kamen und andere kurz nachher starben. Die welche sie erst nachher erbten, wurden aus dem Dorf genommen und unter die Aufsicht eines, der dieselben früher gehabt hatte, gethan. Auf einem ihrer Streifzüge nahmen sie einige Gefangene—unter andern war einer Namens Beaty, den sie unbarmherzig prügelten als

sie ihn nach Mohoning brachten. Sie stellten ihn an das Zaummachen—er mußte nämlich Gebisse in das bei Pittsburg gestohlene Leder befestigen. Er schien sehr zornig zu seyn; oft lief er den kleinen Kerlen mit dem Messer oder der Ahle nach, wenn sie kamen um ihn an der Arbeit zu sehen. Sie nahmen ihn aber bald nach C a y-a-h a w-g a, einem nicht weit vom Erie See gelegenen Dorf.

Wir blieben in Mohoning bis kurz vor der denkwürdigen Schlacht bei Buschy Run; alsdann zogen wir nach C a y-a-h a w-g a. Den Tag ehe wir dorthin kamen, waren sie um Beaty's Betragen besorgt. Sie hielten einen Rath und beschlossen ihn zu tödten, aus Furcht er möchte einige von ihnen ums Leben bringen. Sie führten ihn 50 bis 60 Ruthen aus dem Dorf, einige gingen vor ihm, andere hinter ihm her, und schossen ihn dann mit Pfeilen. Abends nachdem wir dort angekommen waren, ging ich mit einigen Jungen vor das Dorf hinaus ihn zu sehen. Es war ein schauerlicher Anblick! Sei hatten viele Pfeile in seinen Körper geschossen, und dann seinen Leichnam den Thieren preis gegeben!

Desselben Jahrs da Beaty genommen wurde, war K e t-t o o h-h a-l e n d, Capitain einer aus neun Indianern bestehenden Gesellschaft. Sie kamen an ein Haus in welchem zwei Männer und eine Frau soeben im Begriff waren ein Schwein zu schlachten, und zu dem Ende einen Kessel voll Wasser auf dem Feuer hatten, dasselbe zu brühen. K e t-t o o h-h a-l e n d stürmte in das Haus hinein—die andern blieben aussen stehen. Er griff die Frau an, schob sie zur Thüre hinaus und befahl den andern sie zu bewahren. Einer der Männer brach aus dem Haus und verbarg sich—der andere faßte den Ket-tooh-ha-lend an den Armen fest, und schob ihn nach dem Kessel mit kochendem Wasser, in welchen er ihn stürzen—und dann nach der Stubenecke, wo 2 Büchsen standen, springen wollte. (Der Indianer sagte nachher, daß er seine Kameraden oft um Hülfe gerufen habe, aber keiner wollte es wagen.) Der Mann sahe sich beständig um, entweder um Hülfe oder aus Furcht vor den andern Indianern. Nachdem der Indianer beinahe ermüdet war, nahm er seinen Vortheil wahr—zog schnell seine Hand über den Rücken des Mannes, griff ihn bei den Haaren, und schleuderte seinen Kopf zurück, wodurch er seinen andern Arm befreite—zog seinen Tomahawk hervor, und schlug ihm auf den Kopf. Als er zur Thür heraus kam, sahe er mit Bedauern die Frau, die er zur Thüre hinaus geschoben, todt und geschädelt.

Wir blieben nur eine kurze Zeit in C a y-a-h a w-g a, und zogen dann quer über das Land nach der Gabel des M o o s h-k i n g-o o n g, (welches h e l l e A u g e n bedeutet, wegen den vielen helläugigen Fischen in demselben,) von da gingen wir den westlichen Zweig bis zu seiner Quelle hinauf, und von da—ich weis nicht wohin.

Auf unserer Wanderschaft trug sich nichts sonderliches zu, ausgenommen, daß, da es Winter war, wir oft Hunger erlitten. Manchmal rösteten wir das untere Ende der Welschhuhnfedern in Asche, und stillten unsern großen Hunger! Auch lebten wir öfters von Gum-

mie-Rinde, und zu Zeiten von Wegerich—meistens aber hatten wir eine gewisse Wurzel die einer Kartoffel ähnlich ist.

Im Frühling kehrten wir wieder nach dem westlichen Zweig des Moosh-king-oong zurück, und liessen uns an einem neuen Dorf nieder, das wir Kta-ho-ling nannten, welches einen Ort wo Wurzeln aufgegraben werden bedeutet. Hier blieben wir während dem Sommer.

Während diesem Aufenthalt versammelten sich viele Indianer an dem Gabel des Moosh-king-oong—vielleicht 300, oder mehr. Ihre Absicht war ein allgemeines Gemetzel unter den Weißen zu machen —Männer, Weiber und Kinder. Sie waren etwa 10 Tage fort, als sie wieder zurück kamen. Sie hatten einen Rath gehalten, und beschlossen, daß es nicht wohl anginge ihre Dörfer ohne Besatzungen zu verlassen. Jedoch einige kleine Partheien gingen in verschiedene Ansiedelungen der Weißen. Es trug sich so zu, daß drei derselben, die mir ganz gut bekannt waren, in die Gegend kamen, wo ich her war. Es waren junge Bursche, keiner über 20 Jahre alt. Sie kamen an ein Schulhaus, woselbst sie den Schullehrer und alle Schüler tödteten, ausgenommen einen, der, nachdem er skalpirt war, am Leben blieb; ein zehnjähriger Knabe, der mit mir Geschwister-Kind war.* Ich sahe die Indianer als sie mit den Skalps zurückkamen. Einige der alten Indianer waren sehr verdrießlich, daß sie so viele Kinder getödtet hatten, besonders Neep-paugh-whese (oder Nacht-Läufer) ein alter Häuptling. Er schrieb es ihrer Feigheit zu, welches die größte Beleidigung ist, die ihnen wiederfahren kann.

Im Herbst wurden die Indianer durch die Nachricht, daß die Weißen gegen sie ausziehen wollten, in große Unruhe versetzt, was sich auch in kurzer Zeit bestätigte; denn wirklich war damals Col. Barquett† mit einer Armee auf dem Marsch gegen sie. Dieweil die Delaware Nation immer an den Grenzen war (unter dieser Nation lebte ich) so hatte sie immer die erste Nachricht, und machte sogleich die benachbarten Nationen damit bekannt. Es wurde ein Rath berufen, und beschlossen: daß da sie schlecht mit Geschütz, Kleider, u. s. w., versehen wären, sie nicht im Stande seien zu fechten, und daß sie daher am besten einen Friedens-Tractat mit den Weißen machen wollten. Sie schickten nun besondere Boten nach der Armee auf ihrem Marsch, um sie damit bekannt zu machen, daß sie bereit seien Friede zu machen. Sie begegneten der Armee zu Tuscalaways, schlichen sich bei Nacht an das Zelt und machten ihren Antrag der Wache kund. Der Befehlshaber der Armee hieß sie in das Zelt kommen, worauf sie ihrer Gesandtschaft entsprachen. Der Colonel war vorsichtig genug einige von ihnen für die Erfüllung ihres Versprechens

---

*) Diese Begebenheit trug sich etwa 4 Meilen von Chämbersburg zu, nicht weit von der Greinstonhill Kirche. Der jetzt noch daselbst lebende Heinrich Schneider, sen., erinnert sich des Vorfalls noch ganz genau, und hat denselben unlängst, im Jahr 1839, dem Uebersetzer obiger Geschichte umständlich mitgetheilt. [Der Uebersetzer.]

†) Vermuthlich Bouqeut. [Der Uebersetzer.]

als Geissel zu behalten—die andern ließ er gehen; er sagte ihnen jedoch, daß er mit seiner Armee nach Moosh-king-oong marschieren würde, wo er ihre Obersten und Krieger zu sehen hoffte, um einen Friedensschluß mit ihnen zu machen, daß er aber nur dann sich dazu verstehen werde, wann sie alle ihre Gefangenen auslieferten, die sie in ihrem Besitz hätten.

Nun kehrten die Boten zurück und erzählten den Vorgang. Die Schawanesen waren mit den Bedingungen nicht zufrieden; jedoch, da die Delawaren von ihren Leuten als Geisseln zurück gelassen, so willigten Erstere endlich mit den übrigen Nationen ein um den Frieden herzustellen. Die Armee marschierte nun nach Moosh-king-oong. Als sie dort ankamen, schickten sie einen Boten an das nächste Dorf, um sie wissen zu lassen, daß man bereit sei mit ihnen eine Unterhandlung anzufangen. Damals wohnten wir etwa 10 Meilen von Moosh-king-oong. Sie brachten nun alle Gefangenen (worunter auch ich) zum Lager und lieferten sie ab. Wir wurden sogleich unter Wache gestellt, und in einigen Tagen nach Pittsburg geschickt. Auf unserem Wege machten sich zwei der Gefangenen auf und davon, nämlich Rhoda Boyd und Elisabeth Studebecker, und gingen wieder zu den Indianern. Ich weis nicht ob sie je wieder zurück gebracht wurden. Es waren unserer etwa 200, und blieben einige Tage in Pittsburg liegen. Ein gewisser John Martin, von Big Coal, kam nach Pittsburg um einen seiner Familie zu holen—er wurde im Späthjahr vor mir gefangen genommen. Mitte Decembers, 1764, kam ich nach Hause, nachdem ich (wie meine Eltern sagten) acht Jahr, vier Monat und sechzehn Tage abwesend war. Ehe ich zurück kam hatte mein Vater seine Bauerei verkauft, und eine andere gekauft, etwa vier Meilen von der vorigen, wo ich seitdem wohne.

Ueberlege ich nun die verschiedenen Schicksale die ich während meiner Gefangenschaft erlebt habe, so sehe ich die deutlichen Spuren einer Göttlichen Vorsehung in Allem; denn was anders als die Hand der Vorsehung lenkte die Herzen der Indianer uns lebendig zu nehmen, da unsere Skalps die nämliche Absicht für sie würde erreicht haben? Oder daß sie sich mit uns belasteten und auf ihren Rücken trugen, als sie in Lebensgefahr waren? Oder daß sie mich, als sie mich im Allegheny wuschen, nicht geradezu ertränkten? Daß sie mich mit solcher Sorgfalt pflegten, da ich zwei verschiedenemale krank war? Daß sie sich im geringsten um mich bekümmerten, als ich, allem Anschein nach, im Shenanggo ertrunken war?—Ja, ich hege oft den Gedanken bei mir, daß die leitende Vorsehung es so lenkte, daß ich von meinem Vater flüchtete, weil ich sonst, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der benannten Schule gewesen seyn würde, wo der Lehrer sammt den Schülern ermordet wurden, unter welchen zwei Vettern von mir waren, wovon einer skalpirt wurde, und der jetzt, so viel mir bewußt, noch am Leben ist—oder da Mus-sough-whese zu mir kam mit dem blutigen Messer in der Hand, nachdem er Green getödtet hatte,—Ich sage, es scheint mir, als ob die Hand der Vorsehung sich sichtbarlich in allem diesem gespiegelt habe.

Wie oft sind wir Gefahren ausgesetzt, die wir nicht voraussehen,

noch verhindern können! Ich hätte manche solchen, welche ich während meiner Gefangenschaft ausgesetzt war, anführen können, die ich aber deswegen weg gelassen habe, weil diejenigen, die nie erfahren haben wie viel man ausstehen könne wann man auf die Probe gestellt wird, mich der Unwahrheit beschuldigen möchten—wie das, meines Wissens, schon oft Geschichterzählern zur Last gelegt wurde. Es mag wohl nicht undienlich seyn, diese Erzählung mit einigen Anmerkungen über die Lebensart und Gewohnheiten der Urbewohner dieses Landes zu beschliessen.

Lebensart und Gebräuche der Indianer.

Sie halten es für sehr unhöflich einem andern während dem Gespräche in die Rede zu fallen. Sie würden sogleich einem solchen vorwerfen: daß er nicht besser als die Sho-wan-nough-koch (oder Weißen) wäre. Während einer eine Rede hält, oder etwas erzählt, hören die andern sehr aufmerksam zu, und manchmal wiederholen sie die Worte: Ke-hel-lah, das heißt, ich höre dir aufmerksam zu.

Sie haben einige verworrene Begriffe von der Fortdauer der Seele—sind aber in dieser Hinsicht nicht einig in ihrem Glauben. Einige halten dafür, daß nachdem die Seele den Körper verlasse, dieselbe in einen Körper aus ihrer eigenen Nation eingehe und dort die nämlichen Schicksale, die ihnen früher zu Theil wurden, erfahren müßten, und daß sie auf immer aus einem Körper in den andern übergingen. Andere hingegen glauben, daß sobald ihre Seele (Linnap-pe-oc-can) den Körper verläßt, sie ihren Flug entweder zu dem guten, oder zu dem bösen Geist mache, um dort entweder Seligkeit oder Jammer zu erfahren, nachdem die Werke hier auf Erden gewesen wären. Noch andere sind der Meinung, daß ihre Seele auf Erden herumwandeln müsse, eben so lange als sie hier gelebt habe, und die nämlichen Wiederwärtigkeiten zu erdulden habe wie ehedem—alsdann gingen sie hinauf zu dem Keesh-shela-mil-lang-up, oder guten Geist, wo sie in ewiger Seligkeit bleiben zu können erwarten. Ich konnte nicht erfahren, daß sie etwas von der Auferstehung des Leibes nach dem Tode wußten*.

In Hinsicht ihres Gottesdienstes (wann gesagt werden kann daß sie solchen besitzen) ist folgendes zu bemerken: Wann sie ihr Welschkorn abbrechen, so lesen sie dasjenige welches zum Saamen dienen soll aus. Nachdem sie gepflanzt haben, nehmen sie einen Theil, manchmal alles was übrig geblieben, stoßen es zu Mehl, und backen es zu einem großen Kuchen unter der Asche; zur nämlichen Zeit kochen sie den Kopf und Hals eines Reh's zu Gallerte; alsdann laden sie einen der ältesten Einwohner des Dorfs zum Essen. Das übriggebliebene erlauben sie ihrem Gast mitzunehmen. Dies sagen

*) Obiges waren die Hauptpunkte ihres Glaubens, ehe ihr Prophet unter ihnen auftrat.

sie sei ein Opfer für ihren Schöpfer, Ihn bittend, daß Er Fruchtbarkeit zu dem was sie gepflanzt hätten schenken wolle. So auch wenn ihr Welschkorn weiche Körner hat, ehe sie es essen, suchen sie einen Hirsch-Bock; finden sie nun einen großen, so halten sie das für gutes Glück. Sie kochen das ganze in ihren Kesseln, nehmen so viel grünes Welschkorn als sie zu bedürfen glauben, schneiden dasselbe vom Kolben ab und verdicken die Brühe mit demselben; alsdann laden sie sechs der ältesten Männer und eben so viele Frauen zum Essen ein. Ein jedes bringt einen kleinen Kessel und einen Löffel mit sich. Es wird ihnen alsdann gesagt, daß die bereitete Speise ein Opfer für den großen Geist sei. Das Fleisch sowohl wie das Welschkorn, welches vorher in zwölf gleiche Theile getheilt wurde, wird nun einem jeden vorgelegt. Nachdem sie zur Genüge gegessen haben, erheben sie ein lautes Geschrei also: h o, indem sie den Ton so lange sie können anhalten, welches zwölf mal wiederholt wird, womit sie ihrem Schöpfer für die gute Speise danken. Nachdem dieses Zeremoniel vorüber ist, geben sie das Hirschfell demjenigen der Gäste, der am bedürftigsten zu seyn scheint; zu gleicher Zeit giebt man auch einem der Weiber so viel Schmuck als dem Werth des Fells gleicht kommt. Alsdann gehen sie vor die Thüre und setzen sich nieder, mit dem Gesicht nach Osten gekehrt, wo sie dann die nämliche Zeremonien durchgehen, nur mit dem Zusatz, daß sie das Wort h e zwei mal mit gedämpfter Stimme ausrufen. Nachdem alles vorüber ist, nimmt ein jeder seine Speise mit sich nach seiner Hütte.

Sie haben auch noch einige andere Zeremonien, wie z. B. ein Brandopfer, bestehend aus dem Kopf und Hals eines Hirsch-Bocks, der Sonne zu bringen, welches mit der größten Feierlichkeit auf folgende Art verrichtet wird: Wann die Jahreszeit zum Jagen beginnt, wird der Kopf und Hals von dem ersten großen Bock den sie fangen, dicht an den Schultern abgeschnitten, tragen ihn mit den Hörnern nach Haus, zünden ein großes Feuer an und legen das Holz östlich und westlich; das Opfer wird auf die Mitte des Feuers, mit dem Kopf nach Osten gelegt; alsdann nehmen sie die Schale einer Wasser-Schildkröte, mit einer Anzahl kleiner weisser Steine darin, gehen um das Feuer herum, rasseln mit der Schale und singen aus allen Kräften bis das ganze Opfer verzehrt ist; die übrigen Glieder der Familie sitzen um das Feuer herum ohne ein Wort zu sprechen, auch versuchen sie nichts von dem Bockfleisch, bis das Opfer gänzlich verzehrt ist. Die endlosen Opfer alle zu beschreiben wäre unmöglich, wie z. B. dem Mond, Brandopfer für die Engel, welche sie S i n k h o - l e c k - c a n - n a c k nennen, welches himmlische Geister bedeutet. Auch bringen sie Opfer für ihre verstorbenen Verwandten, als Tabak, Brod, Fleisch, Wassermelonen, und zu Zeiten Kleiderschmuck, u. s. w. Es ist unnöthig alle diese verschiedenen Opfer, die sie ihren Göttern darbringen, zu beschreiben. Ich entledige mich daher dieses Gegenstandes und schreite zu Andern, und mehr Interessanten über.

Ist ein Weib schwanger, so bereitet sie sich gewöhnlich eine Hütte, wohin sie sich vor ihrer Entbindung begiebt—so wie auch zu andern

Zeiten. Während dieser Zeit pflegt sie mit niemand Umgang, außer mit denen die ihr die Speisen bringen. Ehe sie wieder in ihr Haus kommt, wascht sie sich und alle ihre Kleider, sei die Witterung auch noch so strenge. Wie sie so viele Bekanntschaft mit dem Mosaischen Reinigungs-Gesetz erhalten haben, ist mir ein Räthsel. Ich will daher die weitere Ausführung dieses Gegenstandes geschickteren Schreibern überlassen.

Ueber ihre Kriegs-Gebräuche.

Kommt es einem in den Sinn eine Kriegsreise zu machen, so macht er sein Vorhaben etlichen seiner besten Freunde bekannt. Billigen sie es, so sagen sie, daß sie mit ihm gehen wollen. Sobald er drei bis vier zusammen gebracht, gehen sie auf das Rathhaus, (ein jedes Dorf besitzt ein solches,) und zwar bei Nacht—schlagen die Trommel, singen Kriegslieder und tanzen Kriegstänze. Bald schließen sich andere mit ihnen an. Haben sie eine hinlängliche Anzahl, so bestimmen sie einen Tag zum abmarschieren, und derjenige der zuerst den Vorschlag gemacht, wird zu ihrem Vorgänger (Moy-a-coh-whese) auf der Reise bestimmt. Sind sie zur Abreise fertig, so legt der Vorgänger, oder Capitain, sein Gepäck auf den Rücken, nimmt seine Büchse und Tomahawk, und manchmal seinen Todtenhammer, welchem Beispiel alle anderen nachfolgen. Jetzt singt er ein Kriegslied, in welches die andern mit besonderen Tönen einfallen, (die ich nicht mit aller Hülfe der Englischen Sprache ausdrücken kann.) Ist er fertig, so erfolgt von allen ein furchtbares Geschrei. Alsdann marschiert er zuerst aus dem Hause, dem die übrigen nachfolgen, einer hinter dem andern in der Ordnung, was wir eine Indianische Reihe nennen. Kommt er vor das Dorf hinaus so feuert er seine Büchse ab, und die andern thun dasselbe. Nun fängt er ein Kriegslied an, (welches gewöhnlich nicht ohne Musik ist,) aber so laut daß es ein bis zwei Meilen gehört werden kann, und welches er fortsetzt bis er nicht mehr gehört werden kann. Die andern begleiten den Gesang nun und dann mit dem schrecklichsten Geschrei. Bemerkenswerth ist es, daß wenn sich einer zurück zieht, (welches jedoch selten geschieht,) er eine feige Memme genannt wird—so daß sie lieber die schlimmsten Folgen, als solchen Schandfleck ertragen wollen.

Wenn sie mit Scalpen zurück kommen, so befestigen sie dieselben auf eine lange Stange, welche ihr Capitain auf den Schultern trägt. Die Gefangenen gehen entweder dicht vor oder hinter ihm her. Sobald er nahe genug bei dem Dorfe ist um gehört zu werden, fängt er das Kriegs-Geschrei an—sobald er gehört wird, so laufen ihm die jungen Männer des Dorfes entgegen. Der Vorderste nimmt die Stange, und läuft damit, so schnell er kann zum Rathhaus. Einige von denen die mit ihm heraus kamen, folgen ihm nach, und die Uebrigen fangen an die Gefangenen zu schlagen, (wenigstens wenn es Männer sind.) Sind die Gefangenen weiblichen Geschlechts, so werden sie von den Männern an der Hand fortgeführt. Sobald die Indianer Frauen ihre weißen Schwestern sehen, kommen sie ihnen

entgegen und behandeln sie eben so wie die Männer behandelt werden. Das Peitschen der Weiber geschieht mehr oder weniger, je nachdem diejenigen die sie führen langsam oder schnell laufen. Sie hören gewöhnlich auf zu peitschen wann sie zum Rathhaus kommen. Die rauhe Behandlung beruht darauf, ob sie durch viele oder wenige Dörfer passiren: denn sie müssen in jedem Dorf das nämliche erleiden. Kommen sie an das Ende ihrer Reise, so werden sie in einer Familie angenommen. Diejenigen welche sie verbrennen wollen, streichen sie in ihrem Gesicht schwarz an. Sie haben den Gebrauch (denn man kann es kein Gesetz nennen,) daß, wenn einer den Werth von dreißig Hirschfellen für einen Verurtheilten anbietet, sie es eingehen, weil sie befürchten daß sie kein gutes Glück haben, wenn sie denselben nicht losgeben. Ich kannte einen alten Indianer, der drei solcher Verurtheilter loskaufte. Er war sehr gelind mit den Weißen, obschon er in seiner Jugend, als sie Krieg mit andern Nationen hatten, z. B. mit den Catawbas, Cherokees, u. s. w., ein tapferer Krieger war. Ich erinnere mich noch, daß er alle, die er losgekauft hatte, zur Zeit als auch ich befreit wurde, losgab. Dieser alte Indianer war über den ganzen Leib, vom Haupt bis auf die Füßen mit gewissen Bilderschriften bezeichnet, welche mit einer scharf zugespitzten Feder, oder einem andern Instrument, welches sie zu diesem Vorhaben besitzen, in die Haut eingeritzt sind, und mit Pulver oder Holzkohlen eingerieben werden, und wodurch jederzeit Tapferkeit angedeutet wird. Die Art wie sie diese Verrichtung vollziehen, ist: daß sie, die Person, welche diese Verrichtung an sich untergehen will, auf eine breite Platte, mit ausgebreiteten Armen und Beinen, gelegt wird; dieselben werden an eingerammte Pfähle befestigt. Ist die eine Seite fertig, so wird die andere oben gewendet. Ihr Aberglaube ist so stark, daß sie lieber sterben, als zurückziehen würden. Jedoch wird es nun von den Wenigsten unternommen—denn es geschieht mit Gefahr des Lebens.—Es war beinahe ganz aus der Mode, zur Zeit da ich sie verließ.

Ich vernahm, daß es eine bei ihnen übliche Gewohnheit sei, wenn einer einen Scalp bekommen hat, denselben seinem Capitain vor die Füße zu werfen.

Eine andere Erzählung, die ich oft hörte, war, daß sie einst gegen die südlichen Nationen in den Krieg zogen—daß sie des Nachmittags auf eine Spur kamen, der sie bis in die Nacht folgten. Sie beschlossen bis zum andern Morgen zu warten—aber da der alte P e e t i l* (oder Peter,) der mein Oheim, und ein barbarischer alter

*) Der alte Peetil war ein Bruder des schon genannten Annanzees, mit dem ich das erste Jahr meines Aufenthalts unter ihnen zubrachte. Obgleich sie Brüder waren, so waren sie dennoch ganz verschieden von einander, wie Tag und Nacht. Auch viele andere Gräuelthaten, die ich theils von andern gehört—theils mit Augen gesehen—beging dieser Bösewicht—z. B. sein Betragen gegen zwei weibliche Gefangene die er als Sklaven behandelte; denn er nahm niemals die Weißen als Familienglieder auf.

Schlingel war, sagte, daß wenn sie ihm folgen würden, er die Spur die ganze Nacht halten wolle. Sie thaten also; und zum Erstaunen aller, zeigte er ihnen am andern Morgen wirklich die Spur, die sie bis zum Nachmittage verfolgten, wo sie an ein Jägerlager kamen, dieselben überraschten und eine Anzahl derselben tödteten.

Ich habe oft den Mus=sooh=whese, oder Ben Dickson, sagen hören, daß er einst hinab gegangen sey um zu morden, daß er aber nicht zufrieden gewesen wäre, weil ein Weißer ihm entwischt sey, obschon er nach ihm geschossen habe, als er über einen Zaum, nur vier bis fünf Schritte entfernt, gesprungen sey. Er verließ daher die Gesellschaft und ging in eine andere Niederlassung, wo er eine geraume Zeit herum lauschte. Nun wollte er eines Morgens einen Hirsch schießen, den er nahe am Bach sahe; wie er dem Hirsch entgegen kriechen wollte, sahe er jenseits einen weißen Mann dem Hirsch sich nähern. Er schoß ihn augenblicklich todt und scalpirte ihn! Ein alter Mann, den er für den Vater des Geschossenen hielt, kam auf ihn zugelaufen, und schrie ihm entgegen, ob er den Hirsch geschossen habe? Dickson antwortete ihm in Englisch: (dann er sprach sehr gut Englisch) "freilich habe ich ihn—und wann du mir nicht glaubst, hier ist die Haut," indem er ihm den Schädel seines Sohnes zeigte. Der alte Mann bewirkte seine Flucht.

Vom Ehestand.

Wenn einer sich entschließt zu heyrathen, (wenigstens wenn er ein angesehener Mann ist,) so setzt er seine Mutter, oder sonst einer seiner Verwandten davon in Kenntniß, mit dem Ersuchen eine Auswahl für ihn zu machen. Diese macht ihm alsdann ein halb Dutzend Personen namhaft, welche ihr, ihres Fleißes wegen bekannt sind, und aus diesen wählt er zwei oder drei, wovon er der einen den Vorzug giebt. Alsdann giebt er seiner Mutter, oder Verwandten, ein Stück Tuch, etwa anderthalb Yard im Quadrat groß, von bunter Farbe, welches von den Weiber zusammen gelegt und um ihre Lenden, als einen Unterrock gebunden wird. Ferner: ein Teppich, und öfters ein Hemd. Ist er ein guter Schütze und wohlhabend, so schickt er das Ganze als ein Present zu der Braut. Dieses schickt er an die, welche er zunächst liebt. Diejenige die es annimmt, wird alsdann benachrichtigt, wo er sich des Nachts befindet. Sie kommt alsdann, nachdem alle sich zum Schlaf begeben, in sein Lager und bleibt daselbst bis etliche Stunden vor Tagesanbruch. Alsdann geht sie nach Haus; stößt Welschkorn in einem Mörser; backt Kuchen davon, welchen sie in einem Korbe zu ihm bringt, und an das obere Ende seines Lagers hinsetzt, worauf sie wieder nach Hause geht. Bei Tagesanbruch steht er auf, nimmt seine Büchse, nebst den Kuchen, und geht auf die Jagd. Ist er glücklich genug bald einen Hirsch zu schießen, so ist es ein Glückszeichen. Er nimmt denselben auf seine Schultern, trägt ihn vor die Thür seiner Braut, und geht wieder nach Haus;—und dieses beschließt die Heyraths=Zeremonie. Die Braut scheint etliche Tage schüchtern und zurückhaltend —und geht nur zu ihrem Bräutigam in der Nacht, nachdem die Fa=

milie sich entfernt hat; jedoch bringt sie ihm jeden Morgen sein Essen, wann sie nämlich etwas übrig hat.—In einigen Tagen wird sie mehr vertraut, und bald wohnt sie beständig bei ihm.

Die Weiber müßen alle Arbeiten verrichten, wie z. B., das Welschkorn bauen; das Feuerholz zusammen bringen,—ja, ich weis Fälle, wo sie das getödtete Wildpret 5 bis 6 Meilen weit heimtragen mußten, während die Faullenzer von Männer sich begnügten blos die Haut zu tragen! Die Männer sind sehr eifersüchtig auf ihre Weiber; und manchmal peitschen sie dieselben sehr ernstlich, wenn sie glauben, daß sie untreu sind. Die harte Arbeit welche die Weiber zu verrichten haben, ist vielleicht die Ursache warum sie sich nicht so stark wie civilisirte Nationen fortpflanzen. (?) Sie halten die Vielweiberei für kein Verbrechen für die Männer; jedoch wird es der Frau nicht erlaubt mehr als einen zum Manne zu haben. Sie heirathen selten in ihre Blutverwandschaft. Es ist mir blos ein Beispiel der Art bekannt worden—und dies war namentlich das eines Mannes, welcher zwei Schwestern zu gleicher Zeit zu Weibern genommen hatte. Ich hörte sie sagen, daß wenn ein Mann sich mit einem Blutsverwandten—selbst mit Geschwisterkind—verheirathe, er zu Tode gebracht werden sollte.

Ueber ihre Begräbnißgebräuche.

Wenn einer stirbt, so bekleiden sie den Leichnam mit einem Hemde, einem neuen Teppich, ein paar Beinkleider und hirschlederne Schuhe; schmücken den Hals mit Bändern; streichen das Gesicht mit rother Farbe an, und strecken ihn aus. Sobald der Tag sich neigt, gehen zwei der Anverwandten des Verstorbenen vor das Leichenhaus hinaus, und feuern ihre Büchsen sechs mal, so schnell sie ihre Gewehre laden können, nacheinander ab. Darauf feuern alle Männer im Dorfe ihre Büchsen gleichfalls los; so daß ein Fremdling, der nichts von dem Gebrauch, den sie unter sich haben, weis, es für eine Schlacht halten würde. So viel als nur wollen, gehen zu der Leichenwache. Die Weiber sitzen auf der Seite des Feuers wo der Leichnam sich befindet; die Männer auf der andern, wo sie sich die Zeit durch eine Art Kartenspiel vertreiben—auch die Weiber haben ein gewisses Spiel, welches zu beschreiben ich nicht für nöthig halte. Zu gewissen Zeiten hören die Weiber auf, und machen ein jämmerliches Geschrei, indem sie die Verwandtschaft zwischen ihnen und dem Verstorbenen anführen, wobei die Männer auch mit ihrem Spiel einhalten, und beinahe eine halbe Stunde mit der größten Feierlichkeit da sitzen; dann aber wieder an ihre Belustigung gehen. Bei Tagesanbruch schießen sie ihre Gewehre wieder los, wie am vorhergehenden Abend. Das Grab ist vier bis fünf Fuß tief, und hat die Lage von Osten nach Westen; in dasselbe legen sie auf den Boden sowohl als an beiden Seiten flache Steine; und nachdem sie den Leichnam, den Kopf gegen Osten, hineingelegt, so legen sie auch einen auf denselben, und füllen das Uebrige mit Steinen aus; auf diese werfen sie nun die Erde, welche aus dem Grab gegraben, und bilden von dieser einen ziemlichen Hügel; auf diesen stecken sie so-

wohl am Kopf als am Fußende einen langen Pfahl. War der Verstorbene ein Krieger, so bemalen sie den Pfahl am Kopfende mit gewissen Hieroglyphen, welche so viel bedeuten sollen: wie oft er im Krieg und ob er ein Anführer war;—wie viele er getödtet und wie oft er verwundet, und dann wie viel er verloren habe. Die weiblichen Anverwandten besuchen das Grab ein ganzes Jahr, und beweinen den Verstorbenen. Oftmals nehmen sie Tabak, laden dann Jemand, welcher beinahe dasselbe Alter wie der Verstorbene hatte, ein, um den Tabak am Grabe zu rauchen, weil sie glauben daß, nachdem der Tabak verraucht ist, der Verstorbene den Geschmack davon haben werde.

Bestrafung wegen Mord kennen sie nicht, sondern es wird Blutrache an einem ansehnlichen Verwandten des Mörders ausgeübt; diese wird nie vergessen, selbst im dritten und vierten Glied nicht. Ich kannte einen der einem andern mit einem Messer unter den Arm stach; und dieses blos deswegen, weil der Ur-Großvater desselben seinen Ur-Großvater vor vielen Jahren ermordet habe. Sie bewahren diese Blutrache von einem Geschlecht bis zum andern, bis sich eine schickliche Gelegenheit findet, dieselbe auszuüben. Obiger, welcher die Blutrache ausübte, sagte zu dem andern, daß er an ihm den Tod seines Ur-Großvaters rächen würde. Darauf gab er ihm drei Stiche unter den linken Arm, welche jedoch wieder geheilt wurden. Später habe ich ihn öfter gesehen; und von andern habe ich gehört, daß: als er gestochen wurde, habe er so gleichgültig da gesessen, als ob ihm nichts geschehe; bis wenige Minuten nachher er taumelnd in Ohnmacht fiel. Derjenige, welcher ihn verwundete, zog das Messer aus der Wunde, und gab es meinem Bruder, bei welchem ich es oftmals gesehen; dieser heilte auch die Wunden. Das Messer war ein gewöhnliches Taschenmesser, mit einer drei Zoll langen Klinge.

Rechtshändel

sind unter ihnen unerhört. Sie haben nur dann Eigenthumsrecht zum Boden wenn sie ihn anbauen; und dann nur so lange, als sie ihn benutzen, sonst aber hat jeder gleiches Recht. Wenn eine Familie sich ein Haus baut, und ein Stück Land urbar macht, und ziehet später (wie oftmals geschieht) nach einem andern Dorf, so nimmt der zuerst Kommende, ohne Schwierigkeit Besitz davon. Kommt aber der erste Besitzer binnen einem oder zweien Jahren wieder zurück, so wird es ihm gleich wieder übergeben. Stiehlt einer ein Pferd oder sonst etwas, so nimmt es der Eigenthümer, wo und wie er kann zurück; sie bestehlen sich jedoch selten unter einander; allein die Weißen zu bestehlen wird für keine Sünde gehalten.

Sie glauben sehr stark an Zauberey. Verliert sich etwas, so sind ihre Zauberer gleich bereit zu sagen, ob es gestohlen oder verloren ist,—wer der Dieb ist oder wo es gefunden werden kann. Auch sind diese zugleich Aerzte. Werden sie von Verwandten eines Kranken um Hülfe angesprochen, so sind sie gleich bereit, die Cur zu unternehmen, allein ehe sie Arznei geben, wenden sie ihre Zaubereien an.

Ihre Verfahrungsart dabei ist wie folgt: Sie legen den Kranken auf den Boden, entweder auf den Rücken oder die Seite, dann setzt sich der Zaubrer bei den Kopf des Kranken; nach dem rasselt er mit einer Schildkröten-Schale und singt ein Zauberlied, welches eine viertel Stunde dauert; dann legt er seine Schale hin, faltet seine Hände und giebt mit feierlichem Gesicht einen Laut von sich, welcher dem ähnlich ist, wenn sich zwei Hunde beissen wollen. Oftmals spricht er unverständliche Worte, als wenn er sich mit Geistern unterhält; biegt sich von einer Seite zur andern, und thut als wenn ihm etwas Geheimes kund gethan würde; schlürft dann und wann etwas Wasser, welches er sich zur Seite gesetzt hatte, und bläst über den Kranken. Nachdem er seine Manöver gemacht, sagt er: daß er jetzt die Krankheit kenne, und er jetzt dem Kranken ins Innere sehen könne. Alsdann giebt er Anweisung welche Art Kräuter sie haben, und wie sie gebraucht werden müssen. Wie ich krank war, beschäftigten sich zwei solcher Zauber-Doctoren mit mir; ich kann aber nicht sagen, daß ich großen Vortheil von ihnen hatte.

Während wir zu K s e e k - h e - o o n g wohnten, beklagte sich mein Bruder über Schmerzen am Hintertheile des Halses, oder eigentlich zwischen den Schultern; weil sie nun fast jede Krankheit als von Hexereien herrührend, betrachten, so waren auch mein Bruder und Andere der Meinung, daß er behext sei; er hatte keinen Appetit und schien abzuzehren. So verging ein Monat, als ein indianischer Handelsmann mit geistiges Getränke ins Dorf kam; da sie im allgemeinen dem Trunke ergeben sind, so gings gleich ans trinken. Die Nacht wie sie ihr Saufgelag anfingen, wurde ohne aufhören getrunken, und das Saufen hielt so lange an als sie noch des Getränkes im Dorfe haben konnten. Eine Anzahl von beiden Geschlechtern waren in unserm Hause versammelt, und in der Mitte des Hauses waren zwei Feuer angezündet. Sie sassen alle gemeinschaftlich auf Hirsch- und Bärenhäuten, welche zu diesem Gebrauch auf den Boden ausgebreitet waren. Unter denselben war eine vierzigjährige Frau, welche für eine Hexe angesehen wurde; mein Bruder hatte grade solche Schmerzen, daß er nicht auf die Seite sehen konnte, ohne seinen ganzen Körper herumzudrehen. Wie sie nun alle um das Feuer sassen, sprang dieses Weib plötzlich auf, warf sich hinter dem Rücken meines Bruders auf die Knie, schlug ihre Hände zusammen, legte die eine Hand auf den schmerzlichen Theil, die andere darauf, und dann that sie ihren Mund auf ihre Hände; in dieser Stellung blieb sie ungefähr eine halbe Minute, augenscheinlich an ihren Fäusten saugend; darauf warf sie sich zurück, sich für eine kurze Zeit anstrengend, als wenn sie in Verzuckungen fiel. Nachdem sie wieder aufgestanden, reichte sie über das Feuer ihre Hand einem Indianer, von welchem es hieß, daß er ein Zauberer sey. Dem Anschein nach nahm er etwas aus ihrer Hand, und hielt es eine geraume Zeit in der seinen, stand dann auf und ging hinaus. Nachdem ihre Saufgelage einige Tage vorüber waren, kam er zurück, dann nahm er einen Zug O u s h - a - t i h - o h - k i l - l i k - k e n - e e h - c a n (das ist: Taback mit Samachblättern u. d. gl. ver-

mischt) genommen, warf er ein Stück von einer Hirschhaut hinter die Frau, darauf reichte sie ihm ihre Hand über das Feuer, gleich drauf kratzte er die Erde auf, und brachte ein Blatt hervor, welches er auseinander legte; aus diesem nahm er ein Stück einer Muschel; darauf sagte er: dieses habe ihm die Frau gegeben, welches meinem Bruder von M a n = n i t = t o o k, (einem Geist oder Zauberer, wie das Wort bedeutet) zwischen die Schulter gelegt gewesen, und es ihn getödtet haben würde, wenn es nicht weggenommen wäre. War nun Betrug hierbei, so war ich nicht allein sondern auch Andere betrogen; so viel ist aber gewiß, mein Bruder war den Augenblick gesund, und blieb es so lange ich bei ihm war, welches noch vier Jahre war.

Wenn sie aus dem Krieg zurückkehrten, hörte ich sie oftmals erzählen, wie sie die Ungeübten betrogen hätten; sie waren nämlich in ein Waitzenfeld gestiegen, und hatten das Geblöck eines jungen Hirsches nachgemacht, um die Leute heraus zu bringen, daß sie denselben fangen oder tödten sollten; manchmal begeben sie sich vor Tagesanbruch an ein Haus, wo sie dann als ein Welschhahn schreien, um die Leute heraus zu bringen und sie alsdann zu tödten. Wieder auf ein andermal gehen sie in Häuser wo sie keinen Wiederstand erwarten, um Nachricht wegen der Nachbarschaft einzuholen, nachdem sie sich mit Lebensmitteln versehen und alles was sie wissen wollten erfahren, tödteten sie die Bewohner.

Ich hätte noch etwas über die Behutsamkeit, womit sie zu Werke gehen wenn Gefahr da ist, sagen können, da ich aber die Grenzen meiner Erzählung schon weiter ausgedehnt habe, als ich im Sinne hatte, so schliesse ich, indem ich mich nenne Euren ergebenen Diener.

Johann M'Cullough.



Geschichte von der Gefangenschaft des nun verstorbenen

Richard Bard, Esq.,

vormals von Fränklin Caunty, Penn., mit seiner Frau und Familie, und Andere.

Aus seinen Papieren gesammelt von seinem Sohn, Archibald Bard.

Mein Vater, Richard Bard, wohnte in York (nun Adams) Caunty, und besaß die Mühle welche man jetzt Marschall's Mühle nennt, in der sogenannten "Carroll's Gegend," wo am Morgen des 13ten April, 1758, sein Haus von neunzehn Indianern überfallen wurde. Ein kleines Mädchen, namens Hannah M'Bride, welche an der Thür stand bemerkte sie, schrie, und lief in das Haus. Es waren zu der Zeit im Hause, mein Vater, meine Mutter, und Lieutenant Potter, (Bruder des Gen. Potter, und Verwandter meiner Eltern, der Abends zuvor gekommen war,) nebst einem sechs Monat alten Kinde, und einem verbundenen Knaben. Die Indianer stürmten in das Haus, und einer derselben versetzte einen Hieb mit einem kurzen Degen den er in der Hand hatte, nach Potter, der aber gewahdt genug war denselben aus der Hand des Indianers zu drehen, und den Hieb zu erwiedern, welcher ihm das Leben würde geraubt haben, wenn nicht die Spitze des Degens die Decke getroffen hätte, wodurch der Degen eine andere Richtung nahm, so daß der Indianer blos in die Hand geschnitten wurde. Während diesem, ergriff mein Vater eine Reiterpistole, welche an der Wand hing, und drückte auf die Brust eines der Indianer los. Da aber etwas Werg an die Pfanne derselben gehangen, so gab es kein Feuer. Als die Indianer die Pistole gewahr wurden, liefen sie aus dem Hause. Um diese Zeit hatte einer der Indianer an der Thüre nach Hrn. Potter geschossen, aber nur an den kleinen Finger getroffen. Die Thüre wurde nun geschlossen und so gut wie möglich verwahrt; aber da man erfuhr, daß die Indianer zahlreich wären; man weder Pulver noch Blei hatte; und weil das Haus wegen seinem Strohdach und dem vielen hinten am Hause liegenden Mühlholze, leicht in Brand gesteckt werden könnte, sowohl als auch wegen der Aeußerung der Indianer, daß sie sie nicht tödten würden—alles dieses bewog sie sich zu ergeben. Darauf ging ein Theil der Indianer auf das Feld, und nahmen Samuel Hunter und Daniel McManimy zu Gefangenen. Ein Knabe, namens William White, welcher zur Mühle kam, wurde ebenfalls gefangen genommen. Nachdem sie die Gefangenen

verwahrt hatten, nahmen sie alle Sachen von Werth aus dem Hause und setzten die Mühle in Brand. Alsdann gingen sie nach dem Berge zu. Als meine Mutter diejenigen Indianer die sie in Verwahrung hatten frug, zu welcher Nation sie gehörten, wurde ihr geantwortet daß sie zur Delaware Nation gehörten.

Gegen alle ihre Betheuerungen, tödteten sie, etwa 70 Ruthen vom Hause entfernt, Hr. Thomas Potter—und nachdem sie drei bis vier Meilen den Berg hinan gekommen, schlug einer von ihnen den Speer seines Tomahawks in die Brust des kleinen Kindes, und nach etlichen Hieben scalpirte er es. Jenseits des Berges gingen sie an der Wohnung des Halbert T——— vorbei, und da er vor der Thüre war, schossen sie nach ihm—jedoch ohne Erfolg. Spät am Abend gingen sie an McCord's altem Fort vorbei, und lagerten eine halbe Meile von da in der Kluft. Am zweiten Tage als sie in Päth Välley waren, wurden sie eine Parthie weißer Leute gewahr, die im Begriff waren sie einzuholen. Die Indianer befahlen nun den Gefangenen zu eilen, denn wenn die Weißen sie (die Indianer) einholen würden, so sollten alle Gefangene mit dem Tomahawk getödtet werden. Sie erreichten bald die Anhöhe des Tuscarora Berges, wo sie sich zur Ruhe niedersetzten, worauf ein Indianer ohne vorherige Warnung, sein Tomahawk in den Vordertheil von Samuel Hunter's Kopf senkte, welcher neben meinem Vater saß—und nach einigen wiederholten Hieben machte er seinem Daseyn ein Ende. Sie scalpirten ihn, machten sich wieder auf die Reise und übernachteten etliche Meilen nördlich vom Seideling Hill. Den folgenden Tag gingen sie über das Alleghäny Gebirge, durch die jetzt genannte "Blairs Oeffnung.

Am fünften Tag, als sie durch die Stoney Creek gingen, wurde meines Vaters Hut von dem Haupte eines Indianers, in dessen Verwahr er gewesen, durch den Wind fortgeweht. Der Indianer ging eine ziemliche Strecke den Strom hinunter ehe er ihn wieder erlangte. Mittlerweile war mein Vater durch den Fluß gegangen; als aber der Indianer zurück kam, schlug er meinen Vater dergestalt mit der Büchse, daß er beinahe nicht mehr gehen konnte. In dieser Lage, dachte er bei sich selbst, könne er nicht mehr weit reisen; und da er wußte daß im Fall er nicht mehr weiter könne, er getödtet werden würde; so beschloß er in dieser Nacht zu entfliehen. Zwei Tage vorher hatten sie die Hälfte von meines Vater's Haupt roth gefärbt, welches so viel bedeutete, daß ein Rath seinetwegen gehalten, und eine gleiche Anzahl sowohl für als gegen sein Leben gestimmt hätten, und daß daher noch ein Rath seinetwegen solle gehalten werden. Als sie sich gelagert hatten, wurde es meinen Eltern erlaubt, ein Welschhuhn miteinander zu rupfen, (vorher durften sie nicht miteinander reden) und bei dieser Gelegenheit wurde das Vorhaben zu entfliehen, meiner Mutter mitgetheilt. Nachdem sich die Indianer nieder gelegt hatten, und einer die andern belustigte, indem er ein Kleid meiner Mutter angezogen hatte, wurde mein Vater beordert, Wasser zu holen. Er nahm die Quart, lehrte das darin befindliche Wasser aus, und ging etwa sechs Ruthen hinab nach dem Brunnen;

als meine Mutter dies bemerkte, so suchte sie die Aufmerksamkeit der Indianer immer mehr auf das Kleid zu richten, und es gelang ihr so gut, daß mein Vater 100 Yard fort kam, ohne bemerkt zu werden; als auf einmal die Indianer, welche an einem Feuer saßen, denen am andere zuriefen: Euer Mann ist fort! Sie liefen ihm nach, und einer der die Quart zurück brachte, versetzte: Hier ist die Quart, aber kein Mann! Sie suchten ihn zwei Tage lang, während welcher Zeit die übrigen Gefangenen im Lager bewacht wurden. Doch, da sie sahen daß ihr Suchen vergeblich sey, gingen sie den Allegheny Strom hinab, und von da nach Fort Du Quesne, jetzt Fort Pitt.

Nachdem sie einen Tag und eine Nacht da gewesen waren, gingen sie etwa zwanzig Meilen den Ohio hinab nach einem Indianer Dorf, und beim Eintritt in dasselbe, riß eine Indianerin die Haube vom Kopfe meiner Mutter, und wurde mit Beihülfe vieler andern, erbärmlich geschlagen. Beinahe ermattet durch die Reise, bat sie hier bleiben zu dürfen, worauf erwiedert wurde, sie möchte, wenn sie lieber scalpirt, als weiter gehen wolle. Nun gingen sie mit ihr nach einem Dorf, Cususkey genannt. Als sie hier ankamen, wurde Daniel McManimy außerhalb dem Dorf zurückgehalten, aber meine Mutter, die Mädchen und zwei Knaben nahmen sie mit hinein, wo ihnen ihre Gesichter verkratzt, ihre Haare ausgerissen, und sie auf das unbarmherzigste geschlagen wurden.

[Hier will ich aus den Papieren meines Vaters, die Umstände welche mit McManimy's Tod verknüpft sind, anführen. Diese Nachricht scheint von meiner Mutter, welche sie kurz nachdem, als sie wieder zurück kam erzählte, herzurühren; sie hatte dieselbe von Leuten erhalten, welche Augenzeugen bei dieser traurigen Scene waren.]

"Die Indianer stellten sich in einen Zirkel um den Gefangenen, und fingen an ihn zu schlagen, theils mit Stecken, theils mit Tomahawks. Alsdann wurde er nahe am Feuer an einen Pfahl gebunden; nachdem er nun eine Zeitlang mit brennenden Kohlen gereinigt war, scalpirten sie ihn; die Scalpe wurde auf einen Pfahl gehängt, um vor seinen Augen zu bluten. Ein Flintenlauf wurde alsdann glühend gemacht, und über den Körper gezogen, und mit einem glühend heißen Bajonette durchbohrten sie mehreremale seinen Leib. Auf diese Art peinigten sie ihn, mit Singen und Jauchzen begleitet, bis er verschied."

Kurz nachher verließ meine Mutter diesen Ort, ließ die zwei Knaben und Mädchen, (welche sie bis zu ihrer Befreiung nicht wieder sah,) zurück. Sie war in einem bekümmerten Zustand; ohne zu wissen wo sie hin gingen; ohne Tröster, ohne Begleiter, und beständig das nämliche Loos (welches McManimy fand,) in dem ersten Dorf welches sie erreichen würden, erwartend. In diesem traurigen Zustand, begegnete sie einer Anzahl Indianer, worunter eine gefangene weiße Frau war; dieser offenbarte meine Mutter ihre Befürchtungen, von der sie aber erfuhr, daß ihr Leben in keiner Gefahr wäre, denn, sagte sie, "der Wampum Gürtel den du um deinen

Hals hast, ist ein sicheres Zeichen, daß du für eine angenommene Verwandtin bestimmt bist. Kurz nachdem kamen sie an ein Dorf, als sie nun in das Rathhaus kamen, traten zwei Indianerinnen herein; die eine näherte sich meiner Mutter und gab ihr eine Ohrfeige; wie sie sahe daß die andere dem Exempel der erstern folgen wollte, wendete sie ihren Kopf um, und erhielt einen zweiten Schlag. Die Krieger waren damit sehr unzufrieden, denn solch ein Verfahren in ihren Rathhäusern, ist gegen ihre Ordnung. Jetzt nahm ein Häuptling meine Mutter bei der Hand und übergab sie an zwei Indianer; wo sie an die Stelle einer verstorbenen Schwester sollte angenommen werden. Sie wurde dann einer Indianerin anvertraut um reinlich gekleidet zu werden. Hier blieb sie etwa einen Monat, als ihre Parthei daran dachte, nach den Gewässern des Susquehanna zu ziehen—welches eine Reise von etwa zwei hundert Meilen ist. Dieses war sehr schmerzhaft für meine Mutter, denn sie war schon über zwei hundert Meilen über Berge und Sümpfe gereiset, bis ihre Beine geschwollen und ihre Füße wund waren. Glücklicherweise wurde ihr am Tage der Abreise ein Pferd von ihrem angenommenen Bruder gegeben; allein ehe sie weit gereiset waren, crepirte eins der Pferde, und sie mußte dessen Stelle durch das Ihrige ersetzen. Nachdem sie etliche Meilen zurückgelegt hatten, begegneten sie einer Anzahl Indianer, wovon einer zu ihr sagte, daß sie gutes Muthes seyn solle, indem bald der Frieden hergestellt, und sie sodann befreit werden würde, und nach Hause gehen könne. Diese Nachricht schien ihr desto glaubwürdiger, weil sie von einem Hauptrathgeber der Delaware Nation kam. Nachdem sie beinahe zum Ende der Reise kamen, sahe sie zu ihrer Verwunderung einen Gefangenen nahe am Wege, tod; sie hatten ihn mit dem Tomahawk umgebracht und scalpirt. Man sagte ihr, daß er sich geflüchtet und eingeholt worden sei. Am Ende der Reise hatte sie in allem nahe an fünf hundert Meilen zurück gelegt. Die Ermüdung, Kälte, und der Hunger den sie erlitten, zog ihr eine schwere Krankheit, an der sie beinahe zwei Monate liegen mußte, zu. In dieser traurigen Lage hatte sie Niemand der sie bemitleiden oder trösten könnte; die kalte Erde in einer elenden Hütte war ihr Bett, und ein Teppich ihre einzige Bedeckung; und gekochtes Welschkorn ihre einzige Speise. Sie wurde so abgezehrt, daß sie sich dem Grabe nahe glaubte. Aber als sie wieder genesen war, begegnete ihr eine Frau mit der sie ehedem bekannt gewesen. Diese war schon seit einigen Jahren in Gefangenschaft, und hatte einen Indianer zum Mann, mit dem sie ein Kind hatte. Meine Mutter verwies ihr dies, erhielt aber zur Antwort, daß sie nicht eingewilligt habe, bevor man sie an einen Pfahl gebunden, in der Absicht sie zu verbrennen. Sie setzte hinzu, daß, so bald weibliche Gefangene die Indianersprache verständen, müßten sie entweder einen Indianer heirathen, oder sterben. Dieses brachte meine Mutter zu dem Entschluß die Indianische Sprache nie zu lernen; und diesem Entschluß blieb sie auch treu vom Tage ihrer Gefangenschaft bis zu ihrer Befreiung—ein Zeitraum von zwei Jahren und fünf Monaten. Sie wurde die ganze Zeit von ihren angenommenen Verwandten

mit vieler Freundschaft behandelt — weit mehr als sie erwartet hatte.

Ich kehre nun wieder auf meinen Vater zurück, um zu erzählen, was sich begeben, nachdem er, wie vorerwähnt, seine Flucht von den Indianern gemacht hatte.

Sobald er von den Indianern vermißt wurde, gingen sie ihm nach. Als er fand daß man ihm nahe war, verbarg er sich in einem hohlen Baum bis sie ihm aus den Augen und außer Gehör waren, worauf er nach einer andern Richtung hin seine Flucht fortsetzte; die Indianer verfolgten ihn zwei Tage lang, wie früher gesagt wurde. Mittlerweile kam er mit vieler Mühe und Mattigkeit an einen Berg, vier Meilen breit und oben mit Schnee bedeckt. Er war beinahe verschmachtet, denn er war jetzt zwei Tage und Nächte auf der Reise, ohne alle Speise, einige Knospen ausgenommen, welche er im Vorbeigehen von den Bäumen pflückte. Seine Schuhe waren abgenutzt; und da die Gegend äußerst rauh und an manchen Orten mit giftigen Dornen bewachsen, so waren seine Füße sehr zerfleischt und angeschwollen. Zudem war der Berg mit Lorbeerholz überwachsen, und der Schnee bog dasselbe so zu Boden, daß er in seinem ermatteten Zustand manchmal nicht anders als auf seinen Händen und Knieen unter den Zweigen durchkriechen konnte. Es waren nun drei Tage seit seiner Flucht verflossen; und obschon er fürchtete, daß die Indianer ihn noch immer verfolgten, und sie an dem Berge hin seine Spur im Schnee finden, und ihn alsdann gefangen nehmen würden: so fand er sich doch zu viel gelähmt, um weiter zu gehen; daneben waren seine Hände, durch das kriechen im Schnee beinahe eben so geschwollen, als seine Füße; er hatte daher wenig Hoffnung jemals seine Reise fortzusetzen. Neben der Gefahr von seinen wilden Verfolgern eingeholt zu werden, befand er sich in der größten Hungersnoth; denn er hatte vom Anfange seiner Flucht an nichts gegessen, als einige Knospen, wie eben bemerkt. Am fünften Tage war er so glücklich, bei seinem herumkriechen im Schnee eine Klapperschlange zu sehen und zu tödten, welche er roh aufaß. Nachdem er sich drei bis vier Tage so erhalten hatte, gelang es ihm dadurch seine geschwollene Füße wieder herzustellen, daß er die Eiterbeulen mit einem Dorn öffnete; und verband seine Füße mit Lappen, welche er dadurch erhielt, daß er seine Beinkleider zerriß. So zubereitet, machte er sich hinkend und unter großen Schmerzen auf den Weg; da er keine andere Aussicht hatte, als entweder zu gehen oder zu sterben.

Er war nur einige Meilen gegangen, als er, von der soeben erreichten Anhöhe eines Hügels mit dem ihm willkommenen Schall einer Trommel überrascht wurde. Er schrie so laut er konnte: aber es erfolgte ihm keine Antwort—doch es war nur ein Betrug der Einbildunskraft. Niedergeschlagen und traurig verfolgte er seinen Weg, und am achten Tage kam er an den Juniata, welchen er mit vieler Schwierigkeit, weil er lahm war, durchwadete. Es war jetzt Nacht und kalt, und seine Kleider waren sehr naß; er war so betäubt, daß ihm Angst war sich nieder zu legen, aus Furcht er möchte nicht wieder erwachen—und deswegen beschloß er, lahm und müde wie er war,

in der finstern Nacht seine Reise fortzusetzen. Glücklicher Gedanke! denn in der Nacht, als er nicht wußte wo er hinging, wurde er eines Feuers gewahr, welches Tags zuvor verlassen zu seyn schien—vielleicht war es eine Anzahl der Einwohner welche die Indianer verfolgten. Hier blieb er bis zum Morgen, und sahe nun einen Pfad, welcher zu Ansiedelungen zu führen schien; er verfolgte denselben so schnell er nur konnte. Dieses war der neunte Tag seiner Flucht, und während dieser Zeit lebte er von einigen Knospen und 4 Schlangen!

Am Nachmittag erschrack er nicht wenig, als er an einer Krümmung des Pfades, plötzlich dreien Indianern begegnete. Sie waren jedoch friedlich, und anstatt ihn zu tödten, wie er erwartete, führten sie ihn in einigen Stunden nach Fort Littelton, (in Bedford Caunty,) ein Ort der ihm wohl bekannt war; wo er einige Tage verblieb, bis er sich hinlänglich erholt hatte, um nach Hause reisen zu können.

Einige Zeit nachdem mein Vater nach Hause kam, ging er nach Fort Pitt, welches damals im Besitz der Engländer war; und da eine Anzahl Indianer jenseits des Reviers waren, um Unterhandlungen anzuknüpfen, ging er eines Abends hinüber, um sich nach meiner Mutter zu erkundigen. Mein Vater bemerkte unter ihnen etliche Personen, welche zugegen waren, als er zum Gefangenen gemacht wurde; diesen entdeckte er sich. Sie wollten ihn aber nicht erkennen, worauf er sie frug, ob sie sich nicht erinnerten, da oder dort gegenwärtig gewesen zu seyn, als neun Personen gefangen genommen wurden?—Jetzt bekannten sie es, und frugen wie er nach Hause gekommen sei, u. s. w.; darauf frug er nach meiner Mutter; aber sie sagten sie wüßten nichts von ihr, versprachen aber, am nächsten Tag, wann er wieder käme, ihm Nachricht zu geben. Nun ging er zum Fort. Kurz nachher folgte ihm ein junger Mann der als Kind von den Indianern genommen wurde, nach, und rieth ihm, Morgen n i ch t zurück zu kommen, weil er sie hätte sagen hören, als er fortgegangen, daß sie nie ein größeres Verlangen zu etwas gehabt hätten, als den Tomahawk in seinen Kopf zu schlagen, und daß sie beschlossen hätten ihn Morgen zu ermorden. Nachdem er meinen Vater gebeten hatte, nichts von diesem Gespräch, oder daß er bei ihm gewesen wäre, zu sagen, ging er wieder zum Fort zurück.

Es mag wohl hier bemerkt werden, daß mein Vater von der Zeit an, als er gefangen genommen wurde, bis zur Befreiung meiner Mutter, beinahe sonst nichts that, als von einem Orte zum andern gehen um Nachrichten über sie einzusammeln; nachdem er endlich gehört, wo sie sich aufhielt, so strengte er seine Sinne an, um Pläne zu ersinnen, um sie zu befreien. In dieser Absicht, hatte er vor, wieder nach Pittsburg zu gehen; auf dem Wege kam er in Verkehr mit einer Abtheilung von Kriegsfuhren, durch Hrn. Irvine befehligt; mit diesen ging er bis nach Bedford—da er es aber sehr langweilich fand, auf diese Weise zu reisen, so bat er den befehlshabenden Offizier dem Capitain W h i t e E y e s, der eine Abtheilung Indianer befehligte, zu erlauben, ihn nach Pittsburg zu begleiten; die Erlaubniß wur-

de gegeben; und da die Indianer versprachen, meinen Vater sicher nach besagtem Orte zu bringen, so nahm er sein Pferd und seine Büchse und reisete mit denselben. Kaum waren sie zwei Meilen gegangen, als ein Indianer vom Wege abging und einen Scalp zurückbrachte, den sie an selbigen Morgen von einem Fuhrmann genommen hatten. Mein Vater erschrack darüber nicht wenig. Wie sie etwa zehn Meilen weiter waren, gingen die Indianer wieder vom Wege ab, und brachten einige Pferde und ein Faß Branntwein, welches alles sie verborgen hatten, zurück. Nun ging's an's trinken, bis sie alle betrunken waren. White Eyes sagte meinem Vater: da er früher ihnen entsprungen seie, so wolle er ihn nun erschießen; er nahm seine Büchse und legte an, mein Vater aber sprang schnell hinter einen Baum, und lief um denselben, während der Indianer ihm folgte. Dies belustigte die Umstehenden eine Zeitlang, bis endlich ein junger Indianer herzu trat, dem White Eyes die Büchse aus der Hand wand, und dieselbe unter einen Block verbarg.

Die Indianer wurden sehr betrunken, gingen aus einander, und ließen White Eyes allein bei meinem Vater. Jener fing nun an mit einem großen Stock nach dem Kopfe meines Vaters zu schlagen, mein Vater erhob seinen Arm, um den Schlag abzuleiten, und erhielt dadurch einen heftigen Schlag auf den Arm, so daß man die Merkmale wochenlang nachher sehen konnte. Gleich darauf, kam ein Indianer von einer andern Nation desselben Wegs daher, welcher als Bote nach Bedford geschickt wurde. Capitain White Eyes bat ihn um seine Büchse, um damit meinen Vater zu erschießen; dieser schlug es aber ab, da man, wie er sagte, im Begriff wäre Frieden zu schließen, und der Tod meines Vaters einen neuen Krieg herbeiführen könne.

Weil sie nun von verschiedenen Nationen waren, so mußten sie englisch mit einander sprechen, dadurch wurde mein Vater gewahr, daß seine Lage verzweifelt war, und entschloß sich, jedenfalls zu entfliehen. Nun sagte er zu White Eyes: "unsere Pferde wollen fortlaufen"—und ging zu denselben, erwartete aber jeden Augenblick durch den Rücken geschoßen zu werden. Sobald er zu seinem Pferde kam, bestieg er dasselbe, und ritt fort; er war noch nicht weit gekommen, als er den Indianer, welcher dem White Eyes die Büchse aus den Händen gewunden, an einer Quelle schlafend fand; oft habe ich ihn sagen hören: daß wenn es ein anderer Indianer gewesen wäre, so würde er ihn erschoßen haben.

Aus Furcht verfolgt zu werden, trabte er, so schnell sein Pferd nur konnte, fort; und da er die ganze Nacht durch ritt, so kam er den andern Morgen gegen Sonnenaufgang in Pittsburg an; kaum war er drei Stunden dort, als die Indianer auch schon kamen.

Der Gedanke, daß meine Mutter darunter leiden würde, wenn er diese Indianer tödtete, bewog ihn seinen Unwillen zu verbergen, und ließ die Sache dahin gestellt seyn. Hier hatte er Gelegenheit meiner Mutter zu schreiben, und bat sie ihren angenommen Verwandten zu versichern, daß wenn sie sie nach Pittsburg brächten, er ihnen vierzig

Pfund geben würde. Die Antwort blieb jedoch so lange aus, daß ihm die Geduld verging; er erkaufte daher einen Indianer um meine Mutter zu stehlen. Aber Nachts zuvor ehe dieser seine Reise antrat, weigerte er sich, weil er bange war getödtet zu werden. Nun beschloß mein Vater, auf jede Gefahr hin selbst zu gehen; er machte sich daher auf den Weg nach einem Ort an der Susquehanna, (welcher wenn ich nicht irre Schomoken heißt) nicht weit von den sogenannten "Big Cherry Trees." Von hier hielt er einen Indianerpfad bis gegen Abend, wo ihm eine Anzahl Indianer, welche meine Mutter bei sich hatten, begegneten. Wie sie neben ihm vorbeigingen, erhoben sie ihr Kriegsgeschrei. Meine Mutter erschrack heftig über die gefährliche Lage, in welcher sie sich befanden. Da mein Vater sah, daß die Indianer nicht zum besten gelaunt waren, versprach er ihnen die in seinem Brief versprochene Summe zu geben, sobald sie nach Schomoken kommen würden. Die Indianer erwiederten: daß wenn er sie unter den Weißen habe, er sich weigern würde zu bezahlen, und dann könnten sie keine Genugthuung erhalten. Da er nun fand, daß sie so argwöhnisch waren, sagte er zu ihnen: daß sie ihn so lange als Pfand im Wald zurückhalten möchten, bis seine Frau auf seine Order ihnen das Geld gegeben, und im Fall es nicht bezahlt würde, so möchten sie mit ihm machen, was ihnen gut dünke. Dieses hatte den erwünschten Erfolg; die Indianer wurden gut gelaunt, und brachten beide in das Dorf, wo ihnen die versprochene Summe ausgezahlt wurde.

Ehe meine Eltern Schomoken verließen, ersuchten sie einen Indianer, der ein angenommener Bruder meiner Mutter war, wenn er je hinab unter die Weißen käme, sie zu besuchen. Demzufolge stattete er einige Zeit hernach einen Besuch ab; damals wohnten sie etwa zehn Meilen von Chämbersburg; er blieb eine geraume Zeit daselbst, und ging während der Zeit an ein Wirthshaus, (bekannt als McCormack's) wo er etwas betrunken wurde, und von einem gewissen Newgen (der nachher als Pferdedieb in Carleil hingerichtet wurde,) mit einem großen Messer in den Hals gestochen wurde. Die Absicht Newgen's war, das Messer zwischen den Knochen und die Kehle einzuschlagen, und dasselbe vorwärts zu ziehen, und seinen Hals durchzuschneiden;—allein er verfehlte zum Theil seinen Zweck, und schnitt blos durch den Vordertheil der Luftröhre. Newgen mußte jetzt fliehen, sonst würde die Obrigkeit ihn festgenommen haben. Es ist bemerkt worden, daß er von jener Zeit an bis zu seinem Tod an Lasterhaftigkeit immer mehr zugenommen habe. Es wurde ein Arzt zu dem Indianer gerufen, und seine Wunden zusammen genäht. Er blieb nun noch bei meinem Vater bis er wieder hergestellt war; alsdann kehrte er wieder zu seinem Volk zurück, von dem er aber, unter dem Vorwand daß er sich an die Weißen angeschlossen habe, getödtet wurde.

Im August, 1764, nach der neuen Zeitrechnung, zog mein Vater mit seiner Familie, aus Furcht vor den Indianern, zu meinem Grosvater, Thomas Poe, etwa drei Meilen von seiner vorigen Wohnung. Von hier nahm er ein farbiges Mädchen mit sich nach seinem eigenen

Wohnplatz um Heu zu machen. Während sie da an der Arbeit waren, sprang ein kleiner Hund, den er bei sich hatte, nach einem Dickicht bellend hin und her. Als er dieses gewahr wurde, erschrack er, und befahl dem Mädchen in's Haus zu gehen; da er befürchte es seien Indianer nahe bei. Er nahm seine Büchse, und ging auf das Haus zu, kaum waren sie eine Stunde dort, als er vom obern Stockwerk eine Compagnie sah, die von Capt. Potter (später Gen. Potter) befehligt wurde, und eine Anzahl Indianer verfolgten, welche an jenem Morgen einen Schulmeister, Namens Braun, mit zehn kleinen Kindern ermordet, und einem Knaben, Namens Archibald McCullough scalpirt, und scheintod zurück gelassen hatten—dieser erholte sich wieder, und war unlängst noch am Leben. Bemerkenswerth ist, daß die Kinder alle an jenem Morgen mit Widerwillen zur Schule gingen. Und nach der Aussage des McCullough, als der Schulmeister und die Schüler zusammen gekommen waren, sagten zwei der Schüler daß sie auf dem Weg Indianer gesehen hätten, was aber von dem Lehrer nicht beherzigt wurde, und ihnen an ihre Lektion zu gehen befahl. Kurz darauf stürzten zwei alte Indianer und ein Knabe zur Thüre hin. Als der Schulmeister dieselben sahe, bat er, sie möchten sein Leben nehmen, aber doch die Kleinen schonen. Aber die 2 alten Indianer standen gefühllos an der Thüre, und der Knabe ging in das Haus und mit einem Stück Holz, wie ein Indianer-Hammer geformt, tödtete er den Lehrer und die Schüler, worauf sie alle scalpirt wurden.



Eine Darstellung von Begebenheiten, welche von

Robert Robison

mitgetheilt wurden, welcher ein Augenzeuge fast aller erzählten Thatsachen war; er wurde verwundet an dem Kittanning als es durch Col. (nachher Gen.) Armstrong eingenommen wurde, und zum zweitenmal bei dem Gefecht an der Buffalo Creek, wo zwei seiner Brüder der Wuth der Wilden zum Opfer fielen.

Er sagt, Sideling Hill war das erste Gefecht nach Braddock's Niederlage. Im Jahr 1756 kam eine Anzahl Indianer von Conococheague, um eine Besatzung, M'Cord's Fort genannt, zu überfallen, wo sie einige tödteten, und eine Anzahl gefangen nahmen. Alsdann gingen sie nach Fort Littleton. Capt. Hamilton, der mit einer Compagnie daselbst in Besatzung war, und von der Niederlage zu M'Cord's Fort hörte, marschierte mit seiner Compagnie dort hin und nahm einen besoldeten Indianer mit sich. Dieser leitete die Compagnie, und verfolgte die Spur der Indianer bis nach Sideling Hill, wo sie dieselben mit ihren Gefangenen antrafen, und auf sie feuerten, jedoch ohne ihnen viel Schaden zu thun. Die Indianer erwiederten das Feuer, schlugen unsere Leute zurück und tödteten eine Anzahl von ihnen, unter welchen sich mein Bruder, James Robison, befand. Die Indianer hatten M'Cord's Frau bei sich; sie schnitten James Blair's Kopf ab und warfen denselben in den Schoos der Frau M'Cord, indem sie sagten, das sei der Kopf ihres Mannes—sie wußte aber daß es Blair's Kopf war.

Das Nächste dessen ich mich vom selben Jahr erinnere war, die Wolcomber Familie an der Sherman's Creek. Alle Einwohner des Thals waren in einem Fort bei Georg Robison versammelt. Wolcomber aber wollte seine Wohnung nicht verlassen; er sagte es wären die Eirischen die sich unter einander tödteten, nicht aber diese friedlichen Indianer, welche Niemanden etwas zu Leide thun würden. Als er zu Hause am Mittagessen war, kamen die Indianer. Der Quäker lud sie zum Essen ein; einer derselben antwortete, daß sie nicht wegen Essen sondern wegen Scalps gekommen wären. Der Sohn, ein 14 oder 15 jähriger Knabe, als er den Indianer so sprechen hörte, lief nach der hintern Thüre zu, und als er hinaus gehen wollte, blickte er zurück und sah den Indianer sein Tomahawk in seines Vaters Kopf schlagen. Der Knabe lief über den Bach, welcher nahe am Haus war, und hörte noch das Geschrei seiner Mut-

ter, Brüder und Schwestern. Der Knabe kam an unser Fort mit dieser Nachricht, worauf etwa vierzig nach dem Schauplatz des Mordes hin gingen, und die Todten begruben.

Im September, 1757, ging Col. Johann Armstrong mit 307 Mann nach Kittanning, ohne bemerkt zu werden, bis wir an einen Ort kamen, welcher die "Vierzig Meilen Lecke" genannt wird, wo die Indianer die Haare der Gefangenen verzierten. Es war Samstag Nacht als wir daselbst anlangten. Am nächsten Morgen befahl der Colonel zweien unserer Führer zu spioniren. Sie gingen und brachten Nachricht, daß die Indianer sich in dem Dorfe befänden. Die Namen der beiden Spione waren Thomas Barke und James Chalmers; beide alte Handelsleute. Wir marschierten an jenem Tag und der darauf folgenden Nacht von da nach dem Dorf.

Als wir etwa sechs Meilen vom Dorf waren, sahen wir ein Feuer; unser Colonel befahl nun zweien Männern hinzugehen, um zu erfahren, wie viele Indianer am Feuer wären; sie gingen, konnten aber nur vier derselben sehen—die andern hatten sich gelegt und konnten daher nicht gesehen werden. Der Colonel beorderte Lieutenant Hoge mit 12 Mann die vermeinten 4 Indianer zu schlagen. Die Gefangenen aber sagten aus, daß fünf und zwanzig Indianer fortgeschickt waren um Wildpret zu tödten für eine Gesellschaft von 150 Mann, welche die folgende Nacht erwartet wurden, und die nach Virginien bestimmt waren. Diese 12 Mann mit ihrem Offizier krochen vor Tagesanbruch auf die Indianer zu. Einer der Indianer, ohne etwas von ihnen zu wissen, kam ihnen entgegen; es wurde auf denselben gefeuert, verfehlten ihn aber; nun liefen die Indianer alle von ihrem Feuer, und liessen ihre Büchsen an einer Raufe stehen, wovon sie eine gewöhnlich bei sich haben. Unsere Männer standen da ohne Hand an die Büchsen der Indianer zu legen, und gaben diesen daher Zeit dieselben zu ergreifen und ein Gefecht anzufangen. Der Lieutenant und fünf Mann wurden getödtet, und zwei andere verwundet. Kurz darauf als sie hier anfingen, begannen wir im Dorf, und da sie unser schießen hören konnten, wurden die Indianer sehr entmuthigt; unsere Leute riefen ihnen zu: "Euer Dorf ist in Brand, ihr Hunde, die ihr seid!" Darauf machten sie sich auf und davon, und wurden nicht von den Indianer verfolgt, wie sie sonst wohl thun. Als das Indianer Magazin im Dorf in die Luft gesprengt wurde, hörten sie eine Weile auf zu feuern; die Erschütterung davon wurde in Fort Pitt vernommen. Ein Knabe, Namens Crawford, sagte nachher, daß er am folgenden Tage zu Kittanning bei einigen Franzosen und Indianern gewesen, und daselbst den Capitain Jacobs, seine Frau und Sohn, nebst andern, gesehen habe.

Wir machten den Angriff folgendermaßen: Unsere Capitaine standen alle in Ordnung, eine jede Compagnie hinter ihrem Capitain. Das Wort: "Ein Jeder thue für sich selbst," wurde gegeben. Wir stürmten nach dem Dorf hinunter; die Hunde der Indianer bellten; aus dem ersten Haus an welches wir kamen, kam ein Indianer, hob die Hand über seine Augen um dieselben zu beschatten, und sahe uns an, bis fünf mal nach ihm geschoßen war; alsdann lief er, und rief

mit lauter Stimme, S h e w a n i c k, welches weiße Leute bedeutet. Im Hause war ein junges Frauenzimmer, eine Gefangene, welche mit aufgehobenen Händen herauskam; allein die Schüße fielen so schnell, daß sie erschreckt wurde, und lief wieder zurück, und erhielt ein Schwanenschrotkorn durch ihren Arm; alsdann kam sie wieder heraus und wurde von uns empfangen. Die Indianer waren jetzt beunruhigt und liefen durch das Welschkornfeld; sie feuerten auf uns, jedoch ohne Erfolg. Wir stürmten nun zum Dorf hinein, und sie alle verließen es, ausgenommen Capt. Jacobs, seine Frau und Sohn, einen den die Handelsleute Pisquetum hießen, und etliche die durch das Zersprengen des Magazines getödtet wurden. Wir befreiten nebst dem jungen Frauenzimmer noch fünf Gefangene. Das Frauenzimmer wurde aber zur Zeit als Capt. Mercer's Compagnie erlag, wieder genommen, wie ich bald erzählen werde.

Als unser Trauerspiel im Dorf beendet war, machten wir uns auf die Straße. Wir hatten sechs Getödtete und sechs Verwundete, unter Letztern war unser Colonel. Ehe die Indianer sich zurückgezogen hatten, sagte der Colonel: "Ist keiner von euch Burschen, der diesen Tagedieben das Feuer anzünden will, die mich verwundet und so viele unserer Leute getödtet haben?" Johann Ferguson erklärte sich willens. Er ging an ein mit Rinde bedecktes Haus, nahm ein Stück Rinde, welches in Brand war, lief hinauf nach dem Hause Jacobs und hielt es an die Decke desselben bis es eine Yard im Viereck brannte; nun lief er, und die Indianer feuerten auf ihn; der Rauch floh um seine Beine herum, aber das Blei verfehlte ihn. Alle Augen waren jetzt auf das Magazin gerichtet, um zu sehen wann diese Kerls herauskommen würden; allein sie blieben drinnen, bis ihre Büchsen durch die Flammen erreicht und wie ein Peloten-Feuer losgingen; zur selben Zeit flog das Magazin auf. Alsdann sprang Jacobs und die andern heraus. Die Frau von Jacobs schwenkte ein Tomahawk um ihr Haupt ehe sie über die Fense sprang. Jacobs fiel zuerst, alsdann seine Frau, und dann sein Sohn, welcher ungefähr 7 Fuß hoch war. Wir machten uns nun fertig das Dorf zu verlassen, ausgenommen Capt. Mercer, welcher seinen Arm gebrochen. Seine Compagnie bestand meistens aus Handelsleuten, welche ihn überredeten, daß keiner von uns lebendig nach Haus kommen würde, und daß wenn er (Capt. Mercer) mit ihnen gehen wolle, sie ihm einen nähern Weg führen wollten. Folglich ging die ganze Compagnie mit ihm, mit Ausnahme des Sergeant Braun und zwölf Mann. Zum Unglück stiessen aber der Capitain und seine Leute auf die Indianer mit welcher Lieut. Hoge an jenem Morgen im Gefecht war. Sie überfielen seine Compagnie und tödteten etwa 20 Mann. Capt. Mercer, welcher ein Pferd hatte, nebst Thomas Burke und dem Fahnrich Scott, suchten auf den Weg zu kommen den wir gegangen waren. Daselbst wurde der Verband an des Capitains Arm los, und er mußte daher stillhalten, um denselben wieder in Ordnung zu machen, wodurch er ermattete. Mittlerweile sahen sie einen Indianer der uns nachgefolgt war. Burke und Scott setzten sich auf Mercer's Pferd und ritten davon und überliessen den

Capitain seinem Schicksal. Mercer legte sich hinter einen Block wo vieles Gesträuch war; als der Indianer etwa sechs Fuß von ihm war sahe er Burke und Scott davon reiten, rief laut auf und folgte ihnen nach. Bald hörte Mercer zwei Büchsenschüße. Nun ging er hinab durch ein langes Thal wo Pflaumen wuchsen; blieb bis Nacht da, und schaffte sich, so gut er konnte, weiter. Es war zur Pflaumenzeit, aber sie dauerten nicht lange genug, indem der Capitain einen ganzen Monat lang zu kämpfen hatte, ehe er nach Haus kam. Die einzige Speise, nachdem die Pflaumen vorüber waren, bestand aus einer Klapperschlange—und diese mußte er roh essen!

Auf der Nordseite des Allegheny Bergs glaubte er eines Tages einen Indianer zu sehen, welcher ihn auch zu sehen schien. Beide stellten sich hinter Bäume. Endlich dachte der Capitain, er wollte vorwärts, und seinem Schicksal entgegen gehen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er in dieser Person einen seiner eigenen Soldaten erkannte! Beiderseits war Freude; beide waren kaum vermögend weiter zu gehen. Sie schleppten sich aber über den Berg und waren unweit Frankstown, als der Soldat sich niederlegte, sich unfähig erklärend weiter zu gehen, und alle Hoffnung aufgab je wieder aufzustehen. Der Capitain ging 7 Meilen weiter, wo er sich auch niederlegte, ohne die geringste Hoffnung zu haben, daß er je seine Heimath erreichen würde. Es war um diese Zeit eine Compagnie Cherokee Indianer in königlichen Diensten, und als sie an Fort Littleton waren, wurden sie von Capt. Hamilton ausgeschickt um zu erfahren, ob etwas von Indianern an dem Fuße des Berges zu sehen wäre. Diese Indianer kamen nun zu Capt. Mercer, der kaum aufstehen konnte. Sie gaben ihm Speise, und nun sagte er ihnen auch von seinem Gefährten. Sie gingen auf des Capitains Spur zurück und fanden ihn, brachten ihn nach Fort Littleton, indem sie ihn auf einer von ihnen selbst verfertigten Bahre trugen. Wir erhielten vierzehn Scalps auf dieser Expedition.

Auf unserm Rückzug von Kittanning fanden wir keinen weitern Widerstand, als daß einige Indianer diesseits des Dorfs auf uns feuerten. Sie trafen, in einer Entfernung von 200 Yards, den Andreas Douglas durch seine beiden Knöchel. Sonst erlitten wir keinen Schaden bis wir diesseits des Allegheny Berges kamen, als ein gewisser Samuel Chambers, der seinen Rock an den "Clear Fields" gelassen, den Colonel um Erlaubniß bat, denselben holen zu dürfen, so wie auch um drei Pferde, die sich verlaufen hatten, mitzubringen. Col. Armstrong war dagegen, aber weil jener darauf bestand, so wurde es ihm endlich erlaubt. Als er auf die Bergspitze kam, feuerten eine Anzahl Indianer auf ihn, jedoch ohne ihn zu treffen. Chambers ging nun nach dem Großen Eiland zu—die Indianer verfolgten, und tödteten ihn am dritten Tage an dem Französischen Margarets Eiland—wenigstens erzählten so die Indianer dem alten Capt. Patterson.

Das Nächste war General Bouquet, im zweiten Krieg, wo die Indianer glaubten, daß sie allein uns alle tödten und gefangen nehmen könnten, da die Franzosen im letzten Friedensschluß verpflich-

tet waren, die Indianer mit keinem Pulver und Blei zu versehen, was aber den Indianern nicht bekannt war, bis sie desselben bedurften. Jedoch richteten sie viel Unheil an. Sie stritten mit Boquet an Bushy Run, wurden aber zurück geschlagen. Um diese Zeit ging Boquet den Ohio hinab, etwa 75 Meilen unterhalb Fort Pitt, und schickte einen gewissen David Owens, welcher früher mit einer Indianerin verheirathet war, mit der er drei Kinder hatte; da er aber sich zu erheben gedachte, so tödtete und scalpirte er seine Frau und Kinder und brachte die Scalps nach Philadelphia. Er erhielt keine Belohnung, wurde aber als Gesandter zwischen General Boquet und den Indianern angestellt.

Als Owens zu den Indianern geschickt wurde um ihnen zu sagen, daß sie Friede haben könnten, nahmen sie ihn wegen den verübten Mordthaten, da zwei Brüder seiner Frau daselbst waren, zum Gefangenen. Owens gab ihnen aber zu erkennen, daß wofern sie ihn tödteten, sie nimmer Frieden erhalten würden.

Nun hielten die Indianer drei Tagelang einen Rath über ihn; alsdann ließen sie ihn gehen und kamen selbst herauf, der gegebenen Einladung zu folge, und willigten ein, die Gefangenen zu befreien. Also endete dieser Feldzug.

In diesem zweiten Krieg kamen die Indianer auf den 5ten Juli, 1763, nach Juniata, als eben die Weißen zurückgekommen waren ihre Früchte einzuerndten. Es war auf einen Sonntag. Die Schnitter waren alle im Hause; die Indianer krochen nahe zur Thüre hin und schoßen die Leute, die auf dem Fußboden lagen; tödteten William White und dessen ganze Familie, einen Knaben ausgenommen, der, als er die Schüße hörte, zum Fenster hinaus sprang und sich flüchtete.

Die nämlichen Indianer gingen nach Robert Campbell's Haus, an der Tuscarora, überraschten sie auf dieselbe Weise und schoßen sie auf dem Boden nieder als sie sich ausruheten. Einer Namens Georg Dodds, der einerndten half, war soeben aufgestanden, und hatte sich in die Stube auf das Bett gelegt mit seiner Büchse zur Seite. Als die Indianer feuerten, sprang einer ins Haus mit dem Tomahawk in der Hand auf einen Mann zu, welcher in einer Ecke stand. Dodds feuerte, nur sechs Fuß entfernt von ihm, nach ihm, worauf derselbe schreiend und eilends aus dem Hause lief. Indem eine Oeffnung oberhalb dem Bett in den Speicher war, sprang Dodds hinauf, retirirte sich durch den Schornstein und kam nach Sherman's Valley. Bei William Dickson, wo er den Vorfall erzählte, war ein junger Mann, der uns die Nachricht nach Edward Elliott's brachte, wo wir in der Erndte halfen. Andere Nachrichten hörten wir des Abends. Johann Graham, Johann Christy und James Christy wurden des Abends durch Flintenschüße erschreckt, welche bei William Anderson fielen, wo der alte Mann mit der Bibel in der Hand erschoßen wurde, als er vermuthlich im Haus-Gottesdienst begriffen war. Auch sein Sohn, und ein von den alten Leuten aufgezogenes Mädchen wurden getödtet. Graham und die Christy's kamen um Mitternacht, und da wir gehört, daß die India-

ner so weit das Tuscarora Thal hinauf gekommen wären, und auch wußten, daß die Familien von Collins und James Scott zur Erndte da wären, beschlossen unserer zwölfe nach Bigham's Oeffnung hinüber zu gehen, um denen daselbst Nachricht zu geben. Als wir an des Collins Haus kamen, sahen wir, daß die Indianer da gewesen, ein Rad zerbrochen, ein Bett ausgeleert und Mehl genommen, von welchem sie Suppe gemacht hatten. Wir zählten dreizehn von Rinde gemachte Löffel—folgten den Spuren hinab bis zum Hause des James Scott's, wo wir fanden, daß sie einige Hühner getödtet hatten—wir folgten ihnen bis zu Graham's, wo das Haus in Flammen stand, und bis zu den Queerbalken nieder gebrannt war. Wir theilten uns in zwei Parthien, jede von sechs Mann; mein Bruder mit der Seinigen kam hinter der Scheuer her, und ich mit der Meinigen kam durch ein Haferfeld herab; ich sollte zuerst schießen. Die Indianer hatten einen Rock auf einen Pfosten auf der andern Seite des Feuers aufgehangen, aber als ich sahe, daß es sich nicht bewegte, ging ich hinab und fand, daß die Indianer soeben fort waren. Sie hatten vier Schweine getödtet und nach Belieben gegessen. Unsere Compagnie folgte ihren Spuren, und fand daß zwei Compagnien an Graham's zusammen gekommen und über den Tuscarora Berg gegangen waren. Wir nahmen den Weg bei der "Run Oeffnung;" und da die zwei Wege an Nicholson's zusammen stossen, waren sie vor uns da, hörten uns kommen, und lauerten auf uns. Sie schoßen zuerst auf uns,—es waren ihrer 25, und unserer nur 12; sie tödteten 5, und verwundeten mich. Die Namen dieser zwölfe sind: William Robison, der als Capitain agirte; Robert Robison, der Schreiber dieses; Thomas Robison, (diese drei waren Brüder,) Johann Graham, Carl Elliott, William Christy, James Christy, David Miller, Johann Elliott, Eduard M'Connel, William M'Allister, und Johann Nicholson. Die Getödteten waren William Robison, welcher mit Hirsch-Schrot in den Leib geschoßen wurde, und etwa eine halbe Meile noch von dem Platze kam. Als Johann Elliott, damals etwa 17 Jahr alt, seine Büchse geleert hatte, wurde er von einem Indianer mit seinem Tomahawk verfolgt, welcher nur etliche Ruthen von ihm war, als Elliott auf gerademohl Pulver in seine Büchse schüttete, und eine Kugel, die er im Mund hatte darauf warf, ohne jedoch Zeit zu haben dieselbe hinunter zu stossen; er drehte sich um und feuerte auf seinen Verfolger, welcher seine Hand auf seinen Magen drückte und "Ach!" ausrief, und alsdann umkehrte und flohe. Elliott kam nur etliche Ruthen weiter als er William Robison in seinem Blute liegend und in den letzten Zügen fand; er bat Elliott, er möchte ihn doch forttragen, der sich aber für unvermögend erklärte dieses zu thun, und auch von der Gefahr redete in welcher sie sich befänden, worauf jener bemerkte: daß er es wohl wisse, und ihn bat seine Büchse mitzunehmen, und sei es Friede oder Krieg, einen Indianer seinethalben zu schießen, wenn er dazu Gelegenheit habe. Elliot nahm die Büchse mit sich. Die Indianer fanden Robison nicht.

Thomas Robison blieb auf dem Platz bis alle seine Leute flohen,

auch unternahmen die Indianer nicht sie zu verfolgen, bis der letzte Mann sich flüchtete. Nachdem Thomas gefeuert und zum zweitenmal geladen hatte, hielten sich die Indianer für ihn bereit; als er neben einem Baum anlegte, feuerten eine Anzahl zu gleicher Zeit auf ihn, und brachen ihm einen Arm. Er nahm die Büchse in die andere Hand, und floh; als er einen Hügel hinauf ging kam er an einen hohen Block, und um desto besser darüber zu steigen, legte er seine Hand, in der er die Büchse hatte, auf den Block; während dem er sich bückte drang eine Kugel in seine Seite, und in einer dreieckigten Richtung durch seinen Körper. Er sank über den Block nieder; der Indianer schlug ihm dann mit dem Büchsenkolben den Schädel ein, und richtete ihn erbärmlich zu. Johann Graham wurde von Daniel Miller auf einem Block sitzend (nicht weit von dem Orte wo der Angriff geschah) gefunden; er hatte seine Hände vor dem Gesicht, und das Blut rann durch seine Finger. Carl Elliott und Eduard M'Connell gingen in einem Zirkel um die Indianer wo sie gelagert waren, und machten sich nach der Buffalo Creek so gut sie konnten; wurden aber von denselben eingeholt, und als sie über den Bach setzten, wo ein hohes Ufer war, wurden sie im Hinaufsteigen beide geschoßen, so daß sie rücklings in das Wasser fielen.

Also endete sich diese, für die darin Betheiligten, unglückliche Geschichte. Dennoch scheint die Hand der Vorsehung in der ganzen Sache gewesen zu seyn; denn es ist hinlänglicher Grund zu glauben, daß Spione den Ort Nachts zuvor besichtigt hatten, und diese Indianer waren nur drei viertel Meilen von dem Ort wo die Männer ausgingen; wo vermuthlich 20 bis 30 Menschen im Erndtefeld beschäftigt gewesen wären, während alle Büchsen (eine einzige ausgenommen) die zu haben gewesen, im Besitz dieser kleinen Anzahl waren, und sie also leicht zu überfallen gewesen wären; und anstatt dieser 5 tapfern Männer, die ihr Leben verloren, hätten dreimal so viel leiden können. Die Gebrüder Christy hatten ungefähr eine Woche nöthig, ehe sie nach Haus kommen konnten. In einer Nacht waren ihnen die Indianer so nahe, daß sie dieselbe mit ihren Büchsen hätten berühren können.

Nach diesem gingen die Indianer zu Alexander Logans, wo sie einige Betten ausleerten, und dann nach Georg M'Cords.

Eine Partbie von 40 Mann kam von Carleil um die Todten zu Juniata zu begraben. Als sie die Todten an der Buffalo Creek sahen kehrten sie zurück. Alsdann kam eine Partbie Männer mit Capt. Dunning, aber ehe sie zu Alexander Logans kamen, war dessen Sohn Johann, nebst Carl Coyle, William Hamilton und Bartholomäus Davis, den Indianern nach Georg M'Cords gefolgt, wo sie in einer Scheuer waren. Logan, und die bei ihm waren, wurden alle bis auf Davis (der sich flüchtete) getödtet. Die Indianer kehrten alsdann nach Logans Haus zurück, wo Capt. Dunning mit seinen Leuten ihnen auf den Nacken kam, und etliche Schüße mit ihnen wechselte, wobey einer seiner Männer verwundet wurde.

Ich habe vergeßen die Erzählung einer Mordthat an unserm eige-

nen Fort in Sherman's Valley mitzutheilen. Im Jahr 1756, lauerten die Indianer in der Nähe und hielten sich still, bis die Erndleute fort waren. James Wilson blieb etwas hinter den übrigen zurück, und ich war auch noch nicht nach meinem Geschäfte gegangen, welches in Hirsche jagen, zum Besten der Gesellschaft, bestand. Als Wilson am Thor des Forts stand, ersuchte ich ihn um Erlaubniß seine Büchse nach einem Ziel abzuschießen, was er bewilligte, und ich schoß. Die Indianer auf der obern Seite des Forts glaubten sie wären entdeckt, überfielen eine Tochter des Robert Miller, tödteten sie augenblicklich, und schoßen auch nach dem Johann Simmeson; tödteten die Frau des James Wilson,* und die Witwe Gibson, und nahmen Hugh Gibson und Betsey Henry gefangen. Nun kamen die Schnitter (40 an der Zahl) zurück, da machten sich die Indianer aus dem Staube.

Noch eine Geschichte will ich anführen, die mir durch James M'Clung, einem wahrheitsliebenden Mann, erzählt wurde, und die sich in ner Nachbarschaft zutrug. Ein Indianer kam an ein Wirthshaus, forderte ein Tschill Branntwein, wovon er einen Theil zu sich nahm. Jetzt kam ein anderer Indianer, forderte ebenfalls ein Tschill, setzte es, ohne es zu versuchen, auf den Tisch; nahm dann den andern mit sich hinaus und unterredete sich eine Zeitlang mit ihm. Darauf entkleidete der erste Indianer sich gänzlich und legte sich auf den Boden; der andere stand an der Thür bis er fertig war; alsdann schritt er auf jenen mit einem Messer in der Hand zu, und stach den auf dem Boden liegenden Indianer durchs Herz. Als er den Stich empfangen hatte, sprang er auf seine Füße, trank beide Glässer Branntwein aus, und fiel tod nieder. Die Weißen nahmen den andern gefangen, und schickten nach den Häuptern seiner Nation. Zwei von ihnen kamen, examinirten den gefangenen Indianer, und befahlen, daß er frei gelaßen werden solle—er habe recht gehandelt.

Ich verbleibe, Ihr, rc.

Robert Robison.

---

*) Während der Indianer die Frau Wilson scalpirte, schoß der Schreiber dieses nach ihm und verwundete ihn, worauf er sich flüchtete.

Die Erzählung des

Dr. Kneight.*

Gegen das Ende des März- oder Anfangs des Monats April, 1782, fingen die westlichen Indianer an, Anfälle auf die Grenzbewohner der Caunties Ohio, Waschington, Youghiogany und Westmoreland zu machen. Wegen diesen störenden Einfällen, versuchten die vornehmsten Offiziere besagter Caunties, namentlich Colonels Williamson und Marschall, alle Mittel um einen Kriegszug gegen die Wyandotts Dörfer zu Stande zu bringen, welches sie auf keine andere Art bewerkstelligen konnten, als allein dadurch, daß sie alle möglichen Aufmunterungen an Freiwillige ergehen ließen. Der vorgeschlagene Plan war also: Ein jeder der sich mit einem Pferd, Büchse und Proviant für einen Monat versehen würde, soll zweimal von Milizdiensten frei seyn. Ferner: daß ein jeder, der durch die Indianer geplündert worden wäre, sein ihm Geraubtes, wann es in ihren Dörfern gefunden und als Eigenthum bewiesen werden könne, wieder erhalten: und daß alle Pferde die im Feldzug unvermeidlich verloren gingen, wieder von denen des Feindes ersetzt werden sollten.

---

*) Folgender Auszug eines Briefs von Richter H. H. Brackenridge an einen frühern Verleger, erklärt einen Umstand in dieser Erzählung. Er wird auch deshalb angeführt, um die Glaubwürdigkeit dieser und der drei folgenden Erzählungen so wie auch deren Autoren zu beweisen:—

"Geehrter Herr:—Ihrem Gesuche zufolge, sammelte ich, und sende Ihnen hiermit die Erzählungen von Slover und Kneight, welche in den Zeitungen nach Crawford's Kriegszug erschienen, und auf welche sie sich beziehen. Diejenige von Slover, habe ich aus seinem eigenen Munde niedergeschrieben; diejenige von Kneight wurde, wie ich dafür halte, von ihm selbst geschrieben, und mir gegeben. Ich sahe Kneight als er in das Fort zu Pittsburg gebracht wurde; er war schwach und kaum vermögend vernehmlich zu sprechen. Als er wieder ein wenig zu sprechen im Stande war, war seine Schottische Aussprache breiter als vorher. Diese Beobachtung habe ich öfters gemacht, nämlich: daß eine Person in einem Fieber, oder auch sonstiger Krankheit, gewöhnlich die Muttersprache spricht, wie dieselbe in früher Jugend sie gesprochen hat. Es vergingen wohl drei Wochen, ehe er im Stande war eine zusammenhängende Schilderung seiner Leiden zu geben.

Nach einem einstweilig geschlossenen Frieden, sahe ich Handels-

Die bestimmte Zeit für die allgemeine Versammlung der Freiwilligen war der 20ste May, und der Ort, das alte Mingo Dorf, am westlichen Ufer des Ohio Reviers—bei Land etwa 40 Meilen unterhalb Fort Pitt, und wann ich nicht irre, etwa fünf und siebenzig zu Wasser.

Durch den allgemeinen Wunsch in diesen westlichen Caunties, wurde Col. Crawford der Befehlshaber dieser Ausrüstung. Demgemäß kam er als Freiwilliger, zwei Tage vor der angesetzten allgemeinen Versammlung in Fort Pitt an. Da noch kein Wundarzt bis jetzt angestellt war, so wurde Gen. Irving durch Colonel Crawford ersucht, mir zu erlauben mit ihm zu gehen, (ich war schon vorher darum ersucht,) wozu der General einwilligte, im Fall Col. Gibson nichts dagegen einzuwenden habe.

Nachdem ich Col. Gibson's Erlaubniß hatte, verließ ich am Dienstag den 1sten May, Fort Pitt, und kam den nächsten Nachmittag, etwa ein Uhr, nach dem Mingo Thal. Die Freiwilligen waren nicht alle über den Revier gegangen bis Freitags Morgen, den 24sten; alsdann theilten sie sich in achtzehn Compagnien, wovon jede durch Stimmen ihren Capitain erwählte. Auch wurde ein Ober-Befehlshaber, vier Feld- und ein Brigade Major erwählt. Es waren vier hundert fünf und sechzig welche stimmten.

Wir begannen unsern Marsch auf Samstag, den 25sten May, und nahmen eine westliche Richtung; am vierten Tage erreichten wir das alte Herrnhuter Dorf, am Muskingum, etwa 60 Meilen von dem Ohio Revier. Einige der Männer hatten in der gestrigen Nacht ihre Pferde verloren, und gingen zurück nach Haus.

Dienstag Abend, den 28sten, gingen Major Brenton und Capitain Bean eine kleine Strecke vom Lager um zu spähen—sie sahen, etwa ¼ Meile vom Lager zwei Indianer auf welche sie feuerten und alsdann zurück kehrten. Hier war es, wo wir zuerst entdeckt wurden, wie wir nachher erfuhren.

Donnerstags den 4ten Juni, welcher der eilfte Tag unsers Mar-

---

leute, welche bei den Indianern zu Sandusky gewesen, und diese hatten dieselbe Nachricht von den Indianern erhalten, wie sie mir von Kneight, in Hinsicht seiner Flucht, mitgetheilt wurde; nur daß der Indianer der ihn in Verwahr hatte, um seinen guten Namen zu schonen, Kneight von Gestalt als einen großen, schweren Mann darstellen wollte, weswegen er von den Indianern ausgelacht wurde, die ihn als einen matten, schwächlichen Mann kannten, und daher ein Indianer als eine hinlängliche Wache angesehen wurde. Die Ursache warum die Büchse nicht losging war, weil der Indianer, wie es üblich ist, dieselbe verstopft hatte, um zu verhindern daß das Wasser in das Zündloch einzudringen. Die Erzählung Slover's wurde in jeder Beziehung von den Indianern bestätigt, ausgenommen seine Flucht, welche, wie sie sagten, durch Mithülfe der Squaws zu Stande gekommen wäre. Die Geschichte des lahmen Indianers, und das Verhör des Mamachtaga ist aus einem Tagebuch ausgezogen, welches damals geführt wurde."

sches war, kamen wir um etwa 1 Uhr an den Ort, wo das Dorf Sandusky ehedem gestanden; die Einwohner waren achtzehn Meilen den Bach weiter hinab, nahe dem niedern Sandusky, gezogen. Da aber keiner unserer Führer, noch sonst Jemand, von ihrem Wegzug etwas wußte, so fingen wir an zu vermuthen, daß kein Indianer Dorf näher als Unter Sandusky wär, welches wenigstens 40 Meilen entfernt war.

Nachdem unsere Pferde sich erholt hatten, gingen wir aus um ihre Ansiedelungen zu suchen, waren aber kaum vier Meilen von dem alten Dorf gekommen, als eine Anzahl unserer Leute den Wunsch äußerten nach Haus zurück zu kehren; ein Theil gab vor, nur noch Proviant für 5 Tage zu haben. Die Feldoffiziere und Capitaine hielten nun einen Rath, und beschlossen an jenem Nachmittag weiter zu gehen. Bevor aber dieser Rath berufen wurde, war eine kleine Anzahl Reiter ausgeschickt um zu kundschaften.

Ich will hier blos im Vorbeigehen bemerken, daß in dieser Landschaft sehr viele große Ebenen sind. Das Holz ist gewöhnlich sehr dünne, frei von Gesträuchen, so daß Reiter eine bedeutende Strecke vor einer Armee voraus gehen können, ohne sich, wegen dem Feind, gar zu blos zu stellen.

Gerade als der Rath endete, kam ein Bote von den bemeldeten Reitern, mit der Nachricht: "daß sie etwa drei Meilen voran gewesen, und eine große Anzahl Indianer gesehen hätten, welche auf sie zugekommen wären." Bald sahen wir die übrigen Reiter, welche sich an uns anschlossen, und als wir eine Meile gekommen waren, begegneten wir einer Anzahl Indianer, welche einen Wald vor uns hin eingenommen hatten, während wir in der offenen Ebene waren; da nun unsere Leute von ihren Pferden und in den Wald sprangen, wurden jene bald aus demselben vertrieben.

Der Feind der sich jetzt wieder verstärkt hatte, schwenkte sich rechts, und ein Theil von ihnen kam uns in den Rücken, welches das Gefecht erst ernstlich machte. Das Schießen auf beiden Seiten wurde nun heftig, und dauerte von 4 Uhr bis zur Dämmerung fort—jede Parthei behauptete ihren Stand. Den nächsten Morgen, etwa 6 Uhr, wurden etliche Gewehre in einer Entfernung von 2 bis 300 Yard abgeschoßen, welche wenig oder gar nichts, sowohl auf der einen als auf der andern Seite ausrichteten.

Die Feldoffiziere kamen nun zusammen und beschlossen, daß da der Feind beständig zunähme, und wir jetzt schon viele Verwundete hätte, es am besten wäre die folgende Nacht sich zurückzuziehen. Die ganze Mannschaft sollte sich in drei Linien formiren, und die Verwundeten in die Mitte nehmen. Wir hatten vier Tode und drei und zwanzig Verwundete; unter Letztern waren sieben gefährlich, um deren willen eben so viele Bahren bereitet wurden, um sie zu tragen. Die meisten andern waren nicht so bedeutend verwundet, daß sie nicht hätten reiten können. Nachdem es finster war, gingen die Offiziere an die Vorposten und zogen dieselben so schnell wie möglich ein. Als die Truppen soeben sich formiren wollten, wurden etliche Gewehre vom Feind abgeschoßen—auf welches einige unserer

Leute laut aussprachen, daß die Indianer unsere Absicht entdeckt hätten, weswegen sie Lärm-Schüße abfeuerten. Hierauf eilten manche der Vordersten davon, und die übrigen folgten nach und ließen die sieben gefährlich Verwundeten zurück, wovon jedoch einige auf Pferden, durch Hülfe guter Freunde, auf und davon kamen.

Kaum waren wir eine viertel Meile von dem Schlachtfelde entfernt, als ich Col. Crawford, seinem Schwiegersohn Major Harrison, und seinem Neffen Major Rose und William Crawford rufen hörte, worauf ich zu ihm ging und sagte, daß sie vermuthlich vor uns wären. Er frug mich: "Ist das der Doktor?" Ich antwortete ihm mit "Ja," worauf er versetzte, daß sie nicht vorne wären, und bat mich ihn nicht zu verlassen, welches ich ihm versprach.

Nun warteten wir und riefen beständig für diese Männer, bis die Truppen alle vorbei waren. Der Colonel sagte nun, daß sein Pferd beinahe hin sei; daß er nicht mit den Truppen fort könne, und begehrte daß einige seiner besten Freunde bei ihm bleiben möchten. Alsdann beschuldigte er die Militz, daß sie auf eine so unordentliche Weise davon geritten, und die Verwundeten, gegen seine Order, zurückgelassen hätten. Bald kamen uns zwei Männer nachgeritten, der eine ein alter Mann; der andere ein Jüngling. Wir frugen nach den bemeldeten Personen, aber sie wußten nichts von ihnen.

Zu dieser Zeit war ein starkes Schießen vor uns, und, so viel wir urtheilen konnten, nahe dort, wo unser Haupt Corps seyn mußte. Unsere Richtung war jetzt beinahe südwestlich, die wir aber änderte und etwa zwei Meilen nördlich gingen, wo hin uns die Reiter folgten. Da wir uns jetzt außer der Linie des Feindes glaubten, gingen wir östlich, immer 15 bis 20 Schritt von einander, und richteten uns nach dem Nordstern.

Der Alte blieb oft weit zurück, und in diesem Fall fehlte er nie uns nachzurufen doch auf ihn zu warten. Als wir nahe an dem Sandusky Fluß waren, war er bei drei hundert Yard zurück, und schrie, wie gewöhnlich, auf ihn zu warten. Als wir im Begriff waren ihn wegen des Lärmens den er verursachte, zu bestrafen, hörte ich einen Indianer etwa 150 Yard vor ihm, H a l l o! rufen. Wir sahen und hörten jetzt nichts mehr von dem Alten. Es war jetzt schon Mitternacht—das Pferd des Colonels, so wie das des jungen Mannes, konnten nicht mehr fort und wurden zurück gelassen. Wir gingen nun noch immer östlich, und um etwa zwei Uhr begegnete uns Capitain Biggs, welcher Lieutenant Aschley, als er verwundet worden vom Felde getragen hatte. Als nach Verlauf einer Stunde ein heftiger Regen kam, beschlossen wir, weil wir mit den Verwundeten belastet waren, uns zu lagern. Wir nahmen die Rinde von 4 oder 5 Bäumen, richteten ein Zelt auf, zündeten Feuer an, und übernachteten daselbst.

Den folgenden Morgen machten wir uns wieder auf den Weg, und nachdem wir einige Meilen zurück gelegt hatten, fanden wir einem vor kurzem getödteten Hirsch. Das Fleisch war von den Knochen geschnitten und mit der Haut aufgerollt—ein Tomahawk lag zur Seite. Wir nahmen das Ganze mit uns, und eine Meile wei-

ter sahen wir den Rauch eines Feuers. Nun übergaben wir den verwundeten Offizier dem jungen Manne, und baten ihn zurückzubleiben, während der Colonel, der Capitain und ich ganz sorgfältig auf das Feuer zu gingen. Als wir dahin kamen, wurden wir aus etlichen Umständen bewogen zu glauben, daß einige unserer Leute die Nacht da zugebracht hätten. Wir fingen nun an das Hirschfleisch zu braten, und als wir eben auf den Marsch wollten, sahen wir einen unserer Leute daher kommen. Zuerst war er schüchtern, als wir ihm aber riefen, kam er herzu, und sagte daß er den Hirsch geschossen habe, als er uns aber gehört, habe er sich aus Furcht vor den Indianern ins Gebüsch versteckt, und auf und davon gemacht. Wir gaben ihm nun Brod und gebratenes Fleisch—gingen auf die Reise, und um etwa zwei Uhr kamen wir auf den Pfad von dem wir abmarschiert waren. Capitain Biggs und ich hielten dafür, daß es nicht sicher sei, die Straße zu halten, aber der Colonel meinte, die Indianer würden den Truppen nicht weiter als auf die Ebene nachgehen, an der wir schon eine Strecke vorbei waren.

Da der verwundete Offizier Capitain Biggs' Pferd ritt, so gab ich das Meinige dem Capitain. Der Colonel und ich selbst gingen etwa hundert Yard voraus, der Capitain und der verwundete Offizier in der Mitte, und die zwei jungen Männer folgten hinten nach. Als wir anderthalb Meilen weiter kamen, sprangen etliche Indianer hervor, nur 15 bis 20 Schritte vor uns. Indem wir anfangs nur ihrer drei sahen, stellte ich mich sogleich hinter eine große Schwarzeiche, richtete meine Büchse um anzulegen, als der Colonel zweimal mir zurief n i ch t zu schießen, worauf einer der Indianer zu ihm lief und ihn bei der Hand ergriff. Der Colonel begehrte alsdann, daß ich meine Büchse niederlegen solle, was ich auch that. Zugleich kam einer von ihnen auch zu mir, den ich ehedem oft gesehen hatte, nannte mich D o k t o r, und nahm mich an der Hand. Es waren Delaware Indianer, von dem Wingenim Stamm. Capitain Biggs schoß auf sie, aber ohne Erfolg. Sie sagten alsdann wir sollten diese Leute zu uns rufen, sonst würden sie dieselben tödten, was der Colonel that, aber die vier machten sich auf und davon, und entkamen für diesmal. Der Colonel und ich wurden nun nach dem Indianer Zelt, etwa eine halbe Meile von da, genommen. Sonntag Abends brachten fünf Indianer, die sich weiter hin an den Weg gestellt hatten, die Scalps des Capitain Biggs und Lieut. Aschley, nebst einem Indianer Scalp welchen Capt. Biggs im Gefecht genommen hatte. Auch brachten sie mein und Capt. Biggs' Pferd. Sie sagten uns, die andern Männer wären ihnen entwischt.

Montag morgens, den 10ten Juni, zogen wir auf um nach Sandusky, etwa 33 Meilen entfernt, zu marschieren. Sie hatten unserer eilf Gefangene und vier Scalpen. Der Indianer waren siebenzehn.

Col. Crawford war sehr begierig einen gewissen Simeon Girty zu sehen—der unter den Indianern lebte; er erhielt Erlaubniß mit einer Wache von zwei Kriegern diese Nacht zum Dorf zu gehen. Es wurde ihnen aber befohlen an dem Ort vorbei zu gehen wo Colonel

Crawford sein Pferd gehen ließ, um, wo möglich, dasselbe zu finden. Die übrigen von uns wurden bis an das alte Dorf genommen, welches acht Meilen von dem neuen entfernt war.

Dienstag morgens, den 11ten, wurde Col. Crawford absichtlich heraus gebracht, damit er mit den andern Gefangenen hinein marschiere. Ich frug den Colonel ob er Girty gesehen habe? er sagte, ja; und daß Girty versprochen habe, alles mögliche für ihn zu thun, daß aber die Indianer äußerst aufgebracht wären gegen die Gefangenen, besonders Capitain Peip, einer der Häuptlinge. Er sagte ferner, daß Girty ihm sagte, daß sein (nämlich Crawford's) Schwiegersohn (Col. Harrison,) und sein Neffe (William Crawford,) von den Schawanesen gefangen genommen, aber wieder frei gelassen wären. Dieser Capt. Peip war etwa eine Stunde vor Col. Crawford von den Dörfern gekommen, und hatte das Gesicht aller Gefangenen schwarz angestrichen.

Als er auch mich anstrich, sagte er mir, ich sollte nach den Schawanesen Dörfern gehen um meine Freunde zu sehen. Als der Colonel kam, färbte er ihn auch schwarz—sagte ihm, er sei froh ihn zu sehen, und daß er ihn rassiren lassen wollte wenn er zu seinen Freunden in dem Wyandotts Dorf käme. Im marschieren mußten der Colonel und ich zwischen den zwei Delaware Häuptlingen, Peip und Wyngenim gehen; die neun andern wurden mit einer Anzahl Indianern vorausgeschickt. Auf dem Hingang sahen wir vier der Gefangenen am Pfad liegen, zerstümmelt und scalpirt—einige waren eine halbe Meile von den andern entfernt. Als wir eine halbe Meile von dem Ort waren, wo der Colonel hingerichtet wurde, holten wir die noch lebenden fünf Gefangenen ein. Die Indianer ließen sie auf den Boden sitzen—ein wenig von ihnen entfernt mußten wir das nämliche thun. Da wurde ich nun einem Indianer übergeben, der mich nach den Schawanesen Dörfern nehmen sollte.

An dem Ort, wo wir uns niedersetzen mußten, war eine Anzahl Indianerinnen und Knaben, welche über die fünf Gefangenen herfielen, und mit den Tomahawks tödteten. Unter den Gefangenen war ein gewisser Johann McKinly, früher ein Offizier im 13ten Virginier Regiment, dessen Kopf von einer Frau abgehauen, und von den Indianern mit den Füßen herum gestoßen wurde. Die jungen Indianer kamen oft dahin wo der Colonel und ich waren, und warfen die Scalps in unser Gesicht. Nun wurden wir an den Platz, wo der Colonel nachher hingerichtet wurde, hingeführt. Als wir eine halbe Meile davon waren, begegnete uns Simeon Girty mit etlichen Indianern auf ihren Pferden. Er redete mit dem Colonel, da ich aber etwa 150 Yards hinter ihm war, konnte ich nichts von dem Gespräch hören.

Beinahe jeder Indianer der uns begegnete, schlug uns entweder mit Stecken oder mit Fäusten. Girty wartete bis ich heran gebracht wurde, und fragte alsdann: "ist das der Doktor?" Ich antwortete, "ja," und ging mit ausgestreckter Hand ihm entgegen—er aber hieß mich fortgehen, und nannte mich einen verfluchten Schurken, worauf mich der Kerl, der mich in Verwahr hatte, fortriß. Girty ritt hinter

mir her, und sagte mir, ich müsse nach den Schawanesen Dörfern gehen.

Als wir zum Feuer kamen, wurde der Colonel gänzlich entkleidet, und mußte sich zum Feuer setzen, worauf sie ihn mit Stecken und Fäusten schlugen. Gleich darauf wurde ich ebenso behandelt—alsdann banden sie einen Strick an das untere Ende eines hohen Pfostens, banden des Colonels Hände auf den Rücken, und befestigten den Strick an das Band zwischen seinen Handgelenken. Der Strick war lang genug um ihm zu erlauben ein oder zweimal um den Pfosten zu gehen und desselben Wegs zurück zu kehren. Der Colonel rief nun Girty zu sich und frug ihn, ob sie ihn verbrennen wollten? "Ja," sagte Girty. Der Colonel sagte, er wolle es geduldig tragen. Darauf hielt Capt. Peip, ein Delaware Häuptling, eine Rede an die Indianer, bestehend aus 30 bis 40 Männern, nebst 60 bis 70 Weibern und Knaben.

Als die Rede geendet war, jauchzten sie dem Gesagten einen furchtbaren herzlichen Beifall. Jetzt nahmen die Indianer ihre Büchsen und schossen Pulver in den Körper des Colonel, von den Füßen bis an den Hals. Ich denke es müssen nicht weniger denn 70 Schüsse auf seinen nackten Körper losgefeuert worden seyn. Sie drängten sich nun um ihn her, und so viel ich sehen konnte, schnitten sie ihm die Ohren ab. Als sich das Gedränge in etwas vermindert hatte, sahe ich das Blut auf beiden Seiten seines Hauptes herabströmen.

Das Feuer war etwa 6 bis 7 Yard von dem Pfosten um welchen er befestigt war, entfernt, und wurde aus dünnen Pfählen von Hickory Holz gemacht, welche in der Mitte ganz durchgebrannt waren, so daß an jedem Ende etwa 6 Fuß in der Länge übrig blieben. Drei oder vier Indianer nahmen, einer nach dem andern, einen dieser brennenden Pfähle und hielten ihn an seinen Körper, der vorher schon mit Pulver schwarz gebrannt war. Diese Peiniger stellten sich auf allen Seiten um ihn; er mochte sich daher wenden auf welche Seite er wollte, so brannten sie ihn mit diesen brennenden Stäben. Etliche der Weiber nahmen breite Bretter, auf welche sie brennende Kohlen und heiße Asche legten, und auf ihn warfen, so daß er in kurzem auf nichts als heiße Asche und Kohlen treten konnte.

In diesem äußerst peinlichen Zustand rief er Simeon Girty zu sich, und bat ihn doch zu schießen; Girte gab ihm aber keine Antwort; er rief ihm abermals, worauf Girty spöttelnd antwortete, er habe keine Büchse, kehrte sich zugleich um nach einem Indianer, lachte herzlich, und gab durch alle seine Mienen seine Freude über diese Schaudersscene zu erkennen.

Girty kam alsdann zu mir, und befahl mir, mich auf den Tod vorzubereiten. Er sagte ich sollte nicht da sterben, sondern in den Shawanesen Dörfern zu Tode gebrannt werden. Er schwur bei dem Allmächtigen, daß ich nicht erwarten brauche dem Tode zu entgehen, sondern derselbe auf den höchsten Grad erleiden solle.

Er sagte alsdann, daß einige der Gefangenen die Bemerkung gemacht, daß wenn unsere Leute ihn gefangen hätten, sie ihm nicht ge-

schadet haben würden—für seinen Theil glaube er es nicht, aber er wünsche meine Meinung darüber zu wissen. Ich war aber damals in solchem Jammer und Elend wegen den Leiden des Colonels, welche er vor meinen Augen erduldete, sowohl als wegen einem ähnlichen Leiden daß mir in zwei Tagen bevorstand, daß ich wenig oder nichts antwortete. Er sprach mit großem Unwillen über Col. Gibson, und sagte, er wäre einer seiner größten Feinde, und mehr desselben Inhalts, auf welches ich sehr wenig achtete.

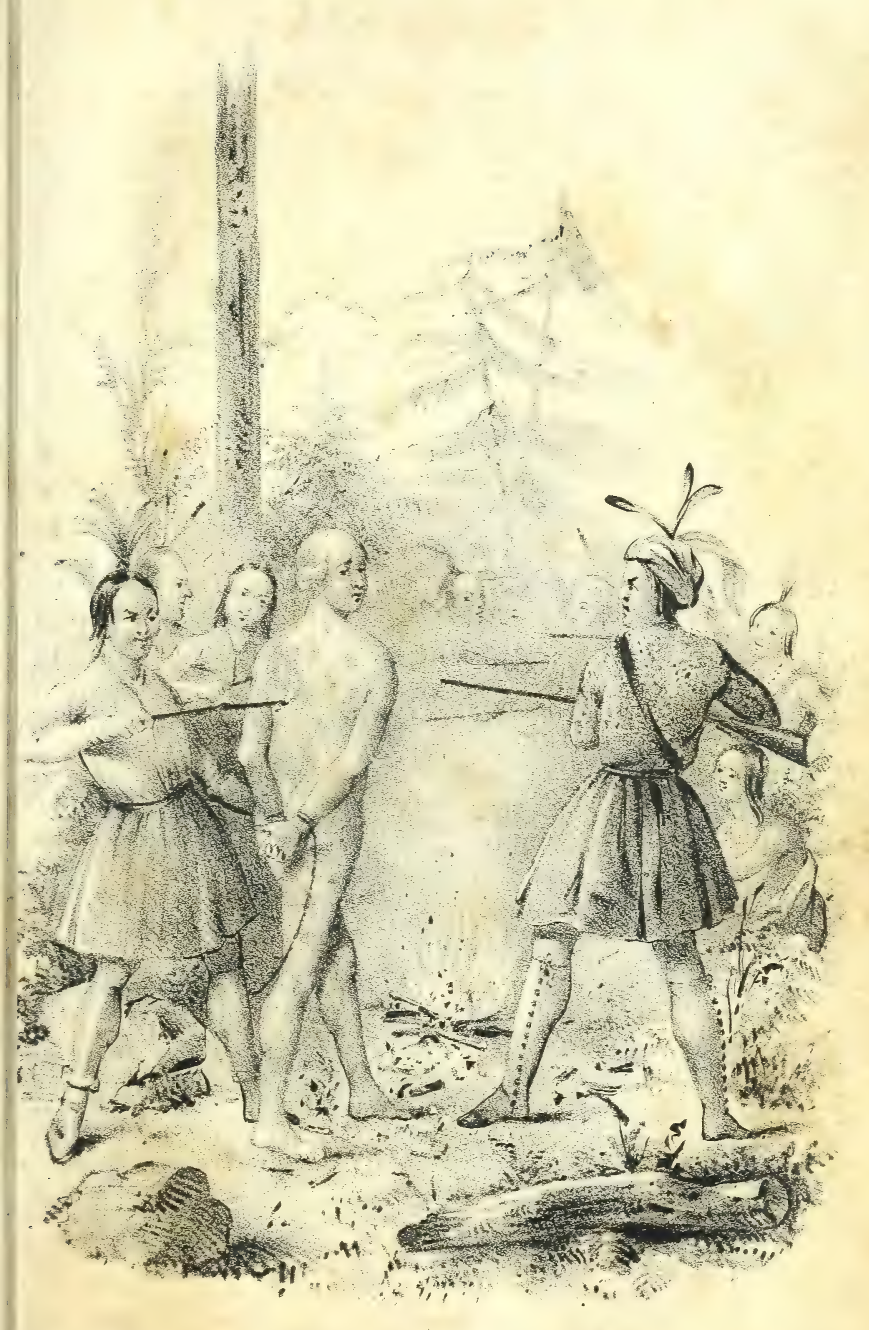
In diesem Leidens-Zustand betete Col. Crawford zu dem Allmächtigen, daß er sich doch seiner Seele gnädig annehmen wolle. Er sprach mit schwacher Stimme, und trug seine Marter mit wahrer Geistesstärke. Er litt diese übermäßigen Schmerzen nahe an oder völlig zwei Stunden (so viel ich urtheilen kann.) Endlich als seine Kräfte dahin waren, legte er sich auf seinen Bauch; sie scalpirten ihn jetzt, und warfen seinen Scalp öfters in mein Gesicht und sagten, "das war dein großer Capitain." Eine alte Indianerin (welche dem Bild das sich die mehrsten Menschen vom Satan machen sehr ähnlich kam,) nahm ein Brett, legte eine Menge Kohlen und Asche darauf, und legte sie auf den Rücken des Colonels nachdem er scalpirt war! Er richtete sich jetzt wieder auf seine Füße und ging um den Pfosten herum. Alsdann hielten sie, wie früher, einen brennenden Pfahl an ihn, aber er schien jetzt weniger Gefühl zu haben.

Der Indianer, der mich unter seiner Aufsicht hatte, nahm mich jetzt nach dem Hause des Capt. Peip, etwa drei viertel Meilen von dem Ort wo Col. Crawford hingerichtet wurde. Ich war die ganze Nacht gebunden, und wurde daher verhindert das Ende jener Schreckensscene zu sehen. Den nächsten Morgen, den 12ten Juni, wurde ich von dem Indianer losgebunden, der mich schwarz anstrich, und mit dem ich jetzt nach dem Dorf der Shawanesen ging, welches nach seiner Aussage nicht ganz 40 Meilen von hier entfernt wäre. Wir kamen bald an den Ort wo der Colonel verbrannt wurde, denn es war an unserm Weg. Ich sahe seine Gebeine unter den Ueberresten des Feuers, beinahe zu Asche gebrannt, liegen. Vermuthlich legten sie seinen Körper, nachdem er tod war, auf das Feuer.

Der Indianer sagte zu mir: daß wäre mein großer Capitain, und gab das Scalp-Hallo. Er war zu Pferd und trieb mich vor sich hin.

Ich that als ob ich nicht wußte, daß ich in dem Dorfe sollte umgebracht werden; suchte mich so heiter wie möglich zu benehmen, und frug ihn ob wir nicht brüderlich in einem Hause im Dorf beisammen leben wollten? Dies schien ihm zu gefallen, und er sagte, "Ja." Nun frug er mich, ob ich einen Wigwam* machen könnte? welches ich bejahete. Dieses machte ihn noch freundlicher. Wir machten diesen Tag, so gut ich urtheilen kann, etwa 25 Meilen, in einer etwas südwestlichen Richtung. Der Indianer sagte mir, wir würden den nächsten Tag an das Dorf kommen, wenn die Sonne d o r t stünde, (beinahe nach Süden hindeutend.) Als wir uns

*) Indianer Hütte.



Lithog. of J. T. Bowen. 94, Walnut St. Phil.

THE BURNING OF COL. CRAWFORD.



des Nachts zur Ruhe legten, versuchte ich öfters mich los zu machen, aber der Indianer war sehr behutsam, und hatte selten seine Augen geschlossen. Bei Tagesanbruch stand er auf und löste meine Bande: alsdann schürrte er das Feuer, und da die Mosquiten uns sehr plagten, frug ich ihn, ob ich nicht Rauch hinter uns machen sollte? welches er bejahete. Jetzt nahm ich das eine Ende einer Hundsholzgabel, welches bis auf etwa 18 Zoll niedergebrannt war. Dies war der längste Stecken den ich bekommen konnte, und war nicht lang genug für meine Absicht. Ich ergriff nun noch ein kleineres Stück Holz—nahm eine Kohle zwischen beide und ging hinter ihm her—drehte mich schnell herum, und schlug ihn aus allen Kräften auf den Kopf, welches ihn so betäubte, daß er vorwärts mit beiden Händen in das Feuer fiel. Als ich ihn aber zu sich kommen sahe, ergriff ich seine Büchse, während er sich unter furchtbarem Geschrei fortmachte. In der Absicht ihn niederzuschießen, folgte ich ihm nach; allein als ich den Hahn spannen wollte, mußte ich die Feder gebrochen haben—ich folgte ihm jedoch 30 Yard nach, und suchte vergeblich die Büchse abzufeuern. Nun ging ich zum Feuer zurück; nahm seinen Teppich, ein paar Schuhe, seinen Handkorb, Schrotbeutel, Pulverhorn und Büchse, und ging nach dem 5 Uhr Zeichen mich richtend, fort. Ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang kam ich an eine Ebene, welche etwa 16 Meilen breit seyn muß. Ich legte mich nun in ein Dickicht nieder, bis es dunkel wurde, worauf ich mich vermittelst des Nord-Sterns, durch diese Ebene fand, und vor Tagesanbruch an den Wald kam. Ich ging den andern Tag noch immer fort und am Mittag kam ich über die Pfade, auf welche unsere Truppen fortgegangen waren. Diese Pfade laufen beinahe von Osten nach Westen—um aber von dem Feind nicht gesehen zu werden, ging ich den ganzen Nachmittag nach Norden zu.

Abends fühlte ich mich sehr ermüdet—es ist auch kein Wunder. Ich war sechs Tage ein Gefangener gewesen—die ersten 3 oder 4 Tage hatte ich nur wenig, und die letzten 2 Tage gar nichts gegeßen. Es waren zwar Stachelbeeren im Wald die Menge—aber sie waren nicht reif, auch konnte ich dieselbe damals, wegen einem auf mein Kinn von einem Indianer erhaltenen Tomahawk Schlag, nicht kauen. Es war an diesem Ort ein gewisses häufig wachsendes Unkraut, wovon ich wußte, daß der Saft sehr erquickend und stärkend für mich seyn würde. Ich sammelte ein Bündel, machte mein Lager unter eine große Buche, mit weit ausgebreiteten Aesten, saugte recht herzlich von dem Saft, und schlief ein. Den folgenden Tag richtete ich mich nach Osten, und verfolgte dieselbe Richtung während der übrigen Reise. Ich bildete mir oft ein, daß die Feder an meinem Büchsenschloß sich am Holz klemmte, und versuchte jedes denkbare Mittel um das Schloß abzuschrauben, aber da ich kein Messer, oder sonst etwas Schickliches dafür hatte, gelang es mir nicht. Zu meinem Vergnügen wurde nun mein Kinn besser, und in vier bis fünf Tage konnte ich jedes eßbare Gewächs kauen. Da ich aber meine Büchse nur hinderlich fand, ließ ich dieselbe in der Wildniß

liegen. Wollte ich schlafen, so hatte ich nichts bey mir um Feuer anzuzünden, und konnte daher wenig Schlaf erlangen, wegen den vielen kleinen Mücken und Mosquiten. Auch giebt es sehr viele Sümpfe in dieser Gegend durch die ich reiste, so daß ich oft im Wasser liegen mußte.

Ich ging über den Muskingum Revier, etwa 3 oder 4 Meilen unterhalb Fort Lawrence, und richtete mich mehr nach dem Ohio Revier. Diese ganze Zeit lebte ich von Stachelbeeren, jungen Nesseln, Kräutersaft, nebst zwei jungen Staaren und einer Schildkröte, die ich roh aß. Lag mir die Speise schwer im Magen, so nahm ich ein wenig Ingwer, der alles wieder in Ordnung brachte.

Etwa 5 Meilen unterhalb Fort McIntosch kam ich an den Ohio Revier, am Abend des 21sten Tags nach meiner Flucht; und am 22sten, um 7 Uhr morgens (welches der vierte July war,) kam ich wohlbehalten, obschon sehr ermattet, an das Fort.

Die Erzählung des

Johann Slover.

Indem ich im letzten Krieg viele Jahre ein Gefangener unter den Indianern gewesen, und daher mit der Gegend westlich von Ohio sehr gut bekannt war, so wurde ich als Wegweiser in dem Feldzug unter Col. William Crawford gegen die Indianer-Dörfer am oder nahe beim Sandusky Revier angestellt. Es wäre überflüßig die Umstände und den unglücklichen Ausgang jenes Zugs zu erzählen, dieweil dieselben gar wohl bekannt sind; es sey genug, daß nachdem wir am Dienstag, den 4ten Juni zu einem Gefecht mit dem Feind, nahe bei Sandusky, kamen, wir Nachts darauf im Lager blieben, den nächsten Tag aber wieder auf einander in einer Entfernung von 300 Yard schoßen, durch welches wenig oder gar nichts ausgerichtet wurde. Am Abend desselben Tages wurde von Col. Crawford beschlossen (wie ich nachher erfuhr,) daß wir uns in Ordnung zurück ziehen sollten; aber im Augenblick unseres Abzugs schoßen die Indianer ihre Gewehre ab um Lärm zu machen, (vermuthlich sahen sie daß wir uns zurück ziehen wollten) worauf unsere Leute in Unordnung aufbrachen und davon ritten; die Fußgänger wurden nieder geritten, und die Verwundeten, welche baten, daß sie mitgenommen werden möchten, zurück gelassen.

Als unsere Leute in Unordnung aufbrachen, war ich im Hintergrund im Begriff die Pferde zu füttern. Das Haupt-Corps war schon eine Strecke an mir vorbei, als ich zum Aufsitzen bereit war; ehe sie durch die Ebene waren, hatte ich sie eingeholt, und war beinahe vorne an. Ich war hinter der Gesellschaft zu welcher ich gehörte zurückgeblieben; da ich sie nun erreichte fand ich, daß dieselbe versucht hatte, durch einen Sumpf zu machen, wo aber ihre Pferde stecken blieben; wie ich nun den Versuch machte, ging es mir gerade auch so. Ich sollte gesagt haben, daß die aus 5 oder 6 Mann bestehende Gesellschaft, mit der ich vereinigt war, und welche sich eine kurze Strecke zur Rechten des Haupt-Corps hielt, sich von mir getrennt hatte, u. s. w. Ich war lange beschäftigt mein Pferd herauszuarbeiten, bis ich den Feind hinter mir, und auf beiden Seiten hörte—aber umsonst. Ich mußte es daher stecken lassen. Der Morast war so weich, daß ich halbmannstief darinnen waden mußte; doch endlich kam ich mit der größten Schwierigkeit hindurch. Hier fand ich meine Kameraden, die ihre Pferde zurücklassen mußten. Zwei derselben hatten ihre Büchsen verloren.

Wir reisten diese Nacht in der Richtung nach Detroit, in der Absicht dem Feinde auszuweichen, von dem wir vermutheten, daß er die Pfade welche die Mehrzahl unserer Truppen gegangen, als sie sich zurückzogen, nehmen würde.

Gegen Tagesanbruch kamen wir an einen zweiten Sumpf, und mußten warten bis es hell war, um hindurch zu kommen. Diesen ganzen Tag reisten wir auf die Schawanesen Dörfer zu, in der Absicht, noch weiter aus dem Wege des Feindes zu kommen. Um etwa 10 Uhr, setzten wir uns nieder, um ein bischen Schweinefleich (unsern ganzen Vorrath) zu essen—denn wir hatten von Dienstags (den Tag unseres Gefechts) bis Donnerstags nichts genossen. Wir setzten uns (ohne es zu vermuthen) an einem Kriegerpfad nieder, und sogleich kamen 8 oder 9 Krieger daher. Wir liefen eilends davon, und ließen unsere Speise und Gepäck zurück, wurden aber nicht von ihnen bemerkt. Nachdem wir eine Weile im Gras und in Gesträuch herumgestreift waren, kehrten wir zu unseren Gepäcke zurück. Die Krieger riefen ein Hallo! wie sie vorbei gingen, welches von andern die zu unserer Seite waren, erwiedert wurde.

Auf unserer Reise durch die Ebene, oder richtiger, durch die sich weit erstreckenden trocknen Wiesen, bemerkten wir gegen Mittag eine Anzahl Indianer vor uns; da wir uns aber im Gras und Gebüsch versteckten, so bemerkten sie uns nicht. In diesen Ebenen befanden wir uns in großer Gefahr, da wir in bedeutender Ferne gesehen werden konnten. Denselben Nachmittag fiel ein heftiger Regen, den kältesten welchen ich je erlebte. Wir machten halt während es regnete; wie wir nun wieder vorangingen, sahen wir ungefähr 200 Yard vor uns, eine Anzahl Feinde; doch, da wir uns hinter Gebüsch verbargen, so hatten wir wieder das Glück nicht bemerkt zu werden.

An diesem Tage, dem 2ten nach unserm Rückzug, mußten wir einen von unsrer Gesellschaft, der mit einem Rheumatischen Geschwulst befallen wurde, in einem Sumpf zurücklassen. Als wir ziemlich lange auf ihn gewartet, sahen wir ihn etwa 100 Schritte von uns, als ich eben auf einem alten Baum saß und meine Schuhe flickte; doch nachdem ich einen Augenblick meine Augen von ihm gewendet hatte, sahe ich ihn nicht mehr. Er hatte unsere Spur verloren, und einen andern Weg eingeschlagen. Wir pfiffen und riefen ihm, aber vergebens. Wir waren Mittags an den Muskingum gekommen, und gingen neben demselben bis es Nacht war.

Da wir einen jungen Hirsch gefangen, so zündeten wir ein Feuer an, und hielten eine prächtige Mahlzeit, denn wir hatten auf unserer ganzen Reise nichts mehr als die Kleinigkeit Fleisch genossen, wie früher bemerkt. Bei Tagesanbruch gingen wir weiter. Gegen 9 Uhr des dritten Tages, stießen wir auf eine Parthie des Feindes, etwa 20 Meilen von Tuscarawas, welches etwa 135 Meilen von Fort Pitt entfernt ist. Entweder kamen sie unserer Spur nach, oder an der Seite her, und sahen uns—gingen voran und verlegten uns den Weg; ehe wir sie sahen schoßen sie auf uns. Auf den ersten Schuß fiel einer meiner Kameraden vor, und ein anderer hinter

mir. Diese beiden hatten Büchsen. Es waren unserer 6 Mann— vier hatten Büchsen, wovon 2 wegen der Nässe in der ersten Nacht da wir durch den Sumpf gingen, unbrauchbar waren. Wir hatten versucht dieselben abzuschießen, konnten aber nicht. Als die Indianer schoßen, sprang ich nach einem Baum. Ein Indianer postierte sich etwa 15 Yard vor mich, und verlangte von mir, daß ich mich ihm ergeben, in welchem Falle mir kein Leid zugefügt werden solle. Meine Büchse war in gutem Stand, aber aus Furcht der Feind möchte mich von hinten her schießen, mochte ich nicht losdrücken, was ich jedoch nachher bereuete, als ich sahe was mein Schicksal war, und ich gewahr ward, daß der, welcher seine Büchse nach mir richtete, einer von denen war, die eben abgeschossen hatten. Zwei meiner Kameraden wurden gleich mir gefangen genommen, mit der Versicherung, daß uns kein Uebel zugefügt werden sollte. Nur einer der Gesellschaft, James Paul, der seine Büchse in Ordnung hatte, nahm die Flucht, und kam nach Wheeling. Einer dieser Indianer kannte mich, und gehörte zur Parthie, die mich im letzten Krieg gefangen hatte. Er kam zu mir, redete mich an, und nannte mich bei meinem Indianer-Namen, M a n n u ch c o t h e e. Er tadelte mich, daß ich in den Krieg gegen sie gezogen. Ich will hier Gelegenheit nehmen etwas von den Umständen meiner ersten Gefangenschaft, und von meinem Lebenslauf seitdem, anzuführen.

Ich wurde am New River, in Virginien, von den Miamesen, eine Indianer-Nation, die von uns die Picts genannt werden, gefangen genommen, unter denen ich sechs Jahre zubrachte. Nachher wurde ich an einen Delaware verkauft, und da er mich einem Handelsmann übergab, wurde ich unter die Schawanesen gebracht, und blieb sechs Jahre bei ihnen. So daß ich zusammen, zwölf Jahre unter diesen Nationen lebte—nämlich von meinem achten bis zu meinem zwanzigsten Jahr. Bei dem Friedensschluß zu Fort Pitt, (im Herbst nach dem sogenannten Dunmor's Krieg,) welcher, wenn ich nicht irre, im Jahr 1773, geschlossen, kam ich mit den Schawanesen dorthin; hier fand ich einige meiner Verwandten ; diese baten mich, ich möchte doch das Leben eines Wilden aufgeben, welches ich jedoch nicht gerne that, denn diese Art zu leben war mir ganz zur Natur geworden, und weil ich von einer andern Lebensart gar zu wenig wußte. Darauf ließ ich mich, beim Anfang des Krieges, in die Liste der Continental-Armee als Soldat eintragen ; 15 Monate hatte ich gedient, als ich meine regelmäßige Entlassung erhielt.

Um jedoch zurückzukehren. Die Parthie welche uns gefangen nahm, hatten einige Pferde geraubt und auf der Wiese gelassen, die wir Tags zuvor passirten. Sie waren von da unserer Spur nachgegangen ; auf unserer Rückreise nahmen wir Pferde und setzten uns darauf. Wir wurden nach Wachatomakak, einem dem Mingoe und Schawanesen gehörigen Dorf gebracht. Ich glaube es war der dritte Tag als wir das Dorf erreichten. Als wir nahe zum Dorf kamen, machten die Indianer, unter deren Aufsicht wir waren, ein saueres Gesicht—bisher waren sie freundlich, und gaben uns ein wenig Mehl und Fleisch zu essen, welches sie von unsern Leuten bei ih-

rer Flucht entweder genommen oder gefunden hatten. Dies Dorf ist klein, und wie wir hörten, etwa 2 Meilen von dem Haupt Dorf entfernt, wohin sie uns bringen wollten.

Die Einwohner des Dorfs kamen heraus mit Tomahawks und Knüttel, und schlugen uns gar jämmerlich. Sie ergriffen einer meiner Kameraden, entblößten ihn und färbten ihn mit Kohlen und Wasser schwarz. Dies war ein Zeichen daß er verbrannt werden sollte. Er ahndete es, und vergoß Thränen. Er frug mich, was das schwarz machen bedeute? aber die Indianer verboten mir, in ihrer eigenen Sprache, es ihm zu erklären. Aber in Englisch sagten sie ihm (denn diese Sprache hatten sie in Fort Pitt, wo sie oft waren, fließend sprechen gelernt,) daß ihm nichts zu Leide geschehen solle. Ich weiß nicht warum er der erste Gegenstand ihrer Grausamkeit werden sollte—vielleicht weil er der Aelteste war.

Ein Krieger wurde nach dem Haupt-Dorf geschickt, um sie von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen, und sie auf die sie erwartenden Vergnügungen vorzubereiten; denn als wir dort anlangten, kamen sie uns mit Flinten, Knüttel und Tomahawks entgegen. Man sagte uns, daß wir etwa 300 Yard nach dem Rathhaus laufen müßten. Der, den sie geschwärzt hatten, war etwa 20 Yard vor uns: ihn machten sie zur besonderen Zielscheibe—Männer, Weiber und Kinder schlugen ihn, und die, welche Flinten hatten, schoßen Ladungen Pulver's auf seinen nackten Leib, indem sie die Mündung an seinen Körper hoben; zu gleicher Zeit tobten und schrieen sie, und schlugen die Trommel.

Der unglückliche Mann war verwundet und zerschlagen, an die Thür des Rathhauses gekommen. Es war ein schmerzhafter Anblick. Wir waren vor ihm angekommen, und konnten daher den Spektakel sehen. Es läßt sich nichts furchtbarer denken. Mit ihren Tomahawks hatten sie ihn zerfetzt; seinen Körper schwarz geschoßen, und Oeffnungen mit hineingeschossenem Pulver gebrannt. Ein großer Pfropfen hatte in seine Schulter eine große Wunde gemacht aus welcher das Blut strömte.

Dem Versprechen des Feindes zufolge, welches ihm Anfangs gegeben wurde, hatte der Mann Ursache zu glauben, daß so bald er die Thüre des Rathhauses erreichen würde, er sicher wäre. Dies war seine Hoffnung; denn so bald er mit vieler Mühe dahin gekommen war, legte er seine Hände auf die Thür, wurde aber mit Gewalt von derselben zurückgezogen. Als er sahe daß auf Barmherzigkeit nicht zu hoffen wäre, und sie ihn tödten wollten, versuchte er etlichemal einen Tomahawk aus ihren Händen zu reißen, aber wegen seiner Schwäche gelang es ihm nicht. Wir sahen wie er fortgenommen und eine lange Zeit von ihnen gejagt, verwundet, geschlagen und endlich getödtet wurde.

Den nämlichen Abend sahe ich seinen Leichnam nahe am Rathhaus liegen. Er war schrecklich zugerichtet, und das mit Pulver vermengte Blut war ganz schwarz. Auch sahe ich noch an demselben Abend, daß sie seinen Körper in Stücken gehauen, und seine Gebeine und seinen Kopf etwa 200 Yard vor dem Dorf auf Pfähle gehangen

hatten. Zu gleicher Zeit sahe ich auch die Leichname von drei andern in dem nämlichen abscheulichen Zustande. Man sagte mir, diese wären am nämlichen Tag, kurz vor unserer Ankunft getödtet worden. Ihre Leichname die da lagen, waren schwarz und blutig und mit Pulver gebrannt. Zwei derselben waren Harrison und der junge Crawford. Ich erkannte das Gesicht Harrison's, und sahe seine und des jungen Crawford's Kleider im Dorf. Sie brachten Pferde zu mir, und frugen mich, ob ich dieselben erkenne? Ich sagte: sie hätten Harrison und Crawford gehört—welches sie bejaheten.

Den dritten dieser Männer erkannte ich nicht, glaube aber, daß es Col. McCleland gewesen, der als Offizier die dritte Stelle in diesem Kriegszug inne hatte.

Den nächsten Tag wurden die Leichname dieser Männer vor das Dorf hinausgeschleppt, und den Hunden vorgeworfen; ihre Gebeine und Hände wurden auf Pfähle gesteckt.

Mein noch überlebender Kamerad wurde bald nachdem wir an das Rathhaus kamen, nach einem Dorf geschickt, und wurde vermuthlich auf dieselbe Art verbrannt oder hingerichtet.

Abends versammelten sich die Männer im Rathhaus—es ist ein großes Gebäude, etwa 50 Yard lang, 25 breit, und 16 Fuß hoch. Es besteht aus gespaltenen Pfählen, und ist mit Rinde bedeckt. Das erste was sie thaten war, mich zu examiniren, welches sie in ihrer eigenen Sprache thun konnten, da ich die Miami, Schawanese und Delaware Sprachen verstand, die ich während meiner Gefangenschaft in meiner Kindheit gelernt hatte. Ich fand, daß ich diese Sprachen, besonders die zwei ersten, noch nicht vergessen hatte, denn ich konnte sie so gut wie meine Muttersprache sprechen.

Sie begannen mit Fragen hinsichtlich des Zustandes unseres Landes—unserer Vorräthe—unserer Anzahl—den Zustand des Kriegs zwischen uns und England, u. d. gl. Ich sagte ihnen, daß Cornwallis gefangen wäre. Dieses wurde am nächsten Tag, als Matthias Elliot und James Girty kamen, für eine Lüge erklärt,—eine Erklärung welcher die Indianer vollen Glauben beizumessen schienen.

Bisher wurde ich mit scheinbarer Freundlichkeit behandelt; jetzt aber veränderte der Feind sein Betragen gegen mich. Girty hatte ihnen gesagt, daß, als er mich gefragt, wie es mir daselbst gefalle, ich geantwortet hätte, daß ich die erste Gelegenheit ergreifen würde einen Scalp zu nehmen und mich davon zu machen. Es war allerdings wahrscheinlich, daß wenn ich solche Absichten gehabt, ich ihm dieselben würde mitgetheilt haben.—Ein anderer Mann kam zu mir, und erzählte mir, daß er am südlichen Zweig des Potomac's in Virginien gewohnt habe; daß drei seiner Brüder daselbst wohnhaft wären, und stellte sich an als ob er wünschte auf und davon zu gehen. Ich war aber mistrauisch auf seine Absichten—und doch berichtete er, ich habe eingewilligt mit ihm zu gehen. Während der Zeit war ich nicht gebunden, und hätte entlaufen können; da ich aber nichts an meine Füße zu thun hatte, so wartete ich um diese Zubereitung zu machen.

Ich wurde jede Nacht eingeladen den Kriegstänzen beizuwohnen,

welche gewöhnlich bis Tagesanbruch dauerten. Ich konnte aber dieser Einladung nicht Folge leisten, weil ich dieses als einen Teufelsdienst betrachtete.

Der Rath dauerte 15 Tage—es waren zwischen 50 und 100 Krieger zugegen, und manchmal noch mehr. Ein jeder Krieger wird zugelassen; doch nur die Häuptlinge oder Hauptkrieger haben die Erlaubniß zu reden. Nach der Anzahl der Gefangenen oder Scalpen die sie erhalten haben, werden sie entweder für Haupt- oder gewöhnliche Krieger angesehen.

Am dritten Tag war McKee im Rathhaus, und nachher fast immer gegenwärtig. Er sprach nur wenig; frug mich nichts, und sprach auch nicht mit mir. Er wohnte etwa zwei Meilen vom Dorf, hatte ein eckigtes Blockhaus mit einem Dach von Schindeln;—er trug ein mit Gold besetztes Kleid. Ich hatte ihn in dem vorigen Dorf, durch welches ich reisete, gesehen.

Ich glaube es war der vorletzte Tag der Sitzung des Raths, daß eine Rede von Detroit ankam, welche von einem Krieger gebracht wurde, der sich mit dem dort befehlenden Offiziere berathen hatte. Man hatte lange auf diese Rede gewartet, und enthielt die Antwort auf eine die vorher von diesem Dorfe nach Detroit gesandt wurde. Dieselbe war in einem Wampum-Gürtel, und fing mit den Worten an: Meine Kinder," und frug warum sie noch immer Gefangene machten? Ferner hieß es darinnen: "Lebensmittel sind selten; werden Gefangene gemacht, so müßen wir sie erhalten, und oft entwischen sie uns, und macheu alles was wir thun, bekannt. Wann von euren Leuten in die Hände der Rebellen fallen, zeigen sie kein Erbarmen. Warum denn, wollt ihr Gefangene machen? Meine Kinder, macht ferner keine mehr—weder Männer, Weiber noch Kinder."

Zwei Tage nachher versammelten sich alle in der Nähe wohnenden Nationen, und beschlossen, keine Gefangene mehr zu machen. Sie hielten einen großen Rath, und das Resultat desselben war, daß wenn es möglich sei ein Spannen- oder drei Zoll langes Kind zu finden, sogar kein Erbarmen mit solchem zu haben. Am Schluß ihrer Berathung wurde von allen anwesenden Stämmen—namentlich von den Tawaws, Chippewas, Wyandotts, Mingoes, Delawaren, Schawanesen, Munses und einem Theil der Cherokesen, beschlossen: daß wenn einige der Nationen die nicht zugegen waren Gefangene machten, so wollten sie einmüthig gegen jene aufstehen, ihnen ihre Gefangenen wegnehmen und tödten.

Während diesen Verhandlungen verstand ich alles ganz wohl. Sie machten Plane gegen unsere Ansiedelungen in Kentucky, den Falls, und nach Wheeling hin. Diese anzuführen, wäre hier überflüßig.

Einer ihrer Versammlungen wohnte ich nicht bei. Die Krieger schickten wie gewöhnlich für mich; aber die Squaw bei welcher ich wohnte, wollte mich nicht gehen lassen, sondern verbarg mich unter eine Anzahl Häute. Vielleicht war es, daß ich nicht die über mich gefaßten Beschlüße, daß ich nämlich verbrannt werden solle, hören möchte.

Um diese Zeit wurden zwölf Männer von Kentucky gebracht, wovon drei an diesem Tag verbrannt: die übrigen in andere Dörfer vertheilt, und alle, wie ich vernahm, verbrannt wurden. Dies geschah nachdem die Rede von Detroit gekommen war.

An diesem Tage sahe ich auch einen Indianer der soeben ins Dorf kam, welcher sagte daß der Gefangene (welcher ein Doktor sei) den er in das Dorf haben bringen sollen, ihm entwischt sei. Ich wußte daß dieses niemand anders als Dr. Kneight seyn könne, der als Wundarzt bei der Expedition angestellt war. Der Indianer hatte eine vier Zoll lange Wunde an seinem Kopf, welche er von dem Doktor empfangen zu haben eingestand. Er war bis in den Schädel geschnitten. Den Hergang der Sache erzählte er also: er habe den Doktor, auf sein Gesuch, und auf das Versprechen nicht fortzugehen, losgebunden: daß während er (der Indianer) das Feuer schurrte, habe der Doktor die Flinte ergriffen und ihn von hinten auf den Kopf geschlagen; daß er alsdann mit seinem Messer nach dem Doktor gestoßen, dieser habe das Messer ergriffen, darauf habe er dasselbe ihm durch die Hand gezogen, wodurch ihm die Finger beinahe abgeschnitten seyn mußten: er habe noch dem Doktor zwei Stiche—einen in den Leib, den andern in den Rucken beigebracht. Noch setzte er hinzu der Doktor sei ein außerordentlich großer, langer, und starker Mann. Da ich ein angenommenes Familien-Glied war, und mich in Sicherheit glaubte, nahm ich mir die Freiheit das Letztere zu widerlegen, und setzte hinzu, daß ich den Doktor als einen kleinen, schwächlichen Mann kenne. Die übrigen Krieger lachten über die Maaßen und schienen ihm keinen Glauben beizumessen. Um diese Zeit wurde mir angezeigt, daß Col. Crawford verbrannt seie, worüber sie sich herzlich freueten.

Tags nach der benannten Rathsversammlung, kamen etwa vierzig Krieger, begleitet von Georg Girty, und stellten sich, Morgens früh, um das Haus in dem ich mich befand. Die Squaw lieferte mich aus. Ich saß vor der Hausthür, wo sie einen Strick um meinen Hals legten, die Hände auf den Rucken banden, mich nackend auszogen, und mich wie gewöhnlich schwarz färbten. Sobald ich gebunden war, verfluchte mich besagter Girty, und setzte hinzu, daß ich jetzt meinen schon vor Jahren verdienten Lohn haben solle. Ich wurde nun nach einem etwa 5 Meilen entfernten Dorf geführt, wohin ein Bote geschickt wurde, damit sie sich für meinen Empfang vorbereiteten. Als ich dahin kam wurde ich mit Stecken und dem Griff der Tomahawks geschlagen, und eine Zeitlang an einen vor einem Hause stehenden Baum gebunden. Mittlerweile gingen die Einwohner nach einem zwei Meilen entfernten Dorf, wo ich verbrannt werden sollte, und wo ich um 3 Uhr, Nachmittags, ankam.

Auch hier war ein Rathhaus, theils mit und theils ohne Dach. In dem Theil wo kein Dach war, sondern blos aufgerichtete Seitenwände, stand ein etwa 16 Fuß hoher Pfosten, und in der Mitte des Hauses, um den Pfosten herum, lagen drei Holzhaufen, etwa 3 Fuß hoch, und 4 Fuß vom Pfosten. Als ich zum Pfosten gebracht wurde, band man meine Arme auf den Rucken, und der Strick, mit wel-

chem sie gebunden, wurde an den Pfosten befestigt. Auch wurde ein Strick um meinen Hals gelegt, und an den Pfosten, etwa vier Fuß über meinem Kopf gebunden. Während sie mich banden, zündeten sie die Holzhaufen an, welche gleich in Flammen geriethen.

Mein Schicksal war dem Anschein nach, den Flammentod zu sterben—und ich hatte beschlossen diesen Tod mit Geduld zu erleiden. Die Gnade Gottes hatte ihn mir weniger fürchterlich gemacht; denn als ich heute auf meinem Wege war, hatte ich viel über mein Ende nachgedacht. Ich wußte wohl daß ich ein regelmäßiges Glied der Kirche gewesen, und daß ich Buße gethan, und nach Vergebung der Sünden getrachtet hatte—gleichwohl wußte ich nichts von der Glaubensversicherung, ob ich schon viel und oft davon gehört hatte. Aber früh an diesem Morgen, geschah eine plötzliche und merkliche Veränderung in mir, die mir die Versicherung des Friedens mit Gott gewährte. Folgende Worte waren der Gegenstaud meines Nachdenkens:—"Im Frieden sollst du Gott schauen"—"Im Frieden sollst du von hinnen gehen"*—"Fürchtet euch nicht vor denen die den Leib tödten." Bei dieser Gelegenheit wurde ich durch ein unwiderstehliches Vertrauen von meiner Seligkeit völlig vergewissert, und war daher willig, zufrieden—ja froh zu sterben.

Wie gesagt, ich wurde an den Pfosten gebunden, und die Flammen schlugen in die Höhe. Der Tag war hell—keine Wolke war zu sehen; wann solche am niedern Horizont waren, so konnten sie wegen den Seitenwänden nicht gesehen werden; aber ich hörte keinen Donner, sahe auch kein anderes Zeichen eines kommenden Regens. Als die Flammen des einen Haufens anfingen in die Höhe zu lodern, erhob sich der Wind; es mögen etwa 15 Minuten, von der Zeit an als sie das Feuer anzündeten und mich banden, bis zu der Zeit da sich der Wind erhob, verflossen seyn. Es war ein Sturmwind, und der Regen folgte in weniger als 3 Minuten. Der Regen war sehr heftig; und obschon das Feuer heftig brannte, so war es doch plötzlich gelöscht. Nach ungefähr 5 Minuten, hörte es auf zu regnen.

Als der Regen vorüber war, wurden die Wilden in Erstaunen versetzt, und eine Zeitlang wie verstummt. Endlich sagte einer: "wir wollen ihn bis Morgen in Ruhe lassen, und einen ganzen Tag mit der Freude ihn zu verbrennen, zubringen. Es konnte jetzt drei Uhr, Nachmittags, seyn. Sie willigten alle ein—der Strick wurde mir vom Halse genommen, und nachdem sie mich niedersitzen ließen, tanzten sie um mich herum. Dieser Tanz hielt bis gegen 11 Uhr Nachts an, während welcher Zeit sie mich mit Stöcken schlugen, mit Füßen traten, und mit ihren Tomahawks verwundeten.

Endlich frug mich einer der Krieger, (Halb Mond genannt,) ob ich schläferig sei? und als ich mit "Ja," antwortete, erwählte der Hauptkrieger 3 Mann, um mich zu bewachen. Ich wurde in ein

*) Der Uebersetzer erinnert sich keiner Schriftstelle wie die Obige. Vermuthlich hatte der Erzähler die Worte im Sinn, Evangelium Lukas, 2: 29.

Blockhaus genommen; meine Arme wurden gebunden bis die Schnur ins Fleisch schnitt, und zwar an den Gelenken und oberhalb den Ellenbogen. Ein Strick wurde um meinen Hals gelegt, und an einen Balken des Hauses gebunden; doch durfte ich mich auf ein Brett niederlegen. Die drei Krieger neckten mich beständig und sagten: "Wie gefällt es dir daß du Morgen Feuer zu freßen bekommst? Du tödtest jetzt keine Indianer mehr." Ich hoffte sie würden sich zur Ruhe legen, und endlich, etwa eine Stunde vor Tagesanbruch legten sich zwei derselben; der dritte rauchte seine Pfeife und richtete stets jene unangenehmen Fragen an mich. Nach einer halben Stunde legte auch e r sich nieder, und ich hörte ihn schnarchen. Sogleich ging ich zu Werk, und da meine Arme durch die Schnur ohne Gefühl waren, legte ich mich auf meinen rechten Arm der auf den Rücken gebunden war, hielt denselben fest mit meinen Fingern, in welchen noch Gefühl war, und streifte die Schnur von meinem linken Arm und Gelenke. Jetzt stand einer der Krieger auf und schürrte das Feuer. Ich war bange daß man mich untersuchen würde, und daß es denn mit mir aus seyn wurde. Aber meine Hoffnung wurde neu belebt als er sich wieder niederlegte. Nun suchte ich den Strick um meinen Hals zu lösen; probirte ihn durchzubeißen, aber es war vergebens, denn er war Daumendick und hart wie Eisen, indem er von Büffelhaut gemacht war. Ich arbeitete lange daran, und da ich keine Aussicht hatte, hörte ich auf. Jetzt brach der Tag an, und ich hörte das Krähen des Hahnes. Beinahe hoffnungslos machte ich einen zweiten Versuch, indem ich meine Finger zwischen den Strick und den Hals zu bringen suchte, und zu meinem Erstaunen löste sich derselbe ohne Mühe—es war eine Schlinge mit doppelten Knoten darauf gebunden.

Ich schritt über die Krieger die ausgestreckt da lagen, und als ich aus dem Hause war, sahe ich zurück ob ich sie wohl in ihrer Ruhe gestört habe. Nun lief ich durch das Dorf in ein Welschkorn Feld. Auf meinem Wege sahe ich eine Squaw mit vier Kindern unter einem Baum schlafend. Ich nahm eine andere Richtung in das Feld, und machte meinen Arm los, der ganz schwarz und geschwollen war. Im Laufen hatte ich eine Anzahl Pferde im Thal bemerkt—ich ging zurück um eins zu fangen, und fand auf dem Hinwege ein Stück eines Fußteppichs auf dem Zaun hängen, welchen ich mitnahm. Nachdem ich das Pferd gefangen hatte, diente mir der Strick mit dem ich gebunden war als Halfter. Da es eine ebene Gegend, und frei von Holz war, und ich ein flinkes, starkes Pferd unter mir hatte, kreuzte ich den Sciota Revier um zehn Uhr, Morgens, an einem Ort der wenigstens 50 Meilen von dem Dorf entfernt seyn muß. Um drei Uhr, Nachmittag, als ich dieseits des Reviers noch 20 Meilen gemacht hatte, unterlag mein Pferd, und konnte keinen Tritt mehr gehen. Ich verließ es augenblicklich, und lief an jenem Tage 20 Meilen weiter, nachdem ich zusammen etwa 100 Meilen gemacht hatte. Abends hörte ich ein Hallo-Geschrei, und daher hielt ich nicht eher als gegen zehn Uhr Abends. Ich setzte mich auf den Boden, war aber sehr unwohl, und mußte mich erbrechen. Als aber der

Mond etwa zwei Stunden später aufging, machte ich mich wieder auf den Weg bis zum nächsten Morgen.

Des Nachts hielt ich den Pfad, aber am Morgen glaubte ich daß es am besten wäre denselben zu verlassen, und auf einen Bergrücken, welcher in einem rechten Winkel, etwa 15 Meilen entfernt, sich hinzog. Auf diesem Wege hob ich das niedergetretene Gras mit meinem Stock wieder auf, um zu verhindern daß der Feind meine Spuren finden möge. In der folgenden Nacht schlief ich am Muskingum. Die Nesseln waren mir sehr beschwerlich seitdem ich über den Sciota gekommen, weil ich mich mit sonst nichts schützen konnte, als blos mit dem Stück Teppich, welches mir als Sattel gedient hatte. Die Dornen und Disteln verursachten mir jetzt große Schmerzen, und verhinderten mich des Nachts vor Aufgang des Mondes zu reisen. Auch konnte ich wegen den Mosquiten nicht schlafen, ja sogar am Tage mußte ich dieselbe mit einem Büschel von mir abwehren.

Folgende Nacht kam ich nach Cuskakim: den nächsten Tag nach Neukommersdorf, wo ich etwa sieben Himbeeren aß, das erste was ich seit jenem Morgen als ich verbrannt werden sollte, bis jetzt gegessen hatte, welches um drei Uhr, Nachmittags des vierten Tages war. Ich spürte nicht viel Hunger, war aber sehr ermattet. Ich schwamm den etwa 200 Yard breiten Muskingum Revier an Oldkommersdorf. Als ich das Ufer erreichte, setzte ich mich nieder, und wie ich zurückblickte, dachte ich bei mir selbst, ich hätte einen bedeutenden Vorsprung im Fall die Indianer mir nachgefolgt wären. Ich ging jenen Abend noch etwa 5 Meilen, und den folgenden Tag kam ich an einen Strom, Stillwater genannt, und bekam an einem Zweig desselben zwei Krebse zu essen. In der folgenden Nacht lag ich 5 Meilen von Wheeling, konnte aber wegen den Mosquiten, (welche abzuhalten ich die größte Mühe hatte,) gar nicht schlafen. Den nächsten Tag kam ich nach Wheeling, und sahe auf der gegenüber liegenden Insel im Ohio einen Mann, dem ich zurief, und ihn um gewisse Personen frug, die im Krieg gewesen wären. Ich sagte ihm daß mein Name Slover sei—worauf er endlich mit vieler Mühe überredet wurde, mich mit seinem Kanoe hinüber zu holen.

Etwas über das Leben des

Colonel Crawford.

Im Sommer, 1839, trug es sich zu, daß der Schreiber dieses auf seiner Reise durch Fayette Caunty, (Pennsylvanien,) den Ort sahe, wo einst die Wohnung Colonel William Crawford's gewesen—und wo

"Der Schatten eines großen, edlen Mannes steht."

Derselbe liegt am Ufer des Youghiogeny, einige hundert Yard unterhalb dem jetzigen Dorfe New Haven. Das einzige was jetzt noch von der Gastfreundlichen Wohnung des Colonel Crawford zu sehen ist, sind ein paar alte Klötze, welche, wie es scheint, allen Verheerungen neuerer Zeit Trotz geboten, und als ein Denkmal seines unglücklichen Schicksals zurückgeblieben sind.

Col. Crawford war einer der ersten Bewohner die sich in das Youghiogeny Thal niederließen. Er kam im Jahr 1768 mit seiner Familie, von Berkley Caunty, Virginien, dahin; war aber selbst schon Jahrs zuvor da gewesen, um sich einen Platz zur Ansiedelung auszuwählen, und eine Hütte aufzuschlagen. Ich vermuthe, daß, als Herr Crawford seine Büchse schulterte, und einsam und allein seinen Marsch über die blauen Berge fortsetzte, er den Weg verfolgte den der unglückliche Braddock, einige Jahre zuvor gekommen war. Wenigstens schlug er seine Wohnung da auf, wo Braddock's Armee den Youghiogeny überschritt, welcher Ort bis heute noch "Braddock's Furth" genannt wird.

Ob Col. Crawford sich absichtlich oder zufällig hier niederließ, weiß man nicht; doch so viel ist gewiß, daß er eine gute Wahl getroffen. Der Ort seiner Ansiedlung lag an der damaligen Hauptstraße welche nach dieser entfernten Gegend führte, dadurch bekam er alle Reisende, welche zu den Indianern reisten, zu sehen; und da er ein verständiger und gastfreier Mann war, so diente seine Wohnung als eine Ruhestätte für den ermüdeten Wandrer. Er war ein vertrauter Freund von General Waschington, welcher oft, auf seinen vielen Reisen nach diesen Gegenden, um Ländereien zu besetzen und in Auftrag der Regierung die Geschäfte mit den Indianern zu besorgen, in seiner prunklosen Wohnung herbergte.

Die Gefahren und Widerwärtigkeiten der ersten Bewohner an der Indianischen Grenze, sind der Geschichte angehörend, und wohl bekannt. Dennoch sind manche interressante Ereigniße durch die Unruhen und Gährungen der damaligen Zeit, in der sie sich ereigne-

ten, auf immer in das Meer der Vergessenheit gesunken. Dies ist der Fall hinsichtlich mancher Abentheuer in dem Leben des Colonel Crawford. Seine Verwandten und Zeitgenossen sind ihm beinahe alle nach dem Geisterreiche gefolgt. Seine Papiere und Schriften wurden nie aufbewahrt ; so daß uns beinahe nichts als einige kurze Geschichten geblieben sind, die auf seine Tugenden und seinen Ruhm hindeuten.

Er wurde im Jahr 1732, geboren ; und war von der Zeit als er Mann wurde, ein tapferer Krieger gegen die Wilden. Während dem Französischen Krieg zeichnete er sich durch seine Tapferkeit und sein gutes Betragen aus, und wurde von General Waschington hoch geschätzt, der ihm eine Fähndrich=Stelle ausmachte.

Am Anfang der Revolution, errichtete er, durch eigene Anstrengung, ein Regiment, und wurde als Colonel im Continental Krieg angestellt. Wie man sagt, besaß er eine richtige Beurtheilungskraft —war ein besonders gutherziger, wohlthätiger und gastfreundlicher Mann. Er war etwa 50 Jahre alt, als er den von Doktor Kneight beschriebenen schauderhaften Tod erleiden mußte.

Eine Erzählung der Gefangenschaft und Flucht von

Francisca Scott,

Von Waschington Caunty, Virginien.

Spät am Mittwoch Abend, den 29sten Juni, 1785, passirte eine große Gesellschaft bewaffneter Männer am Hause vorbei, auf dem Weg nach Kentucky—ein Theil derselben lagerten sich etwa 2 Meilen von da. Da Herr Scott an der Grenze wohnte, so war die Familie stets auf ihrer Hut; doch, an diesem unglücklichen Tage, nachdem eine so große Mannschaft vorbei gegangen war, legte er sich, nachdem es finster war, zu Bette, und ließ unvorsichtiger Weise eine Thür offen; die Kinder waren auch schon zu Bette und schliefen. Frau Scott hatte ihre Kleider beinahe abgelegt, als sie zu ihrem größten Schrecken und Erstaunen, bemalte Indianer durch die offen stehende Thür mit wildem Geschrei, und mit Waffen in ihren Händen hereindringen sah. Herr Scott der noch wach war, sprang aus dem Bette, wurde aber sogleich geschoßen;—er brach mit Gewalt durch den Feind und kam vor die Thüre, wo er jedoch nur einige Schritte kam, als er nieder fiel. Ein Indianer nahm die Frau Scott, stellte sie an einen gewissen Ort, und befahl ihr, sich nicht zu regen; andere schnitten den drei jüngsten Kindern, nachdem sie sie mehreremale gestochen hatten, im Bette die Hälse ab, und warfen sie nahe bei der Mutter auf den Boden! Das Aelteste, ein achtjähriges Mädchen erwachte, sprang aus dem Bett und lief zu seiner Mutter, wo es mit einer herzzerschneidenden Stimme rief: "O Mama! Mama! rette mich!" Die Mutter in der größten Angst und niedergeschlagenem Muthe, bat die Wilden mit Thränen ihr Kind zu schonen; doch diese in ihrer unmenschlichen Wuth ermordeten sie in den Armen ihrer Mutter.

Nahe bei Herr Scott's Wohnung, wohnte noch eine Familie, Namens Ball. Dieselbe wurden zur nämlichen Zeit auch angefallen; da aber die Thür geschlossen war, feuerten sie durch eine Oeffnung zwischen zweien Balken in das Haus, und tödteten einen Knaben. Alsdann versuchten sie die Thüre aufzusprengen, allein der noch lebende Bruder schoß durch die Thüre, und der Feind ließ nach und ging fort; der übrige Theil der Familie lief aus dem Hause und rettete sich.

In Herrn Scott's Haus waren vier gute Büchsen, alle gut geladen; eine ziemliche Anzahl Kleidungsstücke und Hausrath, wovon ein Theil solchen gehörte, die es auf ihrer Reise nach Kentucky dort

gelassen hatten. Die Indianer, 13 an der Zahl, beladeten sich damit, machten sich auf den Weg und verfolgten ihre Reise die ganze Nacht durch. Am nächsten Morgen theilte der Oberste die Beute unter sie, und schickte neun von ihnen in die Gegend von Clinch, um Pferde von den dortigen Einwohnern zu stehlen. Den 11ten Tag nach der Gefangennehmung der Frau Scott, machten die vier Indianer, welche sie unter Aufsicht hatten, an einem Platz, als Sammelplatz bestimmt, halt; und da sie keine Lebensmittel hatten, gingen sie auf die Jagd. Drei von ihnen gingen aus, und der Häuptling, ein alter Mann, wurde zurück gelassen um die Gefangene zu bewachen. Sie hatte sich bei dieser Zeit willig erklärt nach den Indianer Dörfern zu gehen, was den erwünschten Erfolg hatte, daß sie nicht mehr so streng bewacht wurde. Während des Tags als der Alte im Begriff war eine Hirschhaut zuzubereiten, dachte die Gefangene über ihren Zustand, und sehnte sich nach einer Gelegenheit zu entfliehen. Sie faßte den Entschluß, ging ganz gleichgültig zu dem Indianer und frug ihn um Erlaubniß zu einem nahe bei ihnen sich befindenden Wasser zu gehen, um das Blut von ihrer Schürze zu waschen, welches seit der Ermordung ihres Kindes in jener Unglücksnacht, sich noch im̃er daran befand. Er sagte ihr, in englischer Sprache: "g e h e"—worauf sie an ihm vorbei ging. Er war sehr beschäftigt, und hatte sein Gesicht nach einer andern Richtung, als in welcher sie gehen wollte, gekehrt; nachdem sie das Wasser erreicht, ging sie eilends auf einen hohen Berg zu; sie blieb am Gehen bis spät gegen Abend, als sie in ein Thal kam, wo sie die Spur suchte, welche sie bei ihrem Hinweg gemacht hatte; sie hoffte durch die Auffindung derselben sich wieder zurückzufinden, und dann der Gefahr, in unbewohnten Gegenden zu verhungern, zu entgehen. Wie sie nun an den Fluß kam, fand sie zwei Männerspuren im Sande, welche den Fluß hinauf, aber kurz nachher wieder zurück führte. Sie hielt dafür daß dieses Spuren ihrer Verfolger müßten gewesen seyn; und dankte dem Allmächtigen herzlich dafür, daß Er sie zur rechten Zeit bewahrt hatte.

Mann kann sich leicht vorstellen welche Empfindungen sich in ihrer Brust geregt haben müßen, wenn man sich ihren Zustand vergegenwärtigt;—ohne Speise; ohne Waffen, und ohne Werkzeuge solche anschaffen zu können; beinahe ohne Kleidung, mit dem Bewußtseyn, daß eine Anzahl hoher, rauher Gebirge zwischen ihr und den Einwohnern gegen Osten sich befinden: die Entfernung nach den Ansiedelungen war ihr unbekannt; und um den Weg durch die Wälder zu machen, hatte sie nicht mehr Bescheid als ein unmündiges Kind.

Jedoch, es war wünschenswerther durch Hunger oder wilde Thiere zu sterben, als in den Händen solcher Unmenschen zu seyn, die ihr solchen Schrecken erregt hatten. Sie richtete ihr Flehen zum Himmel empor, um Beistand und Schutz; und mit gestärktem Muth ging sie weiter. Nachdem sie 3 Tage gereiset war, wäre sie beinahe auf die Indianer gestoßen, welche, ihrer Muthmaßung nach, nach Clinch gesendet wurden um Pferde zu stehlen; glücklicherweise hörte sie dieselben von ferne, und verbarg sich bis der Feind vorüber gegangen

war. Dieses flößte ihr neuen Schrecken ein; sie verlor sich in diesem verwirrten Zustand ihres Gemüths, und ging etliche Tagelang in der Irre. Endlich kam sie an einen Fluß der von Osten herzukommen schien. Da sie glaubte daß es Sandy River wäre, beschloß sie denselben bis zu seiner Quelle zu verfolgen, welche nahe an der Clinch Ansiedelung ist. Nachdem sie etliche Tage dem Fluß aufwärts gegangen war, kam sie dahin, wo der Fluß durch den großen Laurel Berg fließt, und wo ein ungeheurer Wasserfall, und viele hohe Felsen-Klippen am Rande des Wassers sich befinden; hier schien es unmöglich zu seyn vorbei zu passiren—der Berg war steil und beschwerlich. Jedoch, unsere Pilgerin beschloß den Letztern zu besteigen. Sie kletterte eine Zeitlang aufwärts, bald aber kam sie an einen unübersteigbaren Felsen; sie änderte daher ihren Weg zum Fuße des Berges an der Wasserseite hin. Nachdem sie an einen tiefen ausgetriebenen Graben gekommen, und über einige hohe, steile Felsen gestiegen war, kam sie zur Seite des Flußes, wo sie zu ihrer unaussprechlichen Trauer fand, daß ein 15 bis 20 Fuß hoher Felsen, senkrecht, oder vielmehr überhängend das Ufer ausmachte. Hier entstand ein ernsthafter Stillstand. Sie versuchte zurückzugehen; allein die jähe Höhe der Klippen und Felsen die sie bestiegen hatte, verhinderte sie. Nun ging sie an den Rand des jähen Abgrunds, und blickte hinab auf dessen Boden, als den Ort wo alle ihre Leiden sich hienieden enden würden, denn auf dessen Anhöhe zu bleiben, mußte sie sich gefaßt machen, entweder durch Hunger umzukommen, oder ein Raub wilder Thiere zu werden. Nach vieler Ueberlegung und Göttlichen Betrachtungen, entschloß sie sich von der Höhe herunter zu springen. Sie stürzte sich hinab. Aber, obschon der Boden auf den sie niederfiel, sehr uneben und mit Felsen bedeckt war, so brach ihr dennoch kein Gebein, nur war sie so betäubt, daß sie geraume Zeit nicht weiter konnte. Wegen der trockenen Jahreszeit, war der Fluß seicht, und sie konnte daher an manchen Orten in demselben weiter gehen, und wo es möglich war, ging sie am Rande hin, bis sie endlich den Berg überwunden hatte, welches eine Länge von etlichen Meilen, ihrer Vermuthung nach, gewesen seyn mußte. Nachher als sie am Ufer hinging, wurde sie von einer giftigen Schlange in den Fußknöchel gebissen. Sie hatte hinlängliche Kraft um dieselbe zu tödten; aber indem sie die Beschaffenheit dieses Thiers kannte, erwartete sie nichts gewisseres, als daß der Tod bald nachfolgen würde. Um diese Zeit war Frau Scott bis zu einem bloßen Gerippe, durch Hunger, Mattigkeit und Kummer abgezehrt. Vielleicht war aber dieser abgemattete Zustand das Mittel um sie vor den Folgen des giftigen Bisses zu bewahren. Wie diesem auch sey, so viel ist gewiß, daß derselbe ihr nur wenige Schmerzen verursachte, und der geringe Geschwulst der davon nachkam, blieb in den Füßen.

Unsere Pilgerin verließ jetzt den Fluß, und nachdem sie jetzt eine bedeutende Strecke gegangen war, kam sie dahin, wo sich das Thal theilt, und jeder Theil eine entgegengesetzte Richtung nimmt. Hier entstand abermals ein innerlicher Kampf: eine einsame, verlassene Frau—beinahe entkräftet—mit der gewissen Ueberzeugung, daß wenn

sie noch viel weiter vom Weg abgeleitet werden würde, sie niemals ein menschliches Leben sehen würde. Was war zu thun? So in Gedanken vertieft, sieht sie einen zierlichen Vogel nahe bei ihr vorbei, und auf dem Boden dahin flattern, bis er durch das eine dieser Thäler hinauf und aus ihren Augen verschwand. Dies zog ihre Aufmerksamkeit an, und wie sie sich darüber bedenkt, flatterte ein ähnlicher Vogel denselben Weg dahin. Dies entschied, welchen Weg sie nehmen solle, und in zwei Tagen, nämlich auf den 11ten August, erreichte sie die Clinch Ansiedelung, New Garden genannt. Wäre sie hingegen (wie sie seitdem von Waldmännern berichtet wurde) dem andern Thale gefolgt, so würde sie zurück nach Ohio gekommen seyn.

Frau Scott erzählt, daß sie seit ihrer Wanderschaft vom 10ten Juli bis zum 11ten August, nichts zu ihrer Nahrung gehabt habe, als den Saft junger Zuckerstengel, Sassafras-Blätter, und einige andere Blätter, deren Namen ihr unbekannt waren—daß sie öfters Büffel, Elendthiere, Hirsche, und manchmal Bären und Wölfe gesehen habe; und daß obschon manche derselben ihr sehr nahe gekommen, dennoch keins versuchte ihr zu schaden. Eines Tages kam ihr ein Bär mit einem jungen Hirsch im Rachen entgegen, und als er sie gewahr wurde, ließ er denselben fallen und lief davon. Ihr Hunger trieb sie an, hin zu gehen, und das Fleisch zu essen; allein, nach einiger Ueberlegung enthielt sie sich, theils weil sie glaubte der Bär möchte zurück kommen und sie zerreißen—theils, weil sie einen großen Widerwillen gegen rohes Fleisch hatte.

Frau Scott verblieb in einem schwächlichen Gesundheitszustand, und war wegen dem Verlust ihrer Familie untröstlich—besonders trauerte sie um den unmenschlichen Tod ihrer jungen Tochter.

Das Verhör von

Mamachtaga,

eines Indianers,

Bei einer Court von Oyer und Terminer für das Caunty Westmoreland, in 1784–5.

Die besondren Umstände folgender Geschichte sind mir sehr gut bekannt, indem einer der Männer (Smith) ein Haus in der Stadt Pittsburg für mich deckte, den Tag zuvor ehe er von Mamachtaga ermordet wurde, und für welche Mordthat, so wie auch für noch andere, dieser Indianer verhört wurde.—Smith lieh einen Teppich von mir, und sagte, daß er im Begriff wäre über den Strom (Allegheny) zu dem Indianer-Lager zu gehen.—Hier war eine Parthie Indianer, meistentheils Delawaren angekommen; es war gleich nach dem Krieg, und der größte Theil dieser Indianer hatten sich während dem Krieg freundlich gegen uns gesinnt erklärt. Auch ihr Häuptling, Killbuck, mit seiner Familie nebst noch Andern, waren entweder in unserem Fort, oder auf einer Insel in dem Ohio Strom, genannt Killbuck Insel, welche unter den Kanonen des Forts liegt. Mamachtaga nebst andern von den Delawaren, welche jetzt gerade in seinem Lager bei ihm waren, hatten Krieg gegen die Ansiedelungen geführt.

Den nächsten Morgen ging ich selbst hinüber ins Lager, und fand diese Indianer da. Zwei Männer waren ermordet, Smith und ein anderer Namens Evans, und zwei verwundet; einer von ihnen war ein Zwerg, Namens Freeman. Nach der Aussage der Verwundeten, waren vier weiße Männer in einem Zelt beisammen, als Mamachtaga, ohne weitere Warnung, auf einmal in das Zelt stürmte, und Smith einen tödtlichen Stich versetzte; auch versetzte er Evans einen Stich, worauf derselbe den Indianer ergriff; welchem der Zwerg, bei seinem Versuche zu entfliehen, zwischen die Füße gerathen war, und auch unter dem Handgemenge verwundet wurde; der andere Weiße hatte auch einen Stich bekommen. Aus dem Zeugniße der andern Indianer, so wie auch von denjenigen Weißen die entronnen waren, ging hervor daß der Indianer betrunken war. Killbuck schien sehr niedergeschlagen zu seyn, und saß auf einem Block in tiefem Stillschweigen. Mamachtaga machte keinen Versuch zu entfliehen. Er war jetzt nüchtern, und übergab sich der Wache

welche herüber kam um ihn festzunehmen, und stellte sich an als ob er nicht wußte was vorgefallen sey. Der Sitz des Gerichtshofs von Westmoreland Caunty war bei 30 Meilen von hier entfernt, und das Gefängniß daselbst in keinem sicheren Zustand, deshalb wurde er nach dem Wachthaus der Besatzung gebracht, um dort in Verhaft zu bleiben bis eine Court von Oyer und Terminer im Caunty gehalten würde. Indem ich an diesem Orte wohnte, und mich der Profession eines Rechtsgelehrten gewidmet hatte, so frug ich eines Tags den Dollmetscher, Joseph Nicholas: hat dieser Indianer nicht etwa Pelze oder Felle, oder hat er nicht Einfluß bei seinem Volk, daß er solche auftreiben könne, um einen Advokaten zu befriedigen der ihm bei seinem Verhör wegen diesen Mordthaten vertheidigen würde? Der Dollmetscher sagte mir, daß er welche in der Stadt bei einem Handelsmanne habe, und daß er von seiner Nation, wenn es ihm Vortheil bringen könne, jedenfalls so viel Rackun- oder Bieberhäute bekommen könne, als zu diesem Zwecke hinreichend wären. Ich war nicht abgeneigt mir den Scherz zu machen, einen Indianer zum Clienten zu haben, und mir auf diesem Wege eine gute Gebühr zu bekommen; ich sagte daher zum Dollmetscher: er solle mit dem Indianer sprechen, und ihm die Sache vorstellen, welches er auch that; er brachte mir die Nachricht, daß Mamachtaga vierzig Pfund Bieberhäute bei dem Handelsmanne in der Stadt habe, welche er mir übergeben wolle; und daß er einen Bruder habe, der sogleich nach den Indianerdörfern abgehen würde, um hundert oder mehr Pfund aufzubringen, wenn es von Nutzen seyn könnte. Hierbei vergaß der Dollmetscher auch sich selbst nicht, und bestimmte: daß er für seine Mühe, den Handel zum Abschluß zu bringen, die Hälfte von allem was beigebracht würde, haben müße. Demzufolge schickte ich ihn zu dem Indianer, von welchem er in kurzer Zeit eine Anweisung brachte, damit der Handelsmann die Bieberhäute liefere; diese Anweisung war mit einem etwas sonderbaren Zeichen unterzeichnet, es hatte viele Aehnlichkeit mit einem Truthahnsfuß; diese Menschen haben keinen Begriff von zusammen gesetzten Buchstaben, so wie auch von graden oder krummen Linien; sondern es muß durchaus Aehnlichkeit mit etwas in der Natur haben. Nach diesem ging ich zu meinem Clienten, wie es meine Pflicht war, um etwas zu seiner Vertheidigung aufzutreiben. In Begleitung des Dollmetschers ging ich zu dem Indianer; er war in dem sogenannten schwarzen Loch, welches viel Aehnlichkeit mit den Löchern hat, welche unsere südlichen Bewohner in ihren Hütten haben, um im Winter ihre eßbaren Wurzeln darinnen vor dem Frost zu bewahren. Ich ging nicht in dieses Loch, obschon es geräumig genug war zwei oder drei Personen aufzunehmen; es war bei acht Fuß tiefer als der Fußboden, und es war der Ort wo die Soldaten eingesperrt wurden welche Verbrechen begangen hatten. Ich blieb oben, und ließ den Dollmetscher die Fragen an ihn thun. Es wurde ihm nun erklärt, aus was für Ursache diese Frage an ihn gethan, daß man beabsichtigte ihm damit Nutzen zu bringen, und daß wenn man genau die Wahrheit wüßte, sich zu seiner Vortheidigung vorbereiten könne. Er stellte sich als wüßte er

von der ganzen Sache nichts, und schien sich wenig auf die Vertheidigung zu verlassen.

Seine Meinung war, daß er die Bieberfelle für sein Leben gegeben habe. Unter diesen Umständen schien es mir unrecht zu seyn, wenn ich die Bieber annehmen würde, indem ich wußte daß ich nichts für ihn thun konnte; und ohne dieses, als ich die unbequeme Lage sahe, worin sich dieses dunkele und unsaubere Geschöpf befand, indem er nur ein Hemd und einen Kittel an hatte, so sagte mir mein inneres Gefühl, daß die Bieber angewandt werden sollten um einen Teppich, nebst besserer Speise zu seinem Brod und Wasser für ihn herbeizuschaffen. Deshalb gab ich dem Dolmetscher Order wieder zurück, mit dem Ersuchen, daß er diese Sachen für ihn herbeischaffen solle. Er schien dieses ungerne zu thun, und meinte, wir sollten diesen zufälligen Gewinn behalten. Hierauf entschloß ich mich die Order zurückzunehmen, und sie einem Händler in der Stadt zu geben, mit dem Auftrag, daß er diese Artickel von Zeit zu Zeit besorgen, und sie dem Offizier der Wache übergeben sollte, welches ich in Ausführung brachte, und nahm die Verantwortung auf mich, wegen der Hälfte der Bieber für den Dolmetscher.

Eine Frau, bekannt unter dem Namen, Grenadier Indianerin, saß bei der Fallthür der Zelle, worin er eingesperrt war. Die Fallthür war offen und eine Schildwache war an dem äußeren Thor des Wachthauses; diese Frau wurde durch ihr Mitgefühl angetrieben bei ihm zu sitzen. Wohlwissend daß die Indianer das Erhängen als sehr entehrend betrachten, so ersuchte ich die Indianerin, welche sehr gut Englisch sprach, und auch zur Delaware Nation gehörte, (wozu auch Mamachtaga gehörte,) ihn zu fragen, welches er, wenn er die Wahl hätte vorziehen würde, das Erhängen oder das Verbrennen? Ob die Frau mit der Unmenschlichkeit den Tod erwähnt zu haben, überrascht war, weis ich nicht, wenigstens weigerte sie sich diese Frage an ihn zu thun, und aus ihrem Blick leuchteten Spuren der Rache hervor. Ich erinnerte mich dann, und habe seither wahrgenommen, daß unter ihnen selbst, wenn sie einen ums Leben bringen wollen, sie sowohl die Absicht, als auch die Zeit wenn es geschehen soll, verheimlichen, bis zur Zeit daß es vollzogen wird, blos das Schwarzmachen des Gesichtes, wenn einer verbrannt werden soll, möchte als eine Todesankündigung angesehen werden können; dieses wird aber nur von denen verstanden, die genauen Umgang mit ihnen gehabt haben. Jedoch ich richtete dieselbe Frage an ihn durch den Dolmetscher, worüber er eine Zeitlang nachzusinnen schien, endlich sagte er, daß er lieber erschoßen, oder mit dem Tomahawk umgebracht seyn wollte.

In etlichen Tagen wurde großer Lärm durch die Gegend verbreitet, daß ich in der Vertheidigung des Indianers Antheil nähme, und indem ich einigen Ruf in der Vertheidigung von Verbrechern erlangt hatte, so wurde bei Manchen geglaubt, daß er möglicherweise durch das Verdrehen der Gesetze, wie sie sich ausdrückten, freigesprochen werden möchte; und es wurde öffentlich davon gesprochen eine Parthie zusammen zu bringen, und nach der Stadt zu kommen, und mich

sammt dem Dolmetscher zu ergreifen, letztern zu hängen, und mir sollte ein Eid abgenöthiget werden, daß ich den Indianer in seinem Verhör nicht vertheidigen wollte. Endlich wurde beschlossen nach der Besatzung zu gehen, den Indianer mit Gewalt zu nehmen, und ihn dann selbst hängen.—Demzufolge kam eine Parthie, etliche Tage nachher, und mit Tagesanbruch machten sie eine Aufforderung an die Besatzung für die Uebergabe des Indianers; der befehlshabende Offizier machte Gegenvorstellungen, und überredete sie, den Indianer der Civil Behörde zu überlassen. Worauf sie sich zurück zogen, ihre Gewehre losfeuernd, als sie durch die Stadt kamen. Der Dolmetscher wurde durch diesen Allarm aufgeweckt, sprang aus dem Bett, und ohne einige Kleidung, ausgenommen das Hemd, machte er sich, so schnell er konnte nach einem Berg oberhalb der Stadt, als Grants-Hill bekannt. Als die Leute ihn in seiner Flucht sahen, glaubten sie, es wäre der Indianer, welchen man absichtlich habe entwischen lassen, und setzten ihm daher nach, bis sie endlich überzeugt waren, daß es der Indianer nicht war. In der Zwischenzeit war er unterschiedliche Meilen fortgekommen, schwamm über den Revier, und blieb in dem Indianergebiet bis er glaubte, sicher umkehren zu dürfen.

Es war nicht ohne gegründete Ursache daß dieser Mensch sich fürchtete, indem er in seiner Jugend von den Indianern zu einem Gefangenen gemacht wurde, nachher durch Handel viel Verkehr mit ihnen gehabt, und in allen Fällen wo mit ihnen Unterhandlung gepflogen, Dolmetscher gewesen, so ist es nicht zu verwundern, daß er in den Augen des Volks als ein Indianer angesehen wurde, und in diesem Fall als Anstifter des von dem Indianer verübten Mordes, geglaubt wurde, besonders wurde dieser Gedanke durch den Umstand verstärkt, weil er, wie gesagt wurde, einen Rechtsgelehrten angestellt habe, um den Indianer zu vertheidigen. Auch war vor dieser Zeit eine Parthie von den Chartiers gekommen, eine Niederlassung südlich der Monongahela, in der Nachbarschaft dieser Stadt, und hatten die Indianer angegriffen auf der Insel in dem Revier, (Killbuck's Insel,) welche freundlich gegen uns waren, und unter dem Schutz der Besatzung lebten; von diesen ermordeten sie mehrere, worunter etliche waren, welche den Weißen von besonderem Nutzen waren, in der Verfolgung der Indianer in ihren Dörfern, so wie auch in andern Unternehmungen gegen die Indianer waren sie von so großem Nutzen, daß einer von ihnen von den Weißen den Namen Wilson (Capt. Wilson,) bekam, welcher ganz besonders in der Besatzung betrauert wurde.

Ein oder zwey Tage nach des Dolmetschers Rückkehr, kam er zu mir und entsagte allem Anspruch auf die Bieber welche bei dem Handelsmanne waren, oder von den Dörfern erwartet wurden, damit er, wie er sagte, seine Hände waschen, und frei von der Beschuldigung den Indianer zu unterstützen, seyn könnte. Die Ursache war, daß ich keine Bieber von den Dörfern zu erwarten hatte; denn ich wurde von den freundlich gesinnten Indianern benachrichtigt: daß Mamachtaga ein schlechter Mann sey, und sogar von seiner eigenen Nation dafür gehalten werde; daß er wohl ein großer Krieger, aber

auch ein sehr böser Mann sey, besonders wenn er betrunken; sogar habe er zwei von seiner eigenen Nation ermordet; es würde daher nicht viel Mitleiden bei seiuer Nation erwecken, wenn man von seinem Tode benachrichtigt würde; und daher Niemand, (es müßte denn sein Bruder die Ausnahme machen,) etwas für seine Befreiung geben.

Er war lang von Statur, und hatte ein sehr rohes und wildes Ansehen; der Name Mamachtaga, (bedeutet umgeworfene Bäume, so wie wir sie öfters nach einem Sturmwinde durcheinander liegen sehen,) wurde ihm wegen seinen unbändigen Leidenschaften gegeben.

Da nun keine Aussicht in diesem Falle war, Häute oder Pelze zu bekommen, so war es keine große Freigebigkeit von mir den Dolmetscher zu nöthigen, seinen Antheil von denen die sich bei dem Handelsmann befanden, anzunehmen, für die Mühe die er gehabt, den Vertrag zu schließen; als er mich aber hartnäckig fand, so ersuchte er einen Freund deshalb mit mir zu sprechen, worauf ich endlich einwilligte, ihn frei zu lassen, und alle Bieber, die zu bekommen wären, für mich selbst zu behalten.

Es schien mir nicht rathsam die Vertheidigung des Indianers aufzugeben, mit oder ohne Belohnung, sonst hätte man es mir nachgesagt, daß ich mich vor der öffentlichen Meinung fürchte, deren Heftigkeit sich indessen bedeutend vermindert; manche gaben zu, daß der Indianer freigesprochen werden könnte, wenn es bewiesen werden könne, daß die ermordeten Weißen den Indianer betrunken gemacht hätten, welches der Fall gewesen zu seyn vorgegeben wurde; welches jedoch von den Verwundeten und noch Lebenden geläugnet wurde, besonders von dem Zwerg, (William Freeman,) allein es wurde geglaubt, daß sein Zeugniß nicht viel Gewicht habe, indem man nicht sagen könne, daß er ein erwachsener Mann, und auch unlängst bei der Court der vierteljährigen Sitzung des Diebstahls eines Fäßchens Rum überwiesen worden war.

Bei einer Court von Oyer und Terminer, welche von dem Ober-Richter McKean, und Bryan, für das Caunty Westmoreland gehalten wurde, wurde Mamachtaga zum Verhör gebracht.—Die gewöhnlichen Formeln wurden beobachtet.—Ein Dolmetscher, aber nicht Nicholas, sondern ein gewisser Handlyn, stand ihm zur Seite, und erklärte ihm in der Delaware Sprache, die Anklage und die Bedeutung derselben, auch das Recht welches er habe die Beschuldigung abzuläugnen, das ist, die Ausrede von "nicht schuldig." Er schien es aber nicht begreifen zu können, daß es eine förmliche Sache sei, und daß er sagen müßte, "nicht schuldig;" denn als Krieger war er nicht willig die Wahrheit zu läugnen. Denn obschon er nicht gestand daß er die That begangen habe, so wollte er doch auch nicht sagen, daß er die Männer nicht gemordet hätte; nur daß er betrunken gewesen, und nicht gewußt hätte was er gethan habe; glaubte aber es zu wissen wenn er unter der Erde seyn würde. Die Court befahl den Prozeß für ihn einzuleiten, und mit dem Verhör voranzuschreiten.

Es wurde ihm gesagt daß er das Recht habe, solche von den Jury-Leuten zu verwerfen, die ihm nicht gefielen, welches ihm vom Dolmetscher erklärt wurde; dieses wurde ihm nun selbst überlassen; er sahe die Jury-Leute alle an, und wählte nachdem sie ein mürrisches oder freundliches Gesicht hatten; das Letztere hielt er für das Kennzeichen eines mitleidigen Gemüthes. Als die Namen der Jury-Leute nach dem Buch abgerufen wurden, und ihnen nach gewöhnlicher Formel gesagt wurde, "Gefangener, siehe nach dem Juror—Juror, siehe nach dem Gefangenen—seyd ihr verwandt mit dem Gefangenen?" so war einer von ihnen, ein Deutscher, von dunkler Gesichtsfarbe, der erste der aufgerufen wurde; er nahm letztere Frage sehr übel, und sagte in großem Eifer, daß "er es für unhöflich halte, Deutsche Leute so zu behandeln, als ob er ein Bruder, oder Vater des Indianers seyn könne;" jedoch die Sache wurde ihm von einem andern Deutschen in der Jury erklärt, welches ihn befriedigte, worauf er eingeschworen wurde.

Es wurde dem Indianer erklärt was die Bedeutung des Eides der Jury sei, um ihm einen Begriff von der Feierlichkeit des Verhörs zu geben. Das Zeugniß war bestimmt und bewieß die Mordthat ohne einigen Zweifel; so daß mir weiter nichts übrig blieb als seine Vertheidigung zu eröffnen, um zu beweisen, daß er betrunken gewesen, und daß ihm die Weißen die Getränke gegeben hätten. Dieser Beweis wurde von der Court als ungültig angesehen, und es wurde dem Indianer erklärt, daß Betrunken seyn, keine Mordthat entschuldige. Der Indianer sagte, er hoffte der gute Mann über uns würde es als Entschuldigung ansehen.

Die Jury gab ihren Ausspruch über ihn als "schuldig" ohne sich zu entfernen. Und der Gefangene wurde wieder nach dem Gefänniß beordert. Zur nämlichen Zeit wurde an der nämlichen Court eine andere Person, (Johann Bradly,) auch für eine Mordthat verhört; dieser wurde aber nur für Todschlag schuldig gefunden. Gegen Ende der Court, wurden diese beiden vorgebracht um ihr Urtheil zu hören. Der Indianer wurde gefragt, was er zu sagen hätte, warum das Todes-Urtheil nicht über ihn ausgesprochen werden sollte. Dieses wurde ihm erklärt, und er sagte, daß er lieber eine Zeitlang laufen wollte. Dieses sagte er in der Erinnerung des bei den Indianern üblichen Gebrauchs, dem Mörder Zeit zu geben, je nachdem die Umstände sind; und wenn er während dieser Zeit die Anverwandten des Gemordeten befriedigen kann, und sie willens sind, von ihm ein Pferd, eine Büchse oder sonst etwas von ihm zu nehmen, und ihm das Leben zu schenken, so steht es ihnen frei so zu thun; hat er aber nichts zu geben, oder wollen die Freunde des Gemordeten ihm die Strafe nicht erlassen, so muß er zur bestimmten Zeit zurückkommen an den bestimmten Ort und Stelle, um dann von einem Krieger der Nation, oder von einem Freunde des Gemordeten, umgebracht werden; welches gewöhnlich mit dem Tomahawk geschieht.

Man sagt daß sich kein Fall ereigne, wo der Verurtheilte nicht zur bestimmten Zeit zurück komme. Und es ist sehr wahrscheinlich, oder vielmehr, es ist gar kein Zweifel, daß wenn man diesen Indianer zu

seiner Nation unter der Bedingung hätte gehen lassen, daß er zu einer bestimmten Zeit zurückkommen müße um seine Strafe zu erleiden, gewiß zurück gekommen wäre als nur immer einer, welcher auf sein Ehrenwort versprochen, an einen gewissen Ort zum Zweikampf zu erscheinen, um sich seinem Gegner entgegen zu stellen. Solchen Eindruck macht die Erziehung über das Gemüth des Menschen.

Das Urtheil wurde nun als Mörder über ihn gefällt. In diesem Falle, war der erste Ausspruch, welchen das Gesetz vorschreibt: das Hängen; welches jedoch nur dann geschehen sollte, wenn der Gefangene um den Beistand des Gebetes eines Geistlichen gebeten habe; da er dies nicht verstand, so war er für diesen Stoß nicht vorbereitet;—nichts könnte die Verziehungen der Muskeln mehr übertreffen, als wie solch ein Urtheil, welches das Gegentheil war von dem, was er erwartete, über ihn ausgesprochen wurde. Da er ein einfältiger Mann war, so that er einen furchtbaren Schrei, warf einen gar betrübten Blick nach der Richter-Bank, und bat um Gnade; erst lange nachher, als man ihm die Sache erklärt, und die Wohlthaten eines Geistlichen erlaubt hatte, ließ er sich besänftigen.—Der Ausspruch des Brennens in der Hand wurde jetzt ausgesprochen; in diesem Augenblick kam der Scheriff mit einem Strick hinein, um seine Hand an einen Balken, in dem niedrigen hölzernen Court Haus, worin wir uns befanden, zu binden, damit das glühende Eisen darauf gebracht werden könnte.

Das Todes-Urtheil durch Hängen, war dem Indianer schon vor diesem angekündigt worden, worauf er sagte, daß er lieber erschoßen seyn wolle; es wurde ihm dann erklärt, daß dieses nicht seyn könnte, und sein ganzes Gemüth schien mit dem Gedanken des Hängens beschäftigt zu seyn. Und als er mit einem Seitenblick den Scheriff mit einem Strick eintreten sah, welches nur ein gewöhnlicher Bettstrick war, (sonst hatte man damals nichts, indem Handel und Manufakturen sehr eingeschränkt waren,) so bildete sich Mamachtaga ein, daß das Todes-Urtheil nun gleich an ihm vollzogen werden solle, und daß der Strick hierzu bestimmt sey, welches so unverhofft kam, daß er auf einen Augenblick alle Geistesgegenwart verlor; seine Gesichtszüge verzogen sich und wurden schwarz, und er krümmte sich mit Abscheu und Entsetzen.—Die Ueberraschung ließ ihm nicht Zeit sein Gemüth zu sammlen, um auf den angenommenen Grundsatz von Ehre, die Furcht zu verbergen, oder sich auf die Vernunft zu verlassen, sich mit seinem Schicksal zufrieden zu geben. Ja, als man ihn von seinem Irrthum überzeugt, und ihm gesagt hatte, daß er noch nicht gehängt werden solle, blieb er dennoch unter sichtbarem Entsetzen. Der Gedanke eines augenblicklichen Todes, besonders des Hängens, schien gewaltig auf seinen Körper zu wirken. Ehe man ihn aus der Court nahm, wünschte er etwas zu sagen; welches war: daß er bekenne daß sein Verhör rechtlich gewesen, und um den Wunsch auszudrücken, daß seine Nation seinen Tod nicht rächen, oder wegen ihm Krieg anfangen möchten.—Als er beim Weggehen von jemand, welcher den Scheriff begleitete, gefragt wurde: was er glaube, wer die Richter gewesen, welche ihn verhört und die

in Scharlach (damaliger Amtstracht) gekleidet auf dem Richterstuhl gesessen hätten?—Da er zum Delaware-Stamm gehörte, unter welchen die Brüdergemeine Missionare hatte, so scheint es als hätte er etwas von demjenigen was er von denen gehört, auf den jetzigen Gegenstand bezogen; er gab daher zur Antwort: daß der eine (den Oberrichter meinend,) Gott, und der andere, Jesus Christus wäre.

An der nämlichen Court von Oyer und Terminer wurde eine Person des Vergehens der Sodomiterei überwiesen. Bei einer Court der Vierteljährigen Sitzung, wurde eine kurze Zeit nachher ein junger Mensch des Diebstahls überwiesen; beide wurden in das nämliche Zimmer gethan wo der Indianer mit dem früher erwähnten Weißen waren, denn es war nur ein Zimmer in dem damaligen Gefängniß. Obschon dieser Mensch schuldig gefunden war, so empfahl ihn doch die Jury, seiner Familienverbindung so wie seiner Jugend halben der Gnade, wofür bereits durch eine Bittschrift bei dem Gouvernör Anspruch gemacht worden; doch konnte er seine gottlosen Leidenschaften nicht unterdrücken, und suchte den weißen Mann zu bewegen, welcher der Sodomiterei überführt war, er doch auf jeden Fall sterben müße, und um der Schande des Hängens zu entgehen, sich von dem Indianer ermorden zu lassen. Dieser war ein einfältiger Mensch, und hatte wirklich eingewilligt; der junge Uebelthäter hatte schon das Messer dazu bereitet, allein der Indianer weigerte sich die That zu begehen, obschon wiederholt ersucht, und ihm auch Rum angeboten wurde, denn er sagte, er habe schon weiße Menschen genug ermordet.

Ein Kind des Gefangenwärters lag krank an einem Fieber. Der Indianer sagte, daß wenn er die Kräuter hätte, die ihm wohl bekannt und im Wald zu finden wären, er es gesund machen könne. Der Gefangenwärter löste ihm die Ketten von den Füßen, begleitete ihn dann in den Wald, wo die Kräuter gesucht, und nachgehens bei der Cur des Kindes gebraucht wurden.

Die Genehmigung und Bestimmung der Zeit, für die Hinrichtung des Indianers, so wie für den weißen Mann, wurde von dem Gouvernör erhalten, und am Morgen des Tages der Hinrichtung bezeugte der Indianer sein Verlangen, sich nach Indianer Manier das Gesicht zu bemalen, damit er als ein Krieger sterben möchte. Der Gefangenwärter nahm ihm, wie zuvor, seine Fesseln ab, und begleitete ihn nach dem Wald um sich seine gewöhnliche rothe Farbe zu verschaffen. Nachdem dieses geschehen war, kehrte er wieder zurück und strich sich tüchtig mit seiner rothen Farbe an, wie es immer bei ihnen bei besondern Gelegenheiten gebräuchlich ist, also jetzt für den traurigen Auftritt seiner Hinrichtung.

Es war eine zahlreiche Menge Menschen bei der Hinrichtung gegenwärtig. Der Weiße wurde zuerst gehangen, und nach ihm bestieg der Indianer die Leiter; nachdem der Strick befestigt war, und man ihn abschwingen ließ, zerriß der Strick, und der Indianer fiel.—Er lag in einer geringen Ohnmacht, nach welcher er mit lächender Miene aufstand, und die Leiter zum Zweitenmal bestieg. Man be-

festigte nun zwei Stricke um seinen Hals, welche stark genug waren ihn zu tragen, so daß die Gesetze nun vollzogen wurden, ihn zu hängen bis er todt wäre.

Dieses ereignete sich während dem Indianer Krieg, und an der Grenze unserer Niederlassung, so daß, wenn der Indianer, während sie die Kräuter zur Cur, oder nachmals die Farben suchte, die Neigung gehabt hätte zu entfliehen, es ihm ein leichtes gewesen wäre; allein so mächtig ist die Kraft der menschlichen Meinung, (wie wir schon früher gesagt,) daß wenn wir nach der Denkungsart des Indianers schließen, ihm die Ausführung unmöglich geschienen habe. Es wurde jedoch als ein sehr unvorsichtiges Verfahren von dem Gefangenwärter angesehen. Denn, hätte der Indianer seine Flucht bewerkstelligt, so wäre ohne allen Zweifel der Gefangenwärter dem damals so sehr aufgeregten Unwillen des Volks ein Opfer ihrer Rache geworden.



Die Geschichte von dem

Lahmen Indianer.

Man fand in Pittsburg, (Pennsylvanien,) um's Jahr 1786, eines Abends in der Dämmerung, einen Indianer in einem bedeckten Gang vor einem Hause sitzen, mit einer leichten Stange in seiner Hand. Er sprach in gebrochenem Englich zu der Person die zuerst hinaus kam, und bat für etwas Milch. Diese angesprochene Person war ein Mädchen die wieder in das Haus ging, und brachte andere mit heraus, um zu sehen wer es wäre, der einem Menschengerippe ähnlich seie. Er war zum äußersten Grade abgezehrt; seine Knochen waren so zu sagen, nur mit Haut bedeckt; eines seiner Beine war verwundet, und mit dem andern und mit Hülfe der Stange, oder vielmehr Stocks, hatte er sich dahin geschleppt. Man wollte ihn befragen, allein er schien zu schwach eine Erklärung von sich zu geben, bat aber für etwas Milch, welche ihm gegeben wurde; auch sandte man einen Boten zu dem commandirenden Offizier der Besatzung dieses Ortes, (Gen. William Irwin,) welcher eine Wache sandte, und ihn nach der Besatzung bringen ließ. Nachdem er etwas zur Erquickung genommen, und sich etwas erholt hatte, so daß er im Stande war, Auskunft von sich zu geben, wurde er von dem Dolmetscher, Joseph Nicholas, ausgefragt. Er sagte, daß er an der Bieber Creek gewesen sei, um Bieber zu fangen, und hätte da ein Mißverständniß mit einem Indianer von dem Mingo-Stamm gehabt, welcher ihn in das Bein geschoßen, weil er gesagt habe, daß er wünsche zu den weißen Leuten zu gehen.

Als man ihm sagte, daß dieses nicht wahrscheinlich sey, und daß er die Wahrheit sagen müßte, und es ihm dabei besser ergehen würde, so gab er folgende Auskunft: daß er einer von der Parthei gewesen sey, welche unlängst einen Anfall gegen eine Niederlassung gemacht hätten, wo sie eine Besatzung angegriffen hätten, und sie welche getödtet, und welche zu Gefangenen gemacht hätten. (Dieses schien nach der Beschreibung die er gab, das Fort zu seyn, was unter dem Namen Waltour's Fort bekannt war, welches ungefähr drei und zwanzig Meilen von Pittsburg an der Straße die nach Philadelphia führt, und ungefähr acht Meilen von wo jetzt Greensburg ist, lag. Er sagte daß er da seine Wunde erhalten habe.

Die Wahrheit der Sache war diese: der alte Waltour, seine Tochter, und zwei Söhne, waren auf dem Felde beschäftigt. Als sie die Indianer ansichtig wurden, liefen sie nach ihren Gewehren, welche sie aus Vorsicht mit nach dem Felde genommen hatten, und machten

sich so schnell sie konnten nach dem Fort. Dieses war ein Blockhaus wo unterschiedliche Familien in der Nachbarschaft in gefahrvollen Zeiten sich hin flüchteten, des Tags an ihre Feldarbeit gingen, und des Abends wieder zurück an diesen Ort der Sicherheit kehrten.

Diese Personen in dem Felde wurden von den Indianern verfolgt, und das junge Frauenzimmer gefangen genommen. Der Vater und die beiden Söhne schoßen fortwährend in ihrem Rückzug auf die Indianer, und waren bis auf ungefähr hundert und fünfzig Schritte von dem Fort, als der alte Mann fiel. Ein Indianer stand über ihm, und war eben im Begriff ihn zu scalpiren, als einer in dem Fort seine Büchse auf ihn richtete und abschoß, der Indianer that einen fürchterlichen Schrei, und machte sich auf einem Bein hinkend davon. Dieses vorher erwähnte Gerippe von einem Indianer, war also der nämliche welcher sich damals hinkend davon machte.—Er gestand dieses, und sagte, daß, als die Parthei wobei er war, verfolgt wurde, so habe er sich wenige Schritte von dem Fußpfad, auf welchem sie verfolgt wurden, im Gesträuche verkrochen.

Nach diesem Ereigniß verfolgten eine Parthie unserer Leute diese Indianer bis an den Allegheny Fluß, und fanden das junge Frauenzimmer welches die Indianer gemordet und scalpirt hatten. Der Indianer gab uns, wie schon erwähnt, durch den Dolmetscher seine Geschichte, und erzählte ferner, daß er drei Tage an dem Ort wohin er sich verkrochen hatte, ruhig gehalten habe, bis er geglaubt habe, daß die Verfolgung vorüber sei, weil er fürchtete, daß man seine Spuren entdecken würde; daß er nach diesem auf Händen und Füßen fortgekrochen sei, bis er in einem Sumpfe erwähnte Stange oder Stock gefunden habe, mit welchem er sich dann weiter geschleppt habe, und daß er nichts als Wurzeln und Beeren genossen habe. Da er von einer Anhöhe einen Wachposten gewahr wurde, so blieb er den ganzen Tag da liegen, und sann nach, ob er sich gefangen geben solle oder nicht; da er aber gesehen hatte, daß sie alle Militz, und keine Regulären waren, so wollte er es nicht wagen.—(Die Indianer wußten den Unterschied zwischen der Militz und Regulären Truppen sehr wohl, denn von den ersten erwarteten sie keine Gnade.)

Die Besatzung von welcher er sprach, war ungefähr 12 Meilen von Pittsburg an der Pennsylvanischen Straße, wo dieselbe über die sogenannte Turtel Creek führet. Es war jetzt acht und dreißig Tage seit der Begebenheit zu Waltour's Fort, und während dieser Zeit hatte diese elende Creatur bloß von Wurzeln und Beeren gelebt, und sich mit Hülfe des Stocks auf einem Fuß fortgeschleppt. Nach seiner Aussage war es zuerst seine Meinung eine ziemliche Strecke oberhalb Pittsburg über den Strom zu gehen, und den Weg nach seiner Heimath zu machen, allein da ihm seine Kräfte dieses nicht gestatteten, so wünschte er das Fort zu erreichen wo die Regulären Truppen waren, da er schon früher, vor dem Kriege, an diesem Ort war; er war auch wirklich jetzt einigen von der Besatzung als Davy bekannt. Ich sahe diesen Menschen etliche Tage nach seinem Bekenntniß in der Garnison, und es war mir sehr auffallend zu be-

merken, wie sehr er sich bemühte durch ein freundliches und folgsames Benehmen sich beliebt zu machen.

Die Frage entstand nun, was man mit ihm thun solle? Nach den Kriegs-Regeln der Wilden, sind sie nicht berechtigt zu den Regeln die unter Civilisirten Völkern angenommen sind. Sind wir aber nicht durch das Gesetz der Natur schon verpflichtet, solche zu schonen die in unserer Gewalt sind; und hört nicht unser Recht zu tödten auf, sobald der Feind es nicht mehr in seiner Gewalt hat uns zu schaden? Es war nicht wahrscheinlich daß dieser Diabel boitieux, oder Satan auf zwei Stöcken, wie man ihn nennen mochte, je wieder als Krieger auftreten würde.

Unterdessen war die Witwe des Mannes der zu Waltour's Fort getödtet wurde, und Mutter des jungen Frauenzimmers war, welche gefangen gemacht, und nachgehends ermordet wurde, in Begleitung einiger Abgeordneten aus ihrer Gegend angekommen, welche zu der Besatzung kamen, um von dem commandirenden Offizier die Uebergabe des Indianers zu verlangen, damit mit ihm verfahren werde, wie es die Witwe und Mutter, und die Verwandten der Getödteten für gut finden möchten. Nach langer Ueberlegung hielt man es für's Beste, ihrem Gesuch zu willfahren, denn das Volk war sehr aufgebracht gegen ihn, und man übergab ihn daher der Militz die mit den Leuten gekommen war, welche ihn forderten. Er wurde alsdann auf ein Pferd gesetzt, und man ging mit ihm in der Absicht fort, ihn dahin zu nehmen wo der erste Auftritt statt gefunden hatte, (Waltour's Fort.) Während sie mit dem Indianer auf dem Wege waren, fiel er durch ein Ungefähr vom Pferde, und sein Bein, welches in der Besatzung eingesetzt, und von dem Arzt jenes Orts behandelt worden, und beinahe heil war, wurde wieder aufs neue zerbrochen.

Die Absicht der Leute war, eine Jury zusammen zu berufen, und ihn zu verhören, wenigstens dem Scheine nach, doch war es ihnen darum zu thun, wie sie sagten, um sich zu überzeugen, ob er wirklich der nämliche Indianer sei, der bei der Parthey bei Waltour's Fort gewesen war; doch ist es zweifelhaft ob er ein unpartheyisches Verhör gehabt haben würde. Der bloße Umstand, daß er ein Indianer war, wäre schon hinreichend gewesen ihn zu verurtheilen. Die Meinung war, im Fall er schuldig gefunden würde, welches keinem Zweifel unterworfen war, ihn nach indianischen Gebräuchen zu peinigen und zu brennen; denn das Schicksal von Crawford und andern, war noch in frischem Andenken bei dem Volke, und sie glaubten, Wiedervergeltung sei ein Grundsatz des Natur Gesetzes.

Jedoch, da es einige Zeit erfordern würde, bis die Jury beisammen gebracht wäre, (wenigstens mußte eine Nacht darüber vergehen;— er war in das Fort, oder Blockhaus, noch denselben Abend gebracht,) so wurde deshalb eine starke Wache bestimmt, ihn zu bewachen, während Einer, welcher beigeordneter Scheriff war, fortging eine Jury zusammen zu berufen, und Andere waren beschäftiget Holz und andere brennbare Materialen für das Verbrennen herbeizuschaffen, wie

auch den Ort zu bestimmen, welches grade der Fleck seyn sollte, wo er die Wunde erhalten hatte, und wo er den Mann, welchen er im Felde erschoßen hatte, scalpiren wollte. Es ist zu vermuthen, daß die Wache etwas träge oder unbesorgt war, vielleicht weil er lahm, und sie seine Flucht unmöglich glaubten; allein während sie im Gespräch, vermuthlich über das Verbrennen welches statt finden sollte, vertieft waren, oder durch eine andere Unachtsamkeit, wurde es ihm möglich unbemerkt in einer Ecke bis an das Dach hinauf zu klettern; und da das Dachwerk weiter wie gewöhnlich hervorragte, (die Sparren ruhten nämlich auf den Balken, und diese gingen ungefähr zwei Fuß weiter hinaus als die Blöcke, so daß zwischen dem Dach und der Wand eine Oeffnung war, wo diejenigen von innen auf die Indianer schießen konnten, die das Haus anzünden, oder in dasselbe einbrechen wollten,) so glaubte man, daß er durch diese Oeffnung sich geflüchtet habe. Erst gegen Morgen wurde der Indianer vermißt; und wie die Jury zusammen gekommen war, war kein Indianer mehr zu finden! Die Wache hatte schon überall gesucht; und die Jury vereinigte sich mit ihnen; die Nachsuchung wurde forgesetzt, und die Militz in allen Richtungen hinaus geschickt—allein es war alles fruchtlos; keine Spur war von ihm aufzufinden; die Wache wurde beschuldiget daß sie nicht achtsam genug gewesen wäre, doch einige vermutheten daß man ihn absichtlich, aus Mitleiden habe entfliehen lassen, damit man der Nothwendigkeit des Verbrennens überhoben seie.

Die Nachsuchung wurde aufgegeben; allein drei Tage nach diesem, als ein Knabe nach seinen Pferden suchte, sahe er einen Indianer mit einem langen Stock, eben im Begriff von einem alten Block auf eins der Pferde zu steigen; er hatte, wie es schien, einen Zaum von Baumrinde gemacht, welchen er dem Pferd anlegte: mit diesem und mit Hülfe des Stocks lenkte er es, und machte in einem starken Trab nach der Richtung der Grenze der Niederlassung. Der Knabe fürchtete sich vor dem Indianer, und lief so schnell er konnte nach Haus, und machte Lärm, worauf denselben Tag eine Parthie zusammen gebracht wurde, welche dem Indianer nachsetzten; sie verfolgten die Spur des Pferdes bis es dunkel wurde, und waren dann genöthiget zu warten bis den nächsten Morgen; des Morgens nahmen sie die Spur wieder, und verfolgten sie wie zuvor, allein sie hatten viele Mühe der Spur zu folgen; der Indianer machte viele Wendungen: einmal ging er von seiner Richtung seitwärts ab, längs einer Anhöhe wo der Boden hart war, und man nur mit vieler Mühe und nach langem Aufenthalt die Spuren des Pferdes ausfinden konnte—ein andermal lenkte er sein Pferd in kleine Gewässer wo es wieder viel Zeitverlust kostete, bis man entdeckte wo er wieder aus denselben gegangen. Auf diese Weise war er fort gekommen bis an den Allegheny Strom, wo sie das Pferd mit dem Rinden-Zaum fanden, und wo es dem Anschein nach, noch nicht lange zurück gelassen war. Der Schweiß war noch kaum trocken auf ihm; denn das Wetter war sehr warm, und das Pferd schien stark geritten zu seyn; die Entfernung die er gemacht, war ungefähr 90 Meilen. Es wur-

de vermuthet daß der Indianer über das Wasser geschwommen sey, in das unbewohnte, und damals sogenannte Indianer-Land, wo es unsicher für die kleine Parthie die ihn verfolgt hatte gewesen seyn würde ihn ferner zu verfolgen.

Nach Beendigung des Krieges suchte ich zu erfahren, ob er die Indianer Dörfer erreicht habe oder nicht. Die nächsten hievon waren zu Sandusky, ungefähr zwei hundert Meilen von hier, (Pittsburg,) allein es schien, daß er, nach allen seinen Bemühungen, seine Heimath nicht erreichte. Entweder ertrank er im Strom, oder verhungerte in der Wildniß, vielleicht auch war sein Beinbruch die Ursache seines Todes.

Ich versuchte mir auch Nachricht über den Indianer welcher Dr. Kneight in Verwahr hatte, als er seine Flucht bewirkte, zu verschaffen; denn ich hatte selbst von des Doktors eigenem Munde die Erzählung seiner Flucht, er konnte nicht begreifen, auch konnte er nicht sagen, warum das Gewehr, als er es auf den Indianer anschlug und abdrückte, nicht losging. Der Indianer war selbst hierüber erstaunt, und erinnerte sich nicht daß er das Zündloch zugestopft hatte um es vor der Nässe zu beschützen, auch bemerkte der Doktor dieses nicht.—Der Indianer, um sich zu entschuldigen, hatte den Doktor als einen großen und starken Mann geschildert, allein die Indianer lachten über ihn, als sie von denen die ihn gesehen hatten, erfuhren, daß er ein kleiner und schwächlicher Mann sey.



Rührende Geschichte der schrecklichen Leiden von

Friedrich Manheim's Familie.

Friedrich Manheim, ein fleißiger und betriebsamer Deutscher, mit seiner Familie, bestehend aus einem Weibe, Catharina, einer Tochter von achtzehn Jahren, und Maria und Christina, (Zwillinge,) von ungefähr sechzehn Jahren alt; wohnte 8 Meilen westlich von Johnstaun, nahe bei dem Mohawk Strom. Auf den 19ten October, 1779, während der Vater eine ziemliche Strecke von seiner Wohnung entfernt an der Arbeit, und die Mutter mit der ältesten Tochter zu einem Nachbar auf Besuch gegangen war, stürmten plötzlich zwei Canassadaga Indianer in das Haus, und entführten die beiden Zwillings Geschwister.

Die Parthei wozu diese Wilden gehörten, bestand aus 50 Kriegern, welche, nachdem sie sich drei und zwanzig von den Einwohner dieser Umgegend versichert hatten, (worunter sich der unglückliche Friedrich Manheim auch befand,) und ihre Häuser in Brand gesteckt hatten, zogen sie vier Tage lang ohne zu rasten, in möglichster Eile zurück, bis sie sich sicher zu seyn glaubten. Der Ort wo sie Halt machten um zu ruhen, war ein mit starkem Holze bewachsenen Tannen Sumpf, welche eine ohnedem finstere Nacht, noch schrecklicher machte. Die Indianer machten ein Feuer an, welches sie zuvor nicht gethan hatten, und befahlen ihren Gefangenen, welche sie beisammen hielten, solche Speise als sie bei sich hatten zu essen. Die Indianer aßen allein. Anstatt sich nach dem Essen zur Ruhe zu begeben, sahen die armen Gefangenen ihre Feinde beschäftigt mit solchen Dingen die nichts Gutes zu bedeuten schienen. An zwei jungen Bäumen wurden die Aeste von unten bis oben hinaus abgehauen, und alles unter denselben befindliche Laub rein weggescharrt. Während etliche mit diesem beschäftigt waren, bereiteten andere etwa fünf Zoll lange, und ungefähr fingersdicke Kien-Hölzer, welche an einem Ende scharf zugespitzt waren, und am andern in geschmolzenes Tannenharz getaucht wurden.

Endlich kamen die beiden Indianer welche Maria und Christina gefangen genommen hatten, und sprangen mit teuflischer Wuth und grimmigen Gebärden mitten in den Kreis der Gefangenen, und rißen diese unglücklichen Schlachtopfer aus den Armen ihrer Mitgefangenen. Diese Krieger waren uneins geworden wessen diese beiden Mädchen seyn sollten; und um diesen Streit zu endigen, wurde von den Häuptlingen der Indianer beschlossen, daß die Gefangenen, welche Ursache des Streites waren, nach ihrer unmenschlichen Ge-

wohnheit um's Leben gebracht werden sollten; und daß ihre Erbeuter die Hauptausführer dieser abscheulichen Handlung seyn sollten. Unterstützt von ihren Kameraden nahmen diese zwey Ungeheuer die armen Geschöpfe, die ohnehin halb todt vor Schrecken waren, rissen ihnen ihre Kleider vom Leibe, und banden sie mit ihren Händen so hoch über dem Kopfe als sie konnten, eine jede besonders, an die zuvor erwähnten jungen Bäume; dann nahmen sie die vorher erwähnten Kien-Splitter und steckten gegen fünf hundert derselben von den Knieen bis auf die Schultern in ihre Körper, wo jeder Stich einen Schrei der größten Qual auspreßte, der durch die ganze Wildniß erschallte. Und nun, um dieser teuflischen Handlung so zu sagen, die Krone aufzusetzen, wurden die kleinen Hölzer, die alle an den blutenden Schlachtopfern aufwärts standen, angezündet, einen solchen empörenden Anblick von Grausamkeit darstellend, daß er nicht mit Worten zu beschreiben, noch mit Gedanken zu begreifen ist. Es war erst nach ungefähr drei Stunden von der Zeit da ihre Qual angefangen hatte, und als sie fast alle Aehnlichkeit mit einem menschlichen Wesen verloren hatten, daß diese schuldlosen Jungfrauen durch den Tod erlößt wurden.

———0———

Das Leiden des
Ehrw. John Corbly und dessen Familie.

Mitgetheilt in einem Brief an den Ehrw. Wm. Rogers.

Werthgeschätzter Freund :—Folgendes ist eine genaue und richtige Darstellung von der traurigen Begebenheit der Ermordung meiner Familie durch die Indianer, welches ich Ihnen erzählte als ich bei Ihnen in Philadelphia war, und welche Sie mich ersuchten Ihnen schriftlich zu übersenden. Auf den zweiten Sonntag im May, 1782, war ich auf dem Wege in Begleitung meiner lieben Gattin und fünf Kindern nach einer meiner Gemeinden, ungefähr eine Meile von meinem Hause, zu gehen, wo ich eine Bestellung um öffentlichen Gottesdienst zu halten, hatte.—Da ich keine Gefahr ahndete, so ließ ich meine Familie vorangehen, und ich folgte etwa zwei hundert Schritte hinter ihnen, mit einer Bibel in der Hand in Betrachtungen vertieft;—als ich auf einmal durch ein lautes Geschrei meiner Familie erschreckt wurde,—ich lief so schnell es mir möglich war, und sahe mich vergeblich in meinem Lauf nach einem Prügel um, bis ich auf ungefähr vierzig Schritte bei meiner Familie war; als ich mein armes Weib gewahr wurde, rief sie mir zu, mich zu flüchten—ein Indianer kam auf mich los um mich zu schießen—ich suchte dann zu entfliehen, und war auch so glücklich ihm zu entgehen.—Mein Weib

hatte ihren Säugling in ihren Armen: dieser wurde ihr entrissen, gemordet und scalpirt.—Dann versetzten sie meinem Weibe verschiedene Hiebe; da sie indessen nicht fiel, so kam der Indianer welcher mir nachgegangen war, zurück zu ihr, und erschoß sie, worauf sie auch scalpirt wurde: mein kleiner und einziger Sohn, ungefähr 6 Jahr alt, wurde mit dem Tomahawk umgebracht. Eine andere Tochter wurde auch gemordet und scalpirt. Meine älteste Tochter hatte sich in einem umliegenden Baumgipfel verkrochen, etwa zwanzig Schritte von diesem Schauplatz, und hatte den ganzen Hergang der Begebenheit mit angesehen. Als sie meinte die Indianer wären alle fortgegangen, so kam sie wieder aus ihrem Schlupfwinkel hervor gekrochen; allein einer der Indianer erblickte sie, und kam eilends zu ihr, schlug sie nieder und scalpirte sie—desgleichen ihre einzige noch überlebende Schwester; sie ließen nicht mehr als ungefähr ein Zoll in der Runde von der Kopfhaut zurück; auch wurde sogar noch ein Stück von der Hirnschale aus ihrem Kopf genommen. Diese zwei sind wunderbar bis jetzt erhalten; doch wie Sie denken können, hatte ich, und habe jetzt noch sehr viele Mühe, Unkosten und Besorgniße wegen ihnen, so viel daß ich, was zeitlicher Wohlstand anbetrifft, so zu sagen, gänzlich ruinirt bin. Jedoch hege ich die Hoffnung, daß sie noch genesen werden; sie haben bis jetzt, Gott sei Dank dafür, ohnerachtet der schmerzlichen Operationen die schon an ihnen vorgenommen worden sind, und noch gemacht werden müßen, ihre Sinne bis jetzt erhalten.

Muddy Creek, Waschington Caunty,
den 8ten July, 1785.

———o———

Verzweifeltes Gefecht zwischen einem

Weißen Manne und zwei Indianern.

In einem Brief an einen Herrn in Philadelphia.

Werther Freund!—Ich habe Ihnen unlängst versprochen, die Besonderheiten eines Gefechts zwischen zwei Indianern und einem weißen Manne von diesem Caunty mitzutheilen.—Folgendes ist die Geschichte:

David Morgan, ein Verwandter von dem berühmten General Daniel Morgan, hatte sich in der frühern Zeit des Revolutions-Krieges, an der Monongabela niedergelassen, und es zur Zeit gewagt mehrere Meilen entfernt von einer Ansiedelung eine Hütte zu bewohnen. Eines Morgens im May, 1781, als er seine jüngsten Kinder hinaus auf ein Feld geschickt hatte, welches eine beträchtliche

Strecke von dem Hause entfernt war, wurde er ihret wegen besorgt, und ging, wie gewöhnlich mit einer guten Büchse bewaffnet, nach dem Orte wo sie arbeiteten. Während er auf dem Zaun saß, und einige Anweisung in der Arbeit gab, bemerkte er zwei Indianer auf der andern Seite des Feldes, ernstlich nach der Gesellschaft herüber schauend. Sogleich rief er seinen Kindern zu, sich zu flüchten, während er suchen wollte ihren Rückzug zu decken. Die Ueberlegenheit war beträchtlich gegen ihn. In Zusatz zu andern Umständen war er gegen sechzig Jahre alt, und folglich nicht im Stande mit den Indianern im Laufen zu wetteifern ?—Das Haus war über eine Meile entfernt, aber die Kinder die bei zwei hundert Schritte Vorsprung hatten, und wirksam durch ihren Vater gedeckt wurden, waren bald so weit voran, daß die Indianer ihre Aufmerksamkeit auf den Alten richteteten. Er lief verschiedene Ruthen mit einer Gelenkigkeit die ihn selbst in Erstaunen setzte, aber da er bemerkte, daß er eingeholt werden würde, wendete er sich um und bereitete sich auf einen heftigen Widerstand vor. Das Gehölz durch welches sie liefen, war sehr dünne, und bestand fast gänzlich aus kleinen Bäumen, hinter denen es schwierig war gehörigen Schutz zu finden. Als Morgan den erwähnten Entschluß faßte, war er eben neben einem großen Wallnußbaum vorbei gegangen, welcher wie ein Patriach unter den ihn umgebenden jungen Bäumen stand, und es wurde nothwendig, um denselben wieder zu erlangen, ungefähr zehn Schritte zurück zu laufen.

Die plötzliche Wendung des Flüchtlings machte die Indianer stutzen, und nöthigte sie unter einem Haufen junger Bäume Halt zu machen, hinter denen sie ängstlich Schutz suchten. Dies war jedoch unmöglich: und Morgan, der ein vorzüglicher Schütze war, sahe genug von einem derselben um einen Schuß wagen zu dürfen. Sein Feind fiel sogleich tödtlich verwundet nieder. Der andere Indianer benutzte den Vortheil von Morgan's ungeladenem Gewehre, sprang aus seinem Hinterhalt hervor und lief schnell auf ihn zu. Dem Manne blieb keine Zeit übrig sein Gewehr wieder zu laden, und war also gezwungen zum zweitenmal zu flüchten. Der Indianer hatte ihn wieder bis auf zwanzig Schritte erreicht, und drückte sein Gewehr auf Morgan ab, der aber, da der Indianer unrichtig gezielt, nicht im geringsten beschädigt wurde. Er wandte sich nun wieder um, und machte sich bereit mit dem Kolben des Gewehr's zu schlagen, während der Indianer, der sein leeres Gewehr fallen gelaßen, seinen Tomahawk schwenkte um seinen Feind damit zu werfen. Morgan schlug mit dem Flintenkolben und der Indianer schleuderte sein Tomahawk zu ein und derselben Zeit. Beide Streiche thaten Wirkung—und beide waren zugleich verwundet und entwaffnet. Der Kolben der Büchse brach auf dem Hirnschädel des Indianers ab, und die Schneide des Tomahawk's wurde an dem Laufe der Büchse zerschmettert, nachdem sie zuvor zwei Finger an Morgan's linker Hand abgehauen. Der Indianer versuchte alsdann sein Messer aus der Scheide zu ziehen. Morgan wurde handgemein mit ihm und warf ihn auf den Boden. Ein fürchterlicher Kampf erfolgte, in welchem

die Stärke dem alten Manne versagte, und es dem Indianer gelang ihn umzuwerfen. Er setzte ein Knie auf die Brust seines Feindes und stieß ein gellendes Geschrei aus, wie es bei ihnen bei Wendung des Glücks gewöhnlich geschieht; er fühlte nach seinem Messer um den Kampf auf einmal zu endigen, aber da er die Schürze einer Frau gestohlen, und um den Leib gebunden hatte, war sein Messer so versteckt, daß er große Mühe hatte das Heft zu finden: Morgan der ein regelmäßiger Kämpfer, nach Virginier Art gewesen, und nicht leicht auf dem Boden überwunden werden konnte, hatte während der Zeit die Ungeschicklichkeit des Indianers benutzt, und hatte einen von dessen Fingern zwischen seine Zähne bekommen. Der Indianer zog und schrie vergebens in seinen Anstrengungen denselben zu befreien. Morgan hielt ihn fest und half ihm das Messer suchen. Jeder ergriff es in demselben Augenblicke: der Indianer an der Klinge und Morgan nur wenig am Hefte. Der Indianer der am besten gefast hatte, bemühte sich dasselbe weiter aus der Scheide zu ziehen, als Morgan plötzlich seinem Finger einen heftigen Biß gab, und das Messer mit Gewandtheit durch seine Hand zog, und dieselbe schrecklich zerschnitt. Beide sprangen jetzt auf die Füße; Morgan schwenkte seines Gegners Messer, und hielt immer noch dessen Finger zwischen seinen Zähnen. Die Anstrengungen des Indianers um wegzukommen waren vergebens—er bäumte sich wie ein ungezähmtes Füllen. Die Zähne des weißen Mannes waren wie ein Schraubstock, und es gelang ihm endlich dem Indianer einen Stich in die Seite zu versetzen. Der Indianer empfing denselben ohne zu fallen, da das Messer eine Rippe getroffen; aber ein zweiter nach dem Magen geführter Stich hatte beßere Wirkung—und der Wilde—fiel. Morgan schob das Messer, Heft und Alles in die Oeffnung, und auf seine Füße springend, machte er sich so schnell als möglich nach Hause.

Die Nachbarschaft wurde sogleich von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, und man eilte auf die Stelle wo der Kampf statt gefunden hatte; der erste Indianer lag wo er gefallen war; aber der zweite war verschwunden. Eine breite Spur von Blut führte jedoch an den Gipfel eines gefallenen Baumes, innerhalb hundert Schritte von der Stelle, in welchen sich der arme Kerl geschleppt hatte, wo er jetzt blutend lag, aber noch lebte. Er hatte das Messer aus der Wunde gezogen, und versuchte dieselbe mit der gestohlenen Schürze, welche ihm sein Leben kostete, zu verbinden, als seine Feinde anlangten. Die Liebe zum Leben schien noch stark in ihm zu seyn. Er begrüßte sie mit einem freundlichen Lächeln, indem er ihnen seine Hand darbot und in gebrochenem Englisch ausrief: "Wie befindest Du Dich, Bruder! wie machts! ich bin froh Dich zu sehen!" Der arme Kerl; die Liebe war alle auf seiner Seite. Ihre Brüderschaft erstreckte sich blos auf's tödten mit dem Tomahawk, scalpiren, und die Haut abziehen, welche Operation auch innerhalb wenigen Minuten vollzogen wurde. So weit hatte gegenseitiges Unrecht beide Partheien entflammt.

Westmoreland, den 26sten April, 1779.

Seltene Tapferkeit eines Weibes

In einem Kampf mit mehreren Indianern.

In einem Brief an eine Dame zu Philadelphia mitgetheilt.

Werthe Freundin:—Ich habe unlängst Herrn ——— in Ihrer Stadt die Geschichte von einem weißen Mann und zweien Indianern mitgetheilt. Und bin nun im Begriff eine Begebenheit mitzutheilen, worin Sie sehen können mit welchem Muth und seltener Entschlossenheit eine Person von Ihrem Geschlecht, sich selbst, ihren Mann, und Kinder vertheidigte.

Die Heldin dieser Geschichte war Frau Experience Bozarth.—Sie wohnte an der sogenannten Dunkard Creek, im südwestlichen Theil dieses Caunty's. In der Mitte des verflossenen Märzmonath's war es unruhig in der Gegend geworden, und etliche Familien waren zu ihrem Hause gekommen, indem sie sich da in Gesellschaft sicherer zu seyn glaubten als in ihren eignen Wohnungen, welche umher zerstreut waren.

Nachdem sie eine Zeitlang da gewesen, kamen die versammelten Kinder die nahe bei dem Hause spielten, ängstlich hinein gelaufen und berichteten, daß häßliche rothe Männer da wären. Es waren damals nur zwei Männer in dem Hause, wovon einer nach der Thür ging um sich umzusehen, wo er aber sogleich einen Schuß in die Seite bekam, und rückwärts in das Haus fiel. Ein Indianer kam sogleich in das Haus, und wurde mit dem andern Manne handgemein welcher ihn sogleich auf ein nahe stehendes Bett warf; da er aber nichts hatte sich zu vertheidigen, so rief er für ein Messer um ihn zu tödten. Frau Bozarth, welche, wie es scheint, die einzige war, die vor Schrecken Hülfe leisten konnte, und da nicht gerade ein Messer zu haben war, so ergriff sie eine unter dem Bette liegende Axt, und, mit einem kräftigen Hiebe, spaltete sie die Hirnschale des Indianers. In dem nämlichen Augenblick kam ein anderer Indianer zur Thüre hinein, und erschoß den Mann welcher den Indianer auf dem Bette gehalten hatte. Frau Bozarth wendete sich nun nach diesem zweiten Indianer und versetzte ihm mehrere derbe Hiebe mit ihrer Axt, so daß die Eingeweide durch dieselben zum Vorschein kamen; worauf dieser ein Mordgeschrei ausstieß. Während dieser Zeit, waren die andern Indianer vor dem Hause beschäftigt gewesen die armen Kinder zu ermorden; als sie aber dieses Mordgeschrei hörten, kamen etliche von ihnen um Hülfe zu leisten; der erste welcher soeben über

die Hausschwelle getreten war, erhielt von Frau Bozarth einen Hieb, der ihn sogleich zu Boden streckte. Ein anderer ergriff diesen letztverwundeten und auf dem Boden liegenden Indianer bei den Füßen, und schleppte ihn vollends zur Thüre hinaus; worauf diese Heldin mit Hülfe des zuerst gefallenen Mannes, der sich indessen wieder etwas erholt hatte, die Thüre hinter ihnen zuschlug und verriegelten. In dieser traurigen Lage mußten sie etliche Tage verharren; die Indianer belagerten sie von außen, und sie hielten Wache von innen; den getödteten weißen Mann sowohl als den todten Indianer, mußten sie während dieser Zeit bei sich behalten; bis sie endlich durch eine Parthie unserer Leute erlößt wurden.

Daß keine Zeit zum Ueberlegen gebraucht wurde, erhellet deutlich aus dem Umstand, daß dieser ganze Vorfall, von Anfang bis zur Zeit daß sie die Thüre verriegelten, in Zeit von ungefähr drei Minuten statt gefunden hatte.

Westmoreland, den 26sten April, 1779.

———0———

Eine Beschreibung der Leiden von

Massy Herbeson und ihrer Familie.

Welche von den Indianern gefangen genommen wurde.

———

Massy Herbeson, nachdem sie vorher vor mir, dem Unterzeichneten, einen der Friedensrichter, in und für das Caunty Allegheny, so wie das Gesetz vorschreibt, beeidigt war, bezeugte und sagte: daß sie ungefähr zwei hundert Schritte von Reed's Block-Hause, welches fünf und zwanzig Meilen von Pittsburg ist, wohneten; daß ihr Mann auf den 22sten dieses Monats, welcher ein Kundschafter, damals von Hause gewesen sey; da nun zwei andere Männer die auch Kundschafter waren, und bei ihr übernachtet hatten; des andern Morgens frühe aufgestanden und hinüber in das Block Haus gegangen seien, so hätten sie, als sie aus ihrem Hause gingen, die Thüre offen stehen lassen. Bald nachdem, da diese Männer fort waren, eine Parthie Indianer in ihr Haus gestürmt wären, und hätten sie, da sie noch im Bette war, bei den Füßen ergriffen und aus dem Bette geschleift; desgleichen thaten sie ihren zwei ältesten Kindern welche in einem andern Bette lagen; das jüngste Kind hatte sie bei sich im Bette gehabt. Die Indianer wühlten durch die Sachen im Hause herum; und während sie hiemit beschäftigt waren, lief sie zum Hause hinaus und rief den Leuten im Block-Hause; einer der Indianer lief sogleich zu ihr, und verstopfte ihr den Mund; ein

anderer kam und schwenkte seinen Tomahawk gegen sie, und ein dritter kam, ergriff des Letzteren Tomahawk und sagte, daß sie seine Squaw wäre; dieser Letzte sagte, sie gehöre ihm zu, und blieb auch bei ihr; mehrere von den Indianern gingen dann hinüber nach dem Block-Hause, wo sie einen Soldaten der eben Wasser holte, tödteten, und einen andern, der nach dem Waaren-Lager hinausschaute, verwundeten. Zeuge sagte den Indianern, daß bei vierzig Soldaten in dem Block-Hause wären, und ein jeder von ihnen zwei Gewehre habe, welches ihnen nicht gefallen haben mochte; denn etliche von denen die noch in ihrer Hütte waren, gingen hinaus zu denen an dem Block-Hause und brachten sie zurück.—Dann packten sie auf und trieben diese Familie vor sich her; allein ein kleiner, ungefähr drei Jahr alter Knabe wollte nicht von dem Hause weggehen, worauf ihn einer bei den Füßen erwischte, ihn gegen das Haus schlug und den Kopf zerschmetterte, ihm noch etliche Hiebe versetzte, und dann scalpirte; hierauf gingen sie bis auf eine Anhöhe wo sie ihre Beute zusammen packten. Während sie mit diesem beschäftigt waren, hatte Zeuge sie gezählt: es waren ihrer zwei und dreißig, mit Einschluß zweier weißen Männer die sich so wie die Indianer bemalt hatten.

Sie sagte ferner, daß etliche von den Indianern Englisch sprechen konnten; daß sie welche gut gekannt; indem sie öfters dieselben den Allegheny auf und ab paßieren gesehen habe; zwei von ihnen erkannte sie als Seneccas, und zwei als Munsees, welche ihre Gewehre ungefähr zwei Jahre vorher bei ihrem Manne ausbessern ließen. Daß zwei der Indianer mit ihr und den Kindern gegangen, die Uebrigen aber, den Weg gegen Puckty genommen hätten. Kaum waren sie zwei hundert Schritte fortgegangen, so hätten diese zwei Indianer 2 von ihres Onkels Pferde gefangen, und hätten sie und das jüngste Kind auf eins derselben gesetzt, und einer der Indianer habe sich mit dem anderen Kinde auf das andere Pferd gesetzt. Die zwei Indianer nahmen sie mit ihren Kindern nach dem Allegheny Strom, und versuchten die Pferde dadurch schwimmen zu lassen; da aber die Pferde nicht schwimmen wollten, so setzten sie in kleinen, von Baumrinde gemachten Kähnen über. Nachdem sie über das Wasser waren, fing das älteste Kind, welches ungefähr fünf Jahre alt war, seinen kleineren gemordeten Bruder zu betrauern an, als einer der Indianer ihn mit dem Tomahawk tödtete, und scalpirte. Diesen ganzen Tag wanderten sie rasch fort, und erreichten am Abend ein großes Zelt welches mit Baumrinde gedeckt war; sie wurde ungefähr zwei hundert Schritte vom Zelt zurück gelassen, wo ihr die Hände gebunden, und ihr etwas Bettzeug gegeben wurde.—Nächsten Morgen wurde sie in ein Dickicht am Hange eines Hügels genommen, wo Einer Wache über sie hielt, während der Andere an dem Fußpfad lauerte, ob sie nicht verfolgt würden. Des Mittags wechselten sie um; sie bekam an diesem so wie am vorigen Tage ein Stückchen getrocknetes Hirsch-Fleisch, so viel als die Größe eines Hühnereies; diesen Abend, (Mittwochs den 23sten,) wurde sie an eine andere Stelle genommen, und verwahrt, wie zuvor; während diesem Tage versuchte sie mehrmals das Gewehr oder den Tomahawk des Indianers

der sie bewachte zu bekommen, worüber sie beinahe ertappt wurde; hätte ihr dieses geglückt, so hätte sie sicher den Indianer ermordet.

Den nächsten Morgen, (Donnerstags,) ging wieder Einer von ihnen, um, wie den Tag zuvor, den Weg zu bewachen. Der Andere legte sich nieder, und schlief ein. Zeuge benutzte die Gelegenheit, suchte etliche Stücke von ihren und ihres Kindes Kleidern habhaft zu werden und entflohe; dieses mochte ungefähr eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang gewesen seyn.—Sie nahm ihren Weg vom Allegheny Strom, indem sie natürlich in der Richtung des Allegheny von den Indianern verfolgt worden wäre; den ganzen Tag ging sie längs der Conequenessing Creek.—Den folgenden Tag nahm sie eine andere Richtung, und stieß auf, was sie die Pein Creek zu seyn glaubte, welche in den Allegheny fällt. Da sie sich aber in dieser Richtung nicht sicher glaubte, so machte sie eine Wendung, erstieg mehrere Hügel, schlief Freitags Nachts auf einem dieser Hügel, und kam des Samstags an Squaw Run—sie folgte diesem Gewässer bis sie an einen Platz kam, wo jemand nach einem Hirsch schoß; sie sahe die Person hundert und fünfzig Schritte vor sich—den Hirsch laufen, so wie den Hund ihm nachfolgen; wie sie glaubte war es ein Indianer Hund, worauf sie eine andere Richtung nahm, aber sich doch in kurzer Zeit wieder an dem nämlichen Wasser befand; sie folgte dem Wasser das Thal hinab, bis sie so müde geworden, daß sie nicht mehr weiter gehen konnte; es hatte den Abend zuvor schon angefangen zu regnen, regnete diesen ganzen Tag so wie durch die ganze Nacht von Freitags auf Samstags. Samstags Morgens setzte sie ihre Reise weiter, und verfolgte den Strom abwärts, bis sie an dessen Mündung, wo er sich in den Allegheny ergießt, angekommen war; dann folgte sie diesem Strom hinab, bis sie gegenüber Carters Hause auf der bewohnten oder östlichen Seite des Stroms gekommen war; hier machte sie Lärm, damit sie ihrer gewahr wurden; worauf James Closier sie über das Wasser in Carters Haus brachte.

Beeidigt vor mir, in Pittsburg, diesen 28sten Tag May, 1792.

John Wilkins.

Das Leiden von

Peter Williamson.

Einer der ersten Bewohner in dem mehr entlegenen Theil von Pennsylvanien.

Von ihm selbst geschrieben.

Mein Geburtsplatz war nicht 10 Meilen von Aberdeen, im nördlichen Schottland. Da ich schon, wie ich acht Jahre alt war, ein gesetzter starker Knabe war, so wurde ich von zwei schlechten Menschen, (welche zu einem Schiff gehörten, das von einigen werthen Kaufleuten in Aberdeen zu diesem Handel ausgerüstet war,) gestohlen, um mit andern, gleichfalls gestohlenen Kindern, nach den Colonien gebracht, und als Sklaven verkauft zu werden. Diese Menschen hatten mich nämlich überredet auf das Schiff zu gehen; doch kaum war ich auf demselben, so wurde ich an einen Ort zwischen den Decks, zur Verheimlichung gut eingerichtet, zu einigen andern auf dieselbe Art gestohlenen Kindern, gethan; nach ungefähr einem Monat wurden die Anker gelichtet, und die Segel nach Amerika gerichtet.

Nach unserer Ankunft in Philadelphia, wurden wir von unserem Capitain zu ungefähr sechszehn Pfund das Stück verkauft. Von meinen andern unglücklichen Cameraden habe ich nie wieder etwas gehört; mein Schicksal war, daß ich für sieben Jahre an einen meiner Landsleute verkauft wurde, welcher, gleich wie ich, in seiner Kindheit, gestohlen und verkauft worden war.

Ich wurde sehr gütig von meinem Meister behandelt; er hatte selbst keine Kinder, und erlaubte mir daher Vorrechte, die nur Kinder genießen; ich ging fünf Jahre lang alle Winter in die Schule, und machte ziemliche Fortschritte im Lernen. Bei diesem guten Manne blieb ich bis er starb, wo er mir für meine getreuen Dienste zwei hundert Pfund in Geld, sein bestes Pferd, nebst allen seinen Kleidungsstücken vermachte.

Ich war jetzt siebenzehn Jahre alt,—war mein eigener Meister,—hatte Geld in der Tasche, nebst allen andern nöthigen Bedürfnißen,—und widmete mich dem Geschäft eines Handelsmannes für beinahe sieben Jahre; wo ich dann den Beschluß faßte, mich irgendwo niederzulassen, und die Tochter eines wohlhabenden Pflanzers heirathete. Mein Schwieger-Vater machte mir ein Geschenk von einem

Stück Land, welches (unglücklicher Weise für mich,) an der Grenze von Pennsylvanien nahe an der sogenannten Gabel des Delaware, lag, welches ungefähr zwei hundert Acker enthielt, wovon dreißig Acker urbar gemacht, und gleich gebraucht werden konnten; es befand sich auch ein gutes Haus nebst Scheuer daselbst. Der Platz gefiel mir, und ich ließ mich daselbst nieder. Mein Geld legte ich aus für Vieh, Land- und Hausgeräthschaften; und da ich ein liebenswürdiges Weib hatte, so lebte ich glücklich und zufrieden; allein im Jahr 1754, da die Indianer lange Zeit vorher in anderen Gegenden ungestraft geraubt und gemordet hatten, fingen sie auch jetzt an der Grenze unserer Provinz sehr beschwerlich zu werden, wo sie in kleinen Streifparthien umher lauschten und große Verheerungen verübten.

Schrecklich und empörend waren die Grausamkeiten die von diesen Wilden verübt wurden! Fast jeden Tag hörte man neue, von diesen Barbaren verübte Grausamkeiten an einer oder der andern Familie. Ich fühlte ihre grausame Rache so wie viele andere. Ich, der ich mich in dem Besitz eines geliebten Weibes, und mit irdischen Güter gesegnet, der glücklichste Mensch zu seyn glaubte, wurde auf einmal zum aller unglücklichsten Menschen gemacht: fast unerträglich ist das Gefühl, welches ich bei jeder Rückerinnerung des unglücklichen zweiten Oktobers, 1754, empfinde. An jenem Tage ging mein Weib zu ihren Verwandten auf Besuch; ich blieb des Abends später wie gewöhnlich auf, indem ich sie erwartete; es war sonst niemand mit mir im Hause. Mit Erstaunen und Schrecken hörte ich gegen eilf Uhr den Schrei des schrecklichen Kriegs-Signals der Indianer, welche mein Haus umringt hatten. Mein Gewehr war geladen, mit welchem ich an das Fenster ging und ihnen drohte zu schießen, wenn sie sich nicht entfernen würden. Wie fruchtlos sind aber die Streitkräfte eines einzigen Mannes gegen die vereinigte Stärke einer Horde hungriger Bluthunde! einer von ihnen der Englisch sprechen konnte, drohete mir ihrer Seits, "daß wenn ich nicht sogleich zu ihnen heraus käme, sie mich lebendig verbrennen würden;" wenn ich aber, setzte er hinzu, "hinaus käme und mich ihnen freiwillig als Gefangener übergebe, so sollte ich nicht umgebracht werden." In der traurigen Lage worin ich mich befand, glaubte ich besser zu thun, mich nach ihrem Versprechen der Schonung zu unterwerfen, als einen gewißen Tod in meinem Hause zu erwarten; ich ging also mit meinem Gewehr in der Hand, ohne zu wissen daß ich es hatte, zu ihnen hinaus. Sobald ich vor die Thüre kam, fielen sie über mich her wie Tieger, und entrißen mir sogleich mein Gewehr, und banden mich an einen Baum; worauf sie in das Haus gingen, und es von allem was sie mit sich nehmen konnten, leerten, dann zündeten sie es an, und verbrannten es mit allem noch darin befindlichen, vor meinen Augen. Hiermit waren sie noch nicht zufrieden, sondern alle Nebengebäude, so wie auch Scheuer und Stallung wurde in Brand gesetzt, worin sich 200 Buschel Weizen, vier Pferde, sechs Kühe, und fünf Schaafe befanden, welches alles zur Asche verbrannt wurde.

Nachdem sie diese abscheuliche Handlung, wofür sie gekommen waren, verrichtet hatten, so kam einer dieser Ungeheuer sein Tomahawk

schwingend auf mich zu, und drohete mir mit dem allerschrecklichsten Tode, wenn ich nicht mit ihnen gehen würde. Ich versprach mitzugehen; worauf sie mich losmachten, und mir von ihrem Raub aufluden, womit ich diese ganze Nacht unter der schrecklichsten Besorgniß, daß mein geliebtes Weib auch ein Opfer dieser Bluthunde geworden seyn möchte, fortwanderte. Mit Tagesanbruch geboten mir meine satanischen Meister mein Gepäck nieder zu legen, worauf sie mir wieder die Hände um einen Baum banden und das so fest, daß es das Blut bei meinen Fingerspitzen austrieb. Als sie hierauf nahe bei mir ein Feuer anzündeten so war ich in der größten Furcht daß sie beabsichtigten mich zu verbrennen. Nachdem das Feuer gemacht war, tanzten sie eine Zeitlang um mich herum, und schrieen jauchzten und lärmten, auf eine fürchterliche Weise. Endlich als sie diesen Spaß müde geworden waren, fingen sie an, sich auf eine andere Weise zu belustigen; sie nahmen Feuerbrände und glühende Kohlen, hielten dieselben mir sowohl an das Gesicht, als auch an die Hände und Füße, und bedroheten mir zugleich, daß wenn ich schreien oder den geringsten Laut von mir geben würde, sie mich sicherlich gar verbrennen würden; auf diese Weise beinahe zu Tode gefoltert, hielt ich ihre Marter aus ohne meine Angst und Schmerzen anders als durch stille Thränen auszulassen; als sie es bemerkten, nahmen sie glühende Kohlen und hielten mir dieselben nahe an meine Augen und sagten, daß mein Gesicht naß sey, und sie es trocknen wollten, welches sie auch grausam genug thaten. Wie ich diese Martern aushalten konnte, ist mir selbst ein Räthsel; aber Gott schenkte mir Geduld meiner Erlösung zu harren, für welche ich täglich betete.

Endlich setzten sie sich um das Feuer, und richteten das Fleisch zu, welches sie in meinem Hause geplündert hatten.—Als sie gegessen hatten, boten sie mir auch zu essen an; allein es läßt sich leicht denken, daß nach allem was ich erlitten hatte, ich wenig nach Speise verlangte, doch aus Furcht sie möchten ihre satanischen Martern wiederholen, so mochte ich sie nicht mit einer abschläglichen Antwort beleidigen, und nahm es, nachdem sie mich losgemacht hatten, mit scheinbarer Dankbarkeit an. Was ich nicht eßen konnte, das suchte ich zu verstecken so gut ich konnte; als sie glaubten, daß ich alles gegessen hätte, banden sie mich wieder wie zuvor, in welcher traurigen Lage ich den ganzen Tag über verharren mußte. Nach Sonnenuntergang löschten sie das Feuer und bedeckten die Asche mit Laub, welches sie immer thun wenn sie befürchten verfolgt zu werden, damit keine Spuren von ihnen sichtbar blieben.

Von hier gingen sie nach der Susquehanna und längs derselben ungefähr sechs Meilen, bis wir an die sogenannten blauen Berge kamen, wo sie alle Beute im Gehölze versteckten. Von da gingen sie an ein unweit entlegenes Haus, wo ein gewisser Jacob Schneider mit seiner Familie, bestehend aus einem Weibe, fünf Kindern und einem jungen Knecht, wohnete.—Sie hatten keine Schwierigkeit in dieses Haus zu kommen, wo sie sogleich, ohne das geringste Mitleiden, beides die Eltern und Kindern scalpirten; alles bitten, weinen und winseln der armen unschuldigen Kinder vermochte sie nicht von

ihrem mörderischem Vorhaben abzuhalten; als sie die Eltern sammt den Kindern scalpirt hatten, und alles Bewegliche in dem Hause, was sie gedachten mitzunehmen, herausgebracht hatten, so steckten sie es in Brand, und ließen die unglücklichen Schlachtopfer darinnen.

Den vorerwähnten jungen Mann der zu dieser Familie gehörte, ließen sie am Leben, und ließen ihn, wie mich, von dem hier Gestohlenen tragen, welches auch an den vorerwähnten Ort am blauen Berg gebracht, und dort auch versteckt wurde. Dieser arme junge Mensch konnte die grausame Behandlung die wir erdulden mußten, nicht aushalten; und indem er bitterlich weinte, sagte er mir, daß er unmöglich weiter gehen könne; ich suchte ihn aufzumuntern, allein es half nichts, er weinte und wehklagte fort; als es die Indianer bemerkten, ging einer von ihnen mit seinem Tomahawk auf ihn zu, und versetzte ihm einen Hieb auf den Kopf, worauf er fiel, er wurde sogleich scalpirt—ohne weiteres liegen gelassen, und fort gegangen. Dieser plötzliche und unerwartete Mord erschütterte mich dergestalt, daß ich fast nicht mehr vermögend war, von der Stelle zu gehen, indem ich nicht wissen konnte, wie bald mich ein ähnliches Schicksal treffen könnte; jedoch ich suchte mich zu fassen so gut ich konnte, und verbarg meine Angst so viel mir möglich war, vor diesen Kannibalen.

Sie hielten sich längs dem blauen Berg, wo sie vier bis fünf Tage in ihren Schlupfwinkeln sich aufhielten; und als ihnen die Lebensmittel mangelten, so machten sie sich nach der Susquehanna; auf diesem Wege stießen sie auf ein Haus wo ein alter Mann, Namens John Adams, mit seinem Weibe und vier kleinen Kindern wohnte; und da sie hier keinen Widerstand fanden, so wurde die Mutter mit ihren Kindern vor des alten Mannes Augen scalpirt. Unmenschlich und barbarisch wie dieses war, war es doch nicht hinreichend sie zu befriedigen; denn als sie das arme Weib gemordet hatten, verfuhren diese Wütheriche auf eine solche viehische Weise mit ihr, daß Sittsamkeit mir nicht gestattet derselben zu erwähnen. Der unglückliche Gatte, vor dessen Augen diese Greuelthaten begangen wurden, bat vergebens daß man ihn doch tödten möchte, damit er dieses nicht mit ansehen müße; allein sie waren eben so taub zu seinem Flehen, als wie zu dem der andern, und fingen an, sein Haus, Scheuer, Vieh, Frucht, Heu, und alles was vor einigen Stunden sein Eigenthum war, zu verbrennen und zu verderben. Ehe die Verheerung angefangen, hatten sie sich was ihnen gefiel bei Seite gethan, und als sie im Begriff waren weiter zu gehen, ließen sie den armen alten Mann, schwach und elend wie er war, einen Pack von ihrem Raub tragen, so mußte auch ich; sie selbst nahmen auch so viel Brod und Fleisch als sie konnten, und machten sich auf den Weg nach dem großen Sumpf. Hier blieben sie mehr als eine Woche, und vertrieben sich öfters die Zeit mit barbarischen Grausamkeiten an dem alten Manne: manchmal entkleideten sie ihn ganz nackt, und bemalten ihn ganz über mit allerley Farben; ein andermal rupften sie ihm die weißen Haare von seinem Haupte, und sagten spöttischer Weise zu ihm, "Daß er ein Narr wäre so lange zu leben, und daß sie ihm eine Freundschaft erzeigen, und ihn aus der Welt schaffen wollten."

Vergeblich war des alten Mannes Flehen; täglich wiederholten sie ihre Neckereien und Grausamkeiten mit allen nur erdenklichen Martern. Eines Abends spät, als wir einander über die Mißhandlungen die wir täglich erdulden mußten, trösteten, kam eine andere Parthie von 25 Indianern zu uns, welche zwanzig Scalps und drei Gefangene mit sich brachten, welche unglücklicherweise in einer kleinen Niederlassung, nahe der Susquehanna, (Conococheague genannt,) in ihre Hände gefallen, und welche meistentheils von Irländern bewohnt war. Diese Gefangenen gaben uns Berichte von den schaudererregensten Mordthaten und Verwüstungen die sie in jener Gegend verübt hatten; etliche Beispiele davon werden den Leser in Stand setzen sich einen Begriff von dem Leiden, welches die ersten Anbauer unserer Provinzen zu erdulden hatten, zu machen. Diese Parthie welche jetzt zu uns gestoßen war, konnte ihre Gewaltthätigkeiten nicht so schnell beginnen, als die welche zu meiner Wohnung gekommen waren; die erste ihrer Greuelthaten begingen sie auf den 25sten Oktober, 1754, wo sie Johann Lewis, dessen Weib und drei kleine Kinder auf eine grausame Weise ermordeten und scalpirten; und alles, was er hatte, zerstörten. Auf den 28sten hatte Jacob Miller, mit seinem Weibe und sechs seiner Familie, das nämliche Schicksal. Auf den 30sten wurde das Haus, Mühle, Scheuer, zwanzig Stück Rindvieh, sechs Pferde, und alles was Georg Folk gehörte, zerstört; er selbst mit seiner ganzen Familie, neun an der Zahl, wurden alle scalpirt, dann in Stücke zerhackt, und den Schweinen vorgeworfen! Ein sehr wohlhabender Handelsmann im unteren Theil der Provinz, welcher Geschäftehalben das Land hinauf zu gehen hatte, fiel diesen Meuchelmördern in die Hände, welche ihn nicht nur scalpirten, sondern auch sogleich noch ehe er todt war, brieten; und in Ermangelung anderer Lebensmittel, gleich Kannibalen, den ganzen Körper verzehrten; von dem Kopfe machten sie einen sogenannten Indian-Pudding, welches sie für einen Leckerbissen halten.

Die drei Gefangenen welche diese letzte Parthie mitgebracht hatten, bejammerten ohne Unterlatz ihr trauriges Schicksal, und erdachten allerlei Mittel um ihre Flucht zu bewirken, welches ihnen endlich gelang; da sie aber weit von ihrer Heimath entfernt, und ganz fremd in dieser Gegend waren, so wurden sie bald durch andere Indianer gefangen, und zu uns zurück gebracht. Sobald diese armen Flüchtlinge, welche beinahe verhungert, indem sie seit ihrer Flucht nichts genossen hatten, wieder in der Gewalt dieser Barbaren waren, so wurden zwei von ihnen sogleich an einen Baum gebunden und ein großes Feuer um sie gemacht; nachdem sie in dieser traurigen Lage eine Zeitlang die größte Qual erlitten hatten, so nahm einer der Indianer ein Messer und schlitzte ihnen ihren Bauch auf, nahm ihre Eingeweide heraus, und verbrannte dieselben vor ihren Augen, während die andern sich belustigten sie zu stechen, und ihnen mit glühenden Haken das Fleisch von ihren Armen und Beinen zu reissen, bis sie todt waren. Der Dritte von diesen drei unglücklichen Schlachtopfern wurde etliche Stunden länger aufgespart, um, wenn möglich, seine Qual noch größer zu machen; sie banden ihm die Ar-

me fest an seinen Körper, machten ein Loch in die Erde, tief genug für ihn darin zu stehen; dann stellten sie ihn hinein, füllten das Loch wieder nach und nach aus, und stampften die Erde so fest sie konnten um ihn herum; dieses wurde fortgesetzt bis nur noch sein Kopf über die Erde hervorragte; dann scalpirten sie ihn und ließen ihn in dieser betrübten Lage ungefähr drei Stunden; machten ein kleines Feuer nahe an seinem Kopf, welches ihm die schrecklichsten Schmerzen verursachte; während welcher Zeit der arme Mensch fortwährend bat, daß sie sich seiner erbarmen, und ihn auf einmal umbringen sollten,—allein sie waren taub zu allem seinem Flehen, und unterhielten das Feuer bis ihm endlich die Augen aus dem Kopfe getrieben wurden; solche unbeschreibliche Schmerzen mußte er ungefähr 2 Stunden ausstehen bis er völlig todt war.—Nachher schnitten sie den Kopf ab, und befahlen mir denselben neben seinen Körper zu begraben; welches ich, schwach und erschrocken wie ich war, nur durch die Furcht, daß es mir auch so ergehen möchte, vermögend gemacht wurde zu thun.

Es fiel unter dessen ein tiefer Schnee, welches diesen Barbaren Furcht einjagte, indem sie glaubten in ihren Schlupfwinkel aufgespürt werden zu können; sie machten sich daher nach ihrem Winterquartier auf den Weg, welches ungefähr zwei hundert Meilen von diesem Orte entfernt war. Nach einer langen und beschwerlichen Reise, während welcher ich beinahe verhungerte, kamen wir endlich nach Alamingo. Hier hatten sie eine Anzahl Hütten, (Wigwams,) welche mit ihren Weibern und Kindern angefüllt waren. Tanzen, Singen und Jauchzen war ihr gewöhnlicher Zeitvertreib. Da die Kälte zunahm, so nahmen sie mir diejenigen Kleider die ich noch hatte für ihren eigenen Gebrauch, und gaben mir was sie sonst selbst tragen, ein Stuck von einem Teppich, ein paar Mokassins, und ein Stück grobes Tuch für Beinkleider oder Hosen.

Ich suchte mich gegen die Kälte zu schützen so gut ich konnte; indem ich mir eine kleine sogenannte Wigwam oder Hütte von Baumrinde machte, welche ich mit Erde bedeckte, so daß sie wie eine Höhle aussah; am Eingang derselben unterhielt ich stets ein gutes Feuer, um die Wirkung der Kälte zu vermindern. Ich verblieb beinahe 2 Monate an diesem Ort, (Alamingo,) bis der Schnee wieder weggegangen war; wenn sich mir auch zuweilen die Gedanken zur Flucht aufdrangen, so wußte ich doch zu gut daß dieses mir unmöglich sey; erstlich hatte mich das kalte Wetter ganz steif gemacht, und dann war ich über zwei hundert Meilen von jeder Ansiedelung entfernt; die Indianer wagten daher, dieses wohlwissend, nicht sehr viel, indem sie mir die Freiheit ließen umher zu gehen. Meine Speise war meistentheils Welschkorn; da ich mich aber folgsam gegen sie betrug, so wurde mir zu Zeiten auch etwas Fleisch gegeben.

Endlich kam die Zeit daß sie sich wieder fertig für einen neuen Streifzug machten; während noch eine Parthie Indianer zu ihnen stieß um mit zu gehen. Als der Schnee vollends weg war, machten sie sich auf den Weg nach dem hintern Theil von Pennsylvanien; ihre Weiber und Kinder ließen sie zurück in ihren Hütten. Es waren

ihrer ungefähr hundert und fünfzig. Mein Geschäft war, irgend etwas was sie mir aufluden, zu tragen; aber ein Gewehr hatten sie mir nie anvertraut. Wir gingen etliche Tage ohne daß sich etwas bemerkenswerthes ereignete, außer daß wir beinahe verhungerten; ich für meinen Theil hatte nichts als einige Welschkornkolben, welche ich froh war trocken zu eßen; auch hatten die Indianer nicht viel mehr; denn als wir nahe an die Niederlassungen kamen, mochten sie kein Wild schießen, aus Furcht sie möchten dadurch entdeckt werden.

Als wir wieder an die blauen Berge, und auf ungefähr 30 Meilen an die früher erwähnte Eirische Ansiedelung kamen, machten wir drei Tage lang halt; während welcher Zeit sie dann bestimmten, daß sie sich in Abtheilungen von zwanzig Mann vertheilen wollten; worauf dann ein jeder Anführer mit seiner Abtheilung hinging wo es ihm gefiel. Ich gehörte immer noch meinen ersten Meistern, wurde aber mit zehn andern auf dem Berge gelassen, der andern Rückkehr zu erwarten; vermuthlich glaubten sie es nicht rathsam mich näher zu den Ansiedelungen kommen zu lassen.

Hier fing ich an zu überlegen wie ich meine Flucht bewirken möchte; und obschon ich diese Gegend sehr wohl kannte, so war ich doch sehr behutsam, damit sie meine Absicht nicht bemerken möchten. Am dritten Tage nachdem die andern von uns gegangen waren, gingen alle meine Kameraden, nachdem sie mich festgebunden hatten, über das Gebirge um Wildprett zu schießen; des Abends kamen sie wieder zurück, und nachdem sie mich wieder los gemacht, und von dem Fleische welches sie mit gebracht, zubereitet hatten, setzten wir uns alle zum essen; da sie sehr müde von der Jagd waren, so legten sie sich bald nachher schlafen. Ich versuchte nun auf verschiedene Art auszufinden ob sie wirklich schliefen, oder ob sie sich blos so stelleten, um mich vielleicht auf meiner Flucht zu ertappen. Allein ich überzeugte mich daß sie wirklich schliefen. Ich hatte mir vorgenom̄en, wenn anders möglich, eins von ihren Gewehren mitzunehmen, so daß wenn ich verfolgt würde, ich mich vertheidigen könnte, und war entschlossen lieber mein Leben aufzuopfern, als mich dann wieder nehmen zu lassen. Allein nach etlichen vergeblichen Versuchen mußte ich diesen Gedanken aufgeben; und die Hoffnung meiner Befreiung schien mich zu verlassen; doch nach kurzer Ueberlegung faßte ich den Entschluß mich der Vorsehung zu überlassen, und zu gehen; welches ich dann nackt und ohne ein Vertheidigungsmittel that. Wie ich von ihnen ging, war die Furcht, ertappt zu werden, so groß bei mir, daß ich alle vier bis fünf Schritte stehen blieb, und mich furchtsam umsah, ob sie mich nicht vermißten; als ich aber etliche hundert Schritte fort war, strengte ich alle Kräfte an, um den Fuß des Berges, der vor mir lag, zu erreichen; auf einmal hörte ich Lärm hinter mir,—sie hatten mich vermißt,—und setzten mir nach. Ich wurde mit unaussprechlicher Furcht ergriffen; und so wie die Furcht zunahm, schien ich mehr Kraft zum Laufen zu bekommen, ich lief durch Gebüsch über Felsen und alles hinweg, und zerschnitt und zerriß mir die Füße und Beine auf eine jämmerliche Weise. Erschöpft und ge-

lähmt wie ich war, lief ich die ganze Nacht hindurch; bei Tagesanbruch erblickte ich einen hohlen Baum in welchen ich mich verkroch, und dankete Gott, daß er meine Flucht so weit begünstiget hatte. Ich mochte vielleicht zwei Stunden in meinem kleinen Lager gewesen seyn, als ich die Indianer zu meinem Entsetzen dicht bei mir hörte, wie sie mir droheten zu thun, wenn sie mich wieder bekämen. Sie gingen endlich wieder fort, und ich verblieb den ganzen Tag über in meinem engen Behälter, ohne weitere Stöhrung.

Des Abends wagte ich es weiter zu gehen; ich war aber so furchtsam, daß ich in jedem Strauch woran ich stieß, einen Indianer zu sehen vermeinte. Den folgenden Tag verbarg ich mich wieder wie zuvor, und machte mich des Nachts wieder weiter; ich vermied so viel ich konnte, die gangbaren Wege, welches meine Reise um sehr vieles verlängerte. Wie soll ich aber mein Entsetzen beschreiben, als ich am vierten Abend, durch mein Geräusch im Laub eine Parthie Indianer, die um ein kleines Feuer lagen, welches ich aber nicht bemerkte, aufsprangen, ihre Gewehre ergriffen, und vom Feuer gegen das Gesträuch liefen. Ich stand da wie versteinert, und wußte nicht sollte ich fliehen oder bleiben, als ich überrascht und erfreut wurde durch eine Anzahl Schweine, welche auffuhren, und in der Richtung, wo ich glaubte daß die Indianer waren, hinliefen und grunzten; die Wilden glaubten dann, daß diese das Geräusch verursacht hätten, kamen lustig aus dem Gesträuch hervor, und legten sich wieder um das Feuer herum. Lahm und erschrocken wie ich war, setzte ich meine Reise fort, bis der Tag anbrach, und legte mich, da ich glaubte aus Gefahr zu seyn, unter einen alten gefallenen Baum nieder, und schlief bis gegen Mittag. Gegen Abend erreichte ich den Gipfel eines hohen Berges, von wo ich eine Ansiedelung von weißen Leuten zu entdecken hoffte,—bemerkte auch zu meinem größten Vergnügen eine, die etwa zehn Meilen entfernt seyn mochte.

Des andern Morgens setzte ich meine Reise nach der Ansiedelung die ich Tags zuvor gesehen hatte, fort, und langte gegen vier Uhr, Nachmittags, daselbst bei einem alten Bekannten, Namens Johann Bell, an. Ich klopfte an die Thür, worauf sein Weib kam, und dieselbe aufmachte; ich war aber in einem solchen erbärmlichen Zustand, daß sie mich nicht erkannte; sondern lief schreiend in's Haus zurück; worauf die ganze Familie in Aufruhr gebracht wurde,—und ihre Gewehre ergriffen,—und ich von dem Herrn des Hauses mit dem Gewehre in der Hand angesprochen wurde. Als ich mich ihm aber zu erkennen gegeben, (denn zuvor hielten sie mich für einen Indianer,) wurde ich auf das Gütigste von ihm und der ganzen Familie empfangen; das Gerücht daß ich von den Indianern ermordet worden, wurde ihnen vor etlichen Monaten angezeigt. Ich wurde etliche Tage lang auf das Sorgfältigste von diesen Leuten verpflegt, und als ich mich in etlichen Tagen so viel erholt hatte, daß ich vermögend war zu reiten, lieh mir dieser gute Mann ein Pferd, nebst etwas Kleidungsstücken um die Reise nach meinem Schwiegervater in Chester Caunty, zu machen, welches eine Entfernung von etwa hundert und vierzig Meilen war, wo ich auf den vierten Januar, 1755, ankam; auch hier glaubten

die guten Leute, daß ich nicht mehr am Leben sei, und wurden daher sehr überrascht als sie mich sahen; ich wurde auf das zärtlichste von der ganzen Familie empfangen. Als ich mich nach meinem lieben Weibe erkundigte, so wurde mir gesagt, daß sie schon vor zwei Monaten gestorben sei! Diese unglückliche Schickung verminderte in einem großen Maaße die Freude, die ich durch die Befreiung aus meiner traurigen Gefangenschaft sonst genossen haben würde.

Merkwürdiges Abentheuer des

Jackson Johonnet,

Eines Soldaten unter Gen. Harmar und Gen. St. Clair;

Enthaltend eine Beschreibung seiner Gefangenschaft, Leiden und Flucht von den Kickapoo Indianer.

Es ergeht wohl selten eine schwerere Aufgabe an einen Menschen, als die, eine von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte zu liefern; besonders wenn in demselben sich Vorfälle ereigneten, die an das Wundervolle grenzen. Der Wunderdinge ereignen sich nicht viele; und die Glaubwürdigkeit des Erzählers wird noch seltener dadurch verbürgt. Da jedoch die Leitung einer göttlichen Vorsehung zu augenscheinlich gegen mich geoffenbart wurde, um nicht tiefe Eindrücke in meinem Herzen zurück zu lassen; und da das Meiste durch noch lebende Zeugen bestärigt werden kann, so unternehme ich es, zuversichtlich hoffend, der geneigte Leser werde mir, als einem ungelehrten Soldaten, die Fehler verzeihen; und daß jeder gefühlvolle Mensch die Mitleidszähre zollen wird, wenn er sich die Leiden unserer unglücklichen Landsleute vergegenwärtigt, welche in die Hände der westlichen Indianer fielen, deren "gnädige Schonung," ungnädige Grausamkeit ist.

Ich wurde geboren und erzogen in Falmouth, Casco-Bay, wo ich bis zu meinem 17ten Jahre verblieb. Meine Eltern waren arm; die Bauerei die wir inne hatten, war klein und schwer zu bebauen;—die Familie zahlreich und kostspielig, so daß ich gemißt werden konnte, um mein Glück anderswo zu versuchen. Wenigstens ging ich mit dem Gedanken um, und nahm mir auch vor, mit Bewilligung meiner Eltern, mich auf eine oder die andere Weise selbst zu ernähren.

Als ich mich fest dazu entschlossen hatte, nahm ich von meinen Freunden Abschied, und segelte, an Bord eines nach Boston bestimmten Küstenschiffs, den 1sten May, 1791, ab. Als ich nach dieser Stadt kam, und ohne Beschäftigung war, wurde mir nicht wohl zu Muth, und oft wünschte ich mich wieder in die Heimath, nach meinen Eltern zurück. Jedoch da ich mich wegen wichtigen Pflichten von Haus begeben, auch noch mit keinem Unglück befallen worden, so ließ mir mein Stolz nicht zu, diesen Wünschen zu entsprechen; viel-

mehr trieb mich die Noth an, um etwas anzufangen, womit ich mich ernähren könne.

Unter solchen beunruhigenden Gedanken, kam ein junger Offizier eines Morgens in mein Zimmer, und sprach mit mir über das Angenehme des Militairstandes,—wie leicht es für einen thätigen jungen Mann wäre befördert zu werden, und welche herrliche Aussichten vorhanden wären, im Westen großen Reichthum zu erlangen. Sein Gespräch hatte den erwünschten Erfolg; denn nachdem er mich mit einigen Gläsern Punsch beschenkt hatte, mit dem Versprechen, daß er sich bemühen wolle mir eine Anstellung als Sergeant zu verschaffen ehe wir Boston verließen, ließ ich mich als Soldat anwerben.

Jetzt öffnete sich aber eine ganz andere Aussicht vor mir. Anstatt Sergeant zu werden, wurde ich wegen meiner Unbekanntschaft in solchen Dingen, (an die ich vorher gar nicht gedacht hatte,) sehr streng behandelt;—man lachte nun über mich, wann ich es wagte den Offizieren Vorstellungen wegen ihrem Betragen zu machen. Eine Zeitlang hatte ich große Unruhe wegen diesen und anderen Ursachen; endlich aber, da ich sah, daß das Klagen umsonst sei, befliß ich mich die Uebungen zu lernen, und in einigen Tagen konnte ich dieselben ziemlich gut durchmachen. Anfangs Juli verließen wir Boston, und gingen um uns an die westliche Armee anzuschließen. Als wir nach Fort Waschington kamen, wurde ich zu der Compagnie des Capt. Phelo gethan, und in einigen Tagen gingen wir unter Gen. Harmar in den Krieg. Nur der, der es erfahren hat, kann sich vorstellen, was man auf solchen Zügen zu leiden hat:—Hunger, Beschwerden und Müdigkeit waren unsere steten Begleiter. Doch, da unsere Erwartung auf's höchste gespannt war, bald und leicht zu siegen—reiche Beute, und am Ende schöne Waffen zu erhalten—so zwangen wir uns gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Meines Theils erhielt ich Sergeants Bestallung, und glaubte jetzt nichts als Ehre, Ruhm und Reichthum vor mir zu haben. Leider! wie vorübergehend sind die Schicksale des Lebens! Wie unbeständig das Glück des Soldaten! Ehe sich noch eine einzige Gelegenheit darbot, um meine Geschicklichkeit an den Tag zu legen, wurde ich, als wir auf den Feind lauerten, von einer Parthie der Kickapoo Indianer, mit noch zehn andern, festgenommen, wo wir Leiden erfahren mußten, gegen welche unser ehemaliger Zustand ein herrliches Leben war. Wir wurden nun nach dem Ufer des Wabasch Stroms, und von da nach dem obern Miami genommen—wenigstens diejenigen von uns die noch am Leben waren. Den zweiten Tag unserer Gefangenschaft, ermattete einer meiner Kameraden, ein Irländer, Namens Georg Aikins, wegen Hunger und Müdigkeit dermaßen, daß er nicht weiter fort konnte. Die Indianer die uns bewachten, hielten einen kurzen Rath, und das Resultat lautete, daß er getödtet werden solle—und dieses wurde auch sogleich ausgeführt. Der Capitain der Wache näherte sich dem armen Mann, und machte einen runden Einschnitt auf seinen Schädel; zwei andere zogen ihm sogleich den Scalp ab, worauf ein jeder ihn mit dem Tomahawk auf den Kopf schlug—alsdann entkleideten sie ihn—stachen ihn in jeden empfindlichen Theil

des Körpers mit Messern, und ließen ihn in seinem Blut, obschon noch nicht todt, da liegen; ein schreckliches Opfer indianischer Grausamkeit und höllischer Bosheit.

Wir waren 8 Tage auf dem Marsch nach dem obern Miami; wo wir unter dieser Zeit viel vom Hunger, Durst und Beschwerden, was keine Feder zu schildern vermag, zu leiden hatten. Beim Eingang in das Dorf, begegneten uns etwa 500 Indianer, nebst Weibern und Kindern, welche durch das furchtbare Jauchzen unserer Wache von unserer Ankunft in Kenntniß gesetzt wurden, was aus dem Dorf wieder beantwortet wurde. Hier wurden wir auf das unbarmherzigste von den Indianern geschlagen. Vier von unserer Anzahl, nämlich: James Durgee, von Concord; Samuel Forseyth, von Beverly; Robert Deloy, von Marbelhead, und Uzza Benton, von Salem, welche während ihren Leiden in Ohnmacht fielen, wurden sogleich scalpirt, und in unserer Gegenwart auf die schrecklichste und qualvollste Weise, die nur von der Grausamkeit der Wilden erdacht werden konnte, zu Tode gepeinigt.

Es war am 4ten August als wir genommen wurden, und auf den 13ten wurden unsere unglücklichen Kameraden getödtet. An diesem Tage kam die Nachricht, daß Gen. Harmar's Armee zu L'Anguille, und sonst zerstört wäre. Eine Anzahl Scalps wurden von den Kriegern gezeigt, und einige Gefangene, (worunter drei Weiber und sechs Kinder waren,) wurden durch's Dorf gebracht, welche nach einer Ansiedelung der Kickapoos, weiter nach Westen, bestimmt waren.

Am 15ten August wurden vier andere meiner Kameraden hinweg genommen, nämlich: Lemuel Saunders, von Boston; Thomas Tharp, von Dorchester; Vincent Upham, von Mistick; und Younglove Croral, von Abington;—ob sie aber getödtet wurden, weis ich nicht. Zwei Wochen lang trug sich nichts Merkwürdiges zu, außer daß wir etliche mal derb abgeprügelt wurden, wenn sie ungünstige Nachrichten erhielten, und daß unsere Lebensmittel so verringert wurden, daß uns oft bange war, (wenn wir nicht verbrannt oder zerhackt werden sollten,) Hungers sterben zu müßen. Der Himmel hatte es jedoch anders beschlossen.

In der Nacht auf den 30sten August, wurde unsere Wache, die aus vier Indianern bestand, des Wachens müde, und schlief ein. Blos eine alte Squaw blieb uns zu hüten. Die Vorsehung lenkte es so, daß mein Kamerad durch irgend ein Mittel eine seiner Hände los hatte; und da er ein Messer in der Tasche hatte, schnitt er die Weiden wodurch seine Füße und meine Arme gebunden waren, ohne daß die Squaw es gewahr wurde, durch, weil sie wie im Schlaf vor dem Feuer in der Hütte saß.

Ich bedachte mich einige Augenblicke hinsichtlich unserer Lage. Es war keine Waffe nahe zur Hand, als blos das Messer meines Kameraden, welches er noch immer in der Hand hielt. Ich sahe ihn an, damit er mich bemerken sollte, und im Augenblick sprang ich auf, griff die Squaw bei dem Halse, damit sie keinen Lärm machen konnte, und mein Kamerad schnitt ihr den Hals von Ohr zu Ohr bis-

zum Halsknochen durch. Jetzt ergriff er ein Tomahawk und ich eine Flinte, schlugen zu gleicher Zeit, und tödteten zwei unserer Feinde. Der dadurch entstandene Lärm, weckte die andern auf: allein ehe sie sich aufrichten konnten, schlugen wir auf sie mit solchem Erfolg, daß sie betäubt niedersanken, worauf wir den Hieb mit dem Tomahawk auf ihren Köpfen wiederholten. Nun bewaffneten wir uns; nahmen alle vorhandenen Lebensmittel welche sich in der Hütte befanden, empfahlen uns dem Schutz der Vorsehung, und gingen so gut wir konnten durch die Wildniß fort.

Was wir auf dieser Reise durch die Wildniß erlebten, würde an sich selbst ein Buch füllen; da es aber blos uns selbst interessiren könnte, so will ich blos bemerken, daß die Beschwerden fast größer gewesen sind, als daß sie ein Mensch hätte ertragen können, der weniger als sein Leben zu retten, oder einen weniger grausamen Feind als die Indianer zu fürchten, habe. Hunger, Durst und Mattigkeit begleiteten uns beständig. Wir waren Tag und Nacht auf dem Wege, ausgenommen einige Stunden, die zur Erholung durchaus nöthig waren, um nicht unter der Last zu sinken; und alsdann wachte der Eine, während der Andere schlief. Auf diese mühsame Weise reiseten wir fort, bis den 15ten September, ohne etwas besonderes zu erfahren, nur daß wir oft unsere Richtung wegen den Sümpfen und furchtbaren steilen Gebirgen ändern mußten.

Am Morgen des 15ten, als wir uns gegen Norden richteten, um einen Sumpf, welcher auf unserer südöstlichen Richtung im Wege war, fanden wir die Leichname eines alten Mannes, einer Frau, und zweien Kindern, die, wie es schien, vor kurzem ermordet, entkleidet und scalpirt worden. Diese schauderhafte Scene erstarret das Blut in unseren Adern. Wir glaubten bei näherer Besichtigung, daß diese armen Menschen ohne Zweifel von ihren Wohnungen geschleppt, und als ihre wunden Füße sie nicht weiter tragen wollten, sie unmenschlicher weise geschlachtet, und in ihrem Blute liegen gelassen wurden. Jetzt wußten wir kaum welche Richtung zu nehmen—endlich gingen wir nordwestwärts, so weit als wir konnten, um wo möglich den Unmenschen auszuweichen. Gegen Mittag dieses Tages, kamen wir an eine Quelle, welche uns ein wahres Labsal gewährte, und was wir einige Minuten später, als unsern Letzten Trunk auf Erden zu seyn, befürchten mußten. Mein Kamerad, Richard Sackville, Korporal in Capt. Neumann's Compagnie, ging, weil ihn die Nothdurft zwang, etwas zur Seite in ein Gebüsch, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß er einige Ruthen von sich vier Indianer mit zwei Gebundenen, unter einem Baum beim Essen sitzend gesehen habe. Er ersuchte mich mit ihm zu gehen; da er entweder die Gefangenen befreien, oder selbst sein Leben einbüßen wolle. Der Entschluß meines Kameraden gefiel mir, und ohne Zeitverlust führten wir denselben aus. Er ging voran, und führte mich ungesehen, bis auf 50 Schritt zu den Indianern. Zwei derselben hatten sich mit den Büchsen in ihren Armen, gelegt, und schienen zu schlafen; die zwey übrigen saßen an den Köpfen der Gefangenen,—ihre Büchsen an den Schultern ruhend, mit einem Tomahawk in ihrer rechten Hand, wel-

che sie über den Köpfen der Gefangenen hielten. Ein jeder von uns wählte seinen Mann—wir zielten genau, und hatten das Vergnügen beide fallen zu sehen; die andern erschracken, und da sie nicht wußten wo es her kam, so legten sie sich auf ihre Bäuche, und blickten sorgfältig umher, um zu erfahren wohin sie sich zu flüchten hätten. Wir hatten jetzt wieder geladen, waren etwas zur Seite getreten, und warteten nun mit Ungeduld auf ihr Aufstehen. In kurzem erhoben sie sich auf ihre Hände und Füße; und da sie nach unserer Vermuthung durch den Rauch des Pulvers erfahren hatten, woher die Schüße gekommen, krochen sie nach der andern Seite gegen ein Gebüsch. Dies gab uns eine gute Gelegenheit, und wir schoßen wieder.—Beide fielen; der Eine war todt; der Andere nahm die Büchse seines Kameraden zu sich, und setzte sich auf, um sich zu vertheidigen; durch ein Geräusch welches wir gemacht, wurde er gewahr wohin er zu schießen habe, er schoß! doch leider bewies sich dieser Schuß fatal, weil er meinen Freund und Kameraden tödtete! Während dem hatten die Gefangenen versucht zu mir zu fliehen, doch der rasende Indianer schoß wieder, und durch diesen Schuß fiel einer der Gefangenen; dem andern glückte es zu mir zu kommen. Da ich nun wieder geladen, so schoß ich auf den Indianer und verwundete denselben am Halse, von wo das Blut herabfloß,—dennoch blieb er in sitzender Stellung; er hatte nun wieder seine Büchsen geladen, und schoß beide auf uns ab, darauf fiel er wegen Schwäche und Blutverlust zu Boden. Ich lief zu dem gebundenen Weißen, löste seine Bande und bewaffnete ihn mit Sackville's Büchse. Wir gingen behutsam zum verwundeten Indianer, worauf ich meinen neuen Kameraden befahl zu schießen; wir sahen auch daß der Schuß getroffen. Noch blieb der Indianer unbeweglich. Sobald mein Kamerad wieder geladen hatte, gingen wir zu ihm und fanden ihn noch nicht todt; in jeder Hand hatte er ein Tomahawk, welche er nach uns schwenkte, als ob er entschlossen, nicht lebendig von uns gefangen genommen zu werden. Ich meines Theils wollte ihn lebendig nehmen, aber mein Kamerad verhinderte mich daran, indem er ihn durch den Leib schoß.

Ich befrug nun meinen Kamerad, welchen Weg wir nehmen sollten, und woher die Parthie gekommen wäre? Er berichtete mir, wie wir auf dem Weg waren, und sagte, daß wir etwa drei Tagereisen von Fort Jefferson wären; daß er, nebst drei andern, von einer Parthie von zehn Wabasch Indianern, vier Tage zuvor, in der Gegend besagten Forts gefangen genommen wären; daß zwei seiner Gefährten, die verwundet, sogleich scalpirt und getödtet worden wären; daß zur Zeit als er gefangen wurde, noch 7 andere Gefangene in den Händen der Parthie gewesen, drei davon wurden 4 Indianern übergeben. Was aus diesen geworden, wußte er nicht; die andern die ermattet waren, wurden Tags zuvor getödtet; welche vermuthlich dieselben waren, welche der arme Sackville im Gebüsch gefunden hatte; daß die andern 2 Indianer nach den Ansiedelungen gegangen, indem sie sich verschworen hätten, gewiße Personen (deren Namen er aber nicht mehr wußte,) umzubringen; und daß es schien,

als wären sie mit nichts anderem als gänzlicher Verstörung zufrieden.

Mein Kamerad, (dessen Name, wie ich bald erfuhr, Georg Sexton war,) ehedem wohnhaft in Newport, Rhode Island, war ein vortrefflicher Waldmann, aufgeräumten Gemüths, und so erkenntlich für die Befreiung die ich bewirkt hatte, daß er es nicht zuließ, daß ich mehr als eine Stunde aus 24 für ihn wachen sollte wenn er schlief, obschon er so erschlaft war, daß er wirklich viel mehr bedurfte; auch wollte er mich nichts von dem Gepäck tragen lassen.

Seitdem Sexton bei mir war, gingen wir in einer südöstlichen Richtung, so genau wie möglich, bis den 18ten gegen Abend, und richteten uns bei Tag nach der Sonne und dem Moos an den Bäumen; des Nachts nach dem Mond. Am Abend des 18ten stießen wir auf eine Parthie Amerikanischer Kundschafter, die uns in einigen Stunden wohlbehalten nach Fort Jefferson führten, wo wir sehr menschenfreundlich behandelt, und mit dem Besten was in dem Fort war, versehen wurden—was mir besonders wohl zu statten kam,-indem ich nichts als wilde Beeren und Grundnüsse seit mehr als einer Woche genossen hatte.

In der Woche nach unserer Ankunft in dem Fort, war ich im Stande auf meinen Posten in meinem eigenen Regimente zu gehen, welches, Ende August, sich bei einem Zug gegen die Indianer im Miami Dorf an die Armee anschloß,—demselben wo ich vor kurzem so viel leiden mußte, und wo ich so viele Grausamkeiten an Amerikanern ausüben sahe. Meine Gefühle bei dieser Gelegenheit lassen sich eher denken als beschreiben. Die Gefahr der ich gleich meinen Mitsoldaten ausgesetzt war, schien desto größer durch die Gewißheit der Peinigung die mir zu Theil werden, im Fall ich gefangen genommen würde. Jedoch, diese Vorstellungen stärkten mich nur desto mehr, meine Pflicht auf das Genaueste zu erfüllen; mein Leben im Gefecht auf das Theuerste zu verkaufen, und mich keineswegs lebendig gefangen nehmen zu lassen, wenn es ohne Selbstentleibung geschehen könne.

Mein Capitain war sehr freundlich, und ließ mich oft ein Pferd auf dem Marsch besteigen; auch versprach er seinen Einfluß zu verwenden, um mir eine Bestallung zu verschaffen, wenn ich mich bei diesem Feldzug brav benehmen würde. Armer Mann! er dachte nicht daran daß er sobald im Gefecht für sein Vaterland sterben würde!—Ich eile jetzt zum interessantesten Theil meiner kurzen Erzählung, nämlich: die Niederlage des Gen. St. Clair, und deren Folgen.

Am 3ten November kamen wir bis auf einige Meilen an das Miami Dorf. Unsere Armee bestand aus ungefähr 1200 Regulären Truppen, und beinahe einer gleichen Anzahl Militz. Um Mitternacht auf den 3ten wurden wir unter Waffen gestellt, (weil wir einen Angriff befürchteten,) bis kurz vor Tagesanbruch, da unsere in verschiedene Richtungen ausgeschickten Kundschafter zurückkamen; und da sie nichts von dem Feinde gesehen, wurden wir entlassen, um ein wenig Erfrischung zu uns zu nehmen. Die Meisten waren so ermüdet, daß sie sich einen Augenblick zur Ruhe niederwarfen. Aber

leider! die Ruhe war von kurzer Dauer; denn vor Sonnenaufgang machten die Indianer einen heftigen Angriff auf die Militz, wodurch sie bald in Unordnung kam, und sie nöthigte in die Mitte des Lagers sich eilends zurück zu ziehen.

Guter Gott! wie war mir zu Muth, als ich, da ich erwachte, das furchtbare Schießen, und das gräßliche Geschrei, und das Jauchzen mit dem Stöhnen der Sterbenden im Mißklang anhören mußte!—Ich ergriff meine Waffen—stürzte mit einigen meiner Kameraden zum Zelt hinaus, und sahe die Indianer mit ihren blutigen Tomahawks und Mordmessern die sich zurückziehende Militz niedermetzeln. Ich floh' auf sie zu,—mit Verzweifelung gefüllt schoß ich unter sie—und hatte das Vergnügen einen der Barbaren fallen zu sehen, dessen Tomahawk soeben auf einen tapferen Offizier gerichtet, der mit dem Degen in der Faust mit einem andern Indianer im Gefecht begriffen war. Ich habe Ursache zu glauben, daß mein Exempel meine Kameraden aufmunterte.

Unsere eigene Compagnie erreichte jetzt den Ort wo wir waren, und mit Beihülfe der Regulären anderer Compagnien und Regimenter, die sich ohne Unterschied an uns anschlossen, wurden die Indianer in den Wald zurück getrieben, worauf wir uns bald wieder in ziemlicher Ordnung formirten, und zwar unter so tapferen Befehlshabern als je in Amerika's Vertheidigung gefallen sind. Jetzt hörte das Schießen einige Minuten auf; aber es war nur wie die vorhergehende Stille eines furchtbaren Sturmes, dessen augenblickliches Brausen und Toben desto heftiger wieder begiñt und desto größeres Schrecken einflößt. In einem und demselben Augenblick entstand in jedem Theile des Lagers ein schweres und tödtliches Schießen. Die Truppen, die auf jeder Seite dem vom Boden aus abgefeuerten Geschosse des Feindes blos gestellt waren, fielen auf allen Seiten, und bedeckten das Schlachtfeld mit Blut; während das auf gerade wohl abgefeuerte Geschoß unserer Truppen, wie ich fürchte, nur wenig ausrichtete. Jetzt wurden wir beordert, mit Bajonetten anzugreifen. Wir leisteten willigen Gehorsam, und ein Schwarm von schwarz-gelben Wilden erhob sich jetzt vom Boden, und floh von dannen; aber leider! unsere Offiziere, die sich so ausgezeichnet hatten, in Ermunterung ihrer Mannschaft, fielen jetzt als Schlachtopfer wilder Kunstgriffe, und zwar so stark nach einander mit den übrigen, so daß es schien, als ob kein einziger Schuß vergebens gewesen wäre. Den Vortheil den wir durch den Angriff mit dem Bajonet erlangt hatten, wurde dadurch wieder eingebüßt; besonders da wir nicht hinreichende Unterstützung hatten; unser kleines Corps mußte sich daher verschiedenemale zurück ziehen. Unsere Truppen waren jetzt bis zur Hälfte ihrer anfänglichen Zahl zusammen geschmolzen—hatten weniger als einen Viertheil unserer Offiziere—unsere Pferde waren alle entweder getödtet oder genommen—unsere Schützen alle abgeschnitten, und die Waffen in den Händen des Feindes. In diesem Zustand blieb uns nichts als ein Zurückzug übrig—welcher aber bald zu einer Flucht verwandelt wurde, in der ich für etliche Meilen dem tobenden Geschrei der Indianer zuhören mußte, welches mir furchtbarer als

das Geschrei der Verlornen (wie ich mir dasselbe vorstelle) in den Ohren gellte; das Stöhnen der Sterbenden, und das blutige und über alles schreckhafte Gemetzel, das von den Indianern an den Unglücklichen die sie ergriffen verübt wurde—alles dieses verursachte mir eine Qual, die sich Niemand vorstellen—die keine Zunge aussprechen vermag. Dennoch kam ich, glücklicherweise unverletzt davon, und schoß öfters (und wie ich versichert bin, mit Erfolg) meine Büchse ab.

Es gefiel der göttlichen Vorsehung mein Gemüth heiter, zu erhalten, und meine Kräfte zu bewahren; und obschon ich, ehe ich auf den Kriegszug ging, so ermattet war, daß ich einige Tage lang keine Strapatzen, ja selbst keine mittelmäßige Anstrengung ertrageu konnte, erreichte ich dennoch um 10 Uhr am Morgen nach dem Gefecht, Fort Jefferson. Um dieses zu erreichen ging ich die ganze Nacht zu Fuß.

Nun habe ich also dem Leser mit den merkwürdigen Auftritten meines Lebens bekannt gemacht. Manche derselben sind ungewöhnlich einige mögen auch wohl unglaublich scheinen—aber sie sind alle auf Thatsachen gegründet, und können von vielen bestätigt werden.

Die Gefangenschaft der

Jordan's Familie.

Mitgetheilt in einem Brief von einem Herrn in Augustine an seinen Freund in Virginien.

Lieber Freund:—In der Nacht des letzten 3ten Februar's, kam Frau Mary Jordan in einem traurigen Zustande hier an. Sie wurde im Monat Januar, nebst ihrem Gatten und 6 Kindern von den Indianern gefangen genommen. Frau Jordan theilte mir folgende traurige Geschichte hinsichtlich der Ermordung ihres Gatten und ihrer sechs Kinder, so wie auch ihre eigenen Leiden, während sie unter den Wilden war, mit:—

"In der Nacht des 22sten, 1807, wurden wir plötzlich durch das furchtbare Geschrei der Wilden vom Schlaf erweckt, und ehe wir vermögend waren ihnen Widerstand zu leisten, hatten sie schon die Thüre des Hauses gesprengt. Es waren ihrer etwa 40 bis 50;—schrecklich bemalt, und mit Tomahawks und Scalpiermessern bewaffnet. Mein Mann kam ihnen an der Thüre entgegen, und frug in ihrer eigenen Sprache, was sie verlangten? "Die Scalps deiner Familie!" war die Antwort. Mein Mann bat sie, doch mich und die unglücklichen Kinder zu schonen—allein seine Bitten waren vergeblich; wir wurden nackend aus dem Haus geschleppt und mit Stricken fest gebunden. Auf den Befehl eines, der der Befehlshaber zu seyn schien, wurden wir unter die Aufsicht von etwa 20 Indianern gegeben, welche uns sobald als möglich nach ihren Wohnungen (etwa 200 Meilen entfernt) bringen sollten—die übrigen plünderten das Haus und steckten es in Brand. Ungefähr gegen Mitternacht zogen wir ab, und gingen so schnell durch eine unbebaute Wildniß, daß wir etwa 7 Meilen die Stunde machten. Wenn einer von uns durch Ermüdung langsamer ging, so wurden wir auf das unbarmherzigste geschlagen und mit augenblicklichem Tode bedroht.

"Nach einem mühsamen Marsch von mehr als 40 Meilen, hielten die Wilden in einem Sumpf; für das erstemal durften wir uns jetzt niederlegen. Die Indianer zündeten ein Feuer an, auf welchem sie Bärenfleisch rösteten, von welchem uns jedoch nur eine kleine Portion erlaubt wurde.

"Nachdem sie sich erfrischt und das Feuer ausgelöscht hatten, mußten wir wieder auf die Reise. Wir gingen bis Sonnenuntergang, als die Indianer wieder anhielten, und sich ein Lager für die Nacht be-

reiteten. Meine armen Kinder klagten über angeschwollene Füße, aber es wurde mir nicht erlaubt ihnen Linderung zu verschaffen; noch durfte ihr Vater mit ihnen sprechen. Als es Nacht wurde, drückten wir einander die Hände, und hatten keine Hoffnung je wieder eine aufgehende Sonne zu sehen. Jedoch, wir hatten ohne alle Erwartung, eine gute Nachtruhe, und reiseten am nächsten Tag mit weniger Schwierigkeit wie vorher, obwohl wir nackend und halb verhungert waren.

"Nun und dann erlaubten sie uns ein wenig rohe Speise—doch nur so viel um uns am Leben zu erhalten. Nach Berechnung der Indianer, legten wir etwa 40 Meilen zurück, und wurden gegen Sonnenuntergang von den übrigen zurückgelassenen Wilden eingeholt. se hatten sich mit den geraubten Gütern meines Mannes bereichert. Unter andern hatten sie ein Fäßchen geistiger Getränke, von welchem sie sehr viel zu sich nahmen, und als sie betrunken worden, behandelten sie uns mit größerer Grausamkeit. Sie schlugen meine armen Kinder mit solcher Unbarmherzigkeit, daß dieselben am nächsten Morgen nicht auf ihren Füßen stehen konnten—die Indianer wollten vorgeben, daß sie deswegen nicht stehen könnten, weil sie keinen Willen darzu hätten, und wiederholten ihr unmenschliches Verfahren —schlugen sie mit Stöcken, schnitten und ritzten mit ihren Messern deren Körper auf, und sengten ihre nackten Leiber mit Feuerbränden. Als sie sahen, daß ihre höllischen Pläne die armen Kinder noch mehr am Gehen verhinderten, beschlossen sie dieselben sogleich zu ermorden!

"Es wurden sechs Löcher in die Erde gegraben, etwa 5 Fuß tief, und um dieselben steckten sie dürre Aeste in die Höhe. Mein Mann, der wegen dem, was zu erwarten war, mit Grauen erfüllt wurde, zerriß in diesem Augenblick die Seile mit denen er gebunden war, und versuchte aus den Händen dieser Kannibalen zu entfliehen. Es wurde ihm aber sogleich nachgesetzt, und ehe er weit fort war, holte man ihn ein, und brachte ihn zurück. Als er an mir vorbei ging, blickte er nach mir hin und fiel in Ohnmacht. In diesem Zustand wurde er in eine der Gruben gestellt. Der Wald war nun mit dem herzzerreißendsten Geschrei meiner Kinder angefüllt—"schone! O schone doch meinen Vater!" war ihr Geschrei—"habt doch Erbarmen über meine armen Kinder!" war das Geschrei ihres Vaters. Aber es war alles vergebens; meine lieben Kinder wurden alle wie ihr Vater behandelt. Das jüngste (erst neun Jahre alt) riß sich von ihnen los, lief auf mich zu, und rief: "Mutter! Mutter! lasse sie mich doch nicht todt machen!"

"Gütiger Himmel! was konnte ich aber thun? Umsonst bat ich, daß ich doch die Stelle meines lieben Kindes nehmen möchte! Mit Gewalt wurde es von mir gerissen.

"Nachdem sie ein jedes, wie oben erwähnt, hingestellt hatten, warfen sie, um sie in stehender Stellung zu erhalten, wieder Erde in die Löcher, bis sie beinahe bis an den Hals begraben waren! Die Unmenschen begannen jetzt ihr furchtbares Pow-wow—tanzten eine

halbe Stunde hin und her, um die Opfer ihrer Unmenschlichkeit, und steckten das Gehölz in Brand! So wie die Flammen sich erhoben, erhub und vermehrte sich auch das Geschrei und die Sterbesseufzer meiner armen Familie. Gott sei Dank! ihre Leiden waren von kurzer Dauer. In weniger als einer viertel Stunde seit Anzündung des Feuers, waren ihre Seufzer gestillt, und sie sanken in die Arme ihres gütigen Erlösers.

"Nachdem die hartherzigen Unmenschen sich an der Marter der Unglücklichen ergötzt hatten, gingen sie jetzt, und berauschten sich mit dem noch übrigen Getränke, bis sie ganz bewußtlos und von Sinnen waren. Mit einem einzigen Tomahawk hätte ich sie alle aus dem Wege schaffen können; aber mein einziger Wunsch war, so bald als möglich von ihnen zu entfliehen. Mit vieler Schwierigkeit gelang es mir die Stricke, mit denen ich gebunden war, zu zerschneiden, worauf ich mich nach diesem Orte aufmachte. Ein Stück Bärenfleisch welches ich zu allem Glück in einem Indianerpack fand, diente mir zur Speise. Ich reisete blos des Nachts—am Tage verbarg ich mich in dem dichten Grase oder in hohlen Bäumen. Den zweiten Tag nach meiner Flucht kam eine Parthie Indianer bis auf einige Ruthen an den Ort wo ich verborgen lag;—sie sahen mich aber nicht. Ohne Zweifel gehörten sie zu der Parthie von der ich geflohen war, und waren im Begriff mich zu suchen. Zwei Tage später begegnete mir ein Indianer aus der Schwanese Nation; er war aber friedlich, und führte mich an eine Ansiedelung der Weißen. Ohne seine Beihülfe wäre ich ohne Zweifel wieder in die Hände meiner barbarischen Feinde gefallen.

Auszug aus der Lebensgeschichte des

General Putnam.

Beschrieben durch Colonel Humphrey.

[Die angeführten Begebenheiten ereigneten sich im August, 1758.]

Im Monat August, wurden 500 Mann unter Befehl der Majors Rogers und Putnam beordert, die Bewegungen des Feindes nahe bei Ticonderoga zu beobachten. Zu South-Bay wurde die Parthie in zwei gleiche Theile getheilt, und Rogers nahm seine Stellung an der Wood Creek, zwölf Meilen von Putnam entfernt.

Als sie nach einiger Zeit entdeckt wurden, vereinigten sie sich wieder und trafen Maasregeln um nach Fort Eduard, zurückzukehren. Ihr Marsch durch das Gebüsch war in drei Abtheilungen, in Linien—die zur Rechten commandirte Rogers; zur Linken, Putnam; und die Mitte, Capt. D'Ell. Die erste Nacht lagerten sie sich am Ufer des Clear Flusses, etwa eine Meile von dem alten Fort Ann, welches damals von Gen. Nicholson erbaut wurde. Durch einen unvernünftigen Wetteifer verleitet, ließen sich am nächsten Morgen Major Rogers und ein Brittischer Offizier, Namens Irwin, in ein Zielschießen ein. Nichts konnte den militärischen Grundsätzen Putnam's mehr zuwider seyn, als solches Verfahren; und nichts mit mehr Schärfe von ihm geahnet werden. Sobald es der, in der vorigen Nacht stark gefallene Thau erlaubte, rückte die ganze Truppenzahl in einer Masse vorwärts—Putnam voran; D'Ell in der Mitte, und Rogers hintennach. Diese Veränderung in der Ordnung, wurde durch das Gesträuch verursacht, welches auf dem vorher zum Theil urbar gemachten Land aufgewachsen war. Soeben im Marsch begriffen, bemerkte man in einer Entfernung von anderthalb Meilen den berüchtigten Französischen Partheigänger Molang, der mit 500 Mann geschickt war, um uns aufzufangen. Indem er das Schießen gehört hatte, legte er sich gerade in dem Theil des Waldes der am vortheilhaftesten für seine Absicht war, auf die Lauer. Major Putnam war soeben im Begriff aus dem Dickicht in den Wald zu treten, als der Feind sich erhob, und unter wildem Geschrei, einen Angriff auf seine Abtheilung zur Rechten machte. Ueberrascht, aber dennoch unerschrocken, machte Putnam Halt; erwiederte das Feuer, und gab der andern Abtheilung Befehl zu seiner Hülfe vorzurücken. D'Ell kam; und obschon das Gefecht weit auseinander,

und meistens Mann gegen Mann war, so wurde es doch bald allgemein und sehr warm. Es würde wohl eben so schwierig als nutzlos seyn, diese unregelmäßige und grausame Kriegsmethode zu beschreiben. Rogers kam nicht herbei: sondern, (wie er nachher erklärte) formirte ein Reihe in kreisförmiger Gestalt zwischen unserer Parthie und Wood Creek, um zu verhindern im Rücken, oder in der Flanke genommen zu werden. Glücklich, wie er auch sonst gewöhnlich war, konnte sein Betragen doch nicht immer entschuldigt werden. Und obschon es eine allgemeine Sage im Lager war, daß Rogers immer zu seinen Leuten sagte, "g e h t," aber Putnam zu den Seinigen sagte, "k o m m t," so muß doch auch billigerweise gesagt werden, daß wenn Letzterer die Vorfälle dieses Tages erzählte, er niemals irgend eine Beschuldigung zum Nachtheil des Ersteren vorbrachte.

Major Putnam sahe wohl, daß es nicht thunlich sey, über den Bach zu gehen, und beschloß daher seinen Boden zu behaupten. Durch sein Beispiel angefeuert, bewiesen die Offiziere und Gemeine die größte Tapferkeit; zuweilen wurde öffentlich im allgemeinen, dann wieder einzeln unter Bedeckung gefochten, wo sie dann sich hinter Bäume stellten um zu schießen, und ganz unabhängig für sich selbst fochten. Er selbst hatte mehreremale sein Gewehr abgeschossen, versagte aber, wie er gerade auf die Brust eines großen und wohlgebauten Indianers anlegte. Dieser Krieger machte sich die hülflose Lage seines Gegners zu Nutze.—Mit einem furchtbaren Kriegsgeschrei sprang er vorwärts, erhob sein Beil, und zwang ihn sich zu ergeben, und nachdem er ihn entwaffnet, und an einen Baum festgebunden hatte, kehrte er zum Gefechte zurück.

Die unerschrockenen Capitaine, D'Ell und Harman, die jetzt befehligten, wurden gezwungen sich etwas zurückzuziehen. Die Wilden, die dieses als ein gewisses Zeichen des Sieges ansahen, stürzten jetzt mit verdoppelter Wuth und mit schrecklichem Geschrei auf sie los. Allein unsere beiden Anführer machten ihren Gegnern ein so unwillkommenes Compliment mit einer handvoll tapferen Männer die sie gesammelt hatten, daß sich der Feind jetzt wieder etwas weiter, als bis zu dem Ort wo das Gefecht begonnen wurde, zurück ziehen mußte. Hier machten sie jetzt halt. Die Veränderung des Kampfplatzes hatte jetzt den am Baume gebundenen Putnam gerade zwischen die zwei Partheien versetzt. Kaum läßt sich eine schrecklichere Lage denken. Beständig zwischen den Kugeln von beiden Seiten—manche fuhren in den Baum, und einige durch die Aermel und den unteren Theil seines Rockes. In diesem gefahrvollen Zustand—unvermögend seinen Körper, seine Glieder, ja, selbst seinen Kopf zu regen, blieb er eine ganze Stunde—ein Beweis wie gleichgetheilt und hartnäckig der Kampf war. Einmal, als es schien daß der Feind den Sieg davon tragen würde, wählte ein junger Indianer folgende sonderbare Art, seinen Witz an den Tag zu legen.—Er fand Putnam gebunden. Er hätte ihn mit einem Hieb tödten können. Aber nein, er wollte den Gefangenen in Schrecken jagen, indem er seinen Tomahawk nach seinem Kopf schleuderte: oder vielleicht wollte er sehen wie nahe er ohne den Kopf zu treffen, werfen könne. Oft traf

der Wurf den Baum nur ein Haarbreit von seinem Kopfe. Als der Indianer seine Belustigung geendet hatte, wurde Putnam von einem Französischen Unteroffizier bemerkt, (von Natur ein weit roherer Wilde, obgleich von einer so leutseligen und gebildeten Nation abstammend.) Er kam zu ihm, hielt seine Flinte nur einen Fußbreit von seiner Brust, und wollte ihn erschießen—aber es brannte ab. Umsonst ersuchte ihn Putnam, ihn doch so zu behandeln wie es seine Lage erforderte, indem er es wiederholte daß er ein Gefangener sey. Aber der verdorbene Franzose verstand weder die Sitten- noch Vernunftsprache.—Zu allem Gefühl erstorben, stieß er öfters den Lauf seiner Flinte in Putnam's Rippen—und versetzte ihm endlich einen grausamen Schlag mit dem Kolben des Gewehrs auf das Kinn. Nach dieser feigherzigen That verließ er ihn.

Durch die Unerschrockenheit des D'Ell und Harman, nebst der unermüdeten Tapferkeit ihrer Begleiter, siegten sie endlich. Der Feind wurde vom Felde getrieben, und ließ 90 Tode zurück.

Als sie am Abziehen waren, wurde Putnam von demselben Indianer, der ihn zum Gefangenen gemacht hatte, losgebunden, welchen er nachher "Meister," nannte. Nachdem er eine Strecke vom Kampfplatz weggeführt war, nahm man ihm seinen Rock, Weste, Schuhe und Strümpfe—lud so viel von dem Gepäcke der Verwundeten auf ihn als es möglich war, und band ihm seine Arme und Gelenke mit einem Strick so fest als es geschehen konnte. Nachdem er auf sehr übeln Pfaden, und auf diese schmerzhafte Weise mehrere Meilen zurück gelegt hatte, machte die Parthie, (die sehr ermüdet war,) Halt, um sich auszuruhen. Seine Hände waren jetzt durch das feste binden, äußerst geschwollen—und seine Schmerzen wurden unausstehlich. Seine Füße waren so zerfetzt, daß das Blut auf den Boden träufelte. Durch die schwere Bürde, (die seine Kräfte weit überstieg,) niedergedrückt, und beinahe außer sich vor den unträglichen Martern, bat er den Eirischen Dolmetscher, als die letzte Gnade die er von den Indianern begehre, daß sie ihn sogleich auf den Kopf schlagen, und seinen Scalp nehmen, oder seine Hände lösen sollten. —Ein französischer Offizier, der sogleich in's Mittel trat, befahl, daß ihm seine Hände gelöst, und ein Theil des Gepäcks von ihm genommen werden solle. Jetzt kam der Indianer der ihn zum Gefangeuen gemacht, der aber unter der Zeit die Verwundeten abgewartet, herbei, und gab ihm ein paar Schuhe, und drückte großen Unwillen über die unwürdige Behandlung, die er erlitten hatte, aus.

Dieser Indianerhäuptling ging jetzt wieder zu den Verwundeten und die andern, an der Zahl etwa 200, gingen dem Rest der Abtheilung voraus, bis an den Ort, wo sie diese Nacht bleiben wollten. Sie nahmen den Major Putnam mit sich, dem sie neben vielen andern Mißhandlungen eine tiefe Wunde mit dem Tomahawk in den linken Backen versetzten. An diesem Orte sollten seine Leiden beendet werden. Eine Scene des Schreckens wurde jetzt bereitet, so wie er nie eine zuvor gesehen hatte. Man beschloß ihn lebendig zu braten! Zu diesem Zwecke wurde er in einen dunkeln Wald geführt—nackend ausgekleidet—an einen Baum gebunden, wo man nahe da-

bei und um ihn her trockenes Gesträuch und Holz aufhäufte.—Während dieser Arbeit schienen sie seinen Todesgesang zu singen—aber mit solchem Geschrei wie es nur von Wilden nachgeahmt werden kann. Nun steckten sie alles in Brand. Ein plötzlicher Regen dämpfte das Feuer—dennoch bemühten sie sich bis die Flammen um sich griffen, und Putnam bald die Hitze derselben fühlte. Seine Hände waren so gebunden, daß er seinen Körper bewegen konnte. So wie das Feuer ihn an der einen Seite ergriff, bewegte er sich auf die andere. Dieser Anblick, der einen jeden schaudern macht, (Wilde ausgenommen) schien ihnen das größte Vergnügen zu gewähren, was sie durch ihr fürchterliches Geschrei, Tanzen u. dgl. an den Tag legten. Er sah, daß unvermeidlich seine letzte Stunde gekommen war. Er nahm alle seine Geistesstärke und Gelassenheit zusammen wie es die Umstände zuließen, um einen Abschied allem dem zu geben, was ihm auf Erden am liebsten war. Das Hinscheiden würde ihm kaum einen herben Schmerz verursacht haben, wenn nicht die Erinnerung an die H e i m a t h—an die zärtlichen Bande, womit er an seine Familie geknüpft—seines Weibes und seiner Kinder, ihm vor Augen getreten wären. Endlich konnte er den Blick in das bessere Leben des Jenseits hinrichten, frei von den Schmerzen die jetzt anfingen ihn zu quälen. Die Bitterkeit des Todes—ja selbst eines solchen Todes, war endlich, so zu sagen, vorüber; nach einem kurzen Kampf, als die Seele alles Sichtbare auf Erden zu verlassen im Begriff war, stürzte ein französischer Offizier durch das Gedränge, indem er mit Feuerbränden sich einen Weg bahnte, und erlöste den Gemarterten. Es war Molang selbst. Ein Wilder, der kein menschliches Wesen mehr geopfert sehen wollte, war zu ihm gelaufen und hatte ihn von Obigem in Kenntniß gesetzt. Dieser Befehlshaber vertrieb und bestrafte mit Ernst die Barbaren, und machte ihrem Nachtjubel sogleich ein Ende. Putnam's Herz war kein unerkenntliches, undankbares Herz. Der französische Befehlshaber, der ihn den andern nicht anvertrauen wollte, blieb bei ihm bis er ihn in Sicherheit seinem Meister übergeben konnte.

Der Wilde nahte sich seinem Gefangenen mit Zärtlichkeit, und schien ihn mit besonderem Wohlwollen zu behandeln. Er gab ihm harten Zwieback, als er aber fand, daß er diesen wegen dem Hieb den er von dem Franzosen erhalten, nicht kauen konnte, tauchte er denselben in Wasser, und ließ ihn das Erweichte einsaugen. Als er fertig war, nahm er hirschlederne Moccasins von den Füßen und band seine Gelenke damit (denn er war nicht gesonnen seinen Gefangenen zu verlieren). Alsdann befahl er ihm, sich auf dem Boden auf den Rücken zu legen. Er streckte den einen seiner Arme aus und band denselben an einen jungen Baum, und nach dem auch den andern. Die Füße wurden ebenfalls auseinandergestreckt und fest gebunden. Alsdann wurde eine Anzahl langer, dünner Stäbe abgehauen, mit langen Zweigen bewachsen und so über seinen ganzen Körper gelegt. Auf jeder Seite lagerten sich so viele Indianer als Platz zum Liegen war, um seine Flucht unmöglich zu machen. In dieser unangenehmen und schmerz-

haften Lage verblieb er bis an den andern Morgen. Von dieser Nacht (die ihm die längste und traurigste die er je erlebt gewesen) pflegte unser Held zu sagen, daß er oft einen Strahl des Frohsinns gehabt habe, und sich kaum des Lächelns hätte erwehren können, wenn er sich diese lächerliche Gruppe, unter welcher er nicht die unbedeutendste Figur war, um ihn her als einen passenden Gegenstand für einen Maler dachte.

Den nächsten Tag wurde ihm wieder sein Teppich und seine Schuhe gegeben; er hatte kein Gepäck mehr zu tragen und wurde nicht mehr beleidigt. Um seinen heftigen Hunger zu stillen, wurde ihm ein wenig Bärenfleisch gegeben, welches er durch seine Zähne saugte. In der Nacht kam die Parthie nach Ticonderoga wo die Gefangenen einer französischen Wache übergeben wurden. Die Indianer, die verhindert wurden ihren Blutdurst zu stillen, äußerten jetzt ihre Bosheit über dieses Mislingen auf andere Weise — besonders durch Verzerrung ihrer Gesichter und zornige Gebärden. Es wurde ihnen jedoch nicht erlaubt fernere Gewalt oder Unbilligkeiten auszuüben.

Nachdem Major Putnam von dem Marquis de Montcalm examinirt worden war, wurde er durch einen französischen Offizier nach Montreal geleitet, welcher ihn mit der größten Schonung und Menschlichkeit behandelte.

Eine Beschreibung von den furchtbaren Verheerungen in den

Wyoming Ansiedelungen.

Im July, 1778.

[Aus Gordon's Geschichte des Amerikanischen Kriegs.]

Schon am 8ten Februar 1778 schrieb General Schuyler an den Congreß:—

"Die Befürchtung ist nur zu gut gegründet, daß die Indianer einen Angriff auf die westlichen Grenzen dieses Staates (New York), Pennsylvanien und Virginien zu machen gedenken."

Im folgenden Monat berichtete er: "Daß eine Anzahl der Mohawkes, und viele der Onondagoes, Cayuga's und Seneca's, sobald als sie könnten, Feindseligkeiten gegen uns beginnen würden; daß es daher rathsam sei bei Zeiten solche Maßregeln zu treffen, den Krieg unter ihnen anzufangen—da es nicht mehr Truppen erfordere ihre Dörfer zu verheeren, als es erfordere die Grenzbewohner zu beschützen."—Da aber keine wirksamen Mittel getroffen wurden um den feindseligen Geist der Indianer zu unterdrücken, so gingen viele zu den Tory-Flüchtlingen. Vereint mit diesen machten sie feindselige Angriffe auf die Grenzbewohner, an ihrer Spitze waren Col. Butler und Brandt (letzterer ein halbblütiger Indianer, von beispielloser Tapferkeit, aber ein wahrer Wütherich an Grausamkeit). Ihre Angriffe wurden mit vieler Umsicht angestellt, wegen der genauen Kenntniß, welche die Flüchtlinge von allen Umständen hatten, so wie auch durch die Nachrichten, die sie von ihren Freunden an Ort und Stelle einzuziehen vermögend waren. Ihre Feindseligkeiten wurden hauptsächlich gegen die neue, anmuthige und blühende Wyoming Ansiedlung gerichtet, welche am östlichen Zweig (Eastern Branch) der Susquehanna, in einer schönen Gegend und mit einem herrlichen Clima, lag. Es wurde durch viele Einwohner von Connecticut angebaut und bevölkert, welche dieses Gebiet in Anspruch nahmen, als Einschluß in der ursprünglichen Verwilligung von Carl dem Zweiten. Die Ansiedelung bestand aus 8 Taunschips, jedes 5 Meilen im Viereck, welche auf das herrlichste an beiden Ufern des Stromes hin lagen. So stark hatte die Einwohnerzahl zugenommen, daß sie ein tausend Mann in den Continent Krieg stellen konnten. Um sie in ihrer entfernten Lage vor den Indianern zu

schützen, hatte man 4 Forts errichtet. Aber zu ihrem Unglück hatten sie eine ziemliche Anzahl Royalisten unter sich. Die zwei Partheien waren einander ausserordentlich gehässig, was sich nicht bloß auf gewisse Orte oder Familien einschränkte, sondern diese Gehässigkeit schlich sich unter solche Dächer oder an solche Feuerherde, wo man sie am wenigsten vermuthete. Wodurch das Glück und die Wohlfahrt ganzer Familien vergiftet und die Natur sowohl als die Gesetze der Menschlichkeit, aufs äusserste verletzt wurden.

Sie hatten öfters und zeitliche Warnung vor der Gefahr, welcher sie sich durch das Versenden ihrer besten Männer auf eine so weite Entfernung, aussetzten. Ihre Ruhe wurde im vorigen Jahre durch die Indianer, nebst einer mit ihnen vereinten Raubparthei aus ihren eigenen Landsleuten bestehend, gestört; und nur durch kräftige Gegenwehr wurden diese durch eine Reihe glücklicher Scharmützel zurückgetrieben. Einige Tories, nebst andern die nie vorher verdächtig waren, hatten alsdann und seitdem die Gegend verlassen. Nebst genauer Kenntniß aller besondern Umstände, trugen sie in sich und mit sich einen solchen bittern Privathaß, so daß es nicht fehlen konnte, daß der der Indianer und anderer noch giftiger wurde. Eine ungewöhnliche Anzahl fremder Personen kamen, unter verschiedenem Vorwand, unter sie, deren Betragen so verdächtig war, daß, als sie vorgefordert und untersucht wurden, man so viele Beweise gegen sie erlangte, besonders hinsichtlich ihrer Mitwirkung um mit dem Feind zur Vernichtung der Ansiedelung beizutragen, daß etwa 20 von ihnen nach Connecticut abgeschickt wurden, um ein Verhör für ihr Leben mit ihnen vorzunehmen—die andern wurden fortgejagt. Diese Maßregeln erbitterten die Tories auf das Aeusserste, und die früher gegen die Einwohner gemachten Drohungen wurden jetzt mit verdoppelter Bitterkeit erneuert.

Als die Zeit zum endlichen traurigen Auftritt herannahte, zeigten sich die Indianer sehr betrügerisch. Etliche Wochen vor dem wirklichen Angriff, sandten sie verschiedene kleine Parthien nach der Ansiedlung, mit den stärksten Versicherungen der größten Freundschaft. Nebst dem daß dieses Betragen unsere Leute beruhigte, hatte es auch die Absicht, mit den Gleichgesinnten Gemeinschaft zu haben, und den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu erkunden. Jedoch die Einwohner waren ihrer Gefahr eingedenk; zu dem Ende hatte Colonel Zebulon Butler etliche Briefe an den Congreß und Gen. Waschington gerichtet, in welchen er ihre Gefahr schilderte und um Hülfe ansprach. Allein die Briefe wurden durch Pennsylvanische Tories entwendet, und kamen nie an Ort und Stelle. Kurz vor dem Hauptangriff machten etliche kleine Parthien plötzliche Angriffe—verübten etliche Räubereien und Mordthaten, und entweder aus Unwissenheit oder Hartherzigkeit ermordeten sie das Weib und fünf Kinder eines Mannes der zu ihrer Parthei gehörte, und der nach Connecticut geschickt worden war, um verhört zu werden.

Endlich (Anfangs July) machte der Feind in voller Kraft seine Erscheinung an der Susquehanna. An der Spitze war Colonel John Butler, ein Connecticut Tory, und Vetter des Colonel Zebu-

lon Butler, der zweite im Befehl in der Ansiedelung. Er wurde durch die meisten jener Anführer die sich im gegenwärtigen Krieg an den Grenzen ausgezeichnet hatten, unterstützt. Ihre Stärke belief sich auf etwa 1600 Mann—wovon ein Viertheil Indianer waren, die von ihren eigenen Chefs angeführt wurden; die andern hatten sich so verstellt und bemalt, daß sie nicht von den Indianern unterschieden werden konnten, ausgenommen ihre Offiziere, die in ihren Uniformen wie Reguläre aussahen. Ein kleines Fort, hauptsächlich mit Tories besetzt, wurde aufgegeben—oder vielmehr, wurde verrathen. Ein anderes wurde in einem plötzlichen Angriff genommen, und alle, bis auf Weiber und Kinder, auf das Schrecklichste ermordet.

Colonel Zebulon Butler, nachdem er eine kleine Anzahl, um Fort Wilkesbarre zu bewahren, zurückgelassen hatte, ging mit 400 Mann über den Strom und marschirte nach Kingston Fort, wo die Weiber, Kinder und Hülfslosen sich hinbegaben, um beschützt zu werden. Er ließ sich durch seinen Vetter verleiten, das Fort zu verlassen, um eine Unterhandlung mit dem Feind auf offenem Felde zu halten, und zwar in einer solchen Entfernung vom Fort, daß dasselbe durchaus zu keinem Schutz dienen konnte. Der Feind sollte sich während diese Unterredung gehalten würde, entfernen. Mit beinahe seiner ganzen Mannschaft im Fort (etwa 400) ging er nun nach dem bestimmten Ort. Daß er diese Wache mitnahm um sich persönlich zu beschützen, zeigt wie mistrauisch er gegen den Feind war. Als er dort angekommen war, fand er Niemand! da ging er weiter bis zum Fuße des Berges, wo er endlich eine Fahne in der Ferne sah. Die Fahnenträger aber, als wären sie auf ihn mistrauisch, zogen sich zurück, so wie er sich ihnen näherte: er hingegen, um dieses scheinbare Mistrauen zu zerstören, ging immer näher bis er endlich vollkommen umringt, und von dem Feind auf allen Seiten angegriffen wurde, und so zu seinem Schaden den Betrug einsah. Dennoch stritt er und seine Männer auf das Tapferste, und wehrten sich für drei Viertel Stunden so brav, daß sie einen sichtbaren Vortheil erlangt zu haben schienen. In diesem kritischen Moment rief einer der Soldaten (entweder aus Furcht oder mit betrügerischer Absicht): "Der Colonel hat befohlen, daß wir uns zurückziehen sollen!" Dieses entschied das Schicksal dieser Truppen. In der nun folgenden Unordnung, entstand ein Gemetzel von dem Feinde der auf allen Seiten einbrach, ohne Widerstand zu finden. Col. Zebulon Butler und 70 seiner Leute retteten sich—Letztere gingen über den Strom nach Fort Wilkesbarre.—Butler entkam nach Fort Kingston, welches den nächsten Tag von der Landseite belagert wurde. Um den niedergeschlagenen Geist der Wenigen die im Fort waren noch mehr zu entmuthigen, schickte ihnen der Feind die blutigen Scalps von 196 ihrer gewesenen Freunde und Kameraden. Den ganzen Tag wurde das Fort heftig beschossen. Am Abend ging der Colonel mit seiner Familie aus dem Fort nach dem Strom. Man glaubt, daß er der einzige Offizier sei der gerettet wurde.

Als Colonel Nathan Dennison (der jetzt das Commando über=

nahm) sahe, daß an keine wirkliche Vertheidigung zu denken sei, ging er mit einer Fahne zu Col. Johann Butler, um zu erfahren, unter welchen Bedingungen er eine Uebergabe annehmen würde? Darauf erhielt er mit zwei Worten die mit roher Kaltblütigkeit begleitete Antwort: Das Beil.

Dennison, der das Fort vertheidigte bis daß beinahe alle getödtet oder hülflos waren, mußte sich unbedingt ergeben. Einige der Unglücklichen im Fort wurden lebendig mitgeschleppt; allein die barbarischen Sieger, um sich die Mühe zu ersparen einen jeden einzeln zu ermorden, sperrten die Uebrigen alle zusammen in Häuser oder Kasernen, welche sie alsdann in Brand steckten und die teuflische Freude sich machteu, das Ganze auf einmal verzehrt zu sehen.

Alsdann gingen sie hinüber, nach dem einzig noch übrig gebliebenen Fort (Wilkesbarre). Dieses ergab sich unbedingt, in der Hoffnung desto größere Schonung zu erfahren. Sie fanden etwa 70 Continental Soldaten, welche blos angestellt waren um die Grenzen zu beschützen, diese wurden mit aller möglichen Grausamkeit ermordet. Die übrigen, sammt Weibern und Kindern wurden wie die andern, in Häusern eingesperrt, welche dann in Brand gesteckt, wo sie alle in den Flammen umkamen.

Eine allgemeine Verheerung fand nun durch alle Taunschips statt. Feuer, Schwerdt und andere Werkzeuge der Verwüstung siegten überall. Die Ansiedelungen der Tories allein entgingen gewöhnlich dem Verderben, und schienen wie Inseln unter dem Ruin emporzuragen. Die unbarmherzigen Wüstlinge richteten ihr Augenmerk nun (nachdem sie die Hauptgegenstände ihrer Bosheit aus dem Wege geräumt) auf alles andere Lebendige—erschossen einiges von dem Vieh—und schnitten anderm die Zunge lebendig aus, um sie desto länger zu peinigen.

Das Folgende sind noch einige der besondern Umstände von der Barbarei, welche bei dem Angriff auf Wyoming ausgeübt wurden. Capt. Bedlock, welcher zum Gefangenen gemacht wurde, wurde nackend ausgezogen und sein Leib voller Splitter von Tannenknorren gesteckt, nachdem wurde ein Haufen Knorren um ihn herum angehäuft, und das Ganze in Feuer gesetzt; seine Gefährten die Capitaine Ranson und Durgee wurden lebendig in das Feuer geworfen und mit Heugabeln niedergehalten. Die zurückkehrenden Tories, welche verschiedenemale ihre Heimath verlassen hatten um diese wilden Feldzüge mitzumachen, waren am entschiedensten für diese Gräuelthaten; in diesem waren sie den Tories, welche sich mit der brittischen Macht vereinigt hatten, ähnlich. Einer dieser Wyoming Tories, dessen Mutter sich zum zweiten Male verheirathet hatte, schlachtete mit seinen eigenen Händen beide, sie sowohl als seinen Stiefvater, dann seine eigene Schwestern und deren unmündige Kinder.

Ein anderer, welcher während seiner Abwesenheit mehrere Male Drohungen gegen das Leben seines Vaters nach Hause geschickt hatte, übte dieselben nicht allein aus, sondern war auch mit seinen eigenen Händen der Zerstörer seiner ganzen Familie, seiner Mutter,

seiner Brüder und Schwestern, und vermischte das Blut derselben, mit dem Blute des Ehegemahls und Vaters. Die zerstreuten Glieder von Familien, meistens aus Weibern und Kindern bestehend, welche sich in die Wälder geflüchtet hatten, während den verschiedenen Scenen dieser Verwüstung, litten nicht weniger als ihre Anverwandten, welche in den Ruinen ihrer Häuser umgekommen waren. Zerstreut in den Wäldern, herumirrend, geleitet entweder von der Gelegenheit oder Furcht, ohne Lebensmittel oder Bedeckung, hatten sie einen großen Theil des Landes zu durchwandern, und manche kamen, ohne Zweifel, in den Wäldern jämmerlich ums Leben.

Der größere Theil der Bewohner entfloh nach der Schlacht und dem Gemetzel. Doch hier und da kehrten einige Herumstreicher von den Bergen und aus der Wildniß zurück; andere Hütten stiegen aus der Asche ihrer früheren Wohnungen empor, und bald war wieder eine kleine Nachbarschaft gebildet. Allein die Indianer hielten um die Berge mit Rauben an, dann hier dann dort heruntersteigend, und bald hier diese Familie zu ermorden, jene zu scalpiren oder gefangen wegzuführen. Eine kleine Strecke wo jetzt das Courthaus in Wilkesbarre steht, wohnte eine Familie mit dem Namen Slocum, welche sehr viel durch die öftere Wiederholung der indianischen Unmenschlichkeiten leiden mußte. Während die Männer eines Tages im Felde waren, wurde plötzlich das Haus von Indianern umzingelt. Es waren in demselben die Mutter, eine Tochter von 9 und eine andere von 5, ein Sohn von 13 und ein anderer von 2 und einem halben Jahre alt; noch waren gegenwärtig ein junger Mann mit einem Knaben, des Namens Kinsly, welche ein Messer schliffen. Das erste was die Indianer thaten war, den jungen Mann zu erschiessen und ihn mit demselben Messer, welches er in der Hand hatte, zu scalpiren. Das 9 Jahre alte Mädchen nahm den kleinen zwei und ein halbes Jahr alten Knaben, und lief damit zu der Thüre hinaus um nach dem Fort zu kommen. Die Indianer jagten sie nur so viel um ihr Furcht einzuflößen; sie lachten recht herzlich wie sie sie mit ihrem kleinen dickköpfigen Bruder, welcher sich an sie hing, laufen sahen. Sie nahmen nun den jungen Kinsly und Slocum, welcher 13, und die kleine Frances, welche fünf Jahre alt war, und machten sich zum Abzug fertig. Doch da sie fanden, daß der junge Slocum lahm war, so setzten sie ihn auf die Bitten der Mutter nieder, und ließen ihn zurück. Ihre Gefangenen waren nun noch der junge Kinsly und das kleine Mädchen. Das Herz der Mutter schwoll unaussprechlich; für lange Jahre konnte sie die Scene ohne Thränen nicht beschreiben. Sie sah daß ein Indianer ihr Kind sich über die Schulter warf, wie nun das Haar ihr über das Gesicht fiel, strich sie dasselbe mit einer Hand auf die Seite; die Thränen stürzten aus ihren Augen, und streckte die andere Hand nach ihrer Mutter, um Hülfe rufend. Die Indianer kehrten in das Gebüsch zurück; und es war das letzte Mal daß sie die kleine Frances sah. Wahrscheinlich trug die Mutter dies Bild mit ins Grab. Ungefähr ein Monat nach dem kamen sie wieder, ermordeten mit der schrecklichsten Grausamkeit den bejahrten Großvater,

und schossen eine Kugel in das Bein des lahmen Knaben; diese trug er beinahe 60 Jahre bei sich, bis er starb. Das letzte Kind wurde einige Monate nach diesen traurigen Ereignissen geboren. Was die Gespräche, die Vermuthungen, die Hoffnungen und die Befürchtungen über das Schicksal der kleinen Frances waren, will ich nicht den Versuch machen zu beschreiben. Wahrscheinlich sahen die Kinder in ihrem spätern Leben, daß das Herz der betrübten Mutter wegen der verlornen Kleinen, über deren Schicksal sie ungewiß war, und deren Gesicht sie niemals wieder sehen sollte, heftig litt.

Nachdem die Knaben herangewachsen und Männer geworden, waren sie sehr besorgt das Schicksal ihrer kleinen schönhaarigen Schwester zu erfahren. Sie schrieben Briefe, machten Nachfragen und unternahmen Reisen durch den ganzen Westen und den Canadas, um gelegentlich über das Schicksal derselben etwas zu erfahren. Vier dieser langen Reisen waren vergeblich. Eine Stille, gleich der Stille des tiefen Waldes, hing über ihr Schicksal, und dieses für 60 Jahre.

Mein Leser wird jetzt 58 Jahre von der Zeit der Gefangennahme übergehen, und sich selbst in die ferneste Wildniß, in den entferntesten Theil Indianas versetzen. Ein sehr achtbarer Agent der Vereinigten Staaten ist dort reisend, da er nun abgemattet und sich mit seinem ermüdeten Pferde verspätet hat, so hält er vor einem indianischen Wigwam um ein Nachtlager zu erlangen. Er ist der indianischen Sprache mächtig. Die Indianerfamilie ist reich, denn sie hatte Pferde und Felle in Ueberfluß. Im Laufe des Abends bemerkt er, daß das Haar des Weibes hell, und die Haut unter ihrer Bekleidung weiß ist. Sie sagte ihm, daß sie eine Weiße sei, allein als ein kleines Kind fortgetragen worden wäre. Sie konnte sich nur noch erinnern, daß ihr Name Slocum sei, daß sie in einem kleinen Hause an dem Ufer der Susquehanna gewohnt habe, und wie viele und von welchem Alter in ihres Vaters Familie gewesen wären. Doch des Namens der Stadt konnte sie sich nicht erinnern. Wie er seine Heimath erreichte, erzählte der Agent dieses seiner Mutter, welche in ihn drang diese Erzählung zu schreiben und sie drucken zu lassen. Demzufolge schrieb er sie und schickte es nach Lancaster, in diesem Staat, und ersuchte dieses bekannt zu machen. Durch ein unverantwortliches Versehen lag dieses zwei Jahre in der Offizin, ehe es bekannt gemacht wurde. Einige Tage nachher fiel dieses in die Hände des Herrn Slocum von Wilkesbarre, welches der kleine zwei und ein halbjährige Knabe war, wie Frances weggeschleppt wurde. In wenig Tagen reisete er ab um seine Schwester zu suchen, seine älteste Schwester (welche ihm zu seiner Flucht behülflich war) mit sich nehmend. Er schrieb seinem Bruder, welcher im Staate Ohio wohnte, und welcher derjenige ist, wie ich glaube, der nach der Gefangennehmung geboren war, sich mit ihm zu vereinigen und mit ihm zu reisen.

Die zwei Brüder nebst der Schwester sind nun (1838) auf ihrem Wege die kleine Frances zu besuchen; jetzt gerade 60 Jahre nach

ihrer Gefangennehmung. Nachdem sie mehr als dreihundert Meilen durch die Wildniß gereist, erreichten sie das Land der Indianer, den Wohnplatz der Miami Indianer. Neun Meilen entfernt vom nächsten Weißen fanden sie den kleinen Wigwam. "Ich werde meine Schwester erkennen, sagte die civilisirte Schwester, denn sie verlor den Nagel ihres vordern Fingers; du Bruder! schlugst ihr mit dem Hammer in der Schmiede auf denselben, wie sie vier Jahre alt war." Sie gingen in die Hütte, und fanden ein Indianerweib, welches aussah, als wenn es 75 Jahre alt sei. Sie ist bemalt, mit Schmuck behangen, und in jeder Hinsicht wie eine Indianerin gekleidet. Nichts als ihr helles Haar und die bedeckte Haut zeigte ihre Abkunft an. Sie nahmen einen Dolmetscher und begannen sich mit ihr zu unterhalten. Sie erzählte ihnen wo sie geboren, was ihr Name wäre u. s. w. und zeigte den Bestand von ihres Vaters Familie an. "Wo ist euer Nagel hin?" frug die älteste Schwester. "Mein älterer Bruder schlug ihn mir mit einem Hammer in der Schmiede ab, wie ich noch ein kleines Kind war." Mit einem Wort, sie überzeugten sich, daß es ihre längst verlorne Schwester Frances war. Sie frugen sie nun was ihr Vorname sei. Sie konnte sich nicht erinnern. War es Frances? Sie lächelte und sagte: "Ja." Es war das erste Mal, daß sie denselben während 60 Jahren aussprechen hörte. Hier nun waren sie versammelt—zwei Brüder und zwei Schwestern! Sie waren alle befriedigt daß sie Schwestern und Brüder waren. Doch was ein Abstand! Die Brüder gingen in der Hütte auf und ab, unfähig zu sprechen, die älteste Schwester weinte, während die arme Indianerin bewegungs- und leidenschaftlos da saß—so gleichgültig wie ein Zuschauer. Da war kein Herzklopfen, keine zarte Saite in ihrem Busen, welche widerschlug.

Wie Herr Slocum mir diese Erzählung gab, frug ich ihn: "konnte sie denn kein englisch sprechen?" "Nicht ein Wort." "Wußte sie ihr Alter?" "Nein, sie hatte keinen Begriff davon." "Allein, war sie denn durchaus unwissend?" "Mein Herr, sie wußte nicht wenn's Sonntag war." Dies war freilich vollendete Unwissenheit in einem Abkömmling von Puritanern!

Doch was für ein Gegenstand zu malen würde das Innere der Hütte für einen Maler gewesen sein? Hier waren die Kinder der Civilisation, achtbar, mäßig, erfahren und wohlhabend, fähig Berge zu übersteigen um ihre Schwester zu suchen. Dort das Kind des Waldes, nicht fähig die Tage der Woche zu sagen, deren Aussichten und Gefühle alle in ihrer Hütte eingeschlossen waren. Ihre ganze Geschichte kann in wenig Worten erzählt werden. Sie lebte bei den Delawaren, welche sie fortgeschleppt hatten bis sie erwachsen war, und heirathete dann einen Delawaren. Dieser starb entweder oder lief fort; sie heirathete dann einen Miami-Indianer, welcher, wie ich glaube, ein Häuptling war. Sie hatte zwei Töchter, beide sind verheirathet und leben in der Glorie einer Indianerhütte; Kleider

von Häuten und Kopfbedeckung von Kuhhaut tragend. Keiner der Familie kann englisch sprechen. Sie haben Pferde in Ueberfluß, wenn nun die Indianerschwester ihre neuen Verwandten begleiten will, so nimmt sie eines derselben, zäumt es, setzt sich a la Turk schrittlings auf und macht fort. Des Nachts konnte sie sich in eine Decke wickeln, sich auf den Boden werfen und auf der Stelle schlafen.

Die Brüder und die Schwester versuchten alles ihre verlorene Schwester zu besprechen, mit ihnen zurückzukehren, und wenn sie es wünschten, sollte sie ihre Kinder mitnehmen. Sie wollten sie wieder an die Ufer der Susquehanna verpflanzen, und von ihrer Wohlhabenheit ihr eine glückliche Heimath verschaffen. Doch nein! Die Indianer waren allezeit gütig gegen sie gewesen, und sie hatte ihrem verstorbenen Manne auf seinem Todtenbette versprochen, nie die Indianer zu verlassen. Da ließen sie sie nun mit den Ihrigen, wilde finstre Heiden, da sie doch von einem frommen Stamme herkamen. Man kann sich schwerlich vorstellen, wie sich dieser Bruder für sie interessirt. Er sagt, daß er gesonnen sei, diesen Herbst diese lange Reise nochmals zu machen, und seine schwarzgelbe Schwester zu besuchen—ihr einige Geschenke zu bringen; dann vielleicht eine Bittschrift beim Congreß einreichen, damit, wenn einst diese Miamis fortgetrieben würden, ein Strich Landes für ihre Schwester und deren Nachkommen, zurückgehalten würde. Sein Herz leidet mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit für diese Hülflose, welche vor 61 Jahren aus den Armen ihrer Mutter gerissen wurde. Geheimnißvolle Vorsehung! Wie wunderbar ist das Band, welches so eine Familie zusammenbinden kann, gleich einer so starken Kette, daß nichts im Stande ist, die Glieder derselben zu zerreissen.

Ich will nur noch hinzufügen, daß nie etwas von dem Knaben Kinsly gehört wurde. Die größte Wahrscheinlichkeit ist, daß er nicht mehr lebt. Diesen Bericht, welchen ich eilig und unvollkommen gegeben, habe ich von den Lippen des Herrn Slocum, dem Bruder, welcher zwei und ein halbes Jahr alt war, wie die kleine Frances weggenommen wurde. Ich glaube nicht, daß ich etwas geändert habe, da ich doch genug weggelassen habe, welches einen guten Theil eines interessanten Buches gemacht haben würde.

Erzählung von

Lieutnant Moses Van Campen,*

während des Revolutions-Krieges.

Von ihm selbst geschrieben.

Meine ersten Dienste, welche ich verrichtete, waren im Jahr 1777, wo ich drei Monate unter Col. Johann Kelly diente, welcher uns zu Big Isle, an dem westlichen Zweig der Susquehanna stationirte. Während dieser Zeit geschah nichts merkwürdiges; im März 1778, wurde ich als Lieutnant über eine Compagnie, welche sechs Monate zu dienen hatte, angestellt. Kurz nachdem, wurde ich von Col. Samuel Hunter beordert, mit ungefähr zwanzig Mann nach Fisching Creek vorzurücken, (diese ergießt sich ungefähr zwanzig Meilen von Northumberland in den nördlichen Zweig der Susquehanna) und ungefähr drei Meilen von dessen Mündung ein Fort, zur Aufnahme der Bewohner, wenn sie von den Indianern beunruhigt wurden, zu bauen. Im May, da mein Fort beinahe fertig, endeckten mehrere Kundschafter eine große Anzahl Indianer, welche auf das Fort zukamen. Die Bewohner der Umgegend hatten kaum so viel Zeit, da sie doch ihr Hab und Gut zurück ließen, wegen Schutz, zum Fort zu kommen. Die Indianer machten bald ihre Erscheinung, und nachdem sie die Häuser geplündert und verbrannt hatten, griffen sie das Fort an, wo sie dann mit einem beständigen Feuern den ganzen Tag anhielten. Zur Nachtzeit zogen sie sich zurück, und verbrannten oder zerstörten alles was sie auf ihrem Wege antrafen. Wir konnten ihren Verlust nicht erfahren, weil sie ihre Todten und Verwundeten mit sich nahmen, jedoch den Blutspuren nach, welche auf dem Boden zu sehen waren, muß der Verlust beträchtlich gewesen seyn.

Die Bewohner, welche Schutz im Fort gesucht hatten, hatten sich auf einer kleinen Ebene nicht weit vom Fort eine Verzäunung für ihr Vieh gemacht; eines Abends im Juny, wie sie mit Melken beschäftigt waren, rief mir meine Wache zu, meine Aufmerksamkeit auf eine Bewegung im Gehölze zu richten; ich fand bald, daß es Indianer waren, welche ihren Weg zum Viehhof nahmen. Da war nun keine

---

*) Diese Erzählung wurde im Jahr 1838 durch den Verfasser an den Congreß, in Begleitung einer Bittschrift für eine Pension, geschickt, welche auch zugestanden wurde.

Zeit zu verlieren; ich erwählte mir zehn meiner Scharfschützen, und unter dem Schutz einer Erhöhung des Bodens, kam ich zwischen sie und die Melker. Wie wir die Erhöhung erstiegen, fanden wir uns nur einen Pistolenschuß von ihnen entfernt;—ich schoß zuerst, und tödtete den Anführer, doch die Salve meiner Männer brachte ihnen keinen sichtlichen Verlust; die Indianer liefen alle auf einmal davon. Unter der Zeit wurden die Milcheimer nach allen Richtungen geworfen, und der beste Läufer war am ersten im Fort. Wie die Jahreszeit fortschritt, so nahmen die Feindseligkeiten der Indianer immer mehr zu, und trotz der Wachsamkeit unsrer Kundschafter, welche beständig aus waren, wurden doch Häuser verbrannt und Familien ermordet. Im Sommer 1778, geschah das furchtbare Gemetzel zu Wyoming, nach welchem die Gouverneure von Connecticut, New-York und Pennsylvanien eine Bittschrift beim Congreß einreichten, daß derselbe doch schleunige Maßregeln ergreifen möge, um die westlichen Grenzen zu schützen; diese Sache wurde nun einer Committee des Congresses und General Waschington übergeben. Die Committee empfahl: daß der Krieg in das Land des Feindes übergetragen, und eine Compagnie leichter Truppen errichtet werden sollte, um die Grenze zu beschützen.

Im Jahr 1779, wurde General Sullivan mit einer Armee in ihr Land geschickt. Die Lebensmittel für den Unterhalt der Armee, wurden in den Ansiedelungen an den Gewässern der Susquehanna gekauft, und in Lagerhäusern niedergelegt. Ich wurde mit dem Titel Quartiermeister angestellt, diese Geschäfte beaufsichtigen; gegen die Mitte July hatte ich, durch Hülfe von Booten, die Lebensmittel alle zu Wyoming, wo General Sullivan mit der Armee auf dieselben wartete, gesammelt. Ungefähr Ende July zog die Armee nach Tioga Point, und eine Menge Boote ging fast gleichlaufend den Strom hinauf. Wir erreichten Tioga Point, Anfangs August, wo wir blieben um uns mit der Brigade des General Clinton zu vereinigen; welcher seinen Weg dem Mohawk-Strom nach, zum See Otsego genommen hatte. Unter dieser Zeit hatten die Indianer eine beträchtliche Macht zu Chemung, einem großen Indianerdorf, ungefähr elf Meilen von uns entfernt, gesammelt. Wie sie uns nun gar zu unruhige Nachbarn wurden, so beschloß Gen. Clinton einen Angriff auf sie zu machen; doch da er wünschte genau die Zahl und Lage zu erfahren, so erwählte er mich zu diesem gefahrvollen Unternehmen. Ich richtete mich nun dazu ein, indem ich mich indianisch bekleidete, mit Beinkleidern, langen Gamaschen und Moccasins; ich färbte mich wie ein Indianer, und steckte eine Menge Federn auf meine Kappe. Darauf machte ich mich mit einem Manne, welcher auf dieselbe Art gekleidet war, auf den Weg. Wir verließen das Lager nachdem es dunkel geworden, und schritten mit der größten Vorsicht weiter, bis wir nach Chemung kamen, welches, wie wir vermutheten, streng bewacht seyn würde. Wir erstiegen den Berg, überschritten denselben und hatten auf einmal die Feuer der Indianer im Gesicht; nachdem wir den Berg herunter gegangen, hielten wir uns stille, bis sich dieselben niederlegten um zu schlafen. Wir gingen nun an das Lager,

zählten die Feuer, und die Anzahl der Indianer an etlichen derselben; nach diesen konnte ich so ziemlich die Anzahl der Indianer schätzen, welche ich auf ungefähr sechs oder sieben hundert anschlug. Ich ging wieder zurück, und nachdem ich dem General meinen Bericht früh am nächsten Morgen abgelegt, ging ich zu meinem Zelt, und nachdem ich meine Decke hingespreitet hatte, fiel ich in einen gesunden Schlaf.

Gegen Nachmittag kam Maj. Adam Hoopes, ein Adjutant des Generals, und ersuchte mich zum General zu kommen, welchem ich gehorchte. Letzterer ersuchte mich, da ich mit dem Weg nach Chemung bekannt sei, die Anführung des Vortrabs zu übernehmen, er habe den Gen. Samuel Hand (von der Pennsylvanischen Linie) auserwählt, den Indianern einen Besuch mit elf hundert Mann zu machen. Ich übernahm den Auftrag, und wir richteten uns so ein, daß wir unsern Marsch nach Sonnenuntergang antreten konnten. Wir wir zu den Engpässen kamen, hielt ich nach dem Befehl, bis das Hauptcorps herankam, wo uns dann der General befahl in die Engpässe zu gehen, dabei bemerkend: "Soldaten! macht euren Weg durch." Wir thaten so, und traten bei Tagesanbruch in das Indianerdorf, fanden aber, daß die Vögel ausgeflogen waren. Wir blieben einige Minuten hier, um unsere Leute zu erfrischen, dann steckten wir das Dorf in Brand; nachdem wir ihre Spur erfahren hatten, daß sie stromauf gegangen, folgten wir ihnen ungefähr 2 Meilen. Hier war unser Weg an einem schmalen Hügel, W a b a s h H i l l genannt; wir bemerkten daß hier die Natur alles für einen indianischen Hinterhalt gethan habe. Demzufolge waren Aller Augen auf den Hügel gerichtet; wie wir denselben erstiegen, sahen wir das Gebüsch sich bewegen, und sogleich Büchsen auf uns gerichtet; es wurde nun ein tödliches Feuer auf uns gerichtet, von welchem sechszehn oder siebenzehn, welche voraus waren, entweder getödtet oder verwundet wurden. Wir, welche noch standen, sprangen zurück unter den Schutz des Hügels, und bewahrten noch unser Feuer. Sechs oder sieben starke Bursche sprangen mit Tomahawk und Messer hervor, um unsere gefallenen Kameraden zu tödten und zu scalpiren. Es war nun an uns zu feuern; jeder Schuß traf seinen Mann,—sie fielen alle. Gen. Hand kam nun mit schnellem Schritte, avancirte bis wenige Ruthen von ihnen; befahl dann zu feuern, und nachdem mit dem Bajonet anzugreifen; die Indianer wurden dadurch schnell zerstreut und in die Flucht getrieben. Wir kehrten dieselbe Nacht mit unsern Todten und Verwundeten zu unserem frühern Lager zurück. Wir hatten weiter keine Gelegenheit mit ihnen zu scharmützeln, bis wir wieder mit der ganzen Macht unter Gen. Clinton vereinigt waren. Dann wurden wir von der ganzen feindlichen Macht, welche aus Indianern, Britten und Tories bestand, angegriffen; wir lieferten denselben eine Schlacht etwas unterhalb Newtown Point. Unser Verlust war unbedeutend.

Bei der Zurückkunft der Armee wurde ich mit dem Lagerfieber befallen, und wurde daher zu dem Fort, welches ich in 1778 erbaut hatte, gebracht, wo mein Vater noch lebte. Im Laufe des Winters er-

hielt ich meine Gesundheit wieder; da nun meines Vaters Haus durch die Indianer welche das Fort in '78, angegriffen, niedergebrannt war; so bat mich mein Vater mit ihm und noch einem jüngeren Bruder von mir, nach seiner Bauerei, welche ungefähr vier Meilen vom Fort entlegen, zu gehen; um Anstalten zu treffen, das Haus wieder aufzubauen, und etwas Früchte zu ziehen. Es war wenig Besorgniß vorhanden, daß wir zu dieser Jahreszeit von den Indianern sollten gestört werden, besonders da sie das Jahr zuvor so gänzlich zerstreut worden waren. Wir verließen das Fort gegen Ende März, begleitet von meinem Onkel und dessen Sohn, welcher ungefähr zwölf Jahre alt war, und einem gewissen Peter Pence. Wie wir vier oder fünf Tage auf unserer Bauerei waren, kam auf einmal, am Morgen des 30sten März, zu unserm größten Erstaunen, eine Parthie von zehn Indianern. Mein Vater wurde mit einem Kriegsspeer durchstochen, seine Gurgel durchschnitten und scalpirt; mein Bruder wurde mit dem Tomahawk niedergeschlagen, scalpirt und vor meinen Augen in's Feuer geworfen! Während ich mit einem Krieger kämpfte, nahm derjenige, welcher meinen Vater ermordete, den Speer und machte einen heftigen Angriff auf mich. Ich zog mich vor dem Speer zurück, der Wilde jedoch, welcher mich gefaßt hatte, schob ihn mit seiner Hand so, daß er nur durch meine Weste und das Hemde drang. Sie waren dann damit zufrieden mich zum Gefangenen zu machen, da sie denselben Morgen auch den kleinen Sohn meines Onkels und Pence genommen, jedoch meinen Onkel ermordet hatten. Dieselbe Parthie hatte, ehe sie uns erreicht hatte, einen Angriff auf die niedern Ansiedelungen von Wyoming gemacht, und dort einen Herrn Upson getödtet, und einen mit Namen Rogers zum Gefangenen gemacht. Wir marschirten nun nach Fisching Creek; des Nachmittags desselben Tages, erreichten wir Huntingdon, wo die Indianer vier weiße Männer in einem Zuckerlager fanden; dieselben bemerkten aber die Indianer, und flohen zu einem Hause; die Indianer schossen nach ihnen und verwundeten einen Capt. Ransom; dann verfolgten sie ihren Weg bis Nacht. Wie sie sich gelagert, und ihr Feuer angemacht hatten, wurden wir, die Gefangenen, gebunden und wohl verwahrt, denn es legten sich fünf an die eine, und fünf an die andere Seite von uns; am Morgen wurde ihr Weg wieder verfolgt, und das Gewässer von Fisching Creek verlassend, erreichten wir die Quellen von Hemlock Creek, wo sie einen Mann, Namens Abraham Pike mit seinem Weibe und Kinde fanden. Pike wurde zum Gefangenen gemacht, doch nachdem sie dessen Weib und Kind bemalt hatten, sagten sie zu denselben: "Jogo, Squaw, gehet heim." Wir setzten nun unsern Weg fort, und gegen Abend lagerten wir uns wieder auf dieselbe Art wie die vorhergehende Nacht. Es fiel mir ein, daß zu Zeiten einzelne Individuen wundervolle Handlungen verrichtet hatten, und die größesten Gefahren überwunden hatten; ich entschied daher bei mir daß diese Kerls sterben müßten, und dachte über einen Plan nach um dieselben abzufertigen. Am nächsten Tage hatte ich Gelegenheit mich mit meinen Mitgefangenen zu besprechen; diese jedoch

sahen meinen Plan für überspannt an, da drei Mann zehn Indianer abfertigen sollten. Ich machte ihnen klar, was drei Mann uber zehn Schlafende für Uebermacht hätten;—daß wir die ersten Gefangenen wären welche sie in ihre Dörfer schleppten, nachdem ihr Korn durch unsere Armee zerstört worden sei; und daß wir auf jeden Fall an den Pfahl gebunden und eines gräßlichen Todes sterben müßten; wir hätten jetzt noch Gelegenheit zu fechten, und sollte es uns fehlen, so folgte doch nichts weiter als der Tod, es käme ja auch weiter nicht darauf an, auf welche Art wir stürben. Dieser Tag ging vorüber und wir lagerten uns wieder wie früher. Den andern Morgen kamen wir zum Strom, und sahen ihre Kanoes; sie waren den Strom herunter gekommen, und hatten ihre Kanoes in die Little Tunkhannock Creek gefahren; sie machten über den Strom und gaben dieselben der Strömung und dem Winde preis. Ich erneuerte meinen Kameraden meinen Vorschlag, daß wir die Indianer nächste Nacht abfertigen wollten, und verlangte, daß sie sich entscheiden sollten. Sie gaben ihren Beifall; "doch wie sollen wir es thun?" war jetzt die Frage. Dieselben entwaffnen, jeder ein Tomahawk nehmen, und dann mit einem Male zu einem kurzen Ende kommen? Da sind 3 von uns, wenn wir unsere Hiebe richtig versetzen, so machen dreimal von jedem gehauen neun, und dann tödten wir den Zehnten nach unserm Vergnügen. Sie stimmten zur Entwaffnung mit mir überein, dann aber solle einer sich in Besitz der Gewehre und des Feuers setzen, an der einen Seite von den vieren, und die andern zwei sollten mit Tomahawks an die andere Seite gehen, und die dort liegenden abfertigen. Ich bemerkte daß dieses ein unsicherer Weg sei, denn der erste Schuß würde alle erwecken, sie würden gleich auf die Gefangenen denken, und uns vermuthlich überwältigen. Ich mußte ihrem Plan nachgeben. Peter Pence wurde die Gewehre abzufeuern ausersehen, Pike und ich sollten mit dem Tomahawk agiren. Wir hieben und trugen nun eine gute Menge Holz um ein gutes Feuer zu machen, nachdem wurden die Gefangenen gebunden und auf ihre Plätze gelegt; nachdem wir lagen, brauchte ein Indianer sein Messer, und ließ es zu meinen Füßen niederfallen, ich drehte meinen Fuß über es und verbarg es so; gleich darauf legten sich alle und fielen in Schlaf. Gegen Mitternacht richtete ich mich auf und fand sie alle in gesundem Schlaf. Ich kroch zu Pence welcher aufstand; ich zerschnitt seine Bande und übergab ihm das Messer, damit er mir dasselbe thue, er thats; darauf nahm ich das Messer wieder zu mir, und machte Pike los; in einer Minute hatten wir alle entwaffnet. Pence nahm seinen Stand bei den Gewehren; Pike und ich nahmen unsern Stand mit unsern Tomahawks, ich hatte drei an der rechten und Pike zwei an der linken Seite zu tödten. In diesem Augenblick erwachten die zwei, welche für Pike bestimmt waren, derselbe bewies sich hier als eine Memme, und legte sich nieder. Es war ein kritischer Augenblick; es war keine Zeit zu verlieren; ihre Köpfe erhoben sich schon; doch in einem Augenblicke fertigte ich sie ab, und wendete mich nun zu meinem Antheil per Uebereinkunft, und als ich im Begriff war den letzten an meiner Seite des Feuers abzufertigen,

schoß Pence und machte eine herrliche Niederlage; da war nur einer am äußern Flügel, welchen seine Kugel nicht erreichen konnte; sein Name war Mohawke, ein starker, kühner und verwegner Geselle. Bei dem Lärm sprang er ungefähr drei Ruthen vom Feuer; er sah, daß es die Gefangenen waren, welche den Angriff machten, und indem er das Kriegsgeschrei ausstieß, sprang er, um sich in Besitz der Gewehre zu setzen, ich aber war schnell bei der Hand um ihn daran zu verhindern; der Streit war zwischen mir und ihm. Wie ich mein Tomahawk erhob, so suchte er sich von mir abzudrehen, ich folgte ihm und hieb, doch seinen Kopf verfehlend hieb ich mein Tomahawk in seine Schulter oder vielmehr in seinen Hinterhals, er stürtzte vorwärts und fiel, zur selben Zeit gleitete ich aus und fiel an seine Seite; wir faßten uns; sein Arm war nackt; er faßte mich um meinen Hals zur selben Zeit faßte ich ihn mit meinem linken Arm um seinen Leib, machte so eine enge Umfassung und suchte nach seinem Messer, konnte jedoch dasselbe nicht erreichen.

Während unserm Handgemenge entfiel mir mein Tomahawk; mein Kopf war unter der verwundeten Schulter, und ich erstickte fast in Blut. Ich machte einen raschen Sprung und befreite mich so von seinem Griff; zu gleicher Zeit erhoben wir uns, worauf er fortlief; es erforderte ziemlich viel Zeit meine Augen von dem Blut zu reinigen; mein Tomahawk war zugedeckt, ich konnte ihn nicht zu rechter Zeit finden, um den Indianer zu verfolgen; er war der einzige von der ganzen Parthie welcher entkam. Pike war machtlos. Ich hatte jederzeit große Ehrfurcht vor christlicher Andacht. Pike versuchte zu beten, und Pence fluchte über ihn, nannte ihn eine Meyme, und sagte ihm, daß es jetzt nicht Zeit zu beten—sondern zu fechten sei. Wir waren nun Meister des Platzes, und im Besitz von ihren Gewehren, Decken u. s. w. Ich scalpirte sie alle, und suchte die Scalps meines Vaters, Bruders und der andern, und befestigte sie an meinen Gürtel um sie sicher aufzuheben. Wir blieben bis zum Morgen auf dem Platze; da es nahe dem Ufer war, wo wir unser Lager hatten, so bauten wir uns einen Floß; wir mochten ungefähr fünfzehn Meilen unter Tioga Point sein; wir legten unsere ganze Beute auf den Floß, und fuhren ab nach Wyoming, der nächsten Ansiedelung. Unser Floß ging auseinander wie wir gegen das Land machten, und obschon wir viel verloren, so retteten wir doch die Gewehre nebst der Ammunition und kamen glücklich ans Land; wir erreichten Wylusing spät am Nachmittag. Wie wir zu den Engpässen kamen, bemerkten wir einen Rauch in der Tiefe, und zugleich ein Floß am Ufer liegend; durch dieses wurden wir gewahr, daß im Laufe des Tages eine Parthie Indianer neben uns hergekommen, und sich hier für die Nacht gelagert hatten. Da war nun keine andere Wahl für uns, entweder wir mußten dieselben zerstreuen oder über den Berg klettern, der Schnee an der Nordseite des Berges war tief; wir wußten daß die Anzahl der Indianer nicht stark seyn konnte, weil das Floß zu klein war; jeder hatte zwei Büchsen, und meine einzige Furcht war, Pike's Feigheit. Um alles zu erfahren, stimmten wir darin überein, daß ich mich über ihre

Anzahl überzeugen, und nach Umständen das Zeichen zum Angriff geben sollte; ich kroch den Hügel so weit hinunter, daß ich ihre Feuer und Bündel sehen konnte, sah aber keine Indianer; ich vermuthete daher, daß sie auf die Jagd gegangen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und hielt dafür daß es eine gute Gelegenheit für uns wäre, uns mit dem Floß auf die andere Seite des Stromes überzusetzen. Ich gab das Signal; worauf meine Kameraden kamen; wir warfen die Bündel auf das Floß, welches von trockenen Tannenbrettern gemacht war; mit Stangen und Rudern brachten wir es schnell auf die andere Seite des Stroms, wir waren beinahe aus Schußweite, als zwei Indianer an das Ufer kamen, sie schossen auf uns, beschädigten uns aber durch ihre Schüsse nicht; bald kamen wir unter den Schutz einer Insel und gingen einige Meilen; wir hatten tiefe Bäche während dem Tage durchwadet, die Nacht war kalt; daher landeten wir an einer Insel wo wir eine Versenkung fanden, in welcher wir unser Feuer machten; nachdem wir uns etwas gewärmt hatten, wurden wir auf einmal durch ein Krachen der Schneekruste beunruhigt; Pike welcher glaubte die Indianer wären auf der Insel, schrie für Gnade; um ihn still zu halten bedrohten wir ihn mit dem Leben; die Tritte kamen näher, und schienen grade auf das Feuer zuzukommen, ich hielt die Wache und bald kam mir ein prächtiger Rackun zu Gesicht. Ich schoß denselben, worauf Pike aufsprang und schrie: "Gnade! meine Herrn! Gnade! meine Herrn!" Ich nahm meinen Gewinn beim Bein und warf ihn ans Feuer. "Hier du feiger Schurke," schrie ich, "häute dies und gieb uns etwas Geröstetes zum Abendessen."

Die nächste Nacht erreichten wir Wyoming, wo sie große Freude hatten wie sie uns sahen; hier ruhten wir einen Tag; da es nicht sicher war zu Land nach Northumberland zu reisen, so verschafften wir uns ein Kanoe, und mit Pence und meinem kleinen Vetter fuhren wir während der Nacht den Strom hinunter; wir kamen vor Tagesanbruch nach Fort Jenkins, wo ich Col. Kelly, mit ungefähr hundert Mann, welche sich außerhalb dem Fort gelagert hatten, fand; er kam herüber von dem westlichen Zweig, von den Quellen der Chillisquaka nach Fisching Creek, am Ende der Rob Gebirge (so zu der Zeit genannt) wo mein Vater und Bruder getödtet waren; er begrub meinen Vater und Onkel, doch mein Bruder war verbrannt, und konnte nur ein kleiner Theil von ihm aufgefunden werden. Colonel Kelly sagte mir, daß meine Mutter und deren Kinder im Fort wären, und daß allgemein geglaubt würde, daß ich auch ermordet wäre. Col. Kelly ging in das Fort um meine Mutter vorzubereiten; ich nahm die Scalps von meinem Gürtel und übergab sie einem Offizier zum aufbewahren. Menschliche Kraft war fast nicht im Stande diese Zusammenkunft auszuhalten. Meine Mutter hatte gerade den Mann und einen Sohn verloren, und jetzt kam ein Sohn um sie bei der Hand zu nehmen; und dazu ein Sohn, von welchem sie glaubte, daß auch er ermordet sei.

Den nächsten Tag ging ich nach Sunbury, wo ich mit Freuden

empfangen wurde, meine Scalps wurden vorgelegt, die Kanonen abgefeuert, u. s. w. Ehe ich zurück ging erhielt ich eine Bestallung als Fähndrich bei einer Compagnie welche durch Capt. Thomas Robinson commandirt wurde; dieses war ein Theil von den Truppen, welche Pennsylvanien für die Continental Linie zu errichten hatte. Ein gewisser Joseph Alexander bekam die Bestallung als Lieutnant, welcher dieselbe aber nicht annahm. Der Sommer von 1780 ging durch Rekrutiren zu Ende; unsere Compagnie war dann vollständig und zum Schutz der Grenzen verwendet. Im Februar 1781 wurde ich zum Lieutnant erhoben, und fing meine activen Dienste damit an, daß ich die Kundschafter befehligte; da Capt. Robinson kein Waldmann und auch kein Schütze war, so trug er vor daß ich die Gefahr übernehmen, und die Kundschafter befehligen solle; wir unterhielten nun beständig eine Kette von Kundschaftern um die Grenz-Ansiedler, welche von dem nördlichen bis zum westlichen Zweige der Susquehanna wohnten, beiläufig von den Quellen der Little Fisching Creek, Chillisquaka, Muncy, u. s. w. Im Frühjahr 1781 bauten wir ein Fort auf das Land der Wittwe M'Clure, nannten dasselbe "M'Clure's Fort," und häuften dort unsere Lebensmittel auf. Im Sommer desselben Jahres wurde in Buffalo's Valley ein Mann zum Gefangenen gemacht, welcher aber entwischte; er kam herein und machte den Bericht: daß ungefähr drei hundert Indianer bei Sinnemahoning wären, welche dort jagten und Lebensmittel aufhäuften, diese hätten beschlossen einen Angriff auf die Grenzbewohner zu machen; sie wollten in kleine Parthien sich vertheilen und die ganze Grenzkette auf einen Tag und an allen Orten zugleich angreifen. Col. Hunter erwählte eine Compagnie von fünf um zu kundschaften, diese waren: Capt. Campell, Peter und Michael Groves, Lieut. Cramer und ich; diese Parthie wurde die "Grove" Parthie genannt. Wir nahmen für drei Wochen Lebensmittel mit uns, und gingen den westlichen Zweig mit der größten Vorsicht und Achtsamkeit hinauf; wir erreichten den Sinnemahoning, machten jedoch keine Entdeckung als nur alte Spuren; wir gingen den Sinnemahoning hinauf bis wir uns überzeugt hatten daß der Bericht falsch war. Wir kehrten nun zurück; etwas unter dem Sinnemahoning, bemerkten wir, wie es beinahe Nacht war, einen Rauch; wir waren gewiß, daß sich dort eine Parthie Indianer befänden, welche wir entweder passirten, oder sie war von einer andern Gegend dort hin gekommen; wir bemerkten, daß es eine starke Parthie seyn müsse, wie stark wußten wir selbst nicht, dennoch bereiteten wir uns zum Angriff.

So bald es dunkel war, luden wir unsre Büchsen aufs neue, schärften die Steine, untersuchten die Griffe unserer Tomahawks, und da wir mit allem fertig waren, warteten wir mit der größten Ungeduld bis sich die Indianer nieder gelegt hatten. Die Zeit kam, und mit der größten Stille gingen wir voran, unsere Büchsen in der einen und die Tomahawks in der andern Hand tragend. Die Nacht war warm, wir fanden einige von ihnen ein bis zwei Ruthen vom Feuer in ihre Decken gewickelt liegen. Wie wir unter sie kamen brauchten wir zuerst unsere Tomahawks; sie sprangen auf wie eine dunkle

Wolke; jetzt schossen wir und erhoben unser Kriegsgeschrei, sie flohen in der größten Verwirrung und nur wenige nahmen sich Zeit ihre Büchsen mitzunehmen. Wir waren nun Herren des Schlachtfeldes und all ihrer Beute, auch nahmen wir mehrere Scalps. Es mochten ihrer fünf und zwanzig bis dreißig seyn, und waren so weit als bis Penn's Creek herunter gewesen, sie hatten dort zwei oder drei Familien ermordet und scalpirt; wir fanden Scalps von verschiedenen Altern, welche sie genommen hatten, und eine bedeutende Menge einheimisches Tuch; wir brachten letzteres nach Northumberland wo es unter die Unglücklichen, welche dem Tomahawk und dem Messer entkommen waren, vertheilt wurde.

Unsere Compagnie wurde im September 1781 nach Lancaster beordert, wir überschritten den Strom in Booten zu Middeltaun, wo unsere Order geändert, und wir nach Reading in Berks Caunty gehen mußten, wo wir uns mit einem Theil des dritten und fünften Pennsylvanischen Regiments, und einer Compagnie vom Congreß-Regiment vereinigten. Hier nahmen wir die Hessen, welche mit General Burgoyne gefangen genommen, unter Aufsicht. Nach der Eröffnung des Feldzuges, Ende März, 1782, wurden wir durch den Congreß, nach unsern besondern Standorten beordert. Ich ging mit Robinsons Compagnie nach Northumberland, wo sich Herr Thomas Chambers mit uns vereinigte, derselbe hatte vor kurzem seine Bestallung als Fähndrich bei unserer Compagnie erhalten. Wir blieben zwei bis drei Tage zu Northumberland, damit sich unsere Leute reinigen und ausruhen könnten; von dort wurde Fähndrich Chambers und ich nach Muncy (der Bauerei von Samuel Wallis) beordert, um dort einen Posten zu errichten, und das Fort Muncy, welches durch den Feind zerstört war, wieder aufzubauen. Wir erreichten diesen Ort, und bauten ein kleines Blockhaus, um unsere Lebensmittel darin aufzubewahren.

Gegen den zehnten oder elften April kam Capt. Robinson in Begleitung von Esqr. Culbertson, James Dougherty, William M'Grady und einem Herrn Barkley; nun wurde ich beordert mir zwanzig bis fünf und zwanzig Mann auszusuchen, und mit diesen Herren den westlichen Zweig bis zu dem Big Island hinauf zu gehen; von dort nach der Bald Eagle Creek, wo ein Herr Culbertson ermordet worden war. Am fünfzehnten erreichten wir bei Nacht jenen Platz, wo wir uns für diese Nacht lagerten.

Am Morgen des sechszehnten wurden wir von 85 Indianern angegriffen. Es entstand ein heftiges Scharmützel; Esqr. Culbertson und zwei Andern glückte es zu entwischen, doch nachdem wir 9 Getödtete hatten, wurden die Uebrigen alle gefangen genommen; alle unsere Kleidungsstücke wurden uns fortgenommen, jedoch mit Ausnahme unserer Hosen. Wie sie mir mein Hemd auszogen, fanden sie meine Bestallung; unsere Bestallungen waren auf Pergament geschrieben, und wurde in einem seidenen Futteral an einem Band auf der Brust getragen. Verschiedene ergriffen dasselbe, einer aber schnitt das Band mit seinem Messer entzwei, und erlangte so den Besitz. Sie nahmen uns und brachten uns etwas vom Schlachtfeld,

und machten, daß sich die Gefangenen in einem kleinen Kreise niedersetzten mußten; die Indianer umringten diesen in einem größeren Kreis, jeder seine Büchse und sein Tomahawk in der Hand. Jetzt brachten sie fünf Indianer welche wir getödtet, und legten sie in den Kreis.

Ein jeder war in Gedanken vertieft; denn unsere Zeit wurde uns vermuthlich kurz zugemessen; was mich anbetrifft, (da ich auf das Jahr '80 zurückblickte, wo ich die Parthie tödtete;) ich dachte, daß wenn ich erkannt, mein Loos schrecklich seyn würde. Ihr Prophet oder Hauptkrieger, hielt jetzt eine Rede, (worüber ich später durch den brittischen Lieutnant, welcher zu dieser Parthie gehörte, belehrt wurde;) er gab vor, daß er sich mit dem großen Geiste berathe, was mit den Gefangenen gemacht werden solle, ob dieselben getödtet, oder ihr Leben erhalten werden solle; er kam zu dem Schluß: daß, da schon so viel Blut geflossen, und der Tod dieser Indianer Kriegsgeschick gewesen, so solle unser Leben erhalten, und wir von den Familien, zu welchen die Todten gehörten, an deren Statt angenommen werden; wir wurden nun unter ihnen nach der Zahl der Feuer vertheilt. Es wurden nun Bündel für uns gemacht, und der Rückzug wurde angetreten; wir gingen über den Strom bei der Big Island, in Rindenkanoes; dann mußten wir über mehrere Hügel, bis wir an die Pine Creek, oberhalb seiner ersten Gabel, kamen, dieser gingen wir nach bis zur dritten Gabel; nun nahmen sie ihren Weg am nördlichsten Zweig bis zur Quelle, und von dort zu dem Gewässer des Genesee Stromes. Nachdem wir zwei Tage den Genesee Strom hinunter gereiset, kamen wir an einen Platz welcher Pigeon Woods genannt wurde; hier fanden wir eine große Anzahl indianischer Familien, alte und junge, welche um Tauben zu fangen herbeigekommen waren; hier trafen wir auch eine Parthie Indianer, (welcher ungefähr vierzig waren,) welche auf dem Weg nach den Grenzansiedlungen waren; sie lagerten sich eine kurze Strecke von uns; die Krieger beider Parthien hielten in unserem Lager eine Rathsversammlung. Ich bemerkte bald, daß ich ein Gegenstand ihrer Berathung sey; ich wurde plötzlich überfallen, und in das andere Lager geschleppt, wo sich die Krieger an die eine Seite des Feuers niedersetzten, da ich mich ganz allein an die andere Seite desselben setzen mußte. Jedes Auge war auf mich gerichtet; ich bemerkte, daß sie sich immer mehr um mich sammelten; nach einer kurzen Zeit bemerkte ich einen Mann, welcher sich durch die Menge drängte, er kam zu mir, und setzte sich nieder; ich sah daß er ein weißer bemalter Mann war, welcher sich indianisch bekleidet hatte. Dieser befrug mich über den Zustand der Grenzer, die Stärke unserer Forts, wo die Kundschafter sich herumtrieben, u. s. w. Wie er fertig war, bemerkte er, daß nur noch einer ohne ihn da wäre, welche mich kennten. "Kennt Ihr mich, Herr?" sagte ich. "Ich thue, ihr seyd der Mann welcher die Indianer tödtete." Ich dachte jetzt nichts weiter als daß der Pfahl und das Feuer mein Loos seyn würde. Er aber sagte, daß er ein Gefangener und ein Freund sey, daß sein Name Jones wäre, und er

im Frühjahr von '81 mit Capt. John Boyde in Bedford Caunty gefangen genommen wurde; er wolle keineswegs mich in Gefahr bringen, und daß wenn ich mich nur unbemerkt entfernen könne, und mich den Brittischen übergäbe, mein Leben gerettet seyn würde; wenn nicht, so würde ich wohl meinen Tod am Pfahl zu erleiden haben. Den folgenden Morgen gingen wir den Genesee Strom weiter hinunter, und kamen, nachdem wir 2 Tage gegangen, zu dem Caneadia Dorf, welches das erste am Genesee Strom ist; hier wurden wir zugerichtet um die indianischen Spießruthen zu laufen; die Krieger peitschen nicht, sondern überlassen dieses den jungen Indianern und den Squaws. Diese kommen einem beim Rathhaus entgegen, wo sie dann die Gefangenen aus den Reihen der Krieger hervornehmen, und in die vordere Reihe stellen; wenn sie mit allem fertig und das Wort Joggo gegeben, so fangen die Gefangenen an zu laufen von den Peitschern verfolgt; wenn nun einer überholt wird, kommt er gewiß nicht ohne tüchtig durchgepeitscht zu seyn, davon. Ich war vor meine Leute aufgestellt, das Wort wurde gegeben, und wir liefen. Da ich noch jung und stark von Nerven war, führte ich den Weg; 2 junge Squaws, welche daher liefen um sich mit der Peitschparthie zu vereinigen, machten plötzlich, als sie uns laufen sahen, halt, und stellten sich Schulter an Schulter mit ihren Peitschen; wie ich nahe zu ihnen kam, prallte ich gegen sie, und warf sie nieder, wir fielen alle zusammen; jetzt ging das Stoßen an, so daß ihre Unterkleider zu sehen waren, welche von einer schönen gelben Farbe zu seyn schienen; ich hatte keine Zeit ihnen aufzuhelfen. Dieses war nun eine große Belustigung für die Krieger, welche riefen und schrieen, das es in der Luft wiederhallte.

In diesem Dorf blieben wir einen Tag, und gingen dann zum Fort Niagara, wo ich den Brittischen übergeben wurde. Ich wurde hier nach indianischem Gebrauch in die Familie des Colonel Butler aufgenommen; dieser war derzeitiger befehlender Offizier über die Britten und Indianer in diesem Ort. Ich sollte hier die Stelle des Sohnes von Colonel Butler einnehmen, welcher im Herbst, 1781, von den Amerikanern getödtet war. Mich als seinen angenommenen Sohn zu ehren, wurde ich nur in ein privat Zimmer eingesperrt, und nicht unter brittische Wache gestellt. Allein meine Unannehmlichkeiten begannen bald, da die Tories, welche mich kannten, den Indianern gesagt hatten, daß ich schon früher ein Gefangener gewesen, und meine Sieger getödtet habe; Letztere wurden wüthend, gingen zu Butler, und verlangten mich, wo sie, wie mir erzählt wurde, vierzehn andere Gefangene anboten, um mich auszuliefern. Butler schickte einen Offizier zu mir, um mich wegen dieser Sache zu befragen; dieser kam zu mir und sagte mir, daß ihre Indianer schwere Anklage wider mich führten, da sie davon unterrichtet wären, daß ich früher schon ein Gefangener, und meine Sieger getödtet habe; sie verlangten nun, daß ich ihnen übergeben würde, daß daher sein Colonel über diese Sache unterrichtet seyn möchte. Ich gab zur Antwort: "Mein Herr! dies ist eine ernste Frage zu beantworten, jedoch werde ich nie die Wahrheit läugnen; es ist wahr, daß ich frü-

her ein Gefangener war, und die Parthie tödtete, welche mich gefangen genommen, und zum Dienste meines Landes zurück kehrte; allein, mein Herr! ich betrachte mich als einen brittischen Kriegsgefangenen, und vermuthe, daß ihr mehr Ehre davon haben werdet, wenn ihr mich nicht den Wilden übergebet; ich weiß was mein Schicksal seyn würde, doch haben sie die Güte dem Colonel zu bemerken, daß wir es in unserer Macht haben Wiedervergeltung auszuüben." Er verließ mich, kehrte aber in kurzer Zeit wieder zurück, wo er mir sagte, daß er bevollmächtigt sei, mir zu sagen, daß für mich keine andere Wahl sei um mein Leben zu retten, als das ich der Rebellen Sache fahren ließe, und mich unter die brittische Standarte begäbe, daß ich dann denselben Rang in der brittischen Armee bekleiden solle, den ich bei den Rebellen hatte. Ich erwiederte: "Nein! mein Herr! nein! übergebt mich lieber dem Pfahl, dem Tomahawk, oder dem Messer, als daß ich eine brittische Bestallung annehme; Freiheit oder Tod ist unser Motto;" darauf verließ er mich. Bald nachdem kam eine Dame (mit welcher ich vor der Revolution gut bekannt gewesen, weil wir zusammen in die Schule gegangen waren,) in mein Zimmer, sie war an einen brittischen Offizier verheirathet, welcher Capitain bei der Königin leichten Truppen war, er kam mit ihr; sie war bei Col. Butler gewesen, und wurde von demselben bevollmächtigt, mir dasselbe Anerbieten zu machen, welches der Offizier mir gemacht. Ich dankte ihr für die Mühe welche sie sich wegen meiner Sicherheit gemacht, doch könne ich das Anerbieten nicht annehmen; sie bemerkte nun, daß es doch weit ehrenvoller für mich seyn würde, wenn ich ein Offizier in dem brittischen Dienste wäre; worauf ich erwiederte: daß ich selbst auf diese Art nicht über mich schalten könne, weil ich dem Congreß der Vereinigten Staaten angehöre, und daß ich die Folgen erwarten wolle; sie verließ mich, und dies war das Letzte was ich von der ganzen Sache hörte. Es wurde nun eine Wache vor die Thüre meines Gemaches gestellt.

Nach ungefähr vier Tagen wurde ich den See Ontario herunter, nach einem Platz welcher Carlton Island genannt wurde, geschickt; von dort wurde ich weiter den St. Lawrence herunter nach Montreal gebracht; hier wurde ich ins Gefängniß gesetzt wo ich gegen 40 bis 50 amerikanische Offiziere fand; nun hatten wir die Ehre durch das eiserne Gitter zu sehen.

Unter der Zeit kam der vierte July heran; zehn von uns verbanden sich den politischen Geburtstag unsers Landes zu feiern, wir fanden Mittel und Wege uns etwas Branntwein ins Gefängniß zu verschaffen ohne daß die brittische Wache etwas davon erfuhr; wir hatten, nachdem wir mit der Wache einen Vertrag abgeschlossen, einen herrlichen Tag. Dieses verdroß die brittischen Offiziere, und wir zehne wurden jetzt nach Quebec, von dort aber noch weiter den St. Lawrence herunter auf die Insel Orleans, gebracht, wo wir bis zu Ende September blieben. Gegen diese Zeit segelte eine brittische Flotte ab, welche nach Neu-York bestimmt war, wir wurden an Bord genommen, allein wie wir nach Neu-York kamen, konnten wir nicht ausgewechselt werden. Zu dieser Zeit befehligte Gen. Carlton die

brittische Armee in Neu-York; wir mußten unser Ehrenwort geben, worauf wir in unsere Heimath entlassen wurden.

Im Monat März, 1783 wurde ich ausgewechselt, und bekam Befehl wieder die Waffen zu ergreifen. Ich vereinigte mich mit meiner Compagnie im März zu Northumberland; um diese Zeit erhielt Capitain Robinson Befehl mit seiner Compagnie nach Wyoming zu marschiren um in Wilkesbarre die Garnison zu bilden. Er schickte mich mit Fähndrich Chambers und der Compagnie zu diesem Standort, wo wir bis zum November, 1783, verblieben. Unsere Armee wurde dann entlassen, und so auch unsere Compagnie; arm nun und ohne Geld zogen wir uns in den Schutz des häuslichen Lebens zurück.

Auszüge*

aus dem Leben und den militairischen sowohl als Jagdabentheuern

des

Capt. Samuel Brady.

Wer hat nicht von Brady gehört, von dem Hauptmanne der Spionen?—Von seinen gefährlichen Abentheuern zu Wasser und zu Land?—Von seiner haarbreiten Flucht in der tödlichen Bresche?—Von seiner kriegerischen Tapferkeit?—Von seiner unvergleichlichen persönlichen Thätigkeit?—Doch wo lesen wir seine Geschichte?—Nur allein von den alten westlichen Ansiedlern Pennsylvaniens, oder bei Gelegenheit von einem von der Zeit Niedergedrückten und früher zu den leichten Truppen Gehörigen hören wir von ihm; denn nur wenige von Brady's Kriegern befinden sich noch am Leben.

Angetrieben durch den Wunsch, soviel von seinem Leben und Thaten als ich erfahren konnte, der Vergessenheit zu entreißen, machte ich verschiedene Versuche von Individuen die am meist interessanten Begebenheiten in seiner militärischen Laufbahn mir zu verschaffen, doch bisher hatte ich keinen Erfolg. Endlich fand ich einen bejahrten Freund von demselben, welcher sich gütigst anbot, mich mit solchen Nachrichten zu versehen, als er, da er ein vertrauter Freund desselben gewesen, im Stande war zu geben. Wir hoffen, daß dieser Gegenstand von solchem Interesse sein wird, daß jeder sein Scherflein dazu beitragen wird; und daß sich noch ein Geschichtschreiber finden wird, welcher Brady mit seinen Leuten an die Seite von Wayne, Marion, Lee von der Legion und andern berühmten Patrioten, welcher Gedächtniß unsterblich ist, gesetzt wird.

Er ist der Held des Westens von Pennsylvanien; spätere Dichter dieses Landstrichs werden, wenn die Zeit die Thatsachen der Geschichte gereift hat, finden, daß sein Name die Persönlichkeit von allem was furchtlos und fruchtbar in Hülfsmitteln in der Stunde der Gefahr ist. Sein war der Tritt welcher nicht wankte—das Auge welches nicht fehlte, auch sogar bei den furchtbaren Scenen der indianischen Kriegsart nicht. Manche Mutter hat ihr Kind gestillt oder in den Schlaf gelullt, wenn sie demselben versi=

---

* Diese Auszüge wurden ursprünglich in Nummern, für eine Zeitung (the Blairsville Record) geschrieben. Die Abtheilungen der Nummern sind mit einem ——— bezeichnet.

cherte, daß der breite Allegheny, die Scheidung zwischen Weißen und Indianern, von diesem tapfern Capitain und seinen Leuten bewacht würde; und gegen ihre Besorgnisse wegen Tod oder Gefangenschaft von den Indianern, sie ermunternd erwiederte: sie dürfen nicht über den Strom kommen, denn dort ist Capt. Brady mit seinen Leuten.

John Brady, der Vater des Capt. Samuel Brady, war im Jahr 1733 im Staate Delaware geboren. Hugh Brady, der Vater des John, war aus Irland eingewandert; wo er sich zu einer sehr frühen Zeit innerhalb 5 Meilen von dem Platze, wo jetzt Schippensburg steht, niederließ. Das Land war zu der Zeit noch Wildniß, sehr dünn mit Eirischen Eingewanderten bewohnt, welche einfältig, aufrichtig und religiös waren. Viele Anekdoten sind gesammelt, um dieses zu beweisen, doch es ist hier für diese der Platz nicht.

Während der französischen und Indianerkriege, hatte dieser Theil des Landes sehr viel von den Indianern zu erleiden. John Brady und verschiedene andere junge Leute waren sehr thätig gegen sie, und wurde zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste, zum Capitain in der Provincial Linie ernannt, welches zu der Zeit kein geringer Vorzug war. Er heirathete Mary Quigly, und ihr erster Sohn Samuel wurde in der Stadt Schippensburg im Jahr 1758, geboren.

Nach dem Krieg, wie ein Ankauf von den Indianern gemacht war, im Jahr 1768, zog John Brady mit seiner Familie nach dem westlichen Zweig der Susquehanna, wo Samuel bei ihm bis zum Juny im Jahr 1775 wohnte. Capt. John Lowden, ein Wittwer, errichtete eine freiwillige Scharfschützen Compagnie, von 70 Mann, welche alle unverheirathet waren, mit diesen marschirte er nach Boston. Samuel Brady war einer dieser Leute; der Capitain hatte im Sinne ihn zum Offizier zu machen, diesem widersetzte sich sein Vater, indem er sagte: "Lasset ihn zuerst die Pflichten eines Soldaten kennen lernen, dann wird er auch wissen, was er als Offizier zu thun hat.

Während die Scharfschützen bei der Belagerung Bostons waren, fielen gelegentlich Scharmützel vor. Bei einer Gelegenheit, wurde Capt. Lowden befehligt, einige tüchtige Leute zu nehmen, und zu einer Insel während der Ebbe zu waden, um dort etwas Vieh, welches den Britten gehörte, wegzutreiben. Er glaubte, daß Brady zu jung für diesen Dienst sei, und daher wählte er ihn nicht aus; doch zum Erstaunen des Capitains war Brady der zweite welcher die Insel betrat, und zeigte sich sehr brav. Bei einer andern Gelegenheit saß er mit seinem Capitain auf einem Zaun, um die brittischen Werke zu besehen, plötzlich schlug eine Kanonenkugel unter ihnen gegen den Zaun. Brady war am ersten auf den Füßen, fing den Capitain in seinen Armen, stellte ihn auf und sagte mit großer Geistesgegenwart: "Wir sind nicht beschädigt, Capitain!" Manche andere Begebenheiten fielen während dem, daß die Armee vor Boston lag, vor, welches seine Geistesgegenwart und Muth hinlänglich bewiesen.

Samuel Brady wurde im Jahr 1776 in der Compagnie des Capitain Thomas Doyle als Lieutnant angestellt, diese Compagnie war in Lancaster Caunty gesammelt. Er blieb bei der Armee, und war bei allen Hauptbegebenheiten bis nach der Schlacht von Monmouth gegenwärtig, wo er dann zum Capitain ernannt und nach Westen unter General Brodhead befehligt wurde. Auf seinem Marsch bekam er Erlaubniß seine Verwandten in Northumberland Caunty zu besuchen. Sein Vater, welcher im Jahr 1776 die Stelle als Capitain im zwölften Pennsylvanischen Regiment eingenommen hatte, war in der Schlacht bei Brandywine sehr stark verwundet, und ging jetzt zu Hause. Während er zu Hause war, hörte er von dem Tode seines Bruders, dieser war am neunten August 1778 von den Indianern ermordet. Er blieb bei seinem Vater bis zu Anfang des Jahres 1779, wo er dann nach Pittsburg abreiste um zu seinem Regiment zu kommen.

Kurz nachdem er in Pittsburg angekommen, hörte er, daß sein Vater am elften April von den Indianern ermordet sei. Er schwur Rache, und nie hat sich sein Sinn geändert. Hier fangen seine westlichen Thaten an, welche jedoch der Gegenstand für ein anderes Blatt sein sollen.

Bei der Schlacht von Princetown diente er unter Colonel Hand, von Lancaster, da sie zu weit vorgerückt, so daß sie fast umzingelt waren, schnitt Brady ein Pferd aus einem Zug, ließ den Colonel aufsitzen, sprang hinten auf, und machten so ihre Flucht.

Bei dem Gemetzel zu Paoli, war Brady auf der Wache und hatte seine Decke umgeschnallt sich niedergelegt. Die Britten waren ganz nahe wie der Wachposten feuerte. Brady mußte laufen, er versuchte daher seine Decke loszumachen, welches ihm aber nicht gelang. Wie er über einen Zaun springen wollte, so stieß ein brittischer Soldat mit dem Bajonett nach ihm, und befestigte mit demselben die Decke an einen Pfosten, allein es war so nahe am Ende, daß sie ausriß. Er sprang voran; ein Reiter, welcher ihn überholte, gebot ihm zu stehen; Brady drehte sich um, schoß ihn nieder und lief fort.—Er kam in einen kleinen Sumpf in einem Felde; er wußte, daß sich nur eine Person ohne ihn in demselben befand, doch wie es hell wurde, waren es ihrer 55, unter welchen ein Lieutnant. Sie zeigten ihre Bestallungen, und es fand sich, daß die von Brady die ältere sei; er übernahm nun den Befehl, und marschirte mit ihnen nach dem Hauptquartier.

Ein kleines Fort, innerhalb den Grenzen des jetzigen Pittsburg, war im Jahr 1780 das Hauptquartier des Gen. Broadhead, welcher beauftragt war diesen Theil der Grenzen zu schützen. Das Land, welches nördlich und westlich des Allegheny Stromes lag, war im Besitz der Indianer. Gen. Waschington, dessen umfassende Klugheit alles voraussah und verschaffte, was die Gefahr welche das Land bedrohte, verhindern könne, schrieb an Gen. Broadhead, daß er einen passenden Offizier auswählen möge, ihn nach Sandusky zu schicken, um den Platz zu untersuchen, und sich mit der Stärke

der dort sich versammelnden Britten und Indianer bekannt zu machen, zugleich solle er eine Uebersicht von Maßregeln entwerfen, um Vorkehrungen zur Vertheidigung gegen die Verwüstungen und Angriffe, welche man von daher erwarte, zu treffen.

Gen. Broadhead war in seiner Wahl gar nicht unschlüssig, welcher von den Offizieren zu diesem schwierigen und gefahrvollen Dienst am besten befähigt sei. Er schickte für Capt. Brady, zeigte ihm Gen. Waschingtons Brief, nebst einer Karte von dem Lande welches zu bereisen war; letztere war sehr mangelhaft, allein doch ohne Zweifel die beste, welche man zu der Zeit haben konnte.

Capt. Brady war nicht unempfindlich gegen die Gefahr, noch mit der Schwierigkeit des Unternehmens unbekannt. Allein er sah die Angst, mit welcher der Vater des Landes sich Nachricht zu verschaffen bemühte, welche nur durch diese gefährliche Art zu erlangen waren, zugleich erkannte er die Wichtigkeit des Unternehmens. Seine eigene Gefahr betrachtete er für untergeordnet. Die Anstellung wurde angenommen; er suchte sich einige Soldaten aus, nahm 4 Chickasaw Indianer als Führer mit sich, überschritt den Allegheny Strom, und war so auf einmal in dem Lande der Feinde.

Wie er seinen Marsch antrat, war es im May 1780. Die Jahreszeit war ungewöhnlich naß; jeder beträchtliche Strom war angeschwollen, weder Straße, Brücke noch Haus erleichterte ihren Marsch, oder bedeckte ihren Ruheort. Einen Theil ihrer Lebensmittel mußten sie nehmen, wie sie sie an ihrem Weg, welchen sie mehr fortkrochen als gingen, fanden; sie machten ihren Weg bei Nacht durch diese Wildniß, bei Tag versteckten sie sich in den Brombeersträuchen. Die geringste Spur ihres Marsches, der Eindruck von eines weißen Mannes Fuß im Sande eines Stromes, brachte vielleicht der ganzen Parthie Vernichtung. Brady war in jeder der indianischen Kriegslisten erfahren; er war gekleidet wie ein indianischer Krieger, und mit ihren Sprachen gut bekannt; er führte seine Begleiter in der größten Sicherheit, ohne einen feindlichen Indianer gesehen zu haben, bis nahe zu den Sandusky Dörfern.

Die Nacht, bevor er Sandusky erreichte, sah er ein Feuer und als er sich ihm nahete, fand er zwei Squaw's, die bei ihm saßen. Er ging an ihnen vorüber, ohne sie zu belästigen. Aber seine Chickasawer verließen ihn nun. Dies war sehr beunruhigend, da es wahrscheinlich war, daß sie zu dem Feinde übergegangen wären. Er beschloß indessen doch vorwärts zu gehen. Mit vollkommener Kenntniß des schrecklichen Todes, welcher auf ihn wartete, wenn er gefangen würde, ging er vorwärts, bis er neben der Stadt an dem Ufer des Flusses stand.

Seine erste Sorge war, einen sichern Platz zum Versteck für seine Leute zu finden. Als dies erreicht war, wadete er, nachdem er nur einen Mann zum Gefährten seiner künftigen Abentheuer ausgewählt hatte, über den Fluß zu einer Insel, die theilweise mit Treib-Holz bedeckt war und der Stadt gerade gegenüber lag. Hier verbarg er sich mit seinem Gefährten für die Nacht.

Leonidas war tapfer und suchte im Gehorsam gegen die Gesetze

seines Vaterlandes den Tod und fand ihn in dem Paß von Thermopylä. Aber er war umringt von seinen 300 Spartanern und ermuthigt durch die Spartaner Schlacht-Hymne, begleitet von den sanften Tönen der Flöte.

Napoleon war tapfer, aber seine kühnsten Thaten wurden in Gegenwart seiner Tausende von Streitern verrichtet, und als er bei der Brücke von Lodi die Fahne aus den Händen des erschrockenen Trägers riß, und mit Kriegsgeschrei seiner enthusiastischen Soldaten "Vive la Republique," dem Feuer von 30 Oestreichischen Geschützen trotzte und sie in Mitten der Feinde aufpflanzte; ward er gesehen und begleitet von den tapfern Ueberresten der Consular-Garde, und gepriesen mit dem Geschrei und den Thränen seiner ganzen Armee.

In Beharrlichkeit und kalt überlegendem Muth kann der Capitain der muthigen Wälderstreifer mit den angeführten Beispielen und allen andern verglichen werden.—Kein Banner, kein Fähnchen wehte über ihm. Er war hunderte von Meilen in dem Herz des feindlichen Landes. Jeder Feind hätte mit Freuden sein Gewicht in Gold, wenn er es besessen, für das Vergnügen, ihn am langsamen Feuer zu Tode zu braten, gegeben, und hätte all die geistigen und körperlichen Qualen hinzugefügt, welche dieser Wilden Scharfsinn zu erdenken vermochte.

Jeder, welcher poetisches Gefühl hat oder Gefühl für Poesie, muß bei einer solchen Scene verweilen und in Gedanken sich diese Lage ausmalen.

Der murmelnde Fluß; das Indianer-Dorf in Schlaf versenkt; die waldige Landschaft; und alles dies ward von diesem einsamen, aber unerschrockenen Krieger, in der stillen Mitternachts-Stunde überschaut.

Den nächsten Morgen breitete sich dichter Nebel über Hügel, Thäler, Stadt und Fluß. Alles war vor Brady's Augen verborgen, ausser die Stämme und Reiser um ihn. Etwa um 11 Uhr hellte es sich auf und bot ihm den Anblick von ungefähr 3000 Indianern, welche mit dem Vergnügen auf dem Räsgrund beschäftigt waren.

Sie waren gerade von Virginien und Kentucky mit einigen sehr schönen Pferden zurückgekehrt. Ein graues Pferd zog besonders seine Aufmerksamkeit auf sich. Es gewann jedes Rennen bis fast den Abend, da setzten sich, gleichsam neidisch auf seine Schnelligkeit, zwei Reiter auf es, und so wurde es geboten. Das Ziel war nur wenige Ruthen oberhalb des Platzes, wo Brady lag, und er hatte hier die schönste Gelegenheit, das Vergnügen mit zu genießen, ohne die Gefahr durch das Bieten auf der Räs etwas zu verlieren.

Er machte den Tag über solche Beobachtungen, als in seiner Gewalt stand, wadete von der Insel weg, sammelte seine Leute, ging zu dem Indianer-Lager, welches er bei seinem Kommen gesehen hatte, nahm die Squaws, welche immer noch da waren, gefangen und seinen Marsch heimwärts fort.

Die Karte, welche durch Gen. Broadhead gefertigt war, wurde als mangelhaft gefunden. Die Entfernung war darin bei weitem

kürzer angegeben, als sie wirklich war.—Die Lebensmittel und Munition der Mannschaft war zur Zeit, als sie die Big Beaver Creek bei ihrer Rückkehr erreicht hatten, schon verbraucht. Brady schoß einen Otter, konnte ihn aber nicht essen. Die letzte Ladung war in seiner Büchse. Sie erreichten eine alte Verschanzung; das Finden einer Menge Erdbeeren machte sie verweilen, um ihren Hunger zu stillen. Da sie die Spur eines Hirsches entdeckt hatten, so folgte ihm Brady und sagte seinen Leuten, er könne ihn vielleicht zum Schuß bekommen. Er war nur wenige Ruthen gegangen, als er das Wild ihm queerüber stehend erblickte. Er erhob seine Büchse und versuchte zu feuern, aber das Pulver blitzte auf in seiner Pfanne; und er hatte nicht mehr ein Körnchen Pulver. Er setzte sich nieder, räumte das Zündloch auf und erhob sich dann wieder. Als er nur eine kleine Entfernung vorwärts gegangen war, machte der Pfad eine Krümmung und er sah vor sich einen großen Indianer zu Pferd, mit einem Kind vor und dessen Mutter hinter sich auf dem Pferd und eine Anzahl Krieger im Nachzug. Sein erster Trieb war, den Indianer auf dem Pferd zu schießen, da er aber seine Büchse erhob, bemerkte er, daß des Kindes Kopf sich nach den Bewegungen des Pferdes drehte. Es war fest schlafend und ganz nahe dem Indianer. Er trat hinter die Wurzel eines Baumes und wartete, bis er den Indianer, ohne Gefahr für das Kind und die Mutter, schießen konnte.

Als er das Ziel genommen hatte, schoß er den Indianer, welcher mit dem Kinde und dessen Mutter vom Pferde stürzte. Brady rief nun seinen Leuten, mit einer Stimme die im ganzen Wald wiederhallte, die Indianer zu umringen, und ihnen eine allgemeine Salve zu geben. Er sprang zu des gefallenen Indianers Pulverhorn, konnte es aber nicht losreißen. Da er gleich einem Indianer gekleidet war, so hielt ihn auch das Weib für einen solchen und sagte: "Warum erschossest du deinen Bruder?"—Er hob das Kind auf und sprach: "Jenny Stupes, ich bin der Capitain Brady, folge mir, und ich rette dich und dein Kind." Er nahm sie bei der Hand, das Kind unter den andern Arm, und sprang in die Gebüsche.—Viele Gewehre wurden während dieser Zeit auf ihn gefeuert, doch keine Kugel verletzte ihn; und die Indianer machten sich aus Furcht vor Hinterhalt davon.—Den nächsten Tag erreichte er das Fort M'Intosch mit dem Weib und ihrem Kind. Seine Leute waren vor ihm dahin gekommen. Sie hatten sein Kriegsgeschrei gehört, da sie aber keinen Schießbedarf hatten, waren sie davon gelaufen. Die Squaws, welche sie bei Sandusky mitgenommen, hatten sich gleichfalls den Schreck benutzend, davon gemacht.

In jenen Tagen hatten die Gebräuche der Indianer auch einigermaßen unter den Weißen, wenigstens unter den Rängers, sich verbreitet. Brady wünschte den geschossenen Indianer zu sehen, und der Commandant des Forts M'Intosch gab ihm einige Leute zu seinen eigenen, und mit diesen kehrte er zurück um den Leichnam aufzusuchen. Der Platz, wo er gefallen, war bald entdeckt, aber wei=

ter nichts. Keine Mühe wurde im Suchen gespart, aber der Körper war nicht zu finden. Sie wollten eben den Platz verlassen, als der Schrei eines freundschaftlichen Indianers, welcher mit ihnen vom Fort gekommen war, sie zu einer kleinen Lichtung rief, wo man das Grab entdeckte. Die Indianer hatten daselbst ihren todten Bruder eingescharrt und auf die sorgfältigste und netteste Weise den Rasen wieder gelegt. Sie hatten auch Gebüsche abgeschnitten und sie in den Boden gesteckt; aber diese waren verdorrt, und anstatt das Grab zu verbergen, leiteten sie zu dessen Entdeckung.

Er war ungefähr zwei Fuß tief begraben mit all seinen kriegerischen Geräthschaften.

"Hier schlief der Krieger den Todesschlummer,
Mit Pulverhorn und Tasche um."

All seine Wilden-Zierathen, seine Waffen und Ammunition nahm man ihm ab, und die Scalpe vom Kopf, und ließ ihn dann so geplündert in seinem Grab. Solche Handlungen von einem Amerikanischen Krieger erregen Unwillen, aber wir kennen nicht alle entschuldigenden Umstände, welche zu jener Zeit mögen existirt haben. Vielleicht war der Gatte dieses Weibes, der Vater dieser Kinder auf dieselbe Weise vor Weib und Kindern gemordet worden; vielleicht war den jüngern Gliedern der Familie, die unfähig waren die Beschwerden der Reise zu tragen, die Hirnschale an der Thürschwelle eingeschlagen worden. Solche Dinge waren gewöhnlich, und der Wunsch nach Rache war tief in die Brust der Gränzbewohner gepflanzt. Capt. Brady's eigne Familie hatte die unbarmherzige Tomahawk schwer empfunden. Sein muthiger, geehrter Vater, und ein geliebter Bruder waren als Opfer des Verraths der Indianer gefallen—und er hatte Rache geschworen.

Nachdem er sich und die Seinigen etwas erlabt hatte, machte er sich zu Wasser auf die Reise nach Pittsburg, wo sie mit militairischen Ehren empfangen wurden. Kleines Geschütz wurde, von dem Augenblick, als ihnen Brady zu Gesicht kam, bis er an's Land trat, abgefeuert.

Die Chikasaw Indianer waren nach Pittsburg zurückgekehrt und hatten berichtet, der Capitain und seine Gefährten wären in der Nähe der Sandusky Stadt von den Indianern vertilgt worden. Als Gen. Broadhead dies hörte, sagte er, Brady wäre ein begeisterter junger Mann gewesen, und habe das Commando dringend sich erbeten. Bei Brady's Ankunft in Pittsburg erkannte der General aber an, daß der Capitain das Commando nur mit vieler Schwierigkeit übernommen habe.

So weit folgte ich der Erzählung eines Mannes, welcher über den Gegenstand wohl am besten unterrichtet sein konnte. Ich will nun eine Erzählung von derselben Expedition erzählen, welche mir von einem Verwandten des Capitains, der sie von seiner eignen Mutter gehört hatte, mitgetheilt worden. Die Achtbarkeit des Erzählers bürgt mir für ihre Richtigkeit.

Wenige Tage nachdem Brady mit seinen gefangenen Squaws

Sundusky verlassen hatte, blickte er mit den schärfsten Augen um sich, in der Erwartung er würde verfolgt. Er nahm jede Vorsicht um Verfolgung zu vermeiden; hielt so viel als möglich die trockensten Stellen, ging auf Baumstämmen, wo dieselben auf ihrem Weg ihnen aufstießen—und fand doch, daß er verfolgt wurde. Sein geübtes Auge wollte gelegentlich in der Entfernung entdecken, daß ein Indianer von einem Baum oder Schirm zum andern sprang, und seine Spur verfolgte. Nachdem er sich hievon überzeugt hatte, theilte er es seinen Leuten mit, und sagte, kein Indianer könne nach den von ihm genommenen Vorsichtsmaßregeln, ihm so folgen, ohne einen Hund auf seiner Spur zu haben. "Ich will zurückbleiben," fuhr er fort, "und den Hund schießen; dann können wir besser weiter gehen."

Er wählte sich die Wurzel eines großen Kastanienbaumes, welcher gegen Westen gefallen war, zu seinem Hinterhaltspunkt. Er ging von dem westlichen Ende des Baumes oder Stammes zu dem östlichen, und setzte sich in die Höhlung, welche durch das Emporstehen der Wurzel gebildet wurde. Er war noch nicht lange hier, als ein kleines Hündchen auf den Stamm am westlichen Ende sprang, und, mit seiner Nase auf dem Stamm, sich ihm näherte. Gleich hinter ihm folgte ein federngezierter Krieger. Brady hatte nun die Wahl. Er zog es vor, das Hündchen zu schießen, was er auch sogleich that; es fiel mausetodt auf den Stamm und der Indianer sprang mit einem lauten Schrei in den Wald und verschwand. Er wurde nicht weiter verfolgt.

Viele von Capt. Brady's Abentheuern ereigneten sich in Perioden, von welchen man keine zuverlässigen Daten mehr erhalten kann. Das Folgende gehört in diese Klasse:—

Sein Glück als Partheigänger hatte ihm bei Einigen Billigung, bei Andern Neid zugezogen. Einige seiner Kameraden hatten den Commandanten getadelt, daß er ihm so häufige Gelegenheit zu ehrbarer Auszeichnung darbiete.—Endlich erhoben sie offene Klage, begleitet von der Bitte oder vielmehr Forderung, daß auch Andern erlaubt werde, die Gefahren und Ehren des Dienstes ausserhalb des Forts mit Brady zu theilen. Der General unterrichtete Brady von dem Vorgefallenen, und dieser fügte sich sogleich in die vorgeschlagene eigenthümliche Anordnung. Man brauchte nicht lange zu warten, um die Wirksamkeit derselben zu finden.

Die Indianer fielen in das Sewickly Gebiet ein, begingen die grausamsten Morde an Männern, Weibern und Kindern, raubten so viel Eigenthum, als sie fortbringen konnten, und zerstörten das Uebrige. Der Lärm kam nach Pittsburg und eine Abtheilung Soldaten, unter dem Befehl von eifersüchtigen Offizieren ward zur Schützung der Ansiedelung und Vertreibung des Feindes abgeschickt. Brady war von dieser Expedition ausgeschlossen, was sein Gefühl ausserordentlich kränkte.

Den Tag nachdem dieses Detachement ausmarschirt war, bat er seinen Commandanten sehr dringend um die Erlaubniß, eine kleine

Abtheilung Soldaten nehmen zu dürfen, um die Indianer zu fangen; aber es wurde ihm verweigert. Durch Zudringlichkeit erpreßte er endlich von ihm eine widerstrebende Einwilligung und das Commando über fünf Mann. Hiezu nahm er noch seinen Haus-Indianer und traf schnelle Vorbereitungen.

Anstatt gegen Sewickly zu marschiren, wie das erste Detachement gethan, ging er bei Pittsburg über den Allegheny und den Fluß hinauf. Da er vermuthete, die Indianer möchten mit ihren Kanoes den Strom herunter gekommen sein, bis in die Nähe der Ansiedelung, so untersuchte er sorgfältig die Mündungen aller Creeken, besonders der aus Süd-Osten sich hinein ergießenden. An der Mündung der Big Mahoning, ohngefähr 6 Meilen oberhalb Kittanning, sah man die Kanoes an ihr westliches Ufer gezogen. Er ging sogleich den Fluß wieder etwas hinunter, und wartete bis Nacht. Sobald es dunkel war, machte er ein Floß und setzte hinüber auf die Kittanning Seite. Er ging dann die Creek hinauf und fand, daß die Indianer in der Zwischenzeit die Creek überschifft und ihre Kanoes an das obere nordöstliche Ufer gezogen hatten.

Die Gegend an beiden Seiten der Mahoning ist rauh und bergig, und der Strom, welcher damals hoch war, ist sehr reissend. Man machte verschiedene erfolglose Versuche ihn durchzuwaden, endlich glückte es 3 oder 4 Meilen oberhalb den Kanoes. Vorerst machte man nun ein Feuer an, trocknete die Kleider und untersuchte die Waffen. Darauf setzte sich die Parthie gegen das Lager in Bewegung, welches die Indianer am zweiten Ufer aufgeschlagen hatten. Brady legte seine Leute an das niedere oder erste Ufer.

Die Indianer hatten von Sewickly einen Hengst gebracht und denselben zum Weiden an das niedere Ufer befestigt. Ein Indianer, wahrscheinlich der Eigenthümer nach Kriegsrecht, kam oft herunter zu ihm und verursachte dadurch dem Häuflein nicht wenig Unannehmlichkeiten. Das Pferd schien dazu auch Willens, ihre Gesellschaft zu halten, und doch schien die größte Vorsicht nöthig, um jedes Zusammentreffen mit irgend einem von beiden zu vermeiden. Brady fühlte sich sehr versucht, den Indianer zu tomahawken, aber seine ruhigere Ueberlegung verwarf dieses, um eine entscheidendere und größere That zu wagen.

Endlich schienen die Indianer ruhig zu sein, und der Capitain beschloß ihnen einen nähern Besuch abzustatten. Daß hierdurch ein possirliches Abentheuer entstand, ist nicht mein Fehler, gütiger Leser.

Er war ganz nahe zu ihren Feuern gekommen, als sein Haus-Indianer ihn bei den Haaren faßte und ihm einen Stoß gab, um dadurch seinen Rath, umzukehren, auszudrücken, denn er wagte es nicht zu wispern. Brady achtete nicht darauf, und so kroch er schnell zurück. Auf einmal merkte der Capitain, welcher sich genau nach ihrer Zahl und Lage ihrer Gewehre umsah, daß einer seinen Teppich zurückschlug und sich aufstellte. Brady konnte sich nicht davon machen, ohne gesehen zu werden. Er beschloß daher zu bleiben, möge auch daraus entstehen, was da wolle. Er zog seinen Kopf

langsam hinunter, unter die Erhöhung des Ufers, und legte seine Stirne auf die Erde, um sich zu verbergen. Seine nächste Empfindung war, wie wenn warmes Wasser in die Höhlung seines Nackens aus der Röhre einer Theekanne fließe und seinen Rücken hinunter über seine erstarrende Haut tropfe, ein Gefühl erzeugend, dessen sich seine eiserne Nerven nicht erwehren konnten. Er griff nach seiner Tomahawk—hätte er sie bei sich gehabt, er hätte sie wahrscheinlich gebraucht; aber er hatte sich derselben entledigt, als er sich dem Feuer nähern wollte, da sie durch Anschlagen an Steine und Sand hätte Geräusch machen können. Er mußte daher "wollend oder nicht wollend" sich in diese unangenehme Lage schicken, bis es dem hohen Krieger gefiele, sich wieder zurück zu ziehen; was er auch bald that, sich auf seinen Platz verfügte in seinen Teppich wickelte und niederlegte, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Brady kehrte auch zurück, postirte seine Leute und wartete im tiefsten Schweigen bis zum anbrechenden Tag. — Als der Tag erschien, erhoben sich die Indianer, stellten sich um ihre Feuer und jauchzten, zweifelsohne über die Scalps, die sie genommen, über die Beute, die sie gemacht, und über den Schaden, welchen sie ihren Feinden zugefügt hatten. O, unsichere Freude—kurzer Triumph—der Blut-Rächer stand ihnen zur Seite!—Auf ein gegebenes Zeichen krachten sieben Gewehre und 5 Indianer waren todt, bevor sie fielen. Brady's wohlbekanntes Kampfgeschrei erschallte, und seine Genossen waren unter ihnen und nahmen all ihre Gewehre (die meist nicht geladen waren). Der Rest der Indianer floh sogleich. Man verfolgte den einen auf der Spur seines Blutes, doch schien es endlich, als wenn es ihm zu stillen geglückt wäre. Da ahmte Brady's Indianer das Heulen eines jungen Wolfs nach, welches der Verwundete beantwortete, worauf die Verfolgung von Neuem begann. Ein zweites Wolfs-Heulen ward wieder beantwortet, und das Verfolgen dauerte fort bis an einen Windfall. Hier mußte er seine Verfolger entdeckt haben, denn er antwortete nicht mehr. Brady fand seinen Leichnam drei Wochen nachher, indem er durch Raben, welche an dem Aas frassen, zu der Stelle geleitet wurde.

Das Pferd ward losgebunden, die Beute genommen, und darauf machte sich die Abtheilung wieder auf den Rückweg nach Pittsburg. Die meisten fuhren auf den Indianer Kanoes hinunter.

Drei Tage nach ihrer Rückkehr kam das erste Detachement. Sie erzählten, sie hätten die Indianer ganz hart verfolgt; dieselben hätten sich aber in ihre Kanoes gesetzt und auf und davon gemacht.

Die Einfälle der Indianer waren so häufig geworden, und ihre Gewaltthätigkeiten so groß, daß man es für rathsam hielt, auf sie die Nachtheile des Kriegs ebenfalls zu wälzen, und dasselbe verheerende Kriegs-System in die von ihnen besessenen Gegenden zu bringen, mit welchem sie die Ansiedlungen heimzusuchen pflegten. Zu diesem Zweck ward eine hinreichende Macht zusammen gezogen unter

dem unmittelbaren Befehl des General Broadhead; das Commando über die Avant-Garde wurde dem Capitain Brady anvertraut.

Die Truppen gingen den Allegheny Fluß hinauf und waren bis zu einer Niederung des Landes, (nun unter dem Namen "Brady's Bend" bekannt) nahe an der Mündung der Redbank Creek gelangt, ohne einen Feind anzutreffen. Brady und seine Rängers waren in einiger Entfernung vor der Fronte der Hauptmasse, wie es ihre Pflicht heischte, als sie auf einmal eine Kriegs-Abtheilung der Indianer sich ihnen nähern sahen. Sich auf die Stärke der Hauptmasse verlassend und auf ihre Fähigkeit die Indianer zum Rückzug zu zwingen, und vermuthend, wie Napoleon in der Schlacht mit den Mamelucken, daß sie zurückgetrieben denselben Weg einschlagen würden, welchen sie gekommen, ließ sie Brady ohne Hindernisse vorrücken, und beeilte sich einen Engpaß weiter den Fluß hinauf zu erreichen, wo die Felsen fast senkrecht sich zum Fluß hinab erstreckten, und wo eine kleine Anzahl leicht einer großen Menge die Spitze bieten konnte.

In kurzer Zeit trafen die Indianer mit dem Hauptheer unter General Broadhead zusammen, und wurden zurückgeschlagen. In voller und schneller Retirade strebten sie den Paß zwischen den Felsen und dem Fluß zu gewinnen, doch dieser war durch ihren kühnen und beharrlichen Feind, Brady und seine Genossen, besetzt, und diese ermangelten nicht, in ihre fliehenden Reihen ein zerstörendes Feuer zu geben.

Die Indianer wurden dadurch zerstreut, in Verwirrung gebracht, und genöthigt in den Fluß zu springen. Viele waren am Ufer um's Leben gekommen, eine größere Menge aber im Strom. Unser bejahrter Freund Cornplanter, ein Häuptling der Senecas, damals ein junger Mann, rettete sich durch Schwimmen, wie noch verschiedene andere von der Parthie.

Nachdem sie über den Fluß gesetzt waren, stand Brady am Ufer, und wischte seine Büchse aus. Da fing einer der Indianer, erbittert über die unerwartete Niederlage und den unglücklichen Rückzug der Seinigen, und sich nun für sicher haltend vor dem wohlbekannten und schauderhaften Feind seiner Race, eine Art Unterhaltung an. Er nannte Brady und seine Leute Memmen, Squaws und dergleichen mehr, und setzte sich in eine solche Stellung, wodurch er seine große Verachtung ihrer, am besten auszudrücken gedachte. Als Brade seine Büchse gewischt und wieder geladen hatte, setzte er sich an einen kleinen Eschen-Baum, nahm etwa drei Fuß über dem Indianer ein Ziel und schoß. Als das Gewehr krachte, erschrack der Indianer ein wenig, und sprang in die Höhe. Als die Hauptmasse herbeigekommen war, bemannte man ein Canoe und Brady mit wenigen Leuten setzten da hinüber, wo sie den Indianer gesehen hatten. Sie fanden Blut am Boden und hatten die Spur desselben nur kurze Zeit verfolgt, als der Indianer aufsprang, auf seine Brust schlug, und sagte: "Ich bin ein Mann." Brady wollte ihn gefangen nehmen, ohne ihm ferner etwas zu Leide zu thun. Der Indianer fuhr fort zu wiederholen: "Ich bin ein Mann." "Ja," sagte ein Ei-

rischer, welcher dabei war—"du bist ein schöner Bube"—und bevor Brady den Streich aufhalten konnte, sank die Tomahawk in des Indianers Schädel.

Die Armee rückte weiter vor, und nachdem sie der Indianer Welschkorn zu Grunde gerichtet, und viele Verwüstungen in der Ebene von Kenjua begangen hatte, kehrte sie nach Pittsburg zurück.

Im Anfang dieser Auszüge wurde angeführt, daß Capitain John Brady, der Vater des Capitain Samuel, in der Schlacht bei Brandywine verwundet wurde; daß sein Sohn John, (damals ein junger Bursche von 16 Jahren) ebenfalls daselbst verwundet worden, und daß in Folge ihrer Wunden beide die Erlaubniß erhielten, in ihre Heimath am westlichen Ufer der Susquehanna zurückzukehren. Es war ferner angegeben, daß Capt. John Brady, und einer seiner Söhne durch die Indianer getödtet worden seien, kurz nachdem Samuel die Heimath verlassen hatte, um nach Bedford oder Pittsburg zu reisen.

Obgleich nicht unmittelbar mit den persönlichen Abentheuern des Capt. Samuel Brady zusammen hängend, setzte ich doch einen Abriß der Begebenheiten an der Susquehanna, welche in eine frühere Periode gehören, und bis zum Tod seines Vaters und Bruders zurückgreifen, hierher.

Die Leser dieser Auszüge mögen aus der Natur und dem Alter derselben wahrnehmen, daß dieselben aus den mündlichen oder schriftlichen Angaben von Personen, die mit den angeführten Thatsachen entweder persönlich oder durch Hörensagen bekannt sind, zusammengetragen wurden. Man muß daher den Mangel der chronologischen Ordnung im Ganzen übersehen; man sieht, daß ich von verschiedenen Personen, die in verschiedenen Theilen des Landes wohnen, für das, was ich bereits vorlegte, abhieng. Einige dieser Personen sind alt und schwach, und haben einzelne Thatumstände tiefer ihrem Gedächtniß eingeprägt, als andere von größerer Wichtigkeit, und es erforderte Nachforschungen und Ausfragen, um andere Thatsachen herauszulocken, welche die Erzählung ergänzten und berichtigten. Auch wurde dies Alles ganz schnell zu Papier gebracht und bekannt gemacht, ohne zuvor den Probe-Bogen einmal durchzusehen.

Die Begebenheiten an der Susquehanna haben allerdings den Zusammenhang mit der Lebensbeschreibung des Capitain Samuel Brady, daß, als er den Mord seines Vaters und Bruders durch die Indianer vernahm, er seine Hand in die Höhe gestreckt und gelobt haben soll:—"Geschützt durch Ihn, der die Sonne und den Himmel geschaffen, will ich den Mord meines Vaters und Bruders rächen, und will, so lange ich lebe, mit keinem Stamm der Indianer im Frieden mich vertragen."—Dieser Ausruf, ausgestoßen in einem Augenblick des ergriffenen Gefühls, die Erzählung von seines Bruders Leiden noch frisch im Gedächtniß, wird als der Hauptgrund seines kühnen und unvergleichbaren Muths und seiner Erbitterung in den verschiedenen Gefechten mit den Indianern in spätern Zeiten, bezeichnet.

Diese Vorstellung hat seinen wahren Charakter mehr verdunkelt,

als etwas anderes. Man betrachtete ihn als einen geschwornen Menschen-Mörder, unbekümmert in Beziehung auf alle Sympathie und entblößt von aller Menschlichkeit gegen die Indianer-Race. Dies ist indeß auf keine Weise wahr. Brady war, wie ich von einem Mann, der mit ihm zur Zeit, als er wegen Mords an gewissen Indianern zur Zeit des Friedens belangt wurde, in Bekanntschaft kam, hörte, ein sehr fein aussehender Mann, der ein edles Herz besaß und im hohen Grad verständig war. Sein Benehmen bei dieser Gelegenheit, wofür er zur Rechenschaft gezogen wurde, ward als gut befunden, und daß er auch seinen Einfluß, in soweit er es von seiner wüthenden Bande thun konnte, zum Schutz der Indianer, mit deren Vertilgung er beauftragt war, verwendete. Doch hiervon später.

Ein anderer Grund als der der bloßen Rache mag eher für diese heldenmüthige Ergebung in tapfere Thaten, für diese Begierde gefahrvolle Commandos zu übernehmen, für seine Verachtung alles sonst zu Fürchtenden, wodurch er sich auszeichnete, bezeichnet werden. Doch es ist jetzt von keinem besondern Gewicht, mehr als die blose Versicherung hier zu geben, das der Grund in seinem Ursprung ehrbar war, doch ungünstig in seinem Ausgang.

Ich komme indessen nun auf die Begebenheiten an der Susquehanna.

Als Capitain John Brady Schippensburg verließ, versetzte er sich nach Standing Stone, einer berühmten Indianer-Stadt am Zusammenfluß der Standing Stone Creek und des Juniata Flusses; die gegenwärtige Stadt Huntingdon, in Huntingdon Caunty, steht theilweise auf der Seite der Standing Stone.—Von da ging er zur West Bränsch der Susquehanna, der Stelle gegenüber, auf welcher Lewisburg oder Derrstaun, in Union Caunty, steht. Wenn ich mich nicht irre, so gehört der von ihm angesiedelte Strich Land jetzt dem Georg Kremer, Esq.—Derr hatte eine kleine Mühle an dem Bächlein, welches unterhalb der Stadt sich in den Fluß ergießt, und ein Waarenhaus, woraus die Indianer mit Pulver, Blei, Tabak und Rum versehen wurden.

Im Anfang der Streitigkeiten zwischen den Colonien und dem Mutterland, entdeckte Brady, daß die Indianer durch die Britten eifrigst gewonnen zu werden gesucht würden. Die Seneca und Muncy Stämme waren beträchtlich stark, und die Pine und Lycoming Creeken waren für Canoes fast bis zur Staats-Gränze schiffbar.—Das Fort Augusta ward auf die östliche Seite der Nord Bränsch, gerade da, wo sie mit dem Westen zusammenhängt, ungefähr eine Meile oberhalb der gegenwärtigen Stadt Sunbury, gebaut. Eine furchtlose kleine Zahl, befehligt durch den Capitain und nachherigen Major Hunter, einen verdienstvollen Offizier, lag dort in Garnison; es waren nur 50 Mann.

In der Jahreszeit wurde einige Aufmerksamkeit auf den Ackerbau verwendet, aber die Weiber und Kinder befanden sich meistens im Fort oder wurden bei der geringsten Unruhe hineingenommen. Es war bekannt, daß die Wyoming Ebenen voll von den Indianern von

den Delaware und Shameken Stämmen waren. Die Letzteren sind seither verschwunden, und waren damals ein schwaches Volk, und unter dem Schutz der Delawaren.

In diesem Zustand der Angelegenheiten gab der Capt. John Brady seinen Nachbarn und Kameraden im Fort Augusta die Vortheile zu überlegen, welche aus einem Vertrage mit den Senecas und Muncy Stämmen entsprängen; da er wußte, daß sie mit den Delawaren in Mißhelligkeiten lebten. Man billigte diese Maßregel und sandte Bittschriften an die geeigneten Authoritäten, um die Ernennung von Commissairen zur Abschließung eines Vertrags zu erbitten.—Es wurden Commissaire ernannt und das Fort Augusta zum Ort für die Conferenzen bezeichnet; und Nachricht hiervon und von der Zeit wenn die Commissaire ankommen sollten, sollte den zwei Stämmen gegeben werden. Capitain John Brady und zwei andere wurden durch das Volk in dem Fort ausgewählt, um die Senecas und Muncys aufzusuchen und ihnen den Vorschlag mitzutheilen.

Die Indianer begegneten den Gesandten der Ansiedler, nämlich dem Capt. John Brady und seinen Gefährten, auf eine sehr freundschaftliche Weise; die Häuptlinge lauschten mit augenscheinlichem Vergnügen auf den Vorschlag eines Vertrags, und geleiteten, nachdem die Friedenspfeife geraucht und das Versprechen gegeben war am bestimmten Tag im Fort Augusta zu erscheinen, unsere Männer aus ihrem Lager, schüttelten ihnen herzlich die Hände und trennten sich in anscheinender Freundschaft.

Brady scheute sich der so warm ausgedrückten Freundschaft zu trauen, nahm eine andere Route auf seinem Rückzug mit seinen Gefährten, als er gekommen war, und langte wohlbehalten zu Hause an.

Am festgesetzten Tag zur Eingebung des Vertrags erschienen die Indianer mit Weibern und Kindern. Es waren ungefähr hundert Mann, lauter Krieger, und in voller Kriegsrüstung. Man hatte Sorge genommen, daß das kleine Fort so stark aussehen sollte als möglich, und jeder Mann war auf seiner Huth.

Bei früheren Verträgen hatten die Indianer große Geschenke erhalten, und erwarteten sie auch hier; da sie aber fanden, daß das Fort zu arm war, um etwas von Werth zu geben, (und ein Indianer traut niemals,) so waren alle Bemühungen einen Vertrag zu Wege zu bringen fruchtlos. Sie verließen das Fort indessen in scheinbar guter Stimmung und wohlzufrieden mit ihrer Bewirthung, gingen zu ihren Canoes und machten sich heimwärts.

Der übrige Theil des Tags wurde von den Offizieren und den Einwohnern des Forts hauptsächlich mit Ueberlegung der Mittel, wie einem vermuthlichen Angriff der Indianer zu begegnen sei, hingebracht.

Spät am Tag dachte Brady an Derrs Waarenhaus, und von dort nichts Gutes vermuthend, bestieg er eine kleine Mähre, die er im Fort hatte, setzte über die Nord Bränsch und ritt mit möglichster Schnelligkeit. Auf seinem Weg nach Haus sah er die Canoes der Indianer am Ufer des Flusses bei Derrs. Als er nahe genug war,

um den Fluß beobachten zu können, gewahrte er, daß die Squaws sich auf's äußerste anstrengten, die Canoes mit ihren Rudern auf seine Seite zu schaffen; und daß, als sie gelandet waren, sie auf ein Dickicht von Sumach losgingen, welches im Ueberfluß auf seinem Lande, zur Höhe eines Mannes, wuchs, und am Boden sehr dick wurde. Er vermuthete sogleich den Grund. Er ritt dahin, wo die Squaws gelandet waren, und sah daß sie Büchsen, Tomahawks und Messer in das Sumach Dickicht trugen und versteckten. Er sprang sogleich in ein Canoe und schiffte über zu Derrs Waarenhause, woselbst er die Indianer viehisch betrunken fand. Er sah ein Bärrel Rum vor Derrs Thüre aufrecht stehen, mit ausgeschlagenem Boden. Sogleich drehte er es auf die andere Seite und verschüttete den Rum und sagte zu Derr: "Mein Gott, Friedrich, was hast du gethan?" Der erwiederte: "Sie sagten, ihr hättet ihnen im Fort keinen Vertrag gegeben, und so dachte ich, ich wollte ihnen hier einen geben, damit sie in Frieden nach Hause gingen."

Einer der Indianer, welcher den Rum verschütten sah, demselben aber nicht vorkommen konnte, sagte zu Brady, daß er eines Tags das Verschütten dieses Bärrels bereuen würde. Da er den Charakter Indianer sehr gut kannte, so wußte er auch, daß Tod die Sühne für diese Beleidigung war, und er war deshalb immer mehrere Jahre lang, sehr vorsichtig.

Am nächsten Tag gingen die Indianer weg. Sie griffen die Ansiedelungen nicht bald an, sondern trugen nur für ihre Alliirten, die Engländer, Waffen in andern Theilen. Während der Zeit dauerte die Auswanderung nach der West-Bränsch fort, die Ansiedelung dehnte sich mehr aus und Freelyngs oder Freelans Fort ward nahe an die Mündung des Warrior Bachs gebaut, ungefähr 8 Meilen oberhalb Derrs Waarenhaus.

Gegen alle Erwartung ruhte die Tomahawk verschiedene Jahre lang an der Susquehanna. Fort Freelyng war der Versammlungs-Punkt in Fällen des Lärms. Spione waren hinaus in die Wildniß umher und an die Grenzen der Ansiedler gegangen und hatten sich auch eine große Strecke in das Land der Indianer hinein gewagt, ohne ein Anzeichen von Feindseligkeiten zu entdecken. Die Wolke, welche vor einer Weile gedroht und dann sich verzogen hatte, sollte indessen dunkler, denn zuvor, zurückkommen und mit zerstörender Wuth sich entladen.

Eines Abends kam eine der spionirenden Parthien in's Fort, welche Anzeichen von Indianern auf ihrem Marsch gegen die Susquehanna gesehen hatten. Die Nachbarschaft war in Aufregung und Alles floh zur Sicherheit nach dem Fort.—Man hielt einen Kriegsrath und faßte den Beschluß, daß alle Weiber und Kinder sogleich den Fluß hinunter in's Fort Augusta geschickt, und Spione ausgesandt werden sollten, um die sich nähernde Masse zu beobachten. Die Spione kehrten bald mit der Nachricht zurück, daß der Feind nahe an zwei hundert stark sei, und daß weiße Männer unter ihnen wären.

Das Fort Freelyng ward durch einen Capitain Dougherty befeh-

ligt, (der tapferste Mann der jemals lebte,) welcher gegen 60 Mann unter sich hatte. Nachdem man die Stärke des Feindes gehört hatte, beschlossen die Offiziere das Fort zu räumen und sich auf das Fort Augusta zurückzuziehen; wo, in Vereinigung mit der ganzen Macht des Landes, sie entschlossen waren, eine letzte und verzweifelte Gegenwehr zu leisten.—Man sah bald die Indianer um das Fort herum lauschen, und die Männer bereiteten sich zum Marsch, als ein alter Königlichgesinnter, welcher im Fort war, ausrief: "Capitain Dougherty, ich wußte immer, daß die Land-Truppen nicht fechten können."—Dougherty war ein Mann von leidenschaftlichen Gefühlen; er erwiederte sogleich: "Du ver——ter alter Schuft, ich will Dir zeigen, daß wir fechten können; wird aber das Fort in's Verderben gestürzt, dann will ich Dich massacriren.

Die Indianer griffen das Fort früh des Morgens an der obern Seite an. An der niedern Seite war eine Art Lichtung, über und über dicht mit Büschen bedeckt, die etwa sieben Fuß hoch waren; ein schmaler Pfad führte hier durch den Fluß. Das Feuer der Indianer war von keiner großen Bedeutung, da sie es für rathsam hielten, in sicherer Entfernung zu bleiben. Das Feuer vom Fort aus war gut gerichtet durch die besten Schützen, und zeigte sich sehr verderblich. Man sah einen brittischen Offizier sehr eifrig mit Richtung der Indianer beschäftigt; aber ein junger Bursche im Fort nahm mit vieler Ruhe das Ziel nach ihm, feuerte, und man sah ihn fallen;—vermuthlich wurde er getödtet oder gefährlich verwundet. Der Angriff wurde ein wenig vor Sonnuntergang bis zum nächsten Morgen aufgeschoben. Die Indianer verbargen sich während der Nacht in die Gebüsche, um die Leute aus dem Fort zu locken, da sie aber sahen, daß das kleine Häuflein zu viel Umsicht hatte, um sich hintergehen zu lassen, so kamen sie wieder zum Angriff in einem äußerst schrecklichen Geschrei. Endlich glückte es ihnen in das Fort zu dringen, woselbst ein schauderhaftes Gemetzel erfolgte. Als Capitain Dougherty sah, daß aller Widerstand umsonst war, warf er seine Augen auf den alten Königlichen, und jagte ihm eine Kugel durch den Leib, unter dem Ausruf: "Verdammt sei der Verräther."

Jeder verkaufte sein Leben so theuer, als möglich; keiner entkam, Als Capitain Dougherty und Samuel Brady, der Bruder des Capitain John Brady, und Onkel des Capitain Samuel. Sie verließen das Fort, verfolgt durch eine Schaar Indianer. Die Hasel-Büsche waren so dicht an der Seite des Ports wo sie hinaus kamen, daß der Feind ihnen unmöglich folgen konnte. Capt. Dougherty der ein ungewöhnlich behender Mann war, konnte unter einem Busch laden, dann, wenn er das Geräusch eines Indianers hörte, hoch genug in die Höhe springen, um ihn zu sehen und auf ihn zu feuern. Samuel Brady (in seinen Tagen als Onkel Samuel bekannt) hatte sich durch das große Dickicht gemacht und kam unten auf einen freien Platz. Er hielt es für's Beste, wie er auch später oft zu sagen pflegte: "sich vorm Sündentod zu retten."

Er war bereits eine beträchtliche Strecke gelaufen, als er im Zu-

rückblicken zwei Indianer auf seiner Verfolgung begriffen sah. Einer von ihnen war ein großer, gefährlich aussehender Kerl, der andere von kleiner Statur. Er erneuerte seine Eilfertigkeit, und war weit vor gekommen, da strauchelte sein Fuß in einem Loch, und er fiel zu Boden. Der Indianer war fast beyihm und bewaffnet. Brady war aber mit einer geladenen Büchse in seiner Hand gestürzt; mit ihr schoß er auf den Indianer, welcher einen wilden Schrei ausstieß und todt zu Boden fiel. Der kleine Krieger, welcher vielleicht glaubte, es wären mehr Büchsen in der Nähe, drehte sich herum und lief auf das Fort zu. Am Rand des Dickichts wollte es sein Geschick, daß er mit dem Capitain Dougherty zusammentraf, der mit dem Kolben seiner Büchse ihm den Schädel einstieß und davon rannte. Diese zwei, Dougherty und Brady überlebten nur allein das Gemetzel dieses Tages, und brachten die Neuigkeit zum Fort Augusta. Man kann sich denken, daß diese Nacht eine Nacht der Trauer und Sorgen in der kleinen Feste war; und der Leser kann sich nach seiner eignen Phantasie ein Gemälde davon entwerfen.

Das Gemetzel im Fort Freelyng machte die Ansiedler an der West Bränsch äußerst muthlos, indessen bereiteten sie sich auf's Schlimmste vor, und ergriffen Maßregeln, wie sie ihnen ihre Hilfsmittel darboten. Die Indianer zogen sich aber, nachdem sie einige weitere Räubereien begangen und verschiedene Familien im Buffaloe Thal gemordet hatten, zurück. Die Ansiedelung dehnte sich weiter aus und erstreckte sich bis an die Muncy Hügel. Man errichtete daher ein Fort an der Mündung der Müncy Creek, in der Gegend wo jetzt Pennsboro' steht, und vertraute das Commando dem Capitain John Brady an.

Es fanden häufige Scharmützel zwischen den Weißen und Indianern statt, welche Letztere ihre alte Art Krieg zu führen—die Ansiedler durch Zertheilen in kleine Parthieen zu schwächen, Gefangene zu machen, zu scalpiren, und das Rindvieh oder anderes bewegliches Eigenthum ihrer Schlachtopfer entweder wegzuführen oder zu zerstören—wieder aufnahmen.—Brade vertauschte kurz vor der Schlacht bei Brandywine das Fort mit dem regulären Dienst.

Kurz nach der Rückkehr des Capitain Brady und seines Sohnes aus dem Feld, machte sich eine Gesellschaft jungen Männer zusammen, um einen Freund bei seiner Hafererndte, nahe an der Mündung der Loyaïsack Creek zu unterstützen. James Brady, Sohn des Capitain John, und jüngerer Bruder des Capitain Samuel, des Rängers, war mit von der Parthie. Nach dem Gebrauch jener Tage, nach welchem, wenn kein angestellter Offizier gegenwärtig war, sich die Gesellschaft einen Anführer wählte, den sie "Capitain" nannte, und dem sie pünktlichen Gehorsam leistete—ward James zum Anführer oder Capitain dieses kleinen Häufleins, von etwa zwanzig Mann, gewählt. Als man zur Stelle gekommen war, wurden zwei Schildwachen an die gegenüberstehende Seiten des Feldes postirt; die zwei andern Seiten schienen diese Vorsichtsmaßregel nicht zu fordern, da sie mit geklartem Land eingeschlossen waren. Man legte alle Flin-

ten zusammen an eine Seite des Feldes, und die Order lautete, daß im Fall eines Lärms Alle zu den Gewehren laufen sollten.

Den ersten Tag, den man mit Hafer-Mähen zubrachte, ereignete sich nichts bemerkenswerthes, während der Nacht hielt man strenge Wache. Am nächsten Tag, am Abend, feuerte eine der Schildwachen und schrie: "Indianer!" Der junge Capitain lief, ohne sich nach seinen Leuten umzublicken, nach seiner Büchse. Als er nahe zu den Gewehren gekommen war, schoß ein weißer Mann mit einer Pistole nach ihm. Zufällig strauchelte er über eine Hafer-Garbe, fiel und die Kugel traf ihn nicht. Die Indianer, in der Meinung er wäre tod, liefen herbei um seine Scalpe zu nehmen. Er war nahe bei den Gewehren gefallen, so daß er sie reichen konnte; er ergriff eines derselben und schoß den ersten Indianer, der sich ihm nahete. Jetzt erst gewahrte er, daß seine Leute geflohen waren, und ihn allein zum Kampf mit den Indianern gelassen. Verzweiflung, gepaart mit dem Entschluß: ritterlich zu sterben, ergriff ihn. Er nahm ein anderes Gewehr und streckte einen zweiten Indianer zu Boden. Doch sie stürzten jetzt in Menge auf ihn ein; er war ein starker, behender Mann und rang daher eine Zeitlang mit ihnen— endlich schlug ihm Einer die Tomahawk in seinen Schädel. Er wurde betäubt durch den Schlag, und blieb für einige Zeit ganz kraftlos, doch behielt er, so auffallend es auch scheinen mag, seine Sinne. Sie zogen ihm die Scalpe vom Kopf, da er in anscheinendem Tode lag, als wahre Trophäe für sie, denn sein Haar war auffallend lang und roth.

Nachdem sie ihm die Haut von dem vordern Theil des Kopfs gezogen, riefen sie, wie er hernach erzählte, einen kleinen Indianer herbei, der ihm mit einer Tomahawk in vier verschiedene Stellen seines Kopfs Streiche versetzte; darauf ließen sie ihn für todt liegen nahmen die Gewehre mit und flohen in den Wald.

Als er wieder zu sich gekommen war, versuchte er zwischen Gehen und Kriechen, eine kleine Hütte zu erreichen, woselbst sich ein alter Mann befand, der für die arbeitende Parthie kochen sollte. Bei dem Gekrach der Flinten hatte er sich versteckt, als aber Brady zurückkam, kam er zu ihm. James bat den alten Mann zu dem Fort zu fliehen und zu sagen, daß die Indianer zurückkommen und sie tödten würden. Der Alte wollte ihn jedoch nicht verlassen. Brady bat ihn darauf ihn zum Fluß hinunter zu bringen, wo er eine große Quantität Wasser trank. Er bat ohne Unterlaß den Alten, ihn zu verlassen und sich zu retten; doch dieser that es nicht. Er ließ sich darauf ein Gewehr, welches in der Hütte sich befand, von seinem alten Freund laden, nahm es in seine Hände, legte sich nieder und schien zu schlafen. Plötzlich hörte man Geräusch oben am Ufer; er sprang auf seine Füße und spannte die Flinte. Man entdeckte indessen bald, daß der Lärmen von einigen Reutern vom Fort herrührte, die in Verfolgung der Indianer begriffen waren. Sie brachten den braven jungen Capitain in das Fort, wo er noch 5 Tage lebte. Die ersten 4 Tage lag er im Delirium; am 5ten kehrte seine Besinnung zurück und er beschrieb die ganze Scene, die er

überstanden mit großer Genauigkeit. Er erzählte, die Indianer wären vom Seneca Stamm und unter ihnen zwei Häuptlinge gewesen; einer derselben war ein sehr großer Mann, und nach der Beschreibung wohl Cornplanter; den andern kannte er persönlich als den berühmten "Bald Eagle," nach welchem gewisse Creeks und Bergrücken in Centre und Huntingdon Caunty benannt wurden. "Das Bald Eagle Nest," wie sein Lager genannt ward, befand sich einen Theil des Jahrs an der Mündung der Bald Eagle Creek, die sich in die Susquehanna, nahe bei der großen Insel, und zu Wasser etwa 30 Meilen von der Stelle, wo diese Begebenheit stattfand, ergießt.

Am Abend des 5ten Tages starb der junge Capitain, tief betrauert von Allen, die ihn kannten. Rache, "nicht laut—aber tief," athmete Jeder gegen Bald Eagle; doch er spottete ihrer bis zum verhängnißvollen Tag bei der Brady's Bend, am Allegheny.

Der Krieg mit den Indianern brach wieder, die ganze Grenze lang, aus, und thätige und muthige Männer wurden zu den Forts an der West-Bränsch gesandt und alle Vorsorge für die Sicherheit der Ansiedelungen genommen. Es wurde nothwendig, eine Strecke den Fluß hinauf zu gehen, um das Fort mit Vorräthen zu versehen, und Capt. John Brady nahm einen Wagen, Gespann und Wache mit sich, und verschaffte selbst so viel, als man haben konnte. Bei seiner Rückkehr am Nachmittag, sagte er—reitend auf einer schönen Mähre, eine kleine Strecke vom Fort, wo sich die Straße theilte, etwas hinter dem Gespann und der Wache, und in Unterhaltung mit einem Mann Namens Peter Smith,—zu diesem Smith, sie wollten nicht die Straße reiten, welche der Wagen eingeschlagen, sondern eine andere, die kürzer wäre. Sie zogen ihres Weges zusammen, bis nahe zu einem Bächlein, wo dieselbe Straße sich vereinigte, da bemerkte Brady, "dieses würde eine gute Stelle für Indianer sein, um sich zu verstecken." "Ja" sagte Smith, und in demselben Augenblick krachten drei Büchsen und Brady fiel. Die Mähre sprang an Smith vorbei, der sich darauf schwang und in wenigen Secunden zu dem Fort getragen ward. Die Leute im Fort hatten die Büchsen gehört und da sie den Smith in größter Hast auf der Mähre kommen sahen, liefen sie alle herbei, um nach dem Capt. Brady zu fragen; sein Weib mit oder vielmehr vor allen Uebrigen. Auf ihre Fragen, wo ist Capt. Brady? erwiederte Smith: "Im Himmel, oder in der Hölle, oder auf dem Marsch nach Tioga." Er glaubte ihn entweder todt oder gefangen von den Indianern.

Die Leute im Fort liefen auf die Stelle; der Wagen und die Wache wurden auch bald durch das Schießen herbeigezogen. Sie fanden den Capitain auf der Straße liegend mit abgenommener Scalpe und ohne seine Büchse; indessen waren die Indianer in solcher Eile, daß sie weder seine Uhr noch seine Schießtasche genommen hatten.

Samuel Brady, Capitain der Rängers oder Spione, denn man nannte ihn bei beiden Namen, befand sich in Pittsburg, als er den Tod seines Vaters vernahm—wie wir bereits erwähnt haben.

Es ereignete sich, daß die Parthie Indianer, etwa 100 Mann stark, mit welcher er bei Bradys Bend zusammenstieß — wie wir oben erzählten—mehrere Jahre nach dem Tode seines Vaters und Bruders—eine Parthie Senecas war, unter dem Befehl Cornplanters, auf ihrem Marsch zum Bald Eagle Nest; und daß Bald Eagle sich selbst unter ihnen befand.

Samuel Brady erspähte an diesem Tag in dem Engpaß den Bald Eagle, und schoß nach ihm—mit welchem Erfolg aber, wußte er nicht, bis später. Als das Gefecht vorüber war, suchte er nach Eagle's Körper, und fand ihn: die Kugel hatte sein Herz durchbohrt. So wurde das Blut des jungen Capitains, bei Loyalsack vergossen, zufälligerweise durch die Hand seines Bruders an dem Gestade des Allegheny gerächt.

Capitain Brady war vielleicht eine Woche von Sandusky zurückgekehrt, als er eines Abends durch einen Mann, Namens Phouts, beobachtet wurde, wie er an einer einsamen Stelle des Forts, anscheinend in tiefe Gedanken versunken, saß. Pfouts näherte sich ihm unbemerkt und ward bis in den Grund seines ehrlichen Herzens bekümmert, als er gewahrte, daß das Antlitz seines geachteten Capitains Spuren tiefer Sorge und Traurigkeit zeigte. Er redete ihn daher in dem besten Englisch, das er hervorbringen konnte, an, und sprach mit dem sanftesten Ton: "Capitain, was bekümmert Euch so sehr?" Brady blickte ihn, ohne zu antworten, eine kurze Zeit an; dann nahm er aber seine gewöhnliche Gleichmüthigkeit wieder an, und erwiederte: "Ich habe an die rothen Männer des Waldes gedacht, und ich bin überzeugt, daß einige von ihnen sich ober uns am Fluß herumtreiben. Ich bin Willens, ihnen einen Besuch abzustatten, und wenn ich hierzu vom General die Erlaubniß erhalte, willst Du dann mit mir gehen?" Phouts war ein starker, stämmiger Deutscher, von ungewöhnlicher Kraft und Behendigkeit; er war auch wohl mit den Wäldern bekannt. Als Brady aufgehört hatte zu sprechen, erhob sich Phouts auf seinen Fußspitzen, und, seine Fersen hart auf den Boden stoßend, sprach er freudetrunken, mit funkelnden Augen: "Beim Donner und Blitz, ich will lieber mit Euch gehen, Capitain, als zu dem feinsten Hochzeitsfeste dieses Landes."—Brady sagte ihm hierauf, er möge sich ruhig verhalten und nichts davon sagen, da kein Mensch im Fort etwas davon wissen solle, außer General Broadhead; und befahl ihm, in einer Stunde an seinem Zelte anzurufen. Er ging dann zu des Generals Quartier, den er am Lesen antraf. Nach den gewöhnlichen Gesprächen, legte ihm Brady seinen Plan, in Begleitung eines einzigen Mannes den Allegheny hinaufzugehen, zur Betrachtung vor; und gab seine Gründe an, woraus er schloß, daß die Indianer an diesem Theil herabkämen. Der General gab seine Einwilligung, und beym Weggehen ergriff er auf die freundschaftlichste Weise seine Hand, rieth ihm, wie er vorschreiten sollte, und bat ihn besonders, für sein eigenes Leben Sorge zu tragen, und für das Leben des Mannes oder der Männer, welche er zu seiner Begleitung sich auswählen möchte; und des Generals

Ermahnungen waren so rührend, und die Bewegung so groß, welche er an den Tag legte, daß Brady ihn mit Thränen in den Augen verließ, und in sein Zelt eilte, wo er den Phouts bereits in eifriger Unterhaltung mit einem seiner Haus-Indianer antraf.

Er unterrichtete denselben von seinem Erfolg beim General, und sagte ihm, daß, da es eben frühe mondhell wäre, sie bei guter Zeit fertig und munter seyn müßten.

Sie setzten sich sogleich an's Putzen ihrer Gewehre und an's Zurüsten ihrer Ammunition, versahen sich mit ein wenig Salz, und legten sich dann zusammen nieder, und schliefen hart und fest bis etwa 2 Stunden vor Tagesanbruch. Brady erwachte zuerst, und nachdem er den Phouts aufgestöbert hatte, nahm jeder die tödtliche Büchse von der Wand, und sie verließen dann, während noch Alles, außer die Schildwachen, im tiefen Schlaf lag, die kleine Feste, und befanden sich in kurzer Zeit tief in dem dunkeln Wald. Sie wanderten diesen Tag durch Waldungen, welche noch keiner von ihnen durchstreift hatte, und immer dem Lauf des Flusses folgend, erreichten sie eine kleine Creek, welche von der Pittsburg Seite sich hinein ergießt, (wahrscheinlich Puckery Creek, welche sich bei Logans Ferry in den Allegheny ergießt). Es war am Nachtwerden, als sie dahin kamen, und da sie keine Lebensmittel hatten, beschlossen sie daselbst zu bleiben.

Phouts schlug Feuer, und nachdem sie es ein wenig entflammt hatten, bedeckten sie es mit Laub und Reisern, um es zu erhalten. Sie gingen dann die Creek hinauf, um nach Wild zu spähen. Ungefähr eine Meile von der Mündung der Creek kam ein kleines Bächlein in dieselbe, und darin war eine Lache, die augenscheinlich durch Hirsche stark besucht wurde.—Sie machten sich fertig, und in kurzer Zeit kamen zwei Hirsche hinein. Phouts schoß den einen, den sie abzogen, zu ihrem Feuer trugen, und ein großes Stück davon während der Nacht mürbe klopften. Am Morgen nahmen sie mit, was sie von dem geklopften tragen konnten, den Rest hingen sie in der Haut an einen kleinen Baum, in der Absicht, wenn es ihnen verstattet wäre zurückzukehren, auf ihrem Heimweig darnach zu sehen.

Den nächsten Morgen machten sie sich frühe auf, und marschirten den ganzen Tag sehr stark; nahe am Abend gewahrten sie eine Anzahl Krähen über den Gipfeln der Bäume in der Nähe des Ufers des Flusses. Brady sagte zu Phouts, daß Indianer hier in der Nachbarschaft seyn müßten, oder sonst Leute, welche man vom Susquehanna zu Pittsburg erwartete, und hier lagerten; oder daß sie hier einige Zeit zuvor gewesen seyn müßten.

Phouts wollte hinunter gehen und sehen, Brady verbot es ihm aber, und sagte zu ihm; "Wir müssen uns verbergen bis in der Nacht, wo sie Feuer anmachen werden, mögen sie seyn wer sie wollen." Sie versteckten sich dem gemäßunter gefallene Baumstämme, und blieben in dieser Lage bis etwa zehn Uhr in der Nacht. Aber auch dann konnten sie noch kein Feuer sehen. Brady schloß daraus, daß ein Hügel oder dichter Wald zwischen ihnen und der Stelle seyn müßte, wo die Krähen waren gesehen worden, und beschloß den Ver-

steck zu verlassen, und die Sache auszukundschaften; Phouts begleitete ihn. Sie gingen mit der größten Vorsicht hinunter zu dem Ufer des Flusses, und waren nun erst zwei hundert Schritte gekommen, als sie das Flimmern eines Feuers, in einiger Entfernung zu ihrer Rechten erblickten. Sie dachten zuerst, der Fluß mache hier nur eine kleine Beugung, aber indem sie weiter vorgingen, machten sie die Entdeckung, daß es eine Gabel oder ein Theil des Flusses, wahrscheinlich der Kiskeminetas, war. Brady wünschte, Phouts möchte hier stehen bleiben, er selbst wollte aber zu dem Feuer gehen und sehen, wer da wäre; Phouts weigerte sich deß aber, und sagte: "Nein, beim George, ich will auch sehen."—Sie näherten sich also, aber mit der größten Vorsicht, zusammen dem Feuer, und urtheilten aus dem Aussehen, daß es ein Indianer-Lager sei, viel zu groß, um von ihnen angegriffen zu werden.

Da sie entschlossen waren, sich über die Anzahl der Feinde Gewißheit zu verschaffen, so ging der Capitain der Spione und sein muthiger Gefährte ganz nahe zu dem Feuer, und gewahrten einen alten Indianer, welcher an einem Baum nahe beim Feuer saß, und ein paar Indianer-Schuhe ausbesserte oder verfertigte.

Phouts, der nie an Gefahr dachte, wollte den Indianer sogleich niederschießen; aber Brady hielt ihn davon ab. Nachdem er sorgsam das Lager umher untersucht hatte, war er der Meinung, daß die Anzahl, durch welche es aufgeschlagen worden war, groß gewesen, daß sie aber fast alle abwesend seyn müßten. Er beschloß, das Genauere am Morgen auszukundschaften, und ging, nachdem er seinen Begleiter mit Gewalt hinweggerissen hatte, der den alten Indianer tödten wollte, eine kleine Entfernung in den Wald, um das Herannahen des Tages zu erwarten. Sobald er erschien, kehrten sie wieder zu dem Lager zurück, sahen aber nichts, als den alten Indianer, einen Hund und ein Pferd.

Brady wünschte die Gegend um das Lager zu sehen und dessen Gestalt besser kennen zu lernen; deshalb ging er eine Strecke davon und forschte nach, bis er an den Fluß oberhalb des Lagers kam. Hier fand er eine große Spur von Indianern, welche den Allegheny hinauf gegangen waren; nach seiner Meinung war dies ein oder zwei Tage zuvor geschehen. Da er dies sah, so beschloß er zu dem Lager zu gehen, und den alten Indianer gefangen zu nehmen.

Da Brady vermuthete, daß der Wilde Waffen bei sich habe, und da er nicht wünschte, die Gefahr des Lärms herbeizuziehen, den der Knall einer Büchse erzeugen möchte, wenn Indianer in der Nähe wären, so beschloß er den alten Kerl mit blosen Händen zu ergreifen, und ihn, ohne ihm weiter Schaden zuzufügen, nach Pittsburg zu bringen. In dieser Absicht krochen beide wieder sehr vorsichtig gegen das Lager. Als sie so nahe gekommen waren, um ihn wahrzunehmen, sahen sie, daß der Indianer auf seinem Rücken lag, mit dem Kopf gegen sie.

Brady befahl dem Phouts zu bleiben, wo er damals war, und ja nicht zu schießen, außer wenn der Hund den Versuch machen sollte

seinem Herrn beizustehen. In diesem Fall sollte er den Hund schießen, aber auf keine Weise den Indianer verletzen.

Nachdem dieser Plan geordert war, legte Brady seine Büchse hin, nahm seine Tomahawk in die Hand, und kroch auf den alten Mann des Waldes, bis auf einige Fuß, zu, dann erhob er sich, und mit einem Sprung, gleich einem Panther, und mit einem Schrei, welcher die Echo's rund um erweckte, faßte er hart und fest den Indianer bei der Kehle.—Der alte Mann wehrte sich anfänglich, aber Bradys Griff war der eines Löwen; und seine Tomahawk über das Haupt seines Gefangenen haltend, befahl er ihm sich zu ergeben, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Der Hund verhielt sich ganz ruhig; er knurrte nur ein wenig. Phouts kam herauf, und sie banden ihren Gefangenen. Sie untersuchten das Lager, fanden aber nichts von Werth, als etwas Pulver und Blei, was sie in den Fluß warfen. Als der Indianer hörte, daß er nach Pittsburg sollte gebracht und gut behandelt werden, so zeigte er ihnen ein Canoe, in welches sie sich mit ihrem Gefangenen und dessen Hund begaben und flutheten bald zu der sanften Strömung des Allegheny.

Sie ruderten schnell vorwärts, in der Absicht, die Mündung der Creek zu erreichen, wo sie im Heraufgehen gelagert hatten, da Brady seinen Wischstock daselbst gelassen. Es war spät, als sie an die Mündung der Creek gelangten. Sie landeten, machten ein Feuer an, und legten sich zum Schlaf nieder.

Sobald als das Tageslicht erschien, machte sich der Capitain auf zu dem Platz, wo ihr geklopftes Fleisch aufgehängt war, und ließ den Phouts zur Bewachung des Gefangenen und seines Canoe zurück. Er hatte noch nicht lange ihre Lagerstätte verlassen, als der Indianer sich bei Phouts beklagte, daß die Stricke um sein Handgelenk ihn schmerzten. Er hatte wahrscheinlich wahrgenommen, daß in Phouts Gemüthsart ein größeres Theil Gutmüthigkeit als Furcht lag. Der Deutsche nahm also sogleich die Stricke weg und der Indianer war, oder heuchelte es nur zu seyn, sehr dankbar.

Phouts war mit irgend etwas für eine Minute beschäftigt, und hatte sein Gewehr an einen Baum gestellt. In dem Augenblick, als der Indianer sah, daß das Auge des Andern nicht auf ihn gerichtet war, sprang er zu dem Baum, und ergriff die Flinte. Das erste was Phouts bemerkte, war, daß sie gespannt ihm auf die Brust gehalten wurde, worauf er auf den Indianer mit einem fürchterlichen Schrei losstürzte. Aber der Drücker ward zurückgerissen, und die Kugel pfiff an ihm vorbei, und nahm einen Theil von dem Gehänge seines Schrotbeutels mit fort. Ein Schlag von des Deutschen Tomahawk befriedigte den Indianer für immer, und trennte fast seinen Kopf vom Rumpfe.

Brady hörte den Knall der Büchse und Phout's Schrei, und das Schlimmste vermuthend, sprang er sogleich auf den Platz, wo er den Letztern bei dem Leichnam des Indianers, die Verletzung seines Schrotbeutels untersuchend, erblickte. "Um's Himmels willen, was hast Du gethan?" fragte er. "Seht nur, Capitain," sagte der furchtlose Deutsche, "was dieser vert——lte schwarze Kerl thun

wollte;"—und zeugte ihm das durchlöcherte Gehänge.—Er erzählte dann, was wir in Bezug auf seine Entfesselung des Indianers mitgetheilt haben, und den Versuch des Letztern, ihn um's Leben zu bringen.—Sie nahmen dann des Indianers Scalpe, stiegen in ihr Canoe, nahmen des Indianers Hund mit hinein, und kehrten nach Pittsburg zurück, den vierten Tag nach ihrem Weggang.

Der Capitain erzählte dem General, was er gesehen hatte, und gab ihm seine Meinung zu erkennen, daß die Indianer, deren Lager er entdeckt hatte, wohl einen Angriff auf die Ansiedelungen an der Susquehanna machen möchten. Der General war derselben Meinung, und war sehr angegriffen durch diese Nachricht; denn er hatte gerade an diese Gegend eine Requisition um Männer gemacht, und erwartete dieselben täglich. Er fürchtete nun, daß die Indianer entweder dieselben in einen Hinterhalt locken und abschneiden würden; oder daß sie auf ihre Familien herfielen, die durch ihre Abwesenheit vertheidigungslos geworden.

Die Niederlagen, welche durch die Truppen unter General Broadhead den Indianern beigebracht worden, beruhigten das Land für einige Zeit; er sandte indessen Spione aus, um ihre Bewegungen zu beobachten und gegen plötzliche Angriffe auf die Ansiedelungen zu wachen. Eine dieser Parthien unter dem Befehl des Capitain Brady hatte die Gegend der Frensch Creek sich zu ihrer Diensterfüllung ausersehen.

Der Capitain hatte das Gewässer des Slippery Felsens, einen Zweig der Beaver, erreicht, ohne ein Zeichen von Indianern; hier kam er indessen am Abend auf eine Indianer Spur, die er bis in die Dunkelheit verfolgte, ohne die Indianer zu ereilen. Den nächsten Morgen erneuerte er seine Verfolgung, und überraschte sie, während sie mit ihrem Frühstück beschäftigt waren.

Unglücklicher Weise für ihn war eine andere Indianer Parthie in seinem Rücken, fiel auf seine Spur und verfolgte ihn zweifelsohne mit derselben Hitze, als wodurch seine Verfolgung charakterisirt war, und in demselben Augenblick, als er auf die Indianer vor sich feuerte, ward in Erwiederung durch die in seinem Rücken auf ihn geschossen. Er befand sich nun zwischen zwei Feuern, und der Feind war ihm bei weitem an Zahl überlegen. Zwei seiner Leute fielen; seine Tomahawk ward ihm von seiner Seite geschossen, und das Kampfgeschrei ward durch die Parthie in seinem Rücken erhoben, und laut erwiedert und wiederholt durch die in seiner Fronte.

Da war keine Zeit zu versäumen, keine Rettung im Aufschub, keine Aussicht zur glücklichen Vertheidigung in ihrer gegenwärtigen Lage; der brave Capitain und seine Ränger mußten vor ihren Feinden fliehen, die ihre flüchtigen Schritte mit keiner geringen Eilfertigkeit drängten.

Brady sprang gegen die Creek. Er war Vielen, wenn nicht gar Allen bekannt, und manigfaltig und tief waren die Schuldposten zwischen ihm und ihnen. Sie kannten die Gegend sehr wohl, er aber nicht, und aus seinem Springen gegen die Creek hofften sie mi

Gewißheit, ihn gefangen zu nehmen. Die Creek war, eine große Strecke hinauf und hinunter an dem Punkt, dem er sich näherte, in ihrem Bette zu einer großen Tiefe ausgespült. In der gewissen Erwartung, ihn hier zu fangen, wurden die gemeinen Soldaten seiner Parthie vernachlässigt, und Alle strebten, nachdem sie ihre Gewehre weggeworfen und ihre Tomahaks ergriffen hatten, vorwärts, ihr Opfer zu erhaschen.

Mit flüchtigem Blick und furchtlosem Herzen, und entschlossen, nie der Gefangene der Indianer zu werden, sah Brady sogleich ihre Absicht und seine einzige Aussicht zur Entrinnung war der Augenblick, in welchem er die Creek sah; und durch einen großen Beweis von Muth und Behendigkeit vereitelte er das eine, und bewirkte das andere.— Er sprang über den Abgrund des Wassers, und stand, mit seiner Büchse in der Hand, gesichert am entgegengesetzten Ufer. "So schnell wie der Blitz," sagt mein Erzähler, war das Pulver auf der Pfanne seiner Büchse, was er immer zuerst that; im nächsten Augenblick war das Pulverhorn am Lauf—aber in diesem Thun begriffen, kam ein großer Indianer, welcher der erste in der Verfolgung war, zum entgegengesetzten Ufer, und mit der Männlichkeit eines großmüthigen Feindes der die Eigenschaften eines Feindes zu würdigen versteht, sagte er, in erträglichem Englisch, mit lauter Stimme: "Brady macht einen guten Sprung."

Es ist indessen zweifelhaft, ob das Compliment nicht im Spott ausgestoßen worden ist, da er im Augenblick, als er es gesagt hatte, an seine Fersen griff; und als wenn er sich fürchte vor der verdienten Erwiederung, hierauf sprang er in Krümmungen, wie ein Fensen-Wurm; bald in die Höhe hüpfend, bald sich niederdruckend, wodurch er zu erkennen gab, daß er sich überzeugt hielt, daß Brady ihm mit den Lippen seiner Büchse antworten würde—aber seine Büchse war noch nicht geladen.

Der Capitain war später wieder auf dieser Stelle, und fand daß sein Sprung etwa drei und zwanzig Fuß weit, und das Wasser 20 Fuß tief war.

Bradys nächstes Streben war, seine Leute zu sammeln. Sie hatten einen Platz bezeichnet, an welchem sie, im Fall sie getrennt werden sollten, sich treffen wollten; und hierhin ging er und fand die drei andern daselbst. Sie machten sich sogleich heimwärts, und kehrten etwa halb besiegt nach Pittsburg zurück. Drei Indianer hatte man fallen sehen unterm Feuer, welches sie ihnen zum Frückstück gegeben.

Die Indianer kehrten während dieser Jahreszeit mehr zurück, um den Weißen Nachtheil zu thun, und frühe im Herbst begaben sie sich zu ihren Freunden, den Britten, die sie alle im Winter ernähren mußten, da all ihr Welschkorn durch Broadhead vernichtet worden war.

Als der General sah, daß die Indianer weg waren, wurden, auf den Antrieb Brady's 3 Compagnien ausbeordert, mit einer hinreichenden Anzahl Packpferde, um Wild zu schießen für den Unterhalt

der Garnison. Diese Compagnien wurden befehligt durch die Capitaine Harrison, Springer und Brady. Wild war in großer Menge vorhanden, da weder Weiße noch Indianer wagten, es zu jagen; und man brachte es in großer Quantität ein.

Als Capitain Brady sein Zelt aufschlug, war seine Tomahawk ihm aus der Hand gefahren und hatte sein Knie verletzt, wodurch er auf einige Zeit gelähmt worden. Dies veranlaßte ihn bei den Zelten zurückzubleiben, bis er wieder wohl war, was ihm die Gelegenheit darbot, einige besondere abergläubische Gebräuche seiner Indianischen Alliirten zu beobachten; da er seine Indianer und deren Familien bei sich hatte.

Einer von diesen Indianern hatte den Namen Wilson angenommen. Der Capitain lag eines Nachmittags in seinem Zelt, und bemerkte, daß dieser Wilson in großer Eile nach Hause kam, daß, als er seiner Squaw begegnete, ihr, ohne ein Wort zu sagen einen Schlag versetzte, und dann seine Flinte zu putzen begann. Die Squaw ging weg und kehrte bald zurück mit einigen Wurzeln die sie gesammelt hatte und die sie, nachdem sie sie rein gewaschen, in einen Kessel zum Kochen that. Während des Kochens verstopfte Wilson die Mündung seiner Flinte, und hielt die Schwanzschraube in den Kessel, und ließ sie so lange darin, bis der Pfropf aus der Mündung fuhr. Er nahm sie dann heraus und befestigte sie am Schaft. Brady wußte, daß die Indianer sehr abergläubisch waren, wie wir es nennen, und er sprach daher nicht eher mit ihm, bis er sah, daß er seine Flinte auswischte. Er rief ihm dann und fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Wilson kam zum Capitain und erwiederte ihm, daß seine Flinte sehr krank gewesen wäre, und nicht habe schießen können; er habe ihr aber ein Brechmittel eingegeben, und sie wäre jetzt wieder wohl. Ob das Brechmittel der Flinte geholfen, oder nur Wilsons Nerven stärker geworden, der Capitain wußte es nicht zu sagen, er versichert aber, daß Wilson den folgenden Tag zehn Hirsche erlegte.—

Skizze

von dem Leben und den Abentheuern des

Col. Daniel Boone.

Es ist sehr zu bedauern, daß der Skizzen von Boone so wenige sind. Er hinterließ uns nur einen kurzen Bericht seiner Abentheuer, allein dieser ist eher dazu eine Grabschrift zu verfertigen, als für eine Biographie zu liefern. Die Hauptbegebenheiten sind im Allgemeinen erwähnt, einige von ihnen sind solche geschmückte und ehrsüchtige Skizzen von Scenen, welche das Ganze des Stückes nur aufschellen, ohne weder der Einbildung zu gefallen, noch die Wißbegierde zu befriedigen. Es scheint, daß die kurzen Bemerkungen des einfachen alten Waldmannes, einem jungen Halbgelehrten in der Literatur übergeben wurden, welcher dachte, diese schimmernde Beschreibung könne für die Dürftigkeit der Ereignisse genug thun. Eine allgemeine Sammlung von den bemerkenswerthesten Begebenheiten, weder die Wißbegierde erregend noch befriedigend ist, gleich einer unbedeutenden Erörterung von allen den Umständen, welche damit zusammenhängen. Dieser Zug, so wesentlich für das Interesse von Erzählungen, und von welchen vielleicht das prachtvollste Beispiel welches besteht, in Cooper's: "Der Letzte der Mohaniker," gegeben ist; ist beklagenswerth fehlend bei dem größten Theil des Materials, zu welchem wir Zutritt hatten. Ein Novellist mag das Leere aus seiner eigenen Einbildung ausfüllen, allein ein Schreiber, welcher zur Wahrheit verbnnden ist, ist zu dem Bericht, welcher vor ihm liegt, gebunden. Wenn wir daher, in den folgenden Erörterungen, der unverzeihlichen Sünde der Stumpfheit sollten schuldig befunden werden, so hoffen wir zum wenigsten, daß ein großer Theil des Tadels auf die Mangelhaftigkeit des Materials fallen wird.

Von Boonr's früher Jugend wissen wir nichts. Er hat bescheiden unterlassen, etwas von sich selbst zu sagen, mit Ausnahme desjenigen, wo er wegen der Ansiedelung in Kentucky betheiligt ist. Er war in Virginien geboren, allein durch den unruhigen Geist, welcher über sein ganzes Leben entschied, angetrieben, wanderte er, zu einer frühen Periode, nach Nord-Carolina, und lebte bis zu seinem vierzehnten Jahr an dem Ufer des Yadkin. Im Jahr 1767 kehrte

Findley*) von seiner abentheuerlichen Reise zurück, und brachte die Nachricht von einer großen Strecke fruchtbaren Landes mit, welches gänzlich unbesessen, und einen Ueberfluß von jeder Art Wildpret, vom Biber bis zum Büffel, enthalte. Zu einem Manne wie Boone, welcher ein leidenschaftlicher Jäger, und von Natur für ein herumstreichendes abentheuerliches Leben eingenommen, hatte solch ein Schauplatz, wie ihm dargestellt war, unwiderstehlichen Reiz. Demzufolge verließ er, im Jahr 1769, seine Eltern zu Yadkin, und ging in Gesellschaft von fünf andern, wozu Findley gehörte, nach Westen, fest entschlossen das Land, von welchem er einen so günstigen Bericht erhalten hatte, zu untersuchen.

Sie erreichten den Red Fluß am siebenten Juni, und wurden durch das Ersteigen eines Hügels in der Nachbarschaft in den Stand gesetzt die ungeheure Ebene von Kentucky zu übersehen. Hier erbauten sie sich eine Hütte, welche ihnen Schutz gegen den Regen gewähren sollte, dessen war eine bedeutende Menge während ihrer Reise gefallen, und größtentheils bis zum December anhielt; sie tödteten eine große Menge Wildpret um sich her. Bedeutende Heerden Büffel strichen in jeder Richtung durch den Wald, sich von den Blättern des Rohrs oder von dem reichen Grase der wilden Felder nährend.

Boone und John Stuart, einer von der Gesellschaft, verließen am zwei und zwanzigsten December das Lager, und einem der zahllosen Pfade, welche die Büffel durch das Rohr gemacht hatten, folgend, stürzten sie sich kühn in das Innere des Waldes. Sie hatten noch keine Indianer gesehen, das Land war ihnen als unbewohnt geschildert. Dies war, strenge genommen, wahr; denn, obschon die südlichen und nordwestlichen Stämme sich oftmals, als auf neutralem Grunde, hier auf der Jagd befanden; dennoch hatten sie noch kein einziges Wigwam errichtet, und das Land trug noch nicht das geringste Zeichen von Bebauung. Wenn sich die verschiedenen Stämme begegneten, so wurde oft eine Schlacht geliefert; von dem wüthenden Kampf, welcher bei solcher Begegnung stattfand, war bas Land bei ihnen unter dem Namen "der dunkle und blutige Boden" bekannt. Die zwei Abentheurer lernten bald die vermehrte Gefahr, welcher sie ausgesetzt waren. Während sie sorglos von einem Rohrdickicht zum andern herumstrichen, das dichte Wachsthum der Pflanzen und die Verschiedenheit der Holzarten, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bewiesen, bewunderten, wurden sie plötzlich durch die Erscheinung einer Parthie Indianer beunruhigt; diese sprangen aus ihrem Versteck hervor, und rannten so schnell auf sie zu, daß Flucht unmöglich war. Sie waren fast augenblicklich gefaßt, entwaffnet und zu Gefangenen gemacht. Ihr Gefühl kann man sich leicht denken. Sie waren in

*) Von Findley wird gesagt, daß er der erste Weiße sei, welcher Kentucky besuchte—allein weiter, als die einfache Thatsache, daß er in Kentucky war, ist nichts von ihm bekannt—zuerst war er allein, und nachher in Gesellschaft von Boone.

den Händen von Feinden, welche keine andere Wahl kannten als Aufnahme oder Peinigung; ihre Anzahl und Schnelligkeit schien öffentliche Flucht unmöglich zu machen, da ihre eifersüchtige Wachsamkeit eben so gut eine geheime Flucht unmöglich gemacht haben würde. Boone besaß eine Gemüthsart, bewundernswürdig geschickt, die Umstände, in welchen er sich befand, zu benutzen. Von einer kalten und mürrischen mehr als von einer feurigen Gemüthsstimmung, erhob er sich nie so sehr im Glücke oder demüthigte sich im Unglücke, daß er nur einen Augenblick den Besitz seiner ganzen Geistesfähigkeit verloren hätte. Er sah, daß augenblickliche Flucht unmöglich war, allein er ermuthigte seinen Gefährten, und zwang sich selbst den Indianern auf ihren Streifzügen, mit einer so ruhigen und zufriedenen Miene zu folgen, daß deren Wachsamkeit unmerklich nachzulassen begann.

Sie lagerten sich am siebenten Tage ihrer Gefangenschaft in einem dichten Rohrdickicht; nachdem sie ein großes Feuer angemacht, legten sie sich zur Ruhe. Die Parthie, welcher Pflicht es war, zu wachen, war müde und nachlässig; gegen Mitternacht überzeugte sich Boone, welcher kein Auge geschlossen, durch das tiefe Athemholen, daß alle um ihn herum, Stuart mit eingeschlossen, in tiefem Schlafe lagen. Sanft und stufenweise wand er sich durch die Indianer, welche rund um ihn herlagen, ging vorsichtig zu dem Platze wo Stuart lag; nachdem er so glücklich war, denselben zu erwecken, ohne daß die Uebrigen beunruhigt wurden, so machte er ihn kurz mit seinem Vorhaben bekannt, ermahnte ihn ohne Geräusch aufzustehen und ihm zu folgen. Stuart, obgleich mit der Absicht unbekannt nnd plötzlich aus dem Schlafe aufgeweckt, gehorchte zum Glück mit gleicher Stille und Geschwindigkeit, und waren in wenigen Minuten ausser Gehör. Schnell durchstrichen sie den Wald, durch das Licht der Sterne und an der Rinde der Bäume versicherten sie sich der Richtung wo ihr Lager war, allein wie sie dieses am nächsten Tage erreichten, fanden sie zu ihrem großen Kummer, daß dasselbe geplündert und verlassen sei, und daß nichts zurückgelassen war, wodurch sie das Schicksal ihrer Gefährten erfahren konnten; bis zum Tage seines Todes wußte Boone nicht, ob dieselben getödtet oder gefangen genommen, oder ob sie freiwillig ihre Hütte verlassen und wieder zurückgekehrt seien. Einige Tage nachher trafen sie an diesem Platze mit Boone's Bruder und einem anderen Manne zusammen, diese waren ihnen von Carolina gefolgt, und glücklicherweise auf dieses Lager stießen. Diese ungefähre Vereinigung in dem Innern einer ungeheuern Wildniß gab den Brüdern eine große Erleichterung, allein ihre Freude sollte nicht lange dauern.

Boone und Stuart wurden bei einem zweiten Ausflug wieder von Indianern verfolgt; Stuart wurde erschossen und scalpirt, während Boone glücklich entkam. Wie gewöhnlich hat er keiner Besonderheiten erwähnt, sondern trug diese Begebenheit sehr ärmlich vor. Wenige Tage nachher erlitten sie ein anderes Unglück, wenn möglich noch mehr betrübend. Ihr einziger noch übriger Gefährte wurde während einem Jagdausflug von der Nacht überfallen, und wäh-

rend er sich im Walde allein lagerte, wurde er von Wölfen angegriffen und verzehrt.

Die zwei Brüder waren auf diese Weise nun ganz allein, durch mehrere hundert Meilen von ihrer Heimath getrennt, umgeben von feindlichen Indianern, und von allem, mit Ausnahme ihrer Büchsen, entblößt. Nachdem sie solche traurige Erfahrungen von den Gefahren, welchen sie blosgestellt waren, hatten; so sollte man natürlich glauben, daß sie ihr Muth verlassen hätte, und daß sie nun ohne weiteres zu ihrer Ansiedelung zurückkehren würden. Allein der bemerkenswertheste Zug in Boone's Charakter war eine ruhige und kalte Gleichmüthigkeit, welche selten zur Begeisterung stieg, und nie zur Kleinmüthigkeit heruntersank. Sein Muth schätzte die Gefahr, welcher sie blosgestellt waren, für sehr geringe, und seine Geistesgegenwart, welche ihn nie verließ, setzte ihn in den Stand, dieselbe bei jeder Gelegenheit zu vermeiden. Die Wildniß mit allen ihren Gefahren und ihrer Abgeschiedenheit, hatte einen Reiz für ihn, welches für solche, welche in den Städten erzogen wurden, schwerlich zu begreifen sein dürfte; er beschloß allein dort zu bleiben, während sein Bruder nach Carolina zurückkehren solle, um einen neuen Vorrath von Ammunition zu holen, da ihr früherer Vorrath beinahe verbraucht war. Seine Lage war, sollten wir denken, im höchsten Grade düster und entmuthigend. Die Gefahren, welche seinen Bruder auf seinem Rückweg erwarteten, waren den seinigen gleich; jeder von ihnen hatte Weib und Kinder zurückgelassen; welche, wie Boone zugab, ihm manchen ängstlichen Gedanken verursachten. Allein die wilde und einsame Erhabenheit des Landes um ihn her, wo noch kein Baum gehauen und kein Haus erbaut war, war ihm eine unerschöpfliche Quelle von Bewunderung und Vergnügen; er sagt selbst, daß er einige der entzückendsten Augenblicke dieses Lebens bei diesem einsamen Herumstreichen genossen habe. Es war die größte Vorsicht nöthig, die Indianer von sich zu halten, und auch nicht weniger dem furchtbaren Hunger der Wölfe zu entrinnen, welche nächtlich in bedeutender Anzahl um ihn herum heulten. Er war öfters genöthigt seine Wohnung zu verlassen, und sah bei seiner Zurückkunft an unbezweifelten Zeichen, daß mehrmals seine Hütte von Indianern während seiner Abwesenheit durchsucht worden war. Oefters lag er in Rohrdickichten, ohne Feuer, und hörte das Geschrei der Indianer um ihn herum. Jedoch, zum Glück traf er nie mit ihnen zusammen.

Am 27sten July, 1770, kam sein Bruder mit einem Vorrath von Ammunition zurück; sie durchstrichen das Land jetzt mit einer fast unglaublichen Kühnheit in jeder Richtung, ohne Schaden zu erleiden, bis zum März 1771. Sie kehrten dann nach Carolina zurück, wo sich Daniel, nach Abwesenheit von drei Jahren, wieder mit seiner Familie vereinigte. Fast während der ganzen Zeit hatte er kein Brod noch Salz genossen, noch das Gesicht eines einzigen weißen Mannes gesehen, wenn man seinen Bruder und die zwei Freunde, welche getödtet wurden, ausnimmt. Er entschloß sich nun, seine Bauerei zu verkaufen und mit seiner Familie in die Wildniß von

Kentucky zu ziehen—ein erstaunliches Beispiel von Kühnheit, und wir sollten noch sagen von Gleichgültigkeit gegen seine Familie; wenn nicht sein Charakter als milde und menschlich sowohl, als kühn und furchtlos übereinstimmend beschrieben würde.

Demzufolge, nachdem er über dasjenige seines Eigenthums Anordnungen getroffen hatte, welches er nicht mitnehmen konnte, nahm er, am 25sten September 1771, Abschied von seinen Freunden, und begann seine Reise nach dem Westen. Eine Anzahl Milchkühe und Pferde, mit den wenigen nothwendigen Hausgeräthschaften, bildeten sein ganzes Gepäck. Sein Weib und seine Kinder begleiteten ihn zu Pferde, jedes von ihnen sahe sich an als dem Verderben gewidmet. In Powel's Valley vereinigten sie sich mit noch fünf andern Familien und 40 wohlbewaffneten Männern. Ermuthigt durch diesen Zuwachs an Stärke, gingen sie mit wachsender Zuversicht voran, allein bald bekamen sie eine ernstliche Warnung für die fernern Gefahren welche sie erwarteten. Wenn dem Cumberland Berg nahe, wurde plötzlich ihr Nachtrab mit großer Wuth von einer ausspähenden Indianer Parthie angegriffen, und in beträchtliche Verwirrung gebracht, Die Parthie, sich jedoch schnell wieder sammelnd und mit der Kriegsführung der Indianer wohl bekannt, gab das Feuer mit solchem Muth und Nachdruck zurück, so daß die Indianer mit großem Blutvergießen zurückgeschlagen wurden. Jedoch auch ihr eigener Verlust war bedeutend. Sechs Männer lagen todt auf dem Platz und einer war verwundet. Unter den Getödteten war zum unaussprechlichen Leidwesen der Familie Boone's ältester Sohn. Die Verwirrung und der Kummer, welcher durch den rauhen Empfang verursacht war, scheint die Auswanderer so tief ergriffen zu haben, so daß sie ihre Schritte gleich zu den Ansiedelungen am Clinch Strom, welche 40 Meilen von dem Platze des Treffens entfernt lagen, richteten. Hier blieben sie bis zum Juni, 1774, wahrscheinlich auf das Ersuchen der Weiber, welche sich sehr beunruhigt fühlen mußten, noch tiefer in das Land zu ziehen, an dessen Grenzen sie Zeugen von einem so kühnen und blutigen Kampfe sein mußten.

Um diese Zeit wurde Boone vom Gouverneur Dunmore von Virginien ersucht, eine Anzahl Landmesser nach den Fällen des Ohio zu geleiten, welches eine Entfernung von 800 Meilen war. Von den Begebenheiten dieser Reise haben wir nicht den geringsten Bericht. Nach seiner Zurückkunft wurde er in verschiedenen Angelegenheiten mit den Indianern, durch Dunmore, bis zum Jahre 1775, beschäftigt; und auf das Ansuchen verschiedener Herren von Nord-Carolina, war er bei einer Unterhandlung mit den Cherokees gegenwärtig; diese Unterhandlung hatte den Ankauf des Landes, südlich des Kentucky Stroms, zur Absicht. Mit seiner gewöhnlichen Kürze hat Boone unterlassen uns umständliche Nachricht von dieser Unterhandlung, oder dem genauen Charakter dieses Geschäfts für welches er geschickt war, zu geben. Durch die Hülfe der werthvollen Geschichte von Hrn. Marschall, sind wir jedoch in den Stand gesetzt sein Stillschweigen zu ergänzen, zum wenigsten mit Rücksicht

auf die letzteren Umstände. Es scheint, daß die Cherokees, welche in den bevorrechteten Grenzen des Staates Nord-Carolina wohnten, auf das Land, südlich des Kentucky und so weit als bis zum Tenessee Strom, Anspruch machten. Daß Col. Richard Henderson und einige andere Herren, belebt durch die feurige Beschreibung von der Fruchtbarkeit des Landes, welche Boone und sein Bruder bei ihrer Zurückkunft gegeben hatten, beschlossen, das Ganze dieses ungeheuern Strichs von den Cherokees zu kaufen, und ernannten Boone zu ihrem Agenten. Die Cherokees schieden gerne von einem leeren Anspruch, gegen eine dauerhafte, wenn auch mäßige, Vergütung; und Henderson nebst seinen Freunden bereiteten sich sogleich Besitz zu nehmen, sich auf die Gültigkeit ihrer Kaufurkunde von den Indianern verlassend. Jedoch unglücklicher Weise für den Erfolg dieser Unternehmer, lag Kentucky innerhalb den Grenzen Virginiens, des alten Freibriefes von König Jakob zufolge; demzufolge machte dieser Staat für sich selbst Anspruch, allein das Vorrecht zum Kauf der indianischen Ansprüche an Land, welches in ihren Grenzen liegt, zu besitzen. Virginien verlor daher keine Zeit, die Unterhandlung des Henderson für null und nichtig zu erklären, indem es sich auf seine Ansprüche bezog; obgleich über dieses streitige Verfahren gewortwechselt wurde, beschlossen sie dennoch, daß es für die Indianer, insofern als es sich auf die Erlöschung ihrer Ansprüche bezog, verpflichtend sei. Ob nun dieser Vernunftschluß gut war oder nicht, dieses unternehmen wir nicht zu sagen — allein wie es war, unterstützt von dem Ansehen eines mächtigen Staates, es wurde gut gemacht, und Hendersons goldene Träume verschwanden durchaus. Jedoch erhielten er und seine Genossen eine freigebige Verwilligung von Land, welches am Green Fluß lag, als eine Vergütung für die Auslagen und die Gefahr, welche sie sich bei der Betreibung ihrer Ansiedelung zugezogen hatten.

Es geschah durch den Einfluß Hendersons, daß Boone's nächster Besuch Kentuckys gemacht wurde. Seine Familie am Clinch Fluß lassend, ging er als Anführer einiger aus, eine Straße für die Packpferde und Wagen der Hendersons Parthie zu bezeichnen. Diese mühselige und gefährliche Pflicht verrichtete er mit seinem gewöhnlichen geduldigen Muth, bis er innerhalb fünfzehn Meilen von dem Platze, wo später Boonsborough erbaut wurde, kam. Hier, es war am 22sten März, wurde seine kleine Parthie von den Indianern angegriffen und erlitt einen Verlust von 4 Getödteten und Verwundeten. Die Indianer, obschon mit Verlust zurückgeschlagen, erneuerten am nächsten Tage ihren Angriff mit gleicher Wuth, und tödteten oder verwundeten noch fünf von seiner Parthie. Die Ueberlebenden begannen am ersten April ein Fort am Kentucky Strom zu erbauen, welches später Boonsborough genannt wurde, am vierten wurden sie aufs neue von den Indianern angegriffen und verloren noch einen Mann. Ungeachtet der ermüdenden Angriffe, welchen sie beständig blosgestellt waren, denn die Indianer schienen bis zur Tollheit durch den Anblick des Hausbauens auf ihrem Jagdgrund

aufgebracht zu sein, wurde das Werk mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt, und wurde am 14ten fertig.

Boone kehrte sogleich nach dem Clinch Flusse zurück, fest entschlossen seine Familie auf jede Gefahr hin mit sich zu nehmen. Dieses wurde gethan, sobald die Reise vorgenommen werden konnte; und Frau Boone nebst ihren Töchtern waren die ersten weißen Frauen, welche am Ufer des Kentucky Stromes standen, so wie Boone der erste weiße Mann war, welcher je sich eine Hütte an dem Rande dieses Staates erbaut hatte. Das erste Haus jedoch, welches je im Innern von Kentucky stand, wurde errichtet von Jakob Harrod, im Jahr 1774, zu Harrodsburgh, welcher eine Parthie Jäger von den Ufern des Monongohela zu diesem Platze begleitete. Dieser Platz war also einige Monate älter als Boonsborough. Beide wurden bald als die einzigen Plätze, wo Jäger und Landmesser Sicherheit vor der Wuth der Indianer fanden, bekannt.

Innerhalb weniger Wochen nach der Ankunft der Frau Boone und ihrer Töchter wurde die kleine Colonie durch drei Familien verstärkt, an deren Haupt Frau M'Gary, Frau Hogan und Frau Denton waren. Allein Boonsborough war der Hauptpunkt für indianische Feindseligkeit, und kaum war Boone's Familie in ihrem neuen Besitzthum eingewohnt, als sie plötzlich von einer Parthie Indianer angegriffen wurden, und einen ihrer Besatzung verloren. Dieses geschah am 24sten December 1775.

Jedoch im folgenden July, geschah ein mehr beunruhigender Vorfall. Eine seiner Töchter in Gesellschaft einer Jungfer Calloway, belustigten sich in der unmittelbaren Nachbarschaft des Forts, als plötzlich eine Parthie Indianer aus dem Rohrdickicht hervorsprangen, ihnen den Weg verlegten und sie zu Gefangenen machte. Das Geschrei der erschrockenen Mädchen beunruhigte schnell die Familie. Die kleine Besatzung war durch ihre gewöhnliche Beschäftigung verstreut, doch Boone sammelte schnell eine kleine Parthie von 8 Mann, und verfolgte den Feind. So viel Zeit jedoch verloren sie, daß die Indianer einige Meilen Vorsprung hatten. Die Verfolgung wurde eifrig und mit größter Scharfsinnigkeit während der Nacht betrieben; denn Waldmänner sind fähig die Spur jederzeit zu verfolgen, und erreichten sie am folgenden Tage. Der Angriff wurde so schnell und wüthend gemacht, daß die Indianer aus dem Felde getrieben wurden, ehe sie Zeit hatten, ihre Gefangenen mit dem Tomahawk zu tödten, und die Mädchen wurden wieder erlangt ohne einen andern Schaden erlitten zu haben, als übermäßige Furcht und Ermüdung. Nichts als ein dürftiger Umriß der interessanten Begebenheit wurde gegeben. Wir wissen nichts von dem Betragen der Indianer gegen ihre Gefangenen, oder von dem Zustand der jungen Damen während ihrer kurzen Verbindung, und dürfen nicht wagen den Umriß durch unsere Vorstellung zu füllen. Die Indianer verloren zwei Mann, während Boone's Parthie unbeschädigt blieb.

Von dieser Zeit bis zum 15ten April, 1777, wurde die Besatzung unaufhörlich durch fliegende Indianerparthien gequält. Während sie ihr Korn pflügten, wurde ihnen aufgelauert und nach ihnen ge-

schossen; und öfters kroch ein einzelner Indianer nach dem Fort in der Nacht, und schoß auf den ersten, welcher sich des Morgens sehen ließ. Sie lebten beständig in einem Zustande von Angst und Unruhe, und die gewöhnlichen Pflichten konnten nur, indem man das Leben aufs Spiel setzte, verrichtet werden.

Am 15ten April erschien der Feind in großer Anzahl, indem sie hofften, die junge Ansiedelung mit einem Schlage zu vertilgen. Boonsborough, Logan's Fort und Harrodsburgh, wurden zu ein ein und derselben Zeit angegriffen. Allein da sie nicht mit Artillerie, Sturmleitern, noch sonstigen nöthigen Mitteln, um einen befestigten Platz zu erobern, versehen waren, so konnten sie blos die Männer in Verlegenheit setzen, die Weiber beunruhigen und das Welschkorn und Vieh zerstören. Boonsborough sowohl als die andern Posten erlitten einigen Verlust, allein der Feind, welcher mehr blosgestellt war, litt so ernstlich, daß er sich in der größten Niedergeschlagenheit zurückzog.

Es wurde jedoch der unseligen Besatzung keine Ruhe gegönnt. Es war am 4ten des folgenden July, als sie aufs neue durch 200 Krieger angegriffen wurde, allein auch diesmal wurde der Feind mit Verlust zurückgeschlagen. Die Indianer zogen sich zurück, allein wenige Tage nachher überfielen sie den Logan's Posten mit großer Wuth; nachdem sie vorher kleine Abtheilungen abgeschickt hatten die übrigen Posten zu beunruhigen, um zu verhindern, daß die Besatzung von Logan's verstärkt würde. In diesem letzten Versuch bewiesen sie große Hartnäckigkeit, und da die Besatzung nur aus 15 Mann bestand, so wurde sie auf den höchsten Grad gebracht. Nicht einen Augenblick wurde ihnen zu schlafen erlaubt. Brennende Pfeile wurden auf die Dächer der Häuser geschossen, oftmals wurden die Thore von den Indianern bestürmt, und versucht sie mit Tomahawks einzuschlagen. In diesem bedenklichen Augenblicke erschien zu allem Glücke Col. Bowman von Virginien mit hundert wohlbewaffneten Männern; die Indianer zogen sich eilfertig zurück, die Besatzung erschöpft von Müdigkeit, und zu zwölf Mann heruntergebracht, verlassend.

Es folgte jetzt eine kurze Zeit der Ruhe, in welcher sich die Ansiedler bemühten, den Schaden, welche ihre Bauereien erlitten, auszubessern. Allein es rückte eine Zeit schwerer Heimsuchung für Boone und seine Familie heran. Begleitet von 30 Männern ging Boone, im Jahr 1778, nach den Blue Licks, um für die verschiedenen Posten Salz zu machen; an dem folgenden 7ten Februar, während er jagte, traf er mit hundert und zwei indianischen Kriegern zusammen; welche auf ihrem Marsch, Boonsborough anzugreifen, waren. Er floh sogleich, allein da er über 50 Jahre alt war, so war er unfähig den jungen flinken Männern, welche ihn verfolgten, zu entkommen, und wurde zum zweiten Male gefangen genommen. Wie gewöhnlich wurde er mit Güte behandelt, bis sein endliches Schicksal beschlossen wäre; er wurde nun zu den Licks zurückgeführt, wo seine Leute noch immer lagerten. Hier übergab sich seine ganze Parthie, 27 an der Zahl, auf das Versprechen, daß ihr Leben ge-

schont und sie gut behandelt würden; beide Bedingungen wurden treulich gehalten.

Hätten die Indianer ihr Unternehmen fortgesetzt, sie würden vielleicht dadurch, daß sie ihre Gefangenen gezeigt, und mit der Peinigung gedroht hätten, solche Gefühle bei der Besatzung erregt haben, so daß ihnen ein guter Erfolg nicht entgangen wäre. Doch nichts dieser Art wurde versucht. Sie waren schon ungewöhnlich glücklich, und es ist Gebrauch bei ihnen, daß sie, sie mögen nun glücklich oder unglücklich sein, gleich nach Hause zurückkehren, um sich ihres Sieges zu erfreuen. Boone und seine Gefährten wurden nach der alten Stadt Chillicote gebracht, wo sie bis zum nächsten März blieben. Während dieser Zeit wurde kein Tagebuch, weder von Boone noch von seinen Gefährten, gehalten. Wir wurden blos unterrichtet, daß seine sanfte und geduldige Gleichgültigkeit großen Eindruck auf die Indianer machte; er wurde in einer Familie aufgenommen, und einstimmig mit der größten Zuneigung behandelt. Eine Thatsache ist uns bekannt geworden, welche seine scharfe Beobachtungsgabe nebst seiner Menschenkenntniß zeigt. Bei den verschiedenen Schießparthien zu welchen er eingeladen war, hütete er sich nämlich sehr sie oft zu besiegen. Er wußte, daß kein Gefühl schmerzlicher ist, als das, untergeordnet zu sein; und daß der wirksamste Weg dieselben in guter Gemüthsstimmung gegen ihn zu erhalten, derjenige sei, daß dieselben unter sich in der besten Gemüthsstimmung erhalten würden. Daher schoß er nur so gut, daß es eine Ehre war ihn zu überwinden; und fand sich dadurch als ein allgemeiner Liebling.

Boone wurde am 10ten März, 1778, nach Detroit gebracht; hier bot Gouverneur Hamilton 100 Dollars als Lösegeld für ihn. Doch die Zuneigung der Indianer zu ihrem Gefangenen war so groß, daß sie es durchaus ausschlugen. Verschiedene englische Herren, welche durch sein Unglück gerührt waren, machten bedeutende Anerbietungen an Geld und andern Sachen; allein Boone schlug es aus Wohlthaten anzunehmen, welche er nicht wieder vergüten konnte. Das Anerbieten war ehrenvoll, die Verweigerung war aber mehr durch einen zu verfeinerten Geist der Freiheit vorgeschrieben. Boone's Aengstlichkeit wegen seines Weibes und seiner Kinder ließ nicht nach, und wurde desto unleidlicher, da er durch ein Zeichen, daß er wünsche sich mit denselben zu vereinigen, den Argwohn der Indianer erregt haben würde.

Bei seiner Zurückkunft von Detroit, bemerkte er, daß sich 150 Krieger von verschiedenen Stämmen sich hier gesammelt hat, bemalt und ausgerüstet um einen Zug gegen Boonsborough zu unternehmen. Seine Aengstlichkeit wurde durch diese Aussicht unlenksam; und er beschloß daher, auf jede Gefahr hin, seine Flucht zu versuchen. Während dieser erschütternden Zeit war er dennoch darauf bedacht, jedes Zeichen von Aengstlichkeit zu unterdrücken. Er jagte und schoß wie gewöhnlich mit ihnen, bis zum Morgen des 16ten Juni, wo er durch einen frühen Aufbruch Chillicothe verließ und seinen Weg nach Boonsborough nahm. Die Entfernung betrug hun-

dert und sechzig Meilen, welche er in vier Tagen zurücklegte; während dieser Zeit nahm er nur eine Mahlzeit zu sich. Er erschien der Besatzung als ein vom Tode Auferstandener. Sein Weib, welche ihn getödtet glaubte; hatte sich mit ihren Kindern und ihrem Eigenthum nach Nord Carolina, zu ihres Vaters Hause gemacht; seine Leute, keine Gefahr vermuthend, hatten sich durch ihre gewöhnlichen Abhaltungen zerstreut, und die Werke gingen dem Ruin entgegen. Kein Augenblick war zu verlieren. Die Besatzung arbeitete Tag und Nacht an der Befestigung. Neue Thore, neue Seitenwerke und doppelte Bastionen wurden bald verfertigt. Das Vieh und die Pferde wurden ins Fort gebracht, Ammunition in Bereitschaft gehalten, und jedes Ding, innerhalb zehn Tagen vor der Ankunft der Feinde, fertig gemacht. Zu dieser Zeit kam einer seiner Mitgefangenen von Chillicothe, und brachte die Nachricht, daß seine Flucht bei den Indianern den Entschluß hervorgebracht habe, den Angriff drei Wochen aufzuschieben.

Während diesem Aufschub versicherte man sich, daß zahllose Spionen durch den Wald strichen und um den Posten herumgingen, ohne Zweifel um die Besatzung und deren Zustand zu beobachten, und darüber zu berichten. Dieser Bericht konnte nicht am günstigsten ausfallen. Die Beunruhigung war allgemein, und überall waren sie auf ihrer Hut. Der Angriff wurde so lange aufgeschoben, daß Boone begann zu glauben, daß sie durch die Berichte der Spionen entmuthigt wären; daher beschloß er sie anzugreifen. Nachdem er neunzehn Mann von der Besatzung ausgesucht, und sich an die Spitze derselben gestellt hatte, marschirte er mit gleicher Stille und Geschwindigkeit gegen die Stadt Point Creek am Sciota. Er kam dort an, ohne entdeckt zu werden, ungefähr 4 Meilen von der Stadt traf er mit einer Parthie von 30 Kriegern zusammen, welche auf dem Marsche nach der großen Armee, welche den Zug gegen Boonsborough machen wollte, waren. Schnell griff er sie mit großer Kraft an, und zwang sie mit einigem Verlust zum Rückzug; jedoch erlitt er keinen Verlust. Hier hielt er, und schickte zwei Spionen voraus, um sich über den Zustand der Stadt in Kenntniß zu setzen. In einigen Stunden kehrten sie mit der Nachricht zurück, daß die Stadt verlassen sei. Er schloß daraus, daß die große Armee auf ihrem Marsch nach Boonsborough begriffen wäre; der Zustand des Forts sowohl als sein eigner, war in hohem Grade bedenklich. Er marschirte, indem er sich zurückzog, Tag und Nacht, noch hoffend, daß er den Feind umgehen, und vor ihm Boonsborough erreichen könne. Bald traf er mit dem Nachzug zusammen, er machte nun einen Halbzirkel ihn zu vermeiden, und passirte diese Armee am 6ten Tage, am 7ten erreichte er Boonsborough.

Am achten Tage erschien der Feind mit großer Macht. Es waren ihrer beinahe fünf hundert Krieger, auf ihre gewöhnliche Art bewaffnet und bemalt; was jedoch das Schlimmste war, war, daß sie von canadischen Offizieren begleitet wurden, welche in den Gebräuchen der neuern Kriegskunst wohl erfahren waren. Sobald sie sich im Angesicht des Forts aufgestellt hatten, wurden die brittischen Farben

gezeigt, und ein Offizier mit einer Flagge wurde geschickt um die Uebergabe des Forts zu verlangen; mit dem Versprechen der Schonung und guter Behandlung, im Falle der Willfährigkeit. Boone verlangte zwei Tage Bedenkzeit, welches trotz aller Erfahrung und des gesunden Menschenverstandes, zugestanden wurde. Dieser Aufschub, wurde wie gewöhnlich zu Vorbereitungen eines hartnäckigen Widerstands benutzt.

Das Vieh wurde in das Fort gebracht, die Pferde gesichert, und alles, für den Anfang der Feindseligkeiten fertig gemacht. Dann versammelte Boone die Besatzung, und stellte ihnen vor, in welchem Zustand sie wären. Sie hatten nun nicht allein mit Indianern zu thun, sondern auch mit brittischen Offizieren, welche in der Kunst befestigte Plätze anzugreifen erfahren waren, hinreichend genug um Anleitung zu geben, allein zu wenig ihren wilden Verbündeten Einhalt zu thun. Wenn sie das Fort übergaben, so möchte und würde vielleicht ihr Leben bewahrt; allein sie würden viele Unbequemlichkeiten zu erdulden haben, und ihr ganzes Eigenthum verlieren müssen. Wenn sie sich widersetzten und würden überwunden, so würde das Leben jedes Mannes, Weibes oder Kindes geopfert werden. Die Stunde war nun herangekommen, in welcher sie entscheiden mußten, was gethan werden müsse. Wenn sie entschlossen wären sich zu ergeben, so würde er es dem Offizier bekannt machen; wenn sie aber das Fort vertheidigen wollten, so wolle er ihr Loos theilen, sowohl im Leben als im Tod. Kaum hatte er geendet, als jeder Mann aufstand, und mit festem Tone seinen Entschluß aussprach, das Fort auf den letzten Mann zu vertheidigen.

Boone erschien nun am Thor der Festung, und theilte dem Capt. Duquesne den Entschluß seiner Leute mit. Täuschung und Aerger waren deutlich auf dem Gesichte des Canadiers gemalt; allein seine Gefühle zu unterdrücken versuchend, erklärte er, daß Gouverneur Hamilton ihm befohlen habe, wenn er es verhüten könne, die Menschen zu schonen; und daß, wenn neun der Hauptbewohner des Forts auf die Ebene kommen wollten, und mit ihm unterhandeln, so wollten sie, ohne weitere Feindseligkeit abziehen. Die hinterlistige Beschaffenheit dieses Antrags war klar, denn sie konnten sich eben so gut auf dem Platze wo sie standen, besprechen, und wenn sie ausgingen, so würden sie die Offiziere des Platzes der Gnade der Wilden übergeben; nicht die Ungereimtheit der Voraussetzung, daß diese Armee von Kriegern unterhandeln wollte, blos allein auf solche Bedingungen wie ihnen gefiel, zu bemerken; und es würden wohl keine andere Bedingungen seyn, als die, das Land gänzlich abzutreten. Dennoch, dieses klaren Einwurfs ungeachtet, klang das Wort, U n t e r h a n d l u n g, so angenehm in das Ohr der Belagerten, daß sie gleich mit dem Antrag übereinstimmten; Boone selbst, in Begleitung von acht seiner Leute, ging hinaus und vermischten sich mit den Indianern, welche sich in großer Anzahl um sie herumdrängten, und deren Mienen große Aengstlichkeit zeigten. Die Unterhandlung begann, und wurde bald beendigt. Von den Bedingungen sind wir nicht unterrichtet, sie sind auch nicht von der geringsten Bedeutung, da das

Ganze nur ein einfältiger, schwacher Kunstgriff war. Dies wurde bald bekannt.

Duquesne, nachdem er manchen sehr schönen Redesatz über "bienfaisance and humanite," welches die Kriegskunst der civilisirten Wesen begleiten solle, geendet, berichtete endlich Boone, daß es ein allgemeiner Gebrauch bei den Indianern sei, daß zwei Krieger, nach Beendigung einer Unterhandlung mit den Weißen, die Hände eines jeden weißen Mannes faßten. Boone dachte, daß dies ein sonderbarer Gebrauch sei, da aber keine Zeit über Gebräuche zu disputiren war, besonders, da sie doch nicht mehr in ihre Gewalt kamen als sie bereits waren; so bezeigte er seine Willigkeit sich dem indianischen Gebrauch zu unterwerfen, und die Freundschaft zu befestigen. Sogleich näherten sich jedem weißen Manne 2 Krieger, mit dem Worte, Bruder, auf ihren Lippen, doch mit einem verschiedenen Ausdruck in ihren Augen; und indem sie sie mit Heftigkeit ergriffen, versuchten sie dieselben wegzuschleppen. Sie erwarteten (wenn nicht gänzlich des Verstandes beraubt,) wahrscheinlich solch ein Ende; denn alle sprangen in demselben Augenblick von ihren Feinden, und liefen nach dem Fort, es wurde heftig auf sie geschossen, doch glücklicherweise wurde nur ein Mann verwundet.

Wir suchen hier vergeblich die Klugheit und den Scharfsinn, welchen gewöhnlich Boone auszeichnete. Es scheint freilich als wenn ein Wettstreit zwischen Duquesne und Boone bestanden; welcher nämlich, von ihnen die größte Menge von Einfalt auskramen solle. Der Entwurf war eines Kindes unwürdig, und die Ausführung unter der Verachtung. Denn nach aller Verrätherei, seinem Gefangenen die Flucht aus der Mitte der Krieger zu erlauben, welche sich doch gewiß zwischen Boone und das Fort werfen konnten, zeigt eine Armuth und Furchtsamkeit bei Duquesne, welche wahrlich verächtlich ist.

Sogleich begann der Angriff durch ein heftiges Feuern gegen die Umpfählung, welches durch eine verderbliche Genauigkeit von der Besatzung erwiedert wurde. Die Indianer verbargen sich, und das Gefecht wurde vorsichtiger und behutsamer. Duquesne, findend, daß das Feuern seiner Leute wenig Wirkung that, schritt zu einer mehr furchtbaren Art des Angriffes. Das Fort stand an der Südseite des Stromes, gegen sechzig Schritte vom Wasser. Unter dem Ufer beginnend, wo ihre Verrichtungen der Besatzung verborgen waren, versuchten sie eine Mine im Fort aufzusprengen. Ihr Vorhaben, wurde jedoch glücklicherweise entdeckt, durch die große Menge frischer Erde, welche sie genöthigt waren in den Fluß zu werfen, und durch welche das Wasser eine Strecke hinunter trübe wurde. Boone welcher seinen gewöhnlichen Scharfsinn wieder erlangt hatte, schnitt einen Graben innerhalb des Forts, in solcher Art, daß er die Linie ihrer Annäherung durchschnitt, und dies vereitelte ihre Absicht. Der Feind erschöpfte alle gewöhnlichen Listen indianischer Kriegskunst, allein sie wurden bei jedem Versuch zurückgeschlagen. Findend, daß ihre Zahl durch das bedachtsame oder verderbliche Feuern der Besatzung mit jedem Tage kleiner wurde, und keine Aussicht zu einem endlich glücklichen Erfolg habend, brachen sie am neunten Tage ihrer

Belagerung auf, und gingen nach Haus. Der Verlust der Besatzung war zwei Todte und vier Verwundete. Auf der Seite der Wilden waren sieben und dreißig Todte und viele Verwundete, welche, wie gewöhnlich, mit fortgetragen wurden.

Dies war die letzte Belagerung, welche Boonsborough zu erleiden hatte. Die Einwohner im Lande hatten an Zahl zugenommen, und so manche andere Posten waren zwischen dem Ohio und Boonsborough errichtet, daß die Wilden denselben nicht erreichen konnten, ohne Feinde im Rücken zu behalten.

Im Herbste dieses Jahres ging Boone, um seine Frau und Kinder zu holen, nach Nord-Carolina zurück; welche, wie schon früher bemerkt, ihn für todt gehalten, und deswegen zu ihrem Vater zurückgekehrt war. Es ist hier in Herrn Marschall's Geschichte ein Wink, daß sich die Familienbegebenheiten, welche ihn in Nord-Carolina zurückhielten, in einem unangenehmen Stande befanden; doch ist keine Erläuterung gegeben.

Im Sommer, 1780, kehrte er mit seiner Familie nach Kentucky zurück, und ließ sich in Boonsborough nieder. Hier war er fleißig mit seiner Bauerei beschäftigt, bis er von seinem Bruder begleitet, am 6ten October nach dem niedern Blue Licks ging, um sich mit Salz zu versehen. Diese Stelle schien verderblich für Boone zu seyn. Hier wurde er einmal von den Indianern zum Gefangenen gemacht; hier war es für ihn bestimmt, innerhalb zweier Jahre, seinen jüngsten Sohn zu verlieren, und Augenzeuge von der Niedermetzelung vieler seiner besten Freunde zu seyn. Sein jetziger Besuch sollte auch nicht frei von Trübsal seyn. Auf ihrem Rückweg wurden sie von einer Parthie Indianer bemerkt, und sein Bruder, welcher ihn während mancher Jahre voller Mühseligkeit und Gefahr begleitet hatte, wurde vor seinen Augen getödtet und scalpirt. Unfähig den Tod desselben zu verhindern oder zu rächen, war Boone genöthigt zu fliehen, und nur durch die bessere Kenntniß des Landes, konnte er seinen Verfolgern entwischen. Sie folgten seiner Spur, durch den Geruch eines Hundes, welcher ihn sehr drängte, und verhinderte ihn sich zu verbergen. Dieser war einer der bedenklichsten Augenblicke seines Lebens, doch seine gewöhnliche Kaltblütigkeit und Geistesstärke überwand auch dieses. Er blieb stehen bis der Hund, laut bellend seiner Spur folgend, in Schußweite kam, dann drehte er sich bedachtsam um, und schoß ihn todt. Die Dichte des Waldes und das Heranrücken der Nacht, befähigten ihn seine Flucht zu bewirken.

Während des folgenden Jahres, erfreute sich Boonsborough ungestörter Ruhe. Das Land war schon ziemlich dick bewohnt, und war mit Festungen in jeder Richtung besetzt. Neue Auswanderer kamen mit ihren Familien beständig an; und viele unverheirathete Frauenzimmer, (welche früher hier sehr selten waren,) hatten sich nach Kentucky gewagt. Sie konnten keinen besseren Platz erwählen, wo ihr Verdienst mehr richtig geschätzt wurde; sie wurden sehr schnell den jungen Jägern geneigt, von welchen viele von der Nothwendigkeit gezwungen, als Junggesellten lebten. Wachsende Ansiedelun-

gen hatten sich über den Kentucky Strom gebildet, und es stand schon eine Anzahl Häuser wo jetzt Lexington steht.

Das Jahr, 1781, ging in der größten Ruhe vorüber, und, dem Anschein nach zu urtheilen, war nichts mehr entfernt, als der fürchterliche Kampf, welcher sie erwartete. Allein während des ganzen Jahres gingen die Indianer damit um, eine verzweifelte Anstrengung vorzubereiten, um die Ansiedelungen mit einem Schlage zu verderben. Sie waren durch den Strom der Einwanderung ernstlich beunruhigt, welche ihren Lieblings Jagdgrund in einen ungeheuern Haufen von Städchen zu verwandeln suchten.

Das Wild war schon ziemlich verschwunden; die Ansiedler, welche früher schwach und zerstreut auf der südlichen Seite des Kentucky Stromes waren, waren jetzt zahlreich, und breiteten sich rasch gegen den Ohio aus. Eine kräftige und vereinte Anstrengung konnte dennoch ihre Feinde vertilgen, und ihnen den unbestreitbaren Besitz der westlichen Wälder zurückbringen. Einige abtrünnige weiße Männer, waren mit ihnen, und feuerten ihre wilden Leidenschaften an, sie darauf hinweisend, was für Beleidigungen sie von den Händen der Weißen erlitten hätten, und wie nothwendig es sey, sogleich und kräftige Anstrengungen zu machen; oder jede Hoffnung auf Entschädigung und Rache auf ewig aufzugeben. Unter diesen war der bemerkenswertheste, Simeon Girty. Läufer wurden nun zu den meisten der nordwestlichen Stämme geschickt, alle wurden ermahnt jede Privat-Sache an Seite zu stellen, und sich in der allgemeinen Sache gegen die weißen Eindränger, zu vereinigen. Unter dieser Zeit waren die Ansiedler fleißig beschäftigt neue Bauereien anzulegen; sich verheirathend und zur Heirath gebend; durchaus unwissend über den Sturm, welcher sich bei den Seen sammelte.

Im Frühling, des Jahres 1782, nach einem langen Zwischenraum von Ruhe, wurden sie durch kleine Parthien gequält, welche dem Hauptkorps vorangehen, wie unregelmäßige Regentropfen, welche mit Geräusch niederfallen, und die Vorboten des herannahenden Sturmes sind.

Im Mai, rückte ganz heimlich eine Parthie von 25 Wyandotts gegen Estills Posten, wo sie in der Nachbarschaft erschütternde Gewalthätigkeiten ausübten. Sie traten in eine Hütte, welche etwas entfernt stand, und ergriffen da eine Frau mit ihren zwei Töchtern; welche, nachdem sie mit indianischer Barbarei geschändet waren, mit dem Tomahawk getödtet und scalpirt wurden. Ihre Körper, noch warm und blutend, wurden auf dem Boden liegend in der Hütte gefunden. Die Nachbarschaft wurde augenblicklich zu den Waffen gerufen. Capt. Estill sammelte schleunig 25 Mann, und verfolgte ihre Spur mit großer Schnelligkeit. Er kam zu Hinston Fork von Licking, gleich nachdem sie denselben überschritten hatten, und es entstand ein sehr ernstlicher und verzweifelter Kampf. Die Indianer schienen im Anfang muthlos zu seyn, und begannen zu fliehen, allein ihr Häuptling, welcher beim ersten Feuer schwer verwundet wurde, rief mit lauter Stimme, befahl ihnen zu stehen, und das Feuer zu erwiedern; welchem augenblicklich gehorcht wurde. Der Bach rann

zwischen beiden Partheien, und verhinderte den Angriff von beiden Seiten, als mit der Gewißheit eines großen Verlustes. Daher formirten beide Partheien unregelmäßige Linien; sie waren ungefähr fünfzig Yards von einander entfernt, sie suchten Schutz hinter Bäumen oder Holzblöcken, und feuerten, wenn sich ein Gegenstand zeigte, mit Bedachtsamkeit. Das einzige Manöver, welches die Beschaffenheit des Bodens zuließ, war, die Linie so auszudehnen, daß die Flanke des Feindes unbedeckt war; und dies war höchst gefährlich zu unternehmen, da jede Bewegung sie einem nahen und tödlichen Feuer bloßstellte. Daher war das Gefecht im allgemeinen bleibend; keine Parthei ging voran noch wich sie, und jeder Einzelne handelte für sich. Es hatte bereits länger als eine Stunde gewährt, ohne Ueberlegenheit auf einer Seite, oder Aussicht zur Beendigung desselben. Capt. Estill hatte ein Drittheil seiner Leute verloren, und hatte beinahe denselben Verlust dem Feinde beigebracht, welche ihren Boden noch immer kühn behaupteten und sein Feuer mit gleicher Kraft erwiederten. Mit der indianischen Art zu fechten fortzufahren, würde seine ganze Parthie einem gewissen Tode überliefert haben, einen nach dem andern, es wäre denn daß alle Indianer getödtet würden, welche jedoch dieselbe Gelegenheit hatten, wie er selbst. Sieg, durch solch einen Preis erkauft, würde nur einen traurigen Triumph gebracht haben; allein es war eben so wenig möglich sich zurück zu ziehen, als vorwärts zu gehen, ohne daß er seine Leute der größten Gefahr aussetzte. Nach kalter Erwägung dieser Sache, in seinem Gemüthe, und sehend daß der Feind noch immer keine Entmuthigung zeigte; beschloß Capt. Estill unter Lieutnant Miller eine Parthie von sechs Mann abzuschicken, mit dem Befehl, den Bach höher hinauf zu überschreiten; während welcher Zeit er seinen Boden behaupten wollte; jederzeit fertig um Theil zu nehmen, wie es die Umstände erlaubten. Allein er hatte mit einem Feinde zu thun, welcher eben so kühn als scharfsinnig war. Der Indianerhäuptling bemerkte die Theilung der Macht welche ihm gegenüber stand, sehr schnell durch Aufhören des Schießens in der Front, und schnell den Zweck muthmaßend, beschloß er, um denselben zu vereiteln, den Bach zu überschreiten, und mit seiner ganzen Macht Estill zu überwältigen, welcher durch die Abwesenheit des Lieut. Miller geschwächt war. Das Manöver war kühn und meisterlich, und wurde mit entschlossenem Muthe ausgeführt. Sie warfen sich in's Wasser, und überfielen Estill mit Tomahawks in der Hand, und trieben ihn mit Gemetzel vor sich her. Miller's Parthie zog sich in Uebereilung zurück, und luden die Schande auf sich, daß sie ihre Freunde verlassen hatten, und sich lieber verbargen als den ernannten Platz in Besitz zu nehmen. Andere widersprechen dieser Behauptung, und behaupten, Miller habe pünktlich den Befehl vollzogen, sei über den Bach gegangen, und wie er mit dem Feind zusammentraf, sei er genöthigt worden, sich mit Verlust zurück zu ziehen. Wir halten es für wahrscheinlich, daß die Indianer auf Estill stürzten, wie oben bemerkt, und ihn schlugen; überschritten dann auf's neue den Bach, und griffen Miller an, so ihre Feinde vereinzelt vernichtend. Estill's Par-

thie, welche sich wüthend angegriffen fand, und keine Unterstützung von Miller erhielt, welcher wahrscheinlich um diese Zeit auf der andern Seite des Baches war, um den Befehl zu vollziehen, hielten sich natürlich für verlassen; wenn nun ein Geschrei der Art gegen einen Mann erhoben wird, (besonders bei einer Niederlage) so wird die Stimme der Vernunft nicht mehr gehört. Ein Sühnbock ist jeder Zeit nöthig. Die zerstreuten Ueberbleibsel dieser Truppenabtheilung kehrten auf ihren Posten zurück, und füllten das Land mit Bestürzung und Unruhe, den Verlust bedeutend vergrößernd. Der brave Estill, mit acht seiner Männer waren gefallen, und vier andere verwundet,—mehr als die Hälfte der ursprünglichen Anzahl.

Dieses, ungeachtet der geringen Anzahl, ist ein bemerkenswerther Kampf; und vielleicht ehrenvoller für die Indianer, denn jeder andere, welcher berichtet wird. Die Anzahl, die Waffen, der Muth, und die Stellung beider Partheien waren gleich. Beide bestanden aus guten Schützen und geübten Waldmännern. Da war kein Ueberfall, keine plötzliche Furcht, oder besondere Begebenheit, dem wahrscheinlichsten Bericht zufolge, welche das Gefecht entschied. Ein feines Manöver von Estill, gab ein Uebergewicht, welches schnell von dem Indianerhäuptling ergriffen wurde, und eine kühne und meisterhafte Bewegung entschied das Schicksal des Tages.

Auf die Neuigkeiten von Estills Unglück, folgte bald eine andere, welche kaum weniger schrecklich für die beunruhigten Ansiedler war. Capitain Holder verfolgte mit siebenzehn Mann eine Parthie Indianer, welche zwei Knaben aus der Nachbarschaft von Hoy's Posten genommen hatten. Nach einer schnellen Verfolgung überholte er sie; und in dem ernstlichen Gefechte, welches sich entspann, wurde er mit dem Verlust der Hälfte seiner Parthie zurückgeschlagen. Der Strom des Erfolgs schien sich gänzlich auf die Seite der Indianer gewendet zu haben. Sie durchzogen den Wald in jeder Richtung, oftmals einzeln, oftmals in kleinen Parthien, und hielten so die Ansiedler in beständiger Unruhe.

Endlich, früh im August, wurde die große Anstrengung gemacht. Die verbündete indianische Armee, zusammengesetzt von beinahe allen nordwestlichen Stämmen, und auf beinahe 600 Mann steigend, begannen ihren Marsch von Chillicothe unter ihren Häuptlingen, unterstützt und mit Einfluß von Girty, M'Kee und andern abtrünnigen weißen Männern. Mit einer Geheimhaltung und Schnelligkeit, welche ihnen eigen ist, kamen sie durch die Wälder ohne das geringste Zeichen ihrer Annäherung zu geben; und in der Nacht des 14ten Augusts, kamen sie vor Bryant's Posten an, so schnell, als wenn sie aus der Erde gewachsen wären, und umzingelten denselben, ruhig das Herannahen des Tageslichtes erwartend, und sich selbst fertig haltend, sobald als die Thore geöffnet würden, sich auf die Einwohner zu stürzen. Der ausgezeichnete Einfluß des Glückes im Kriege war nie mehr auffallender dargestellt. Die Besatzung hatte beschlossen, am folgenden Morgen nach Hoy's Posten zur Unterstützung zu gehen, denn sie hatten den Abend zuvor durch einen Boten die Nachricht von Holder's Niederlage erhalten. Wären die In=

dianer einige Stunden später angekommen, so würden sie das Fort nur mit alten Männern, Weibern und Kindern besetzt gefunden haben, welche ihrem Angriff keinen Augenblick Widerstand leisten konnten. Wie es nun war, fanden sie die Besatzung versammelt und in Waffen, der größere Theil durch die ganze Nacht fleißig beschäftigt, sich für einen frühen Marsch am folgenden Morgen bereit zu machen. Die Indianer konnten deutlich das Geräusch der Vorbereitung hören, und während der Nacht Lichter von Blockhäusern und Hütten scheinen sehen, welches sie zur Vermuthung bringen mußte, daß ihre Annäherung entdeckt sei. Alle verhielten sich während der Nacht ruhig, und Girty entwarf in der Stille den Plan zum Angriff.

Das Fort, in welchem gegen 40 Hütten in gleichlaufenden Linien gebaut waren, stand auf einer geringen Erhöhung auf dem südlichen Ufer des Elkhorn, einige Schritte von der rechten Seite der Straße, welche von Maysville nach Lexington führt. Die Besatzung wurde durch eine Quelle, welche sich etwas entfernt von dem Fort an der nordwestlichen Seite befand, mit Wasser versehen; — ein großer Fehler bei den meisten Posten, welche in einer engen und lang anhaltenden Belagerung schrecklich viel durch den Mangel an Wasser leiden mußten.

Das Hauptcorps der Indianer legte sich auf halbe Büchsenschußweite von der Quelle in den Hinterhalt, während hundert auserlesene Männer sich auf den Platz stellten, wo jetzt, nachdem man über den Bach gegangen, die Straße läuft; es war ihnen befohlen ein lebhaftes Feuer zu eröffnen und sich der Besatzung an dieser Seite zu zeigen, um sie zu verleiten einen Ausfall zu machen; während das Hauptcorps sich fertig halten solle, um auf das gegenüberstehende Thor sich zu stürzen, dasselbe mit ihren Tomahawks niederzuhauen, und ihren Weg in die Mitte der Hütten zu erzwingen. Bei Tagesanbruch marschirte die Besatzung mit ihren Waffen auf, und waren bereit die Thore zu öffnen um abzumarschiren, als sie auf einmal durch ein wüthendes Schießen, welches mit furchtbarem Geschrei begleitet wurde, beunruhiget wurden; welches die Weiber und Kinder in große Angst versetzte, und sogar die Männer erschreckte. Alle liefen zu der Umpfählung, und sahen eine kleine Parthie Indianer, welche sich dem Anblick blosstellten, schoßen, schrieen und die wüthendsten Gebärden machten. Diese Erscheinung war so sonderbar, und so verschieden von ihrer gewöhnlichen Art zu fechten, daß einige Vorsichtige und Erfahrene von der Besatzung sie sogleich für eine Lockparthie erklärten, und die jungen Männer, welche einen Ausfall machen wollten um sie anzugreifen, zurückhielten. Die gegenüberliegende Seite des Forts wurde augenblicklich bemannt, und verschiedene Lücken in der Umpfählung schnell wieder hergestellt. Ihre größte Verlegenheit entstand daher, daß sie die Aussicht hatten wegen Mangel an Wasser zu leiden. Die Erfahrensten der Besatzung waren gewiß, daß eine mächtige Parthie nahe bei der Quelle im Hinterhalt lag; doch auch zur selben Zeit waren sie überzeugt, daß sie sich nicht selbst verrathen würden, bis

das Feuer auf der gegenüberliegenden Seite des Forts so warm erwiedert würde, daß sie glauben könnten, ihre Finte sei geglückt. Nach diesem Eindruck handelnd, und der dringenden Nothwendigkeit dieser Sache nachgebend, versammelten sie alle Weiber, ohne Ausnahme; und ihnen die Umstände, in welche sie versetzt waren, erklärend; zugleich die Unwahrscheinlichkeit, daß ihnen Schaden zugefügt werden wurde, als bis man auf der gegenüber liegenden Seite des Forts das Feuer erwiedere, vorstellend; ersuchte man sie, daß sie alle in einem Haufen nach der Quelle gehen, und jede einen Eimer Wasser holen sollten. Einige der Frauenzimmer hatten natürlich keinen Drang dieses zu unternehmen, und frugen: warum die Männer nicht eben so gut Wasser holen könnten, als sie? ferner noch bemerkend, daß sie nicht schußfest seien, und daß die Indianer keinen Unterschied zwischen Scalps von Männern oder Weibern machten! Auf dieses erhielten sie zur Antwort: daß man es an den Weibern gewohnt sei, daß sie jeden Morgen Wasser nach dem Fort holten, und wenn die Indianer sie wie gewöhnlich beschäftigt sähen, sie sicherlich glauben würden, daß ihr Hinterhalt nicht entdeckt wäre; sie sich auch deswegen, um auf einige Weiber zu schießen, nicht verrathen würden; indem sie hofften, wenn sie sich noch einige Augenblicke länger verborgen hielten, den Besitz des Forts gänzlich zu erlangen. Daß wenn aber Männer zur Quelle gingen, so würden die Indianer vermuthen, daß nicht alles recht wäre; sie würden daher daran verzweifeln, daß sie mit ihrem Hinterhalt etwas ausrichten könnten; und gleich auf die Männer zustürzen, ihnen entweder in das Fort folgen oder sie an der Quelle erschießen würden. Die Entscheidung war bald gemacht. Einige der Kühnsten erklärten, daß sie bereit wären die Gefahr zu bestehen; die Jüngsten und Furchtsamsten aber sammelten sich im Nachzug; sie marschirten alle in einem Zuge nach der Quelle, innerhalb Schußweite von 500 Indianern. Einige der Mädchen konnten die Zeichen der Furcht nicht unterdrücken, doch die Verheiratheten im Allgemeinen gingen mit einer Festigkeit und Fassung, daß sie die Indianer durchaus hintergingen. Nicht ein Schuß fiel. Der Parthie wurde erlaubt ihre Eimer zu füllen, eine nach der andern, ohne Störung; wenn auch ihre Schritte auf ihrem Rückweg immer schneller und schneller wurden, und wie sie dem Thore des Forts nahe kamen, sich in eine militärische Eilfertigkeit verwandelte, welche mit ein wenig Drängen bei dem Durchgang durchs Thor begleitet war, so wurde doch nicht mehr als der fünfte Theil verschüttet, und die Augen der Jüngsten hatten sich nicht mehr als das Doppelte ihrer gewöhnlichen Größe ausgedehnt.

Jetzt vollkommen mit Wasser versehen, schickten sie dreizehn junge Männer die Lock-Parthie anzugreifen, mit dem Befehl mit der größten Schnelle zu feuern, und so viel Lärmen als möglich zu machen, jedoch den Feind nicht zu weit zu verfolgen; während der Zeit postirte sich der Rest der Besatzung an die gegenüber liegende Seite des Forts, spannten den Hahn an ihren Flinten, und standen fertig, den Hinterhalt, sobald er sich zeigen würde, zu empfangen.

Das Schießen der leichten Parthien auf der Lexington Straße wurde bald gehört, und schnell wurde es durchdringend und ernstlich, stufenweise sich mehr vom Fort entfernend. Girty sprang mit seinen fünfhundert Kriegern sogleich auf, und stürzte sich schnell auf das westliche Thor, fertig sich seinen Weg mit Gewalt über die unvertheidigte Umpfählung zu bahnen. In diese unermeßliche Masse dunkler Körper schoß die Besatzung mehrere schnelle Salven von Flintenkugeln mit verderblichem Erfolg ab. Deren Bestürzung kann man sich einbilden. Mit wildem Geschrei zerstreuten sie sich zur Rechten und zur Linken, und in zwei Minuten war kein Indianer mehr zu sehen. Zur selben Zeit kam die Parthie, welche einen Ausfall auf der Lexington Straße gemacht hatte, in das Fort durch das gegenüberliegende Thor voller Muth zurückgelaufen, herzlich über den Erfolg ihres Manövers lachend.

Ein geregelter Angriff nach dem gewöhnlichen Gebrauch fing nun an, doch ohne viel Erfolg auf beiden Seiten, bis 2 Uhr des Nachmittags, wo eine neue Scene sich zeigte. Bei der ersten Erscheinung der Indianer am Morgen, wurden zwei der Besatzung, Tomlinson und Bell, welche sich auf schnelle Pferde gesetzt hatten, nach Lexington geschickt, um die Ankunft der Indianer anzuzeigen und Unterstützung zu verlangen. Sie kamen etwas nach Sonnenaufgang dort an, und fanden die Stadt nur mit Weibern und Kindern, und einigen alten Männern besetzt, die Uebrigen hatten sich auf die Nachricht von Holder's Niederlage in Marsch gesetzt, um sich nach dem allgemeinen Versammlungsort zu Hoy's Standposten zu begeben. Die zwei Couriere folgten ihnen gleich im Gallop, und überholten sie auf der Straße, sie belehrend, welcher Gefahr Lexington während ihrer Abwesenheit ausgesetzt sei. Die ganze Parthie, aus 16 Mann zu Pferd und doppelt diese Anzahl zu Fuß, mit noch einigen Freiwilligen von Boone's Posten, bestehend; machten sich gleich auf den Rückmarsch, und bereiteten sich vor, sich nach Bryants Posten mit der größten Schnelle zu begeben. Sie waren durchaus mit der übermäßigen Anzahl, die sie gegen sich hatten, unbekannt, sonst würden sie mit mehr Vorsicht vorwärts gegangen sein. Tomlinson hatte sie blos benachrichtigt, daß der Posten umzingelt wäre, da er selbst über die Anzahl der Feinde unbekannt war. Durch große Anstrengung wurden sie, sowohl die zu Pferde als die zu Fuß, in Stand gesetzt das Fort gegen 2 Uhr des Nachmittags zu erreichen, und preßten mit übereilter Tapferkeit vorwärts, um sich in das Fort zu werfen. Die Indianer jedoch, welche die Abreise der zwei Couriere achtsam gemacht hatte, (welche in der That ihre Linie durchbrochen hatten, um die Nachricht der Belagerung weiter zu bringen) erwarteten die Ankunft der Verstärkung, und hatten Maßregeln getroffen, sie zu empfangen.

Zur Linken der langen und engen Gasse, wo die Maysville und Lexington Straße läuft, waren mehr denn hundert Acker mit stehendem grünen Welschkorn bedeckt. Die gewöhnliche Straße von Lexington zu Bryants lief in gleicher Linie mit dem Zaune dieses Feldes, und nur wenige Fuß entfernt von derselben. An der gegen-

über liegenden Seite der Straße war dichter Wald. Hier lagen mehr als dreihundert Indianer im Hinterhalt, in Pistolenschußweite von der Straße, die Ankunft der Parthie erwartend. Die Reiter kamen zu Gesicht gerade wie das Schießen aufgehört hatte und alles stille war. Keinen Feind sehend, kein Geräusch hörend, ritten sie in die schmale Gasse im Galopp, und wurden augenblicklich mit einem Schauer von Kugeln begrüßt, und zwar von beiden Seiten in der Entfernung von zehn Schritten. Beim ersten Schuß spornte die ganze Parthei ihre Pferde, und ritten in voller Eile durch die rollenden Schüsse, welche von beiden Seiten fielen; doch mag es nun sein, daß die große Eile mit welcher sie ritten, oder der Staub, welcher dadurch verursacht wurde, ihnen Schutz gewährte, denn sie kamen alle unbeschädigt in das Fort. Die Männer zu Fuß waren weniger glücklich. Sie drangen durch das Welschkornfeld vorwärts, und möchten das Fort in Sicherheit erreicht haben, wenn sie nicht so begierig gewesen wären ihren Freunden beizustehen. Ohne nachzudenken, daß der Schwere und der Ausdehnung der Schüsse nach die Zahl der Feinde die Ihrige zehnmal überstieg, liefen sie mit unbedachtsamem Muth zu der Stelle, wo das Feuern gehört wurde; hier fanden sie sich nun vom Fort abgeschnitten, und in Pistolenschußweite von mehr als dreihundert Wilden. Zum Glück waren die Flinten der Indianer abgeschossen, und hatten keine Zeit dieselben aufs Neue zu laden. Bei der Ansicht dieses braven Corps von Fußgängern, erhoben sie ein furchtbares Geschrei, indem sie sich auf sie stürzten mit dem Tomahawk in der Hand. Nichts als das hohe Welschkorn und und ihre geladenen Gewehre konnte sie vor Vernichtung bewahren. Die Indianer waren sehr vorsichtig wie sie gegen geladene Gewehre stürzten, blos mit dem Tomahawk in der Hand; wenn sie nun anhielten, um ihre Gewehre zu laden, so liefen die Kentuckier mit großer Schnelligkeit in jeder Richtung durch das Welschkorn. Einigen gelang es das Gehölz zu erreichen und ihre Flucht durch das dichte Rohr zu machen; einige wurden im Feld niedergeschossen, andere unterhielten ein laufendes Gefecht, gelegentlich hinter Bäumen, und den Feind mit ihren Büchsen im Schach haltend, denn von allen Menschen sind die Indianer im Allgemeinen am vorsichtigsten, wenn sie sich der Gefahr blosstellen. Ein rüstiger, lebhafter Geselle wurde so stark von Girty und einigen Wilden gepreßt, daß er genöthigt war seine Büchse loszuschießen, (jedoch nicht aus freiem Willen, weil er keine Zeit hatte dieselbe wieder zu laden) und Girty fiel. Es ereignete sich, daß dieser ein dickes Stück Sohlleder in seinem Schrotbeutel hatte, in welches die Kugel fuhr und sein Leben erhielt, dennoch war die Gewalt des Stoßes so stark, daß er zu Boden fiel. Die Wilden hielten bei seinem Fall, und der junge Mann entkam. Allein das Scharmützeln und Laufen dauerte länger denn eine Stunde; während welchem das Welschkornfeld eine Scene von Lärmen und Eile zeigte, welches sich kaum begreifen läßt, dennoch blieben nur Wenige todt. Nur sechs der weißen Männer waren getödtet oder verwundet, und wahrscheinlich noch weniger des Feindes, denn die Weißen schoßen

nur dann, wenn es durchaus nöthig war, und hoben ihre Ladungen auf, um als ein Zaun gegen den Feind zu dienen. Hätten die Indianer diese bis nach Lexington verfolgt, so möchten sie sich leicht in den Besitz desselben gesetzt haben, ohne viel Widerstand zu finden, denn es war keine Macht da um ihnen entgegengesetzt werden zu können; allein, nachdem sie die Flüchtlinge einige hundert Schritte verfolgt hatten, kehrten sie wieder zu der hoffnungslosen Belagerung des Forts zurück.

Es war nun beinahe Abend, und das Schießen hatte von beiden Seiten aufgehört. Die Indianer waren muthlos geworden. Ihr Verlust, welchen sie des Morgens erlitten hatten, war stark, das Land bewaffnete sich augenscheinlich, und würde bald auf ihnen sein. Sie hatten keinen Eindruck auf das Fort gemacht, und ohne Artillerie war nichts zu hoffen. Die Häuptlinge sprachen von Aufhebung der Belagerung und vom Lager aufbrechen, allein Girty beschloß, daß da seine Waffen unnütz wären, die Wirksamkeit der Unterhandlung zu versuchen. Einer der Bastionen nahe war ein großer Stumpf, zu diesem kroch er auf den Händen und Knieen, und rief der Besatzung. Er lobte sehr ihre Tapferkeit, versicherte ihnen aber, daß fernerer Widerstand Tollheit sein würde, er habe 600 Krieger bei sich, und erwarte jede Stunde Verstärkung mit Artillerie, welche ihre Hütten gleich in die Luft blasen würde; daß wenn das Fort mit Sturm genommen, welches sicherlich geschehen würde, wenn die Kanone ankäme, es ihm unmöglich wäre ihr Leben zu sichern; allein wenn sie es gleich übergeben wollten, so gebe er ihnen sein Ehrenwort, daß nicht ein Haar auf ihren Häuptern beschädigt werden solle. Er sagte ihnen seinen Namen, erkundigte sich ob sie ihn kennten, und versicherte ihnen, daß sie seinem Ehrenwort trauen könnten. Die Besatzung horchte in der größten Stille seiner Rede, und manche von ihnen wurden blaß, wie sie von der Artillerie hörten; da die Indianer bei einer Gelegenheit wirklich Kanonen mit sich brachten und zwei Standposten zerstörten. Doch ein junger Mann mit Namen Reynolds, wegen seiner Tapferkeit, Kraft und lustigen muntern Gemüthsstimmung bekannt, bemerkte den Eindruck, welchen Girty's Rede gemacht hatte, und nahm die Beantwortung auf sich. Zu Girty's Bemerkung "ob sie ihn kennten?" antwortete Reynolds: "daß er sehr wohl bekannt sei, daß er selbst einen werthlosen Hund habe, welchem er den Namen Simon Girty, in Folge seiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem Manne dieses Namens, gegeben habe; und wenn er Artillerie oder Verstärkung habe, so solle er sie mitbringen und verd—— sein. Daß wenn er oder einige seiner nackenden Schurken welche er bei sich habe, ihren Weg in das Fort fänden, so würden sie nicht einmal ihre Flinten gegen sie gebrauchen, sondern sie mit Ruthen, von welchen sie eine große Anzahl für diesen Gebrauch bereit liegen hätten, wieder heraustreiben würden; und endlich bemerkte er, daß sie eben so gut Verstärkung erwarteten; daß das ganze Land zu ihrem Beistand im Anmarsch sei, und wenn Girty und seine Mörderbande nur noch vierundzwanzig Stunden vor dem Fort bleiben wollten, so würden ihre

Scalps in der Sonne trocknend auf den Dächern ihrer Hütten zu finden sein. Girty nahm großen Anstoß an dem Ton und der Sprache des jungen Kentuckiers, und zog sich mit einem Ausdruck von Betrübniß über ihren unvermeidlichen Untergang, welcher sie am folgenden Morgen erwarte, zurück. Er vereinigte sich schnell mit den Häuptlingen, und sogleich wurden Vorbereitungen getroffen die Belagerung aufzuheben. Die Nacht ging in ungestörter Ruhe dahin, und wie der Morgen anbrach, fand man das Lager der Indianer verlassen. Feuer brannten noch hell, und verschiedene Stücke Fleisch waren noch am Bratspieß zurückgelassen; aus welchem man schloß, daß sie sich kurz vor Tagesanbruch zurückgezogen hatten.

Früh am Tage trafen Verstärkungen ein, und gegen Nachmittag waren an Bryants Posten 167 Mann versammelt. Col. Daniel Boone, von seinem jüngsten Sohne begleitet, war an der Spitze einer starken Parthie von Boonsborough; Trigg brachte die Macht von der Nachbarschaft von Harrodsburg, und Todd befehligte die Militz aus der Umgegend von Lexington. Beinahe ein Dritttheil der versammelten Anzahl bestand aus abgeordneten Offizieren, welche aus der Ferne nach dem Platze der Feindseligkeiten herbeieilten, für diese Zeit nahmen sie ihren Stand in der Linie. Von denen, welche unter dem Rang von Colonel standen, waren die Ausgezeichnetsten, die Majore Harland, M'Bride, M'Gary und Levi Todd; dann noch die Capitaine Bulger und Gordon. Von den sechs letztbenannten fielen alle in der folgenden Schlacht, ausgenommen Todd und M'Gary. Todd und Trigg als älteste Colonels, übernahmen den Befehl; dennoch scheint es als sei ihre gesetzmäßige Gewalt mehr angeblich gewesen. Dies war jedoch von geringer Bedeutung, denn das Gefühl einer allgemeinen Gefahr ist oftmals mehr bindend als eine strenge Disciplin. Eine lärmende Berathschlagung, in welcher es scheint, daß ein jeder das Wort habe führen dürfen, endigte sich mit dem einmüthigen Beschluß, den Feind ohne Aufschub zu verfolgen. Es war sehr gut bekannt, daß General Logan eine starke Macht gesammelt habe, und sich in spätestens 24 Stunden mit ihnen vereinigen würde. Es war deutlich genug verstanden, daß der Feind zum wenigsten doppelt, und nach Girty's Angabe, mehr denn dreimal stärker als ihre Anzahl sei. Man sah, daß ihre Spur breit und deutlich war, es waren sogar Zeichen da, daß sie mit einer Trägheit und Willigkeit verfolgt zu werden, fortzogen; dieses war von den Kundschaftern, welche zum Ausspähen ausgeschickt waren, bemerkt. Daran konnte man vernünftigerweise sehen, daß sie auf dem Wege Halt machen würden; wenigstens so langsam marschiren würden, um zu erlauben, auf die Hülfe Logans zu warten. Doch so heftig war die Begierde der Offiziere und Soldaten, daß alle diese klaren Vernunftschlüsse übersehen wurden. Am Nachmittage, des 18ten Augusts, wurde die Marschlinie aufgenommen, und die Verfolgung mit der übereilten Tapferkeit betrieben, welche so oft für die Kentuckier verderblich war. Fast alle Offiziere und viele Soldaten waren zu Pferde.

Die Indianer waren der Büffelspur gefolgt, und als wenn sie darauf bedacht gewesen wären, ihre Spur recht deutlich zu machen, hatten sie manchen der Bäume an beiden Seiten der Straße mit ihren Beilen zerhackt. Diese deutlichen Zeichen von Langsamkeit, machte einigen Eindruck auf das kalte berechnende Gemüth des Boone, allein es war zu spät den Rückzug anzurathen. Sie lagerten sich diese Nacht im Gehölz, und erreichten am folgenden Tage die verderbliche Grenze ihrer Verfolgung. Seit der Zeit, daß die Verfolgung begonnen hatte, sahen sie zum ersten Male bei den niedern Blue Licks einen Feind. Als der vermischte Haufe von Reitern und Fußgängern das südliche Ufer des Licking erreichten, sahen sie eine Anzahl Indianer die felsige Erhöhung an der andern Seite hinaufsteigen. Bei der Erscheinung der Kentuckier blieben sie stehen, sahen eine Zeitlang dieselben mit Stillschweigen an, und verschwanden dann ruhig und mit Muße an der Spitze des Hügels. Es wurde gleich Halt gemacht. Zwölf oder zwanzig Offiziere sammelten sich vor der Front der Truppen, und begannen eine Berathschlagung. Die wilde und einsame Ansicht des Landes um sie her, ihre Entfernung von jedem Schutzort, mit der Gewißheit, daß sie in der Gegenwart eines weit überlegenen Feindes wären, schien ihnen eine Ernsthaftigkeit einzuhauchen, welche an Furcht gränzte. Aller Augen waren auf Boone gerichtet, und Col. Todd frug ihn um seine Meinung, was zu thun sei. Der alte Waldmann erwiederte mit seinem unbeweglichen Ernst: "daß ihre Lage sehr bedenklich sei—daß die gegenüberstehende Macht unzweifelhaft zahlreich und zum Gefechte bereit sei, welches man leicht daraus abnehmen könne, daß die Indianer mit Muße sich von dem Kamme des Hügels zurückzogen; er sei wohl bekannt mit dem Boden der umliegenden Gegend der Licke, und wäre überzeugt, daß in der Entfernnug einer Meile von ihnen, wo zwei Klüfte, an jeder Seite des Hügels eine, sich befänden, ein Hinterhalt bereitet wäre; diese Klüften liefen so, daß ein verborgener Feind sie sowohl in der Front als in der Seite angreifen könne, ehe sie sich der Gefahr bewußt wären. Es würde daher geeignet sein, eins von zwei Dingen zu thun. Entweder die Ankunft Logan's zu erwarten, welcher ohne Zweifel auf dem Marsch wäre sich mit ihnen zu vereinigen, oder wenn es beschlossen wäre, ohne Aufschub anzugreifen, daß die eine Hälfte ihrer Anzahl das Wasser, welches sich hier in einer elliptischen Form krümme, hinauf marschire, und über die Strömung, welche sich dort befände, gehe, um dem Feind in den Rücken zu fallen, während die andere Hälfte den Feind in der Front angriffe. Auf jeden Fall ersuche er sie ernstlich, das Terrain sorgfältig zu erkunden, ehe das Hauptcorps über den Fluß ginge." Dies war Boone's Rath. Dennoch konnte keine Maßregel mehr unglücklich sein, als diejenige, welche angenommen wurde; allein es mag bezweifelt sein, ob ein Rückzug zu Logan, wenn er auch sogleich angetreten worden wäre, diese tapfere Schaar Männer von dem Schicksal, welches sie betraf, errettet haben würde. Wenn sie ihre Macht theilten, wie es der Fall bei Estill war, so möchte der Feind sie einzeln überwältigen—wenn sie

blieben wo sie waren, ohne voran zu gehen, der Feind würde sie wahrscheinlich bei Nacht sicherlich angegriffen haben; und dann mit einem gewissen Erfolg. Sie hatten einen großen Fehler begangen, daß sie nicht auf Logan gewartet hatten, und kein Rückzug, welcher hier für entehrend angesehen wurde, konnte es verbessern.

Es wurde Boone mit großer Stille und Aufmerksamkeit zugehört. Einige wünschten daß der erste Plan angenommen, Andere zogen den zweiten vor, und die Besprechung schien sich in die Länge ziehen zu wollen; als die auffallende Hitze McGarys, (welcher nie die Gegenwart des Feindes dulden konnte, ohne sogleich das Gefecht zu beginnen,) ihn zu einer That anreizte, welche sich beinahe zerstörend für das Land erwiesen hätte. Er unterbrach die Berathung mit einem lauten Kriegsgeschrei, welches mit dem Kriegsgeschrei der Indianer viel Aehnlichkeit hatte, spornte sein Pferd in's Wasser, schwang seinen Hut über seinem Haupt und rief: "Laßt alle, welche keine Feiglinge sind, mir folgen!" Die Worte nebst der That, erregten einen electrischen Erfolg. Die berittenen Männer sprengten lärmend in das Wasser, jeder versuchend der Vorderste zu seyn. Die Fußgänger waren mit ihnen zu einer unregelmäßigen Masse vermengt. Kein Befehl ward gegeben, und keiner befolgt. Sie kämpften sich durch eine tiefe Furth, so gut sie konnten; McGary den Vortrab anführend, und dicht gefolgt von den Majors Harland und McBride. Mit derselben Schnelle erstiegen sie den Hügel, welcher durch die Verwüstung der Tritte der Büffel von allen Pflanzen entblößt war; ausgenommen einigen Zwerg-Cedern; welche, bei der Menge von der Sonne geschwärzter Felsen, die die Oberfläche bedeckten, noch mehr zu der Oede der Gegend beitrugen. Nachdem sie den Gipfel des Hügels erreicht hatten, folgten sie der Büffelspur mit derselben übereilten Hitze—Todd und Trigg im Nachzug; McGary, Garland, McBride und Boone vorauf. Keine Kundschafter wurden ausgeschickt, keiner erforschte die Seiten—Offiziere und Soldaten schienen durch das ansteckende Beispiel eines Mannes toll gemacht, und alle drangen vorwärts, Reiter und Fußgänger, als wenn einer vor dem andern der Erste seyn wollte.

Plötzlich hielt der Vortrab. Sie hatten jetzt die Stelle erreicht, (von welcher Boone gesprochen hatte,) wo die zwei Klüften an jeder Seite des Hügels anfingen. Hier ließ sich eine Anzahl Indianer sehen, welche den Vortrab angriffen. McGarys Parthie gab das Feuer, allein unter großem Nachtheil, zurück. Sie waren auf einem kahlen, offenen Hügel; die Indianer in einer buschigten Kluft. Die Mitte und der Nachtrab, mit dem Terrain unbekannt, eilten zum Beistand des Vortrabs herzu; wurden aber bald, durch ein fürchterliches Feuern aus der Kluft, welche sie zur Seite hatten, zum Stehen gebracht. Sie fanden sich eingehägt wie in einem Netze, von jedem Schutze entblößt, während der Feind vor ihrem Feuer gedeckt war. Dennoch hielten sie Stand.

Das Gefecht wurde warm und blutig. Die Partheien kamen stufenweise näher; die Indianer kamen aus der Kluft, und das Feu-

ern wirkte auf beiden Seiten zerstörend. Die Offiziere litten furchtbar; Todd und Trigg im Nachtrab—Garland, McBride und der junge Boone im Vortrab waren schon getödtet. Die Indianer dehnten ihre Linie nach und nach aus, um die rechte Seite der Kentuckier zu umgeben, und den Rückzug abzuschneiden. Dieses wurde bald durch die Schwere des Feuers in jener Gegend bemerkt; der Nachtrab zog sich sogleich in Unordnung zurück, und versuchte durch die einzige Oeffnung, welche ihnen blieb, nach dem Wasser zu rennen. Diese Bewegung theilte sich dem Vortrab schnell mit, und es wurde ein übereilter Rückzug allgemein. Die Indianer sprangen gleich zur Verfolgung vorwärts; und wie sie sich nun mit ihren Tomahawks auf sie warfen, machten sie ein fürchterliches Gemetzel. Vom Schlachtfeld bis zum Strome war der Anblick schrecklich. Die Reiter entkamen im allgemeinen; allein die Fußgänger, besonders der Vortrab, welcher am weitesten vorwärts gedrungen war, wurde fast ganz zerstört.

Colonel Boone, nachdem er Zeuge des Todes seines Sohnes und seiner theuersten Freunde gewesen, fand sich beim Anfange des Rückzuges fast gänzlich umringt. Mehrere hundert Indianer waren zwischen ihm und dem Fort, zu welchem der größere Theil der Flüchtlinge ihre Flucht nahmen, und auf welches die Aufmerksamkeit der Wilden hauptsächlich gerichtet war. Da er sehr gut mit der Gegend bekannt war, so schlug er seinen Weg, von einigen Freunden begleitet, in die Kluft ein, welche die Indianer besetzt, nun aber fast gänzlich, um zu verfolgen, verlassen hatten. Nachdem sie ein oder zweimal ein heftiges Feuer ausgehalten, und ein oder zwei kleine Parthien, welche sie verfolgten, hintergangen hatten, gingen sie über den Strom, unterhalb der Furth, indem sie ihn durchschwammen; sie traten in den Wald, wo keine Verfolgung war, und kehrten, indem sie einen halbzirkelförmigen Weg machten nach Bryants Standposten zurück.

In derselben Zeit, bedeckte der große Haufen der Sieger und Besiegten das Ufer an der Furth. Das Gemetzel war bedeutend im Strom. Die Furth war bedeckt mit Reitern, Fußgängern und Indianern, alle durcheinander gemischt. Einige waren genöthigt sich höher hinauf einen Weg durch Schwimmen zu suchen—andere welche nicht schwimmen konnten, wurden überholt, und am Rande des Wassers getödtet. Ein Mann, Namens Netherland, von welchem man früher sagte, daß er eine Memme sei, zeigte hier eine Gemüthsruhe und Geistesgegenwart, welche gleich edel und unerwartet war. Da er gut beritten war, so überholte er die große Masse der Flüchtlinge, und ging in Sicherheit über den Strom. Gegen zwölf bis zwanzig Reiter begleiteten ihn; da sie nun den Strom zwischen sich und dem Feind hatten, zeigten sie die Neigung ihre Flucht fortzusetzen, ohne Rücksicht auf die Sicherheit ihrer Freunde, welche zu Fuß und mit der Strömung kämpfend waren, zu nehmen. Netherland hielt sogleich sein Pferd ein, und rief mit lauter Stimme seinen Gefährten "Halt" zu; schoß auf die Indianer, und verschaffte denen, welche noch im Strome waren, Sicherheit. Die Parthie gehorchte augen-

blicklich—machten Front, und machten ein verderbliches Feuer gegen die Vordersten der Verfolger. Der Feind zog sich von dem gegenüberliegenden Ufer zurück, und gaben dadurch den gequälten und unglücklichen Fußgängern Zeit in Sicherheit über den Fluß zu gehen. Das Hinderniß war jedoch nur für einen Augenblick. Indianer wurden gesehen, daß sie sowohl auf= wie abwärts in bedeutender Anzahl über den Strom gingen, und die Flucht wurde allgemein. Der größte Theil der Fußgänger verließ die große Büffelspur, stürzte sich in die Dickichte, und entkam durch einen halbzirkelförmigen Weg nach Bryants.

Nachdem der Strom überschritten, wurde wenig Verlust erlitten; obschon die Verfolgung zwanzig Meilen weit, eifrig betrieben wurde. Vom Schlachtfeld bis zu der Furth war der Verlust stark; auf dem Schauplatz des Rückzugs, geschah ein seltenes und ergreifendes Beispiel von Seelengröße, welches, nicht zu erzählen strafbar seyn würde. Der Leser kann den jungen Reynolds nicht vergessen haben, welcher bei der Belagerung von Bryants, die prachtvolle Aufforderung Girtys, mit einer zwar rohen aber fertigen Laune, beantwortete. Dieser junge Mann, nachdem er seinen Theil am Gefecht mit seiner bekannten Tapferkeit genommen, galoppirte mit verschiedenen andern Reitern um die Furth zu erreichen. Der große Haufen der Flüchtlinge waren vorgegangen, und daher war ihr Zustand sehr bedenklich und gefahrvoll. Ungefähr halb Wegs, zwischen dem Schlachtfeld und dem Strom, überholte die Parthie Capt. Patterson, welcher zu Fuß war; von der Schnelligkeit der Flucht ermüdet, und in Folge früherer Wunden, (von der Indianern empfangen,) so kraftlos, daß er unfähig war sich zu dem Hauptkorps der Fußgänger zu halten. Die Indianer waren dicht hinter ihm, und sein Schicksal schien unvermeidlich. Wie Reynolds zu diesem tapfern Offizier kam, sprang er sogleich vom Pferde, half Patterson das Pferd besteigen, und setzte seine Flucht zu Fuß fort. Da er außerordentlich lebhaft und kräftig war, so versuchte er die Verfolger zu hintergehen; er ging von der Hauptstraße, stürzte sich an der Stelle wo Boone durchgemacht hatte, in den Strom, und schwamm in Sicherheit auf das gegenüberliegende Ufer. Unglücklicherweise trug er ein paar hirschlederne Hosen, welche so schwer und voll von Wasser geworden waren, so daß sie ihn an seiner sonstigen Thätigkeit verhinderten; während er sich nun niedersetzte, um sie auszuziehen, wurde er von einer Parthie Indianer überholt und zum Gefangenen gemacht. Ein Gefangener wird selten von den Indianern getödtet, (es sei denn daß er verwundet oder kraftlos sei,) als bis sie in ihrer Heimath sind; dann wird über sein Schicksal in einer feierlichen Rathsversammlung entschieden. Daher wurde der junge Reynolds gütig behandelt, und seine Besieger in der Verfolgung zu begleiten genöthigt. Eine kleine Parthie Kentuckier erregten ihre Aufmerksamkeit, er wurde nun dreien Indianern zur Bewachung übergeben; diese aber, begierig auf die Verfolgung, übergaben ihn einem von ihnen, welcher dann seinen Gefährten folgte. Reynolds mit seiner Wache schlenderten nach ihrer Bequemlichkeit voran,—ersterer gänzlich un=

bewaffnet, der letzterer mit einem Tomahawk und einer Büchse in seinen Händen. Endlich hielt der Indianer, um sich seine Moccasins zu befestigen; dies benutzte Reynolds,—er sprang sogleich gegen ihn, schlug ihn mit seinen Fäusten nieder, und schnell verschwand er in dem Dickicht welches sie umgab. Für die bewiesene Großmuth, schenkte ihm später Capitain Patterson 200 Acker des besten Landes.

Der größere Theil der Ueberlebenden erreichten am späten Abend rByants Standposten. Die traurige Nachricht verbreitete sich schnell über das Land, und alles war mit Traurigkeit erfüllt. Sechzig Mann waren in der Schlacht und auf der Flucht getödtet, und sieben waren zu Gefangenen gemacht; von welchen einige, wie gesagt wurde um den Verlust gleich zu machen, von den Indianern getödtet wurden. Diese Nachricht erscheint jedoch sehr unwahrscheinlich. Es ist fast unglaublich, daß die Indianer gleichen Verlust erlitten haben sollten. Ihre Ueberlegenheit an Anzahl, ihre vortheilhafte Stellung, (welche sie sehr schützte, da die Kentuckier, hauptsächlich Reiter, ganz bloßgestellt waren,) die Kürze der Schlacht, und die anerkannte Kühnheit der Verfolgung, alles beweist, daß der Verlust der Indianer bei weitem hinter dem Unsrigen zurück blieb.

Wir zweifeln nicht, daß einige der Gefangenen, nachdem sie in ihre Dörfer gekommen, getödtet wurden; allein können nicht glauben, daß die angegebene Ursache für solche außerordentliche Barbarei, die wahre seyn könne. Dennoch scheint die Niederlage, welche die Kentuckier, so lange die Schlacht währte, machten, ziemlich bedentend gewesen zu seyn, allein bei weitem nicht so stark als sie selbst behaupten.

Todd und Trigg waren ein starker Verlust für ihre Familien, und das Land überhaupt. Sie waren Männer von Rang, erhaben über die gewöhnliche Klasse der Ansiedler, und im allgemeinen sehr wegen ihrem Muth, Verstand und Redlichkeit geachtet. Der Tod des Major Garland wurde tief und allgemein betrauert. Ein kühner Muth mit einer liebenswürdigen Gemüthsstimmung vereinigt, und eine unbestechliche Rechtschaffenheit, hatten ihn durch das Land beim Volke sehr beliebt gemacht. Er, mit sammt seinem Freunde, McBride, begleiteten McGary im Vortrab, und fielen beide beim Anfange des Gefechtes. McGary, ungeachtet er als Führer des Vortrabs, seinen Standpunkt äußerst blosgestellt, und folglich sich zu tief in die Linien des Feindes verwickelt hatte, entkam, ohne die geringste Beschädigung. Dieser Herr wird nie vergessen werden, weil er, wenn auch nicht die ursprüngliche Veranlassung, doch der unmittelbare Genosse des Unglückes war. Er ist überall als ein Mann von feurigem und vermessenem Muthe beschrieben, mit einem starken Anstriche von Grausamkeit, welcher nicht von menschenfreundlichen und edlen Eigenschaften, welche Zuneigung erwecken, gemäßigt wurde.— In der Schlacht war er unschätzbar, allein im bürgerlichen Leben machte ihn seine Grausamkeit zu einem unangenehmen Gefährten.

Einige Jahre nach der Schlacht von Blue Licks, kam ein Herr,

(jetzt todt,) bei einer der District-Courten, in die Gesellschaft des McGary; und bald wurde das Gespräch auf die Schlacht gerichtet. McGary bekannte frei, daß er die unmittelbare Ursache des Blutverlustes an diesem Tage wäre, und gab mit großer Hitze und Eifer seine Gründe an, warum er zu der Schlacht gedrängt habe. Er sagte: daß er, bei der eiligen Berathung zu Bryants am 18ten, heftig Todd und Trigg gedrängt habe, noch 24 Stunden zu warten; ihnen versichernd, daß mit der Hülfe Logans, sie im Stande seyn würden den Feind sogar bis Chillicothe, wenn nöthig, verfolgen zu können; daß aber ihre Anzahl zu schwach wäre, um mit denselben allein zusammen zu treffen. Er wolle, sagte er, seinen Kopf dagegen setzen, daß die Indianer sich nicht mit solcher Uebereilung zurückzögen, als man glaube, sondern würden ihnen hinlänglich Zeit lassen, eine größere Macht zu sammeln, um ihnen eine Schlacht mit Erfolg liefern zu können. Er setzte hinzu, daß Colonel Todd seine Gründe verächtlich behandelt, und erwiedert habe: "daß wenn nur ein einziger Tag verloren ginge, so würden die Indianer nicht überholt werden können—sondern würden den Ohio überschreiten und sich zerstreuen; daß nun die Zeit sie zu schlagen wäre, da sie in einer Masse versammelt seien—daß von ihrer Anzahl zu sprechen Unsinn wäre—je mehr desto besser—er für seinen Theil habe beschlossen, sie ohne einen Augenblick Aufschub zu verfolgen, und er zweifele nicht, daß tapfere Männer genug zur Stelle wären, um ihn in Stand zu setzen, den Feind mit Erfolg anzugreifen." McGary erwiederte: "daß ihn die Art, wie sein Rath aufgenommen, ihn in etwas verdrieße; er auch glaube, daß Todd und Trigg eiferfüchtig auf Logan seien, welcher, als ältester Colonel, bei seiner Ankunft zum Befehl berechtigt sei; und daß, in ihrer Begierde die Ehre des Sieges für sich zu erlangen, sie sich übereilt in einen Zustand versetzen würden, welcher die Sicherheit des Landes gefährden könne." "Jedoch, mein Herr! (fuhr er, mit dem Anschein eines unliebenswürdigen Triumphs fort,) als ich die Herren so eifrig für den Kampf sah, gab ich nach, und verband mich mit der Verfolgung, so willig als einer; allein wie wir den Feind zu Gesicht bekamen, und die Herren von der Anzahl, Stellung, Logan und Warten sprechen hörte, übermannte mich meine Leidenschaft, verd——te sie als eine Anzahl Memmen, welche nicht klug würden, als bis sie sich verbrannt hätten, ich schwur bei mir: daß da sie so weit gekommen wären um zu fechten, so sollten sie fechten, oder ich wollte sie für ewig entehren. Wie ich den vorigen Tag von Warten auf Logan sprach, so behandelten sie die Idee verächtlich, und äußerten etwas von Muth,—doch jetzt sollte gezeigt werden, wer Muth besitzt, oder wer eine verd——te Memme ist, welcher groß sprechen kann wenn der Feind entfernt ist, allein erblaßt wenn die Gefahr nahe ist. Ich stürzte mich dann in den Strom, und rief: daß mir alle folgen sollten welche keine Memmen wären!" Der Herr, nach dessen Zeugniß wir dieses geben, setzte hinzu: das McGary noch mit Bitterkeit über die verstorbenen Colonels sprach, und geschworen habe, daß sie

gerade d a s empfangen hätten, was ihnen mit Recht zugekommen, und er sich wegen einem von ihnen freue.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Beschuldigung McGarys in der ganzen Ausdehnung ungerecht war; zu gleicher Zeit, ist es in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der menschlichen Natur, zu erwarten, daß die natürliche Begierde von Offizieren, (welche beide junge Männer waren) durch die Hoffnung, den Sieg zu gewinnen, angetrieben wurden, da die Ehre desselben ihnen als den Befehlenden wurde. Die Anzahl der Indianer war nicht genau bekannt, und wen nur ihr Rückzug wie gewöhnlich betrieben wurde, so würden sie sicherlich den Ohio überschritten haben, ehe Logan sich mit ihnen vereinigen konnte. Doch jede Sache mag für sich selbst sprechen, wir wollen in unserer Erzählung fortfahren.

An demselben Tage wo diese übereilte und unglückliche Schlacht gefochten wurde, kam Col. Logan, an Bryants Standposten, an der Spitze von nicht weniger als vier hundert und fünfzig Mann an. Er war unterrichtet, daß die kleine Armee am vorhergehenden Tage, ohne für eine starke und nöthige Verstärkung zu warten, abmarschirt war. Fürchtend, daß solch ein Unglück geschehen könne, betrieb er seinen Marsch mit der größten Eile, noch hoffend, daß er sie noch überholen könne, ehe sie den Ohio überschritten hätten; allein nur wenige Meilen vom Fort, begegneten ihm die vordersten Flüchtlinge, deren ermüdeten Pferde, und ermatteten Blicke, zu deutlich den Ausgang der Schlacht ankündigten. Wie gewöhnlich nach einer Niederlage, wurde von diesen die Anzahl der Feinde sowohl als das Gemetzel ihrer Gefährten vergrößert. Keiner wußte den wirklichen Betrag des Verlustes. Sie konnten nur von ihrer Rettung gewiß seyn, und konnten keine Nachricht von ihren Gefährten geben. Neue Herumstreicher kamen beständig herbei, und brachten dieselbe traurige Nachricht; so daß Logan nach einigem Bedenken, nach Bryants zurückzukehren beschloß, bis alle Ueberlebende herangekommen wären.

Im Laufe des Abends waren beides, Reiter und Fußgänger, wieder bei Bryants versammelt, und der Verlust konnte deutlich bestimmt werden. Obschon ziemlich bedeutend, so war er doch geringer als wie ihn Logan anfänglich erwartet hatte; wie er sich nun alle Belehrung, welche er zu erlangen im Stande war, über die Stärke und wahrscheinliche Bestimmung des Feindes verschafft hatte; so beschloß er seinen Marsch gegen das Schlachtfeld fortzusetzen, in der Hoffnung, daß der Erfolg den Feind anreizen, und ihn verleiten würde bis zu seiner Ankunft zu bleiben.

Am zweiten Tage erreichte er die Stelle. Der Feind war fort, allein die Körper der Kentuckier lagen noch unbegraben auf dem Platze wo sie gefallen. Bedeutende Heerden Bußaars flogen über dem Schlachtfeld, und die Körper der Todten waren so angeschwollen und entstellt, daß es unmöglich war die Gesichtszüge der besten Freunde zu erkennen. Manche Körper trieben an der nördlichen Küste, welche schon durch die Sonne in Fäulniß gerathen, und theilweise von den Fischen gefressen waren. Es wurde, auf Befehl des Colonel Logan,

Alles sorgfältig gesammelt, und so anständig als es die Natur des Bodens erlaubte, beerdigt. Da er sich überzeugt hatte, daß die Indianer aus seinem Erreich waren, so ging er wieder nach Bryants Standposten zurück und entließ seine Leute.

Sobald die Nachricht von der Schlacht bei Blue Licks, Col. Georg Rogers Clark erreichte, welcher an den Fällen des Ohio wohnte, beschloß er sogleich einen Feldzug gegen die Indianer-Städte zu machen; in der Absicht beides: den Verlust der Schlacht zu rächen, und den Muth des Landes wieder zu erheben, welcher in die tiefste Niedergeschlagenheit versunken war. Er schlug vor, daß sich tausend Mann, aus allen Theilen Kentuckys, erheben, und zu Cincinnati versammlen sollten, unter dem Befehl ihrer eigenen Offiziere; wo er sich verpflichtete mit einem Theil des Illinois Regiments, welches er befehligte, mit ihnen zu vereinigen, und wolle noch ein Feldstück mitbringen; welche von den Indianern mit abergläubiger Furcht angesehen wurden. Der Antrag wurde mit der größten Freude angenommen, und sogleich Maßregeln getroffen eine hinreichende Anzahl Freiwilliger zu sammlen.

Die ganze Macht des Innern war unter dem Befehl des Col. Logan versammelt; passirte den Licking in Booten, welche für die Absicht bereit gehalten waren, und erreichte den Platz der Vereinigung in Sicherheit; hier vereinigte sich Clark mit den Freiwilligen und der regulären Abtheilung von unten, mit ihnen. Keine Lebensmittel waren für den Unterhalt der Truppen gesammelt; die schleunige Zusammenziehung von tausend Mann und Pferden auf einem einzigen Punkt, machte es äußerst schwierig den nöthigen Fall herbeizuschaffen. Die Wälder hatten Ueberfluß an Wild—allein die Schnelle und Heimlichkeit des Marsches, welche durchaus nothwendig war, um einen guten Erfolg von diesem Feldzug zu hoffen, erlaubte nicht sich zu zerstreuen um dasselbe zu suchen. Sie litten viel, sowohl von Hunger als Ermüdung, allein alle waren an Entbehrung jeder Art gewöhnt, sie setzten nichtsdestoweniger ihren Marsch in unverminderter Eile fort, und erschienen eine Meile von einer ihrer größten Städte, ohne einen einzigen Indianer gesehen zu haben. Hier trafen sie, unglücklicherweise, mit einem Herumstreicher zusammen, dieser floh sogleich nach der Stadt, das Allarmgeschrei wiederholt in den gellendsten und schreckhaftesten Tönen ausstoßend. Die Truppen preßten mit großer Eile vorwärts, allein wie sie in die Stadt traten, fanden sie dieselbe gänzlich verlassen. Die Häuser waren augenscheinlich nur wenige Minuten verlassen. Die Feuer brannten,—Fleisch war an dem Bratspieß,—und Welschkorn kochte noch in ihren Kesseln. Die Lebensmittel waren ein sehr annehmbarer Gegenstand für die Kentuckier, welche beinahe verhungert waren; allein das Entkommen ihrer Feinde erregte einen tiefen und allgemeinen Aerger.

Nachdem sie sich erfrischt hatten, begannen sie das ernste Geschäft der Zerstörung des Eigenthums der Indianer mit unbarmherziger Strenge.—Ihre Städte wurden verbrannt, ihr Welschkorn abgeschnitten, und ihr ganzes Land wüste gelegt. Während der ganzen Zeit, dieser strengen, doch nothwendiger Verrichtung, wurde kaum ein

Indianer gesehen. Der Allarm hatte sich allgemein verbreitet, und jede Stadt wurde verlassen gefunden. Gelegentlich kroch ein einzelner Indianer auf Schußweite heran, und feuertete; und einmal ritt eine kleine Parthie, welche auf herrlichen Pferden saßen, auf Schußweite heran, und nahm gemächlich eine Uebersicht der ganzen Armee, allein wie sie sahen, daß eine Abtheilung bereit war sie anzugreifen, galoppirten sie mit solcher Schnelligkeit fort, daß alle Verfolgung vereitelt wurde.

Boone begleitete diesen Feldzug, allein wie gewöhnlich, hat er alles weggelassen was ihn betraf. Hier schließt sich der kurze Aufsatz Boones. Es scheint als wenn er nicht mehr in einem öffentlichen Feldzug oder einzelnen Abentheuer betheiligt war. Er fuhr fort ein sehr geachteter Bürger von Kentucky für einige Jahre zu bleiben, bis das Land für seinen Geschmack zu dick angebaut wurde. Als die Verfeinerung der Gebräuche immer mehr überhand nahmen, und die allgemeine Fahne des Verstandes durch die beständige Ankunft von Familien von Rang und Einfluß, erhoben wurde, fand sich der alte Waldmann ganz aus seinem Element. Er konnte weder lesen noch schreiben—der allbeschäftigende Gegenstand der Politik, welcher bald das Land mit Heftigkeit erschütterte, war für ihn ein versiegeltes Buch, oder unbekannte Sprache; und einige Jahre wandelte er unter den lebhaften Gruppen, welche sich in dem Courthof und den Kirchen drängten, als ein verehrungswürdiges Ueberbleibsel früherer Tage, herum. Er war bei ihnen, doch nicht zu ihnend gehörend. Er verlangte im Geheimen nach den wilden und einsamen Wäldern des Westen, zu der ungeheuren Steppe, allein von den Büffeln, oder dem Elendthier betreten; und wurde begierig die sorglose Unthätigkeit und Sicherheit der Städte, für die gesunde Bewegung der Jagd oder der mehr schauderhaften Erregung indianischer Kriegsführung, zu vertauschen.

Im Jahr 1702, dictirte er seinen kurzen, oder vielmehr trockenen Aufsatz zu einem jungen Herrn, welcher schreiben konnte, welcher ihn mit einigen Verzierungen der Redekunst schmückte, welches an dem alten Waldmanne vorüberging als ein köstlicher Bissen der Beredsamkeit. Er war nie mehr vergnügt als wenn er sitzen konnte, und es ihm vorlesen hörte, von einem welcher sich willig finden ließ, für so geringe Kosten, die unschädliche Eitelkeit des gutherzigen alten Ansiedlers zu vergnügen. Er hörte mit dem größten Ernste zu; gelegentlich rieb er seine Hände, lächelte, und stieß aus: "alles wahr! jedes Wort wahr! keine Lüge ist darinnen!"

Kurz nachher verließ er Kentucky und zog nach Louisiana. Jagen war sein tägliches Vergnügen, und fast seine einzige Beschäftigung. Bis zum Tage seines Todes, (und er erreichte ein ungewöhnliches hohes Alter,) hatte er die Gewohnheit Tagelang zu einer Zeit im Walde zu bleiben, entfernt von den Wohnungen der Menschen, mit einer Büchse, Beil und Messer bewaffnet; zugleich war er mit Feuersteinen und Stahl versehen, um ein Feuer anzuzünden, und sich das Wildpret zu braten, welches ihm zu seinem Lebensunterhalt dien-

te. Als er zu alt war, um im Walde herum zu wandern, wie in seiner Jugend seine Gewohnheit war, so ritt er zu einer Licke, legte sich dort in Hinterhalt, für den ganzen Tag, um einen Schuß auf die Heerden Hirsche zu thun, welche sich gewöhnt hatten, die Stelle, wegen des Salzes zu besuchen.

Wir haben gehört, daß er im Wald gestorben sei, während er nahe bei einer Licke im Hinterhalt lag, doch haben wir für den Augenblick nicht die Mittel, mit Gewißheit die Art seines Todes festzusetzen. Er hinterließ einen Namen, welcher kräftig in den Jahrbüchern Kentuckys niedergeschrieben, und den Ruf, daß er einen ruhigen Muth, durch Menschlichkeit gesänftigt, von Klugheit begleitet, und geziert mit einer einfachen Bescheidenheit des Verhaltens hatte. Seine Person war rauh, stark, und bezeichnete eher Stärke als Lebhaftigkeit; seine Art zu sein, war kalt, ernst und schweigsam; seine Gesichtsbildung unansehnlich, aber gütig; seine Unterhaltung ungeziert, bescheiden, und blos das Nöthige betreffend. Er sprach nie von sich selbst, ohne besonders befragt zu sein; allein die geschriebene Nachricht war die Delilah seiner Einbildung. Die Idee seinen Namen im Druck zu sehen, übernahm gänzlich die kalte Philosophie seiner gewöhnlichen Art, und er schien zu denken, daß es ein Meisterstück von Zusammensetzung sei.

Skizze

des Lebens und der Abentheuer des

Simon Kenton.

Am 15ten May, 1755, wurde in Fauquier Caunty, Virginien, Simon Kenton geboren, welches das immer denkwürdige Jahr von Braddocks Niederlage ist. Von seinen frühern Jahren ist nichts bekannt. Seine Eltern waren arm, und es scheint, daß seine Tage, bis zu seinem sechszehnten Jahre, bei der dunkeln und mühsamen Arbeit einer Bauerei verfloßen. Er hatte nie lesen oder schreiben gelernt, und dieser frühen Nachlässigkeit an dem Theil seiner Eltern, ist die Armuth und Einsamkeit seiner alten Tage größtentheils zuzuschreiben. In dem Alter von sechszehn Jahren wurde er, durch ein unglückliches Abentheuer, ins Leben geworfen, mit keinem andern Vermögen, als einem kühnen Herzen, und starkem Gliederbau. Es scheint, daß jung wie er war, sein Herz sich in den Schlingen einer jungen Kokette der Nachbarschaft verstrickte, welche schmerzlich beunruhigt war, sich einen Mann aus vielen Liebhabern zu wählen. Der junge Kenton und ein roher Bauer, Namens Leitchman, scheinen die am meisten begünstigten Liebhaber gewesen zu sein; das junge Frauenzimmer, nicht im Stande zu entscheiden nach ihrem besondern Verdienst, nahm die Sache in ihre eigene Hand, und in Folge falschen Spieles der Freunde Leitchman's, wurde der junge Kenton mit großer Härte geschlagen. Er unterwarf sich für diese Zeit seinem Schicksal, doch innerlich gelobte er, daß, sobald er sein volles Wachsthum erreicht habe, er Rache an diesem Nebenbuhler nehmen wolle, für die Schande die er von seinen Händen erlitten habe. Er wartete geduldig bis zum folgenden Frühjahr; jetzt fand er sich sechs Fuß hoch, nnd voller Gesundheit und Kraft, er beschloß nun die Stunde der Vergeltung nicht länger aufzuschieben.

Eines Morgens ging er demzufolge nach dem Hause Leitchmans, und fand ihn sich mit der Fortschaffung von Schindeln aus dem Walde thätig beschäftigen, er stellte ihn und erzählte ihm seine Absicht, und verlangte von ihm, daß er sich mit ihm zu einem Platze begeben möge, welcher besser für die Absicht passe. Leitchman, sich auf sein höheres Alter und Kraft verlassend blieb nicht zurück seine Willigkeit zu bezeugen, ihn in solchem liebenswürdigen Zeitvertreib zu befriedigen; nachdem sie einen abgelegenen Platz erreicht hatten,

zogen sich beide aus und bereiteten sich für das Gefecht. Das Gefecht wurde mit aller Wüth, welche gegenseitiger Haß, Eifersucht und herkulische Kraft an beiden Seiten gewähren konnte, gefochten, und nach einer regelmäßigen Runde, bei welcher bedeutender Schaden gegeben und empfangen wurde, kam Kenton zu Boden. Leitchman (wie gebräuchlich in Virginien) sprang auf ihn, ohne die geringste Bedenklichkeit, und fügte zu den Stößen, mit welchen er ihn von Kopf bis zu den Füßen begrüßte, die bittersten Sticheleien, erinnerte ihn an seine frühere Niederlage, und rieb Salz in die neuen Wunden der Eifersucht, mit triumphirenden Anspielungen auf seine eigene Ueberlegenheit, sowohl in der Liebe als im Krieg. Während dieser lebhaften Verrichtung von Seiten Leitchmans, lag Kenton durchaus still, mit Aufmerksamkeit einen kleinen Busch betrachtend, welcher nahe bei ihm wuchs. Es fiel ihm ein, daß wenn er Leitchmans Haar (welches ausserordentlich lang war) um diesen Busch winden könne, er im Stande sein würde die Stöße zu erwiedern, welche ihm jetzt in so reichlichem Maße zugetheilt wurden. Die Schwierigkeit war, seinen Gegner nahe genug zu bekommen. Dieses bewirkte er in der guten alten virginischen Verfahrungsart, nämlich: bei ihn zu beißen en arriere, und ihn nöthigend, mit kurzen Sprüngen dem Busch sich zu nähern, ziemlich so wie ein Ochs gereizt wird, dem verderblichen Ring sich zu nähern, wo alle Anstrengungen nutzlos sind. Wie er nahe genug war, strengte sich Kenton gewaltig an, und es glückte ihm, das lange Haar seines Nebenbuhlers um den jungen Baum zu wickeln. Dann sprang er auf seine Füße, und übte eine fürchterliche Rache für alle begangenen Beleidigungen an ihm aus. In einigen Minuten keuchte Leitchman, augenscheinlich im Todeskampfe. Kenton floh augenblicklich, ohne zurückzukehren um sich mit mehr Kleidungsstücken zu versehen, und richtete seinen Weg westwärts.

Während des ersten Tages seiner Reise, reisete er mit großer Unruhe. Er hielt Leitchman für todt, und daß der Aufruhr und das Geschrei sich augenblicklich gegen ihn als den Mörder sich richten würde. Die beständige Vorstellung eines Galgens, lieh seiner Flucht Flügel, und kaum erlaubte er sich so viel Zeit um sich zu erfrischen, als bis er die Nachbarschaft der warmen Quellen erreicht hatte, wo die Ansiedelungen dünne, und die Gefahr unmittelbarer Verfolgung vorüber war. Hier traf er glücklicherweise mit einem Verbannten von Neu-Jersey, Namens Johnson, zusammen; dieser reiste zu Fuß westlich, und trieb ein einziges Packpferd vor sich, welches mit einigen Bedürfnissen beladen war. Bald wurden sie bekannt, erzählten beiderseitig ihre Abentheuer, und wurden einig zusammen zu reisen. Sie stürzten sich kühn in die Wildniß des Allegheny Gebirges, und lebten von Wildpret und etwas Weizenmehl, welches Johnson mit sich genommen; sie hielten nicht eher, als bis sie an einer kleinen Ansiedelung am Cheat Strom, einer Gabel des Monongahela, angekommen waren. Hier trennten sich die Freunde, und Kenton (welcher den Namen Butler angenommeu) verband sich mit einer kleinen Gesellschaft, von Johann Mahon und Jakob Great-

house angeführt, welche die Absicht hatte das Land zu erforschen. Sie erbauten schnell einen großen Kahn, und fuhren so weit stromunter bis zu der Province Ansiedelung. Hier wurde Kenton mit zwei jungen Abentheurern, Yager und Strader, bekannt; ersterer wurde von den Indianern als Kind genommen, und war manches Jahr in ihrer Stadt geblieben. Er berichtete Kenton, daß ein Land den Strom hinunter wäre, welches die Indianer Kan-tuck-ee nannten, und durchaus ein Elysium sei; daß nicht allein der Boden der reichste, die Pflanzenwelt die üppigste in der ganzen Welt, sondern daß die unermeßlichen Heerden Büffel und Elendthiere, welche im Großen durch die Wälder streichen, unglaublich erscheinen würde, welcher nie solchen Anblick gehabt habe; er setzte hinzu, daß es durchaus unbewohnt und offen für alle Diejenigen wäre, welche dort zu jagen wünschten, er selbst habe öfter die Indianer bei ihren großen Jadparthien durch das Land begleitet; und er sei gewiß, daß er nach demselben Boden kommen könne, wenn er willig sei die Wagniß zu unternehmen.

Kenton war mit dem Vorschlag einverstanden, und sprach gleich seine Bereitwilligkeit, ihn zu begleiten, aus. Ein Kanoe wurde schnell verschafft, und die drei jungen Männer vertrauten sich den Gewässern des Ohio an, um den reizenden Jagdgrund zu suchen, welchen Yager, während er ein Gefangener der Indianer war, in seiner Jugend besucht hatte. Yager hatte keine Idee von der richtigen Entfernung von der Province Ansiedelung. Er erinnerte sich nur, daß man über den Ohio gehen müsse, um dieses Land zu erreichen; und erklärte: daß, wenn sie einige Tage stromunter gesegelt sein würden, sie zu der Stelle kommen würden, wo die Indianer gewöhnlich den Strom überfuhren; er versicherte Kenton, daß es keine Schwierigkeit machen würde, denselben zu finden, weil seine Aussicht durchaus von andern Stellen in der Welt verschieden wäre, u. s. w., u. s. w.

Angefeuert durch Yagers glühende Beschreibung, und begierig dieses neuen Eldorado des Westens, ruderten die jungen Männer, für mehrere Tage sehr stark; zuversichtlich erwartend, daß jede Krümmung des Stroms sie in das versprochene Land führen würde. Allein, es wollte kein solches Land erscheinen; am Ende wurden Kenton und Strader immer mehr zweifelhaft, ob ein solches Land bestehe. Sie verspotteten Yager freigebig über diesen Gegenstand, welcher noch immer behauptete, daß sie bald die Bestätigung von allem was er gesagt habe, bezeugen könnten. Nachdem sie jedoch so weit hinunter gefahren waren, bis sie zu der Stelle kamen, wo jetzt Manchester steht, und nichts gesehen hatten was Yagers Land gleich kam, so hielten sie eine Berathung; in dieser wurde entschieden, daß sie zurückkehren und das Land besser besichtigen wollten,— Yager noch immer darauf bestehend, daß sie es in der Nacht passirt sein müßten. Sie machten sich auf den Rückweg, und erforschten das Land mit Erfolg, um Salt Lick, Little und Big Sandy und Guyandotte. Nachdem sie endlich des Forschens, nach etwas das nicht da war, überdrüssig waren, so verwendeten sie ihre Auf-

merksamkeit durchaus auf die Jagd und den Fang; und blieben beinahe zwei Jahre bei dieser angenehmen und gewinnreichen Beschäftigung, an der großen Kenawha. Sie wechselten Kleider für ihre Felle, von den Handelsleuten von Fort Pitt, und der Wald versah sie überflüssig mit Wildprett zu ihrer Nahrung.

Wie sie nun nach den Mühen des Tages, im März 1773, in ihrem Zelte ausruhten, wurden sie plötzlich von einer Parthie Indianer angegriffen. Strader wurde durch die ersten Schüsse getödtet, und Kenton und Yager bewirkten mit der größten Schwierigkeit ihre Flucht, wurden aber genöthigt ihre Flinten, Decken und Lebensmittel aufzugeben, und sich der Wildniß anzuvertrauen, ohne Mittel sich vor der Kälte zu schützen, noch sich einen Bissen Nahrung zu verschaffen, ja sich nur ein Feuer zu machen. Sie waren weit von der Ansiedelung eines Weißen weggezogen, und hatten keine andere Aussicht, als entweder vor Hunger umzukommen, oder ein Opfer der Wuth solcher Indianer zu fallen, welche gelegentlich mit ihnen zusammentreffen möchten. Nachdem sie jedoch überlegten, daß es nie zu spät für den Menschen wäre, gänzlich verloren zu sein, beschloßen sie durch den Wald nach dem Ohio zu gehen, und die Glücksfälle anzunehmen, wie sie ihnen der Himmel zusenden würde.

Ihren Weg nach der Rinde der Bäume richtend, drangen sie in einer geraden Richtung nach dem Ohio vor; und stillten während den zwei ersten Tagen die Qualen des Hungers durch Kauen solcher Wurzeln, welche sie an ihrem Wege fanden. Am dritten Tage nahm ihre Kraft ab, und der scharfen Eßlust, welche sie zuerst gepeinigt hatte, folgte ein Eckel mit Schwindel begleitet, welches die Abnahme der Kräfte bewirkte, und sie fast zur Verzweiflung brachte. Den vierten Tag warfen sie sich öfters zu Boden, um die Ankunft des Todes zu erwarten — und eben so oft wurden sie durch die instinktmäßige Liebe zum Leben angetrieben aufzustehen, und ihre Reise zu verfolgen. Sie waren aber gänzlich erschöpft am sechsten Tage, und nur im Stande, in Zwischenräumen voranzukriechen. Auf diese Art kamen sie ungefähr eine Meile weit des Tages, und es gelang ihnen gegen Sonnenuntergang, die Ufer des Ohio zu erreichen. Hier trafen sie, zu ihrer unaussprechlichen Freude, eine Parthie Handelsleute; von welchen sie einen erquickenden Vorrath von Lebensmitteln erhielten.

Die Handelsleute waren so erschrocken bei der Vorstellung einer solchen Gefahr blosgestellt zu sein, wie dieser, welcher Kenton und Yager eben entgangen waren, so daß sie keine Zeit verloren, sich von solcher gefährlichen Nachbarschaft wegzuziehen, und gingen sogleich wieder nach der Mündung der Little Kenawha zurück, wo sie mit Dr. Briscoe, welcher an der Spitze einer andern Untersuchungspartbie stand, zusammen trafen. Von diesem erlangte Kenton eine Büchse und etwas Ammunition, und stürzte sich aufs Neue ganz allein in den Wald, und jagte mit Erfolg, bis der Sommer von '73 sehr vorgeschritten war. Dann nach der Little Kenawha zurückkehrend, fand er eine Parthie von 14 Männern unter Anführung des Dr. Wood und Hancock Lee, welche den Ohio mit der Absicht her-

untergekommen, sich mit Capt. Bullitt zu vereinigen, welcher wie man glaubte, mit einer starken Parthie an der Mündung des Scioto wäre. Kenton vereinigte sich sogleich mit ihnen, und sie fuhren in Kanoes soweit als bis zu den drei Inseln hinunter, oftmals landend und das Land an beiden Seiten untersuchend. Bei den drei Inseln wurden sie durch die Ankunft einer großen Anzahl Indianer beunruhigt; durch diese wurden sie genöthigt ihre Kanoes aufzugeben, und sich schräg durch die Wildniß nach Greenbriar Caunty, in Virginien, zu schlagen. Sie litten sehr auf dieser Reise durch Ermüdung und Hunger, und wurden sogar einmal (ungeachtet der gefährlichen Lage, worin sie sich befanden) gezwungen vierzehn Tage stille zu liegen, und auf Dr. Wood zu warten, welcher das Unglück hatte, von einer Kupferschlange gebissen zu werden, und dadurch unfähig war, während dieser Zeit weiter zu kommen. Nachdem sie die Ansiedelungen erreicht hatten, trennte sich diese Parthie.

Kenton, nicht wünschend sich nach Virginien zu wagen (da er noch nichts von der Herstellung Leitchmans gehört hatte), baute sich am Ufer der Monongahela ein Kanoe, und ging nach der Mündung der großen Kenawha zurück, jagte mit Erfolg bis zum Frühjahr '74, wo alsdann Krieg mit den Indianern und den Colonien ausbrach; welcher, großentheils durch die Ermordung der Familie des berühmten Indianerhäuptlings Logan herbeigeführt wurde. Kenton war nicht in der großen Schlacht bei der Mündung der Kenawha, sondern diente während des ganzen Feldzuges als Spion; in dem Laufe desselben durchreiste er das Land um Fort Pitt und einen großen Theil des gegenwärtigen Staates Ohio.

Wie Dunmore's Macht entlassen war, beschloß Kenton, in Begleitung zweier Andern, einen zweiten Versuch, um die reichen Länder, welche den Ohio begrenzen, und von welchen Yager so viel gesprochen, zu entdecken. Nachdem sie ein Kanoe gebaut, und sich hinlänglich mit Ammunition versehen hatten, fuhren sie stromabwärts bis zur Mündung der Big Bone Creek, an welcher die berühmte Licke gleiches Namens liegt. Hier stiegen sie ans Land, und durchsuchten das Land mehrere Tage lang, allein das Land nicht so findend wie sie erwartet hatten, fuhren sie wieder den Strom hinauf bis zur Mündung der Cabin Creek, einige Meilen oberhalb Maysville.

Von hier gingen sie ab mit dem Entschluß das Land sehr sorgfältig zu untersuchen, bis sie ein Land fänden, welches dem von Yager beschriebenen nur in etwas entspräche. Sie erreichten in kurzer Zeit Mayslick, und zum ersten Male waren sie über die ungewöhnliche Schönheit des Landes und der Fruchtbarkeit des Bodens in Erstaunen versetzt. Hier trafen sie auf eine große Büffelspur, welche sie in einigen Stunden zu der niedern Blue Lick brachte. Die Fläche an beiden Ufern war mit ungeheuern Büffelheerden bedeckt, welche des Salzes wegen aus dem Innern heruntergekommen waren, und eine Anzahl Elendthiere wurden auf den nackten Hügeln, welche die Quellen umgeben gesehen. Ihr großer Zweck war nun erreicht. Sie hatten ein Land entdeckt, welches das reichste war, was sie je

gesehen hatten, und des Wildpretts schien solch ein Ueberfluß zu sein, als des Grases auf der Fläche.

Nachdem sie einige Tage bei der Licke zugebracht, und eine bedeutende Menge Hirsche und Büffel getödtet hatten, gingen sie über die Licking, und gingen durch die jetzigen Caunties Scott, Fayette, Woodford, Clarke, Montgomery und Bath, hier trafen sie eine andere Büffelspur, welche sie nach den obern Blue Licks führte, wo sie wieder Elendthiere und Büffel in bedeutender Anzahl bemerkten. Höchst zufrieden mit dem Erfolg ihres Zugs, gingen sie schnell wieder zu ihrem Kanoe, und fuhren nach Green Bottom den Strom aufwärts, wo sie ihre Häute, etwas Ammunition und einige Hacken gelassen hatten, letztere verschafften sie sich zu Kenawha, in der Absicht den reichen Boden, welchen sie zu finden hofften, anzubauen.

Sie kehrten so schnell als möglich zurück, und bauten sich eine Hütte auf der Stelle, wo jetzt die Stadt Waschington steht; nachdem sie einen Acker Land in der Mitte eines großen Rohrdichts urbar gemacht, bepflanzten sie dasselbe mit indianischem Korn. Wie sie eines Tages in verschiedenen Richtungen durch das Land strichen, begegneten sie zweien weißen Männern, nahe bei den niedern Blue Licks, welche ihre Flinten, Decken und Ammunition verloren hatten, und wegen Lebensmitteln und den Mitteln sich aus der Wildniß heraus zu wickeln, sehr verlegen waren. Sie sagten, ihre Namen seien Fitzpatrick und Hendricks, daß, wie sie den Ohio abwärts fuhren, ihr Kanoe durch einen Windstoß plötzlich umgeworfen worden sei, und sie genöthigt waren nach dem Lande zu schwimmen, ohne im Stande zu sein etwas von ihren Sachen zu retten; sie wären so weit durch die Wälder gewandert, um durch das Land zu dringen, und zu den obern Ansiedelungen zu kommen, allein sie müßten unfehlbar umkommen, wenn sie sich nicht mit Flinten und Ammunition versehen könnten. Kenton sagte ihnen von der kleinen Ansiedelung, welche er zu Waschington angefangen habe, und lud sie ein, sich mit ihm zu vereinigen, und das Glück, welches die Vorsehung ihnen zugedacht, zu theilen. Hendricks war willig zu bleiben, allein Fitzpatrick, welcher es von Herzen müde in den Wäldern war, bestand darauf nach dem Monongahela zurückzukehren. Kenton und seine beiden Freunde begleiteten Fitzpatrick zu "dem Punkt," wie es damals genannt wurde, welches die Stelle ist wo jetzt Maysville steht; nachdem sie ihm eine Flinte, u. s. w. gegeben hatten, standen sie ihm bei, daß er über den Strom kam, und nahmen an der andern Seite Abschied von ihm.

Während der Zeit wurde Hendricks zu Blue Licks ohne Flinte zurückgelassen; doch hatte er hinreichend Lebensmittel, bis die Partie vom Strom zurückkam. So bald Fitzpatrick fort war, eilten Kenton und seine Freunde nach der Licke zurückzukommen, keinen Augenblick bezweifelnd, daß sie Hendricks im Lager finden würden, wie sie ihn verlassen hatten. Wie sie auf den Platz kamen, wo ihre Hütte gestanden, fanden sie, daß dieselbe fort war, und rund herum deutliche Zeichen der Gewalt. Verschiedene Kugellöcher waren in den Stangen, von welchen sie erbaut war, gesehen; und verschie-

dene Gegenstände, welche Hendricks gehörten, waren auf eine so nachlässige Art herumgeworfen, um den Glauben zu rechtfertigen, daß es nicht von ihm gethan sei. Etwas entfernt vom Lager in einer kleinen Kluft, bemerkten sie einen Rauch, als von einem Feuer, welches eben beginnt zu brennen. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß Hendricks in die Hände der Indianer gefallen, und da sie glaubten, daß eine Parthie derselben um das Feuer, welches eben anfing zu brennen, sich versammelt hätten, so nahmen sie Fersengeld, und flohen schneller und weiter, als wahre Tapferkeit sie berechtigte. Sie blieben etwas entfernt bis zum Abend des nächsten Tages, wo sie sich vorsichtig nach dem Lager zurückwagten. Das Feuer brannte noch, jedoch schwach, nachdem sie den angrenzenden Platz sorgfältig erforscht hatten, wagten sie endlich der Stelle sich zu nähern, und sahen hier den Schädel und die Gebeine ihres unglücklichen Freundes. Es war deutlich, daß er von einer Parthie Indianer zu Tode gebraten wurde, und mußte noch leben wie Kenton und seine Gefährten den vorhergehenden Tag herankamen. Es war ein Gegenstand der tiefsten Reue für diese kleine Parthie, daß sie nicht genauer die Stelle erkundschaftet hatten, da es wahrscheinlich war, daß ihr Freund noch hätte gerettet werden können. Die Anzahl der Indianer konnte klein sein, und ein lebhafter unerwarteter Angriff möchte sie zerstreut haben. Reue war jedoch nun zu spät, und traurig richteten sie ihre Schritte nun nach dem Lager zu Waschington; die Ungewißheit ihres eigenen Zustandes und die Gefahr, welcher sie jede Stunde von den zahllosen Banden feindseliger Indianer ausgesetzt, überdenkend; da der Feind rund um sie her in jeder Richtung auf Raub ausging.

Sie blieben zu Waschington durchaus ungestört bis zum September, wo sie als sie die Licke besuchten, einen weißen Mann sahen, welcher ihnen sagte, daß das Innere des Landes schon im Besitz der Weißen wäre, und daß eine blühende Ansiedelung zu Boonsborough wäre. Höchst vergnügt bei dieser Nachricht, und besorgt noch einmal sich der Gesellschaft von Menschen zu erfreuen, brachen sie ihr Lager zu Waschington auf, und besuchten die verschiedenen Standposten, welche sich im Lande gebildet hatten. Kenton erduldete zwei Belagerungen in Boonsborough, und diente als Spion, mit gleicher Vorsicht und Erfolg, bis zum Sommer '78; als Boone, von der Gefangenschaft zurückkommend, wie bereits bemerkt, einen Zug gegen das kleine Indianerdorf zu Paint Creek unternahm. Kenton diente als Spion bei diesem Zug, und nachdem sie den Ohio überschritten, war er etwas vor den Uebrigen voraus, als er plötzlich durch ein lautes Lachen aus dem angrenzenden Dickicht erschreckt wurde, in welches er gesonnen war einzudringen. Er hielt augenblicklich und nahm seinen Stand hinter einem Baum, und wartete ängstlich auf eine Wiederholung des Geräusches. Wenige Minuten nachher näherten sich zwei Indianer der Stelle wo er war, beide saßen auf einem kleinen Pferdchen, plauderten und lachten in guter Laune. Nachdem er ihnen erlaubt hatte bis auf Schußweite nahe zu kommen, erhob er seine Flinte, und auf die Brust des Vordersten

zielend, schoß er los. Beide Indianer fielen — einer war todt, der andere schwer verwundet. Ihr erschrockenes Pferdchen galoppirte in das Rohr zurück, bei den Uebrigen der Parthie Alarm erweckend, welche in einiger Entfernung im Nachzug waren. Kenton lief gleich hin um den Todten zu scalpiren, und dessen Gefährten mit dem Tomahawk niederzumachen, wie es bei der westlichen Kriegführung Gebrauch war; allein, als er bald die Anstrengungen des Verwundeten, welcher nicht geneigt schien sich der Operation so schnell zu unterwerfen, zu Ende gebracht, wurde seine Aufmerksamkeit auf ein Rasseln im Rohr zu seiner Rechten gerichtet; und sich schnell nach dieser Richtung hindrehend, sah er zwei Indianer, ungefähr zwanzig Schritte von ihm entfernt, seine Person vorsichtig zum Ziel nehmen. Einem schnellen Sprung auf die Seite, folgte der Blitz und Knall ihrer Büchsen—die Kugeln pfiffen dicht neben seinen Ohren, und verursachten, daß er unfreiwillig seinen Kopf niederbückte, allein er bekam keine Verletzung. Da ihm eine solche heiße Nachbarschaft nicht gefiel, und mit der Anzahl unbekannt, welche vermuthlich noch hinter denselben waren; verlor er keine Zeit sich den Schutz des Waldes zu verschaffen, und ließ den Todten unscalpirt, und den Verwundeten der Sorgfalt seiner Freunde. Kaum war er fort, als ein Dutzend Indianer an dem Rande des Rohrdickichts ihre Erscheinung machten, und geneigt schienen ihn mit mehr Kraft zu drängen, als sich mit der Sicherheit seiner gegenwärtigen Lage vertrug. Seine Befürchtungen wurden sogleich durch die Erscheinung Boones und seiner Parthie gehoben, welcher mit einer Schnelligkeit herankam, als es die schuldige Achtung des Schutzes ihrer Personen erlaubte, er eröffnete ein lebhaftes Feuer auf die Indianer, sie schnell nöthigend den Schutz des Rohrdickichts wieder zu gewinnen, sie hatten mehrere Verwundete, welche sie wie gewöhnlich forttrugen. Der todte Indianer, wurde in der Eile des Rückzugs, aufgegeben; und Kenton hatte endlich das Vergnügen den Scalp zu nehmen.

Boone, wie schon bereits bemerkt, ging sogleich wieder nach Boonsborough zurück, allein Kenton und sein Freund Montgomery beschlossen, allein nach der Indianerstadt fortzuschreiten, um zum wenigsten etwas Ersatz für die Mühseligkeiten ihrer Reise zu erlangen. Wie sie sich dem Städchen mit dem vorsichtigen und verstohlenen Schritt einer Katze oder Panthers näherten, nahmen sie ihren Standpunkt auf dem Rand des Welschkornfeldes, hoffend, daß die Indianer eintreten würden um Aehren zum rösten zu holen. Sie blieben hier den ganzen Tag, aber sahen keinen einzigen Indianer, und hörten blos die Stimmen einiger Kinder, welche nahe bei ihnen spielten. In der Hoffnung einen Schuß zu thun getäuscht, betraten sie die Stadt bei Nacht, und stahlen vier gute Pferde, machten einen schnellen Nachtmarsch nach dem Ohio, welchen sie in Sicherheit überschritten, und am zweiten Tage nachher Logans Fort mit ihrer Beute erreichten.

Kaum war er zurückgekommen, als Col. Bowman ihm befahl, mit seinem Freund Montgomery und einem andern jungen Manne,

Namens Clark, einen geheimen Zug gegen eine Indianerstadt an dem kleinen Miami zu machen, gegen welche der Colonel einen Feldzug überlegt hatte, und von deren genauen Beschaffenheit er gewisse Nachricht zu haben wünschte. Gleich gingen sie aus, dem Befehle gehorsam, und erreichten die Nachbarschaft der Stadt ohne bemerkt worden zu sein. Sie untersuchten sie sehr aufmerksam, und gingen während der Nacht rund um die Häuser, mit gänzlicher Ungestraftheit. So weit war alles gut—und wären sie mit der schuldigen Befolgung des Befehls zufrieden gewesen, so würden sie die Trübsal, welche sie erwartete, vermieden haben. Allein, sie stießen bei ihrem nächtlichen Spaziergange auf einen Stall, wo sich eine Anzahl Indianer Pferde befanden. Dieser Versuchung war nicht zu widerstehen. Jeder erstieg ein Pferd, doch waren sie damit nicht zufrieden, da sie es nicht über das Herz bringen konnten ein einziges Pferd zurückzulassen, und da einige Pferde abgeneigt schienen ihre Herren zu wechseln, so wurde diese Angelegenheit mit so viel Lärm betrieben, daß sie endlich entdeckt wurden. Das Geschrei, die Langmesser stehlen unsere Pferde vor der Thüre unserer Wigwams, wurde auf einmal durch die Stadt gehört, und Alt und Jung, Weiber, Buben und Krieger, alle kamen mit lautem Geschrei heraus, um ihr Eigenthum vor diesen gierigen Verderbern zu sichern. Kenton und seine Freunde bemerkten bald, daß sie zu weit gegangen, und sie für ihr Leben reiten müßten; trotz dem daß sie es auf den höchsten Punkt getrieben, konnten sie es nicht über sich erlangen, daß sie ein einziges Pferd, welches sie gehalftert hatten, zurückließen; und während zwei von ihnen voraufritten und führten ich weiß nicht wie viel Pferde, machte der Dritte den Nachtrab, und seine Peitsche zur Rechten und Linken brausend erlaubte er nicht daß ein einziges zurück blieb. Auf diese Art trieben sie wüthend durch die Wälder, das Geschrei und den Aufruhr hinter sich, als ihr Lauf plötzlich durch einen Sumpf angehalten wurde. Hier mußten sie unvermeidlich einige Augenblicke stille halten, und horchten sehr aufmerksam. Da sie nichts von Verfolgung hörten, setzten sie ihren Weg fort; nachdem sie an der Grenze des Sumpfes eine Strecke in der vergeblichen Hoffnung ihn durchschreiten zu können, fortgegangen; wendeten sie sich und nahmen die gerade Richtung nach dem Ohio. Sie ritten die ganze Nacht durch, ohne sich einen Augenblick auszuruhen; gegen Tagesanbruch hielten sie einen Augenblick, dann setzten sie ihre Reise den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht fort; und erreichten bei dieser ungewöhnlichen Unternehmung, am Morgen des zweiten Tages das nördliche Ufer des Ohio. Ueber den Strom setzen machte ihre Sicherheit nun gewiß, allein dies zu versuchen war wahrscheinlich ein schwieriges Unternehmen; und die standhafte Verfolgung, welche sie zu erwarten Ursache hatten, machte es nothwendig, so wenig Zeit als nur möglich zu verlieren. Der Wind war stark und der Strom rauh und ungestümm. Es wurde beschlossen, daß Kenton mit den Pferden den Strom durchschwimmen solle, während Clark und Montgomery ein Floß bauen sollten, um ihre Flinten, Gepäck und Ammunition hinüber zu bringen. Die nöthi-

gen Vorbereitungen waren bald gemacht, und Kenton, nachdem er die Pferde in den Strom gezwungen, sprang selbst hinein und schwamm neben ihnen. In wenig Minuten überwältigten ihn die hohen Wellen und drückten ihn beträchtlich unter die Pferde, welchen der Strom noch kraftvoller entgegenarbeitete als ihm. Daher wurden die Pferde sich selbst überlassen, welche sich nun herumdrehten und nach dem Ufer schwammen, wohin Kenton genöthigt war ihnen zu folgen. Nochmals zwang er sie in's Wasser, und wieder schwammen sie zurück, bis daß Kenton bei den wiederholten Versuchen so ermüdet wurde, daß er nicht mehr schwimmen konnte. Sie beratheten sich nun über die Frage, "was zu thun sei?" Daß die Indianer sie verfolgen würden, war gewiß—daß die Pferde eben so wenig den Strom durchschwimmen wollten, als konnten, war gleichfalls gewiß. Sollten sie ihre Pferde aufgeben und auf dem Floß über den Strom machen, oder mit ihren Pferden bleiben, und annehmen was der Himmel ihnen senden würde? Das Letztere wurde einmüthig angenommen. Tod oder Gefangenschaft konnte erduldet werden—doch eine so schöne Anzahl Pferde zu verlieren, nachdem man sich so hart für sie angestrengt habe; daran war keinen Augenblick zu denken.

Sobald beschlossen war, daß sie und die Pferde dasselbe Schicksal theilen wollten, so wurde es nothwendig, einen Plan zu entwerfen, welcher sie retten könnte. Sollten sie den Strom auf oder unter gehen, oder bleiben, wo sie waren? Das Letztere wurde angenommen. Sie hielten dafür, daß sich der Wind bei Sonnenuntergang legen, und der Strom hinreichend ruhig werden würde um ihren Uebergang zuzulassen; und da es wahrscheinlich war, daß die Indianer ihnen vor Nacht nahe kommen würden, so wurde beschlossen, die Pferde in einer nahegelegenen Kluft zu verbergen, während sie ihren Stand im angrenzenden Walde nehmen wollten. Ein schlechterer Plan konnte nicht angenommen werden. Wenn sie sich nicht entschließen konnten die Pferde aufzuopfern, um ihr eigenes Leben zu sichern, so sollten sie entweder den Strom hinauf oder hinunter gegangen sein, dieses würde die Entfernung von den Indianern ihnen erhalten haben, welche die Schnelligkeit ihrer Bewegung ihnen genommen hatte. Die Indianer würden ihrer Spur gefolgt sein, und da sie 24 Stunden Weges hinter ihnen zurück waren, so hätten sie sie nie überholt. Allein, diese deutliche Ueberlegung hintansetzend, waren sie so einfältig sich bis Sonnenuntergang niederzusetzen, erwartend, daß der Strom ruhig werden würde. Der Tag verging ihnen in Ruhe, allein in der Nacht wurde der Wind stärker als je, und das Wasser wurde so rauh, daß sogar ihr Floß kaum im Stande gewesen wäre über den Strom zu kommen. Jetzt sollte kein Augenblick mehr verloren gegangen sein, sich von diesem gefahrvollen Posten zu entfernen; allein, wie gänzlich des Verstandes beraubt, blieben sie wo sie waren, bis gegen Morgen—so 24 Stunden kostbarer Zeit, in gänzlichem Müssiggang verschwendend. Gegen Morgen legte sich der Wind, und der Strom wurde ruhig — allein es war nun zu spät. Ihre Pferde die Schwierigkeit des Weges am

vorhergehenden Tage bedenkend, waren eben so hartnäckig und unbändig wie ihre Herren, und waren nicht ins Wasser zu bringen. Jeder Versuch sie hinein zu bringen wurde unzureichend gefunden; ihre Herren beschlossen nun zu thun, was sie gleich gethan haben sollten. Jeder beschloß ein Pferd zu besteigen, und so gut als möglich seinen Weg stromunter nach Louisville zu machen. Wenn dieser Entschluß, obschon spät angenommen, entschieden ausgeführt worden wäre, so wäre wahrscheinlich die Partbie gerettet, allein, nachdem sie aufgestiegen, gingen sie, anstatt den Platz gleich zu verlassen, auf ihrer eigenen Spur zurück, um die übrigen Pferde, welche sich bei dem letzten Versuch sie ins Wasser zu treiben losgerissen hatten, wieder in ihren Besitz zu bekommen. Sie ermüdeten ihr gutes Glück, und wurden Opfer ihrer Liebe zu Pferdefleisch. Sie waren kaum hundert Schritte geritten, (Kenton in der Mitte, die andern auf der Seite, mit einem Zwischenraum von hundert Schritten zwischen ihnen) als Kenton ein lautes Halloh hörte, welches unstreitig von der Stelle kam, welche sie eben verlassen hatten. Anstatt sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen und sich auf die Schnelle seines Pferdes und des dichten Waldes für seine Sicherheit zu verlassen, vollbrachte er den letzten Akt seiner Unbedachtsamkeit; er stieg ab und ging gemächlich seinen Verfolgern entgegen, welches denselben viele Mühe ersparte. In Kurzem sahe er drei Indianer und einen weißen Mann, welche gut beritten waren. Da er wünschte, seinen Gefährten ein Lärmzeichen zu geben, erhob er seine Büchse, nahm ein festes Ziel nach der Brust des vordersten Indianers, und drückte los. Seine Büchse war jedoch auf dem Floße naß geworden, und versagte. Der Feind wurde sogleich in Bewegung gesetzt, und stürzte sich auf ihn. Nun endlich, wo Flucht keinen Vortheil mehr bringen konnte, gab Kenton Fersengeld, und wurde von vier Reitern in voller Eile verfolgt. Er richtete seine Schritte nach dem dichtesten Theile des Waldes, wo sich viel gefallenes Holz und viel üppig bewachsenes Buschwerk befand; jetzt glaubte er habe es ihm geglückt den Feind zu hintergehen; als, gerade wie er das gefallene Holz verlassen wollte, ein Indianer zu Pferde im Galopp um die Ecke des Waldes kam, und sich ihm so schnell näherte, daß Flucht unnütz war. Der Reiter kam heran, seine Hand hinhaltend und rief in einem Tone der Zuneigung: "B r u d e r! B r u d e r!" Kenton bemerkte, daß wenn seine Flinte losginge, er ihn nach Herzenslust b e b r u d e r n wolle; da er aber gänzlich unbewaffnet, so rief er, daß er sich übergeben würde, wenn sie ihm das Leben schenken und ihn gut behandeln wollten. Versprechungen waren dem Indianer wohlfeil, und er gab sie mit Dutzenden, fortfahrend sich mit ausgestreckten Händen und verzerrtem Grinsen auf seinen Gesichtszügen, welches für ein Lächeln der Höflichkeit gelten sollte, zu nähern. Er ergriff Kentons Hand und drückte sie mit Gewalt. Kenton, welchem die Weise seines Besiegers nicht gefiel, erhob seine Flinte um ihn niederzuschlagen, als ein Indianer, welcher ihm auf den Fersen durch das Gebüsch gefolgt war, gleich auf den Rücken sprang und seine Arme an die Seiten

fesselte. Derjenige, welcher ihm sich zuletzt genähert hatte, ergriff ihn bei den Haaren schüttelte ihn bis ihm die Zähne klapperten; wie die Uebrigen der Parthie herankamen, fielen sie alle mit ihren Zungen und Ladstöcken über ihn her, bis sie dachten, daß sie ihn zu Tode schelten oder schlagen würden. Sie waren die Eigenthümer der Pferde, welche er weggenommen hatte, und nahmen nun volle Rache für den Verlust ihres Eigenthums. Bei jedem Schlag mit den Ladstöcken auf seinen Kopf (und deren waren nicht wenige noch gelinde) wiederholten sie in einem Tone voller Unwillen: "stehle Indianer-Pferd! hei!"

Ihre Aufmerksamkeit wurde jedoch bald auf Montgomery gerichtet, welcher den Lärm bei Kentons Gefangennehmung gehört hatte, dieser beeilte sich seinem Freunde großmüthig beizustehen; während Clark sehr bedachtsam auf seine Sicherheit Rücksicht nehmend Fersengeld gab, seinem unglücklichen Gefährten sich selbst zu helfen überlassend. Montgomery hielt auf Schußweite, und schien mit der Pfanne seiner Flinte beschäftigt, als wenn er sich zu schießen vorbereite. Augenblicklich sprengten zwei Indianer fort ihn zu verfolgen, während die Uebrigen auf Kenton Acht gaben. Wenige Minuten nachher hörte Kenton zwei Schüsse schnell hintereinander, welche mit einem Halloh begleitet wurden, und das Schicksal seines Freundes anzeigte. Die Indianer kehrten schnell zurück, den blutigen Scalp Montgomery's schwenkend, wobei sie Blicke und Geberden machten, die ihm mit einem ähnlichen Schicksal drohten. Sie fingen jetzt an sich ihren Gefangenen zu versichern. Zum ersten nöthigten sie ihn sich auf den Rücken zu legen und seine Arme zur vollen Länge auszustrecken. Sie legten einen starken Stock über seine Brust und befestigten die äussern Ende desselben mit Riemen von Büffelhäuten an seine Handgelenke. Dann trieben sie nahe bei seinen Füßen Pfähle in die Erde, welche sie eben so befestigten. Ein Halfter wurde um seinen Hals befestigt und an einen jungen Baum, welcher nahe beistand, gebunden; und endlich wurde ein starker Strick unter seinem Körper hergezogen, an den Stock, welcher quer über seiner Brust lag, festgebunden, und um die Ellenbogen gewickelt, auf solche Art, daß sie an den Stock mit schmerzvoller Art gefesselt waren, welches ihn buchstäblich unfähig machte, auch nur auf die geringste Art seine Hand, Fuß oder Kopf zu bewegen.

Während der ganzen ernsten Verrichtung, waren weder ihre Zungen noch Hände müssig, sie schlugen ihn von Zeit zu Zeit mit großer Aufrichtigkeit, bis seine Ohren klangen, und schimpften ihn einen Dieb!—einen Pferdestehler!—einen Schurken!—und endlich einen verd—— weißen Mann. Hier muß ich bemerken, daß die westlichen Indianer einen guten Theil englischer Worte aufgefangen, besonders unsere Schwüre, welche sie, von dem häufigen Gebrauch welchen unsere Jäger und Handelsleute davon machten, wahrscheinlich für die Wurzel und Grundlage der englischen Sprache hielten. Kenton mußte die ganze Nacht in dieser schmerzlichen Lage zubringen, während er auf einen gewissen Tod und wahrscheinlich auf Marter, sobald sie ihre Dörfer erreichen würden, hinsehen mußte. Ih-

re Wuth schien eher zu als abzunehmen, und gegen Morgen stellte es sich auf einmal auf eine sowohl possierliche als grausame Art dar. Unter den Pferden, welche Kenton genommen, und welche ihre ursprünglichen Eigenthümer jetzt wieder erlangt hatten, war ein schönes aber wildes noch nicht gebrochenes Füllen, welchem Mähnen und Schwanz noch unbeschnitten waren. Auf dieses wurde Kenton ohne Sattel und Zaum gesetzt, seine Hände waren ihm auf den Rücken, und die Füße unter des Pferdes Bauch zusammengebunden; das Land war rauh und buschigt, und Kenton hatte keine Mittel sein Gesicht vor den Brombeersträuchen zu bewahren, qurch welche das Füllen springen würde, wie man erwartete. Sobald der Reiter gehörig auf den Rücken des Füllen gebunden war, so wurde es plötzlich losgelassen und ihm ein Peitschenhieb gegeben; nachdem es einige Seiten- und Bockssprünge zum größten Unglück seines Reiters gemacht; worüber die Indianer großes Vergnügen hatten, schien es Mitleid mit seinem Reiter zu haben, sprang in eine Linie mit den andern Pferden, vermied durchaus die Brombeersträuche, und ging ruhig fort. Auf diese Art ritt er den Tag über; allein während der Nacht, wurde er wieder wie früher fest gemacht.

Sie kamen am dritten Tage bis auf einige Meilen von Chillicothe; hier hielt die Parthie und schickte einen Boten sie von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, wie ich glaube, um ihnen Zeit zu geben, um sich auf seinen Empfang vorzubereiten. Es kam in kurzer Zeit Blackfisch einer ihrer Häuptlinge an, dieser sah Kenton mit einer furchtbaren Miene an, und donnerte in sehr gutem Englisch: "Ihr waret Pferde stehlen?" "Ja, mein Herr." "Hat euch Capt. Boone gesagt, daß ihr unsere Pferde stehlen solltet?" "Nein, Herr, ich that es aus mir selbst." Dies freie Bekenntniß war zu entrüstend, als daß es getragen werden konnte; Blackfisch gab keine Antwort, allein seine Hickory-Ruthe schwingend, welche er in der Hand hatte, gebrauchte er so munter auf Kentons nackten Rücken und Schultern, daß bald Blut kam, und heftige Schmerzen verursachte.

So wechselsweise geschlagen und gescholten, marschirte er zur Stadt. In der Entfernung einer Meile von Chillicothe, sah er jeden Bewohner der Stadt, Männer, Weiber und Kinder, herauslaufen um ihr Auge an dem Gefangenen zu weiden. Jeder, bis zum kleinsten Kinde herunter, erschien in einem Anfall von Wuth. Sie schrieen, sie kreischten, sie lärmten, sie schlugen die Hände zusammen, und überschütteten ihn mit einer solchen Fluth Schimpfreden, gegen welches alles, was er schon erhalten hatte, Milde und Höflichkeit gewesen war. Mit lautem Geschrei verlangten sie, daß er an den Pfahl gebunden werde. Diesem Wink wurde schnell willfahrt, ein Pfahl wurde schnell in den Boden geschlagen. Die Ueberbleibsel von Kentons Hemd und Hosen wurden von seinem Körper gerissen (die Weiber halfen mit großer Gewandtheit bei beiden Verrichtungen) und seine Hände, welche zusammen gebunden waren, wurden über sein Haupt gehoben und an die Spitze des Pfahls gebunden. Die ganze Parthie tanzte nun rund um ihn bis Mitternacht, während sie auf ihre gewöhnliche Art schrieen und kreischten,

hieben ihn mit Ruthen und schlugen ihn mit der flachen Hand. Er erwartete mit jedem Augenblick die Marter mit Feuer erdulden zu müssen, allein dies war für eine andere Zeit aufbewahrt. Sie wünschten das Vergnügen, ihn so viel als möglich zu quälen, zu verlängern; und nachdem sie ihm Veranlassung gegeben, die Bitterkeit des Todes vorzuempfinden, so befreiten sie ihn spät in der Nacht von seinem Pfahl und führten ihn zur Stadt.

Er sah früh des nächsten Morgens den Scalp Montgomerys auf einen Reif gestreckt und in der Luft trocknen, vor der Thüre eines ihrer vorzüglichsten Häuser. Er wurde schnell hinausgeführt um die Spießruthen zu laufen; es hatte sich eine Reihe von Buben, Weibern und Männern gebildet, welche den Raum einer Viertel Meile einnahmen. Auf dem Platze, wo der Lauf beginnen sollte, standen zwei grimmig aussehende Krieger mit Messern in ihren Händen, am Ende der Bahn stand ein Indianer, welcher die Trommel schlug, und einige Schritte hinter diesem war die Thüre des Rathhauses. Stöcke, Ruthen, Hackenstiele und Tomahawks wurden der ganzen Reihe nach geschwungen, die Vorstellung, was für eine Züchtigung sein nackter Körper während dem Laufe erhalten würde, verursachte, daß der Schweiß ihm unfreiwillig aus den Poren floß. Der Augenblick um den Lauf zu beginnen erschien — die große Trommel bei der Thüre des Rathhauses wurde geschlagen— und Kenton fing an zu laufen. Er vermied die Reihe seiner Feinde und sich nach Osten wendend, zog er die ganze Parthie in Verfolgung sich nach. Er wand sich mit großer Behendigkeit verschiedene Male hin und her, und da er endlich eine Oeffnung erblickte, lief er nach dem Rathhaus mit solcher Schnelligkeit, daß seine Verfolger weit zurück blieben. Einem oder zweien Indianern gelang es sich zwischen ihn und das Ziel zu werfen—und von diesen allein empfing er einige Streiche, allein er war viel weniger beschädigt, als er im Anfange sich möglich halten konnte.

Sobald der Lauf vorüber war, wurde eine Rathsversammlung gehalten, um zu beschließen, ob er auf dem Platze zu Tode gebrannt, oder zu den andern Städten gebracht und den andern Stämmen dargestellt werden solle. Die Schiedsrichter seines Schicksals saßen in einem Kreis auf dem Boden des Rathhauses, während der unselige Gefangene, nackend und gebunden, der Aufsicht einer Wache in freier Luft übergeben wurde. Die Berathschlagung währte fort, jeder Krieger saß stillschweigend, während eine große Kriegskeule rund im Kreise herumgereicht wurde. Diejenigen, welche gegen das Verbrennen des Gefangenen auf der Stelle waren, reichten die Keule stillschweigend dem nächsten Krieger, doch diejenigen, welche für das Verbrennen waren, schlugen mit der Keule heftig auf die Erde ehe sie sie abgaben. Ein Zähler war ernannt, um die Stimmen zu zählen; dieser Beamte berichtete schnell, daß die Gegenparthei überlegen sei: daß diese Execution für jetzt aufgeschoben werde; und daß man beschlossen habe, ihn nach einer Indianerstadt am Madestrom, Wauzhcotomoco genannt, zu bringen. Sein Schicksal wurde ihm durch einen abtrünnigen weißen Mann, welcher

als Dolmetscher gebraucht wurde, angekündigt. Kenton war über diese Entscheidung sehr erfreut — wurde aber natürlich besorgt zu wissen, was ihn in Waughcotomoco erwarte. Demzufolge frug er den weißen Mann, "was die Indianer mit ihm zu thun gedächten, wenn sie den angemerkten Platz erreicht hätten?" "Euch verbrennen! G—— verd—— euch!!!" war die wilde Erwiederung. Er frug keine weiteren Fragen, und der mürrische Dolmetscher ging fort.

Es wurden nun schleunig Vorbereitungen zu seiner Abreise gemacht, und es wurden sowohl zu seiner großen Freude als Erstaunen, seine Kleider zurückgegeben und ihm erlaubt ungebunden zu bleiben. Er war, Dank dem Winke des mürrischen Dolmetschers, vor seinem Schicksal, welches ihn erwartete, gewarnt, und heimlich beschloß er, wenn er es verhindern könnte, Waughcotomoco nie zu betreten. Ihre Straße ging durch einen ungeheuern Wald, welcher an Dickicht und Unterholz Ueberfluß hatte. Ungebunden, wie er war, war es nicht unmöglich den Händen seiner Begleiter zu entgehen; und wenn er nur einmal das Dickicht betreten habe, so dachte er, daß er im Stande sein würde, seine Verfolger zu hintergehen. Zum Schlimmsten konnte er nur wiedergenommen werden — das Feuer konnte nicht heißer brennen nach dem Versuche der Flucht, denn früher. Während ihrem ganzen Marsch war er zerstreut und stille—öfters über einen Versuch für die Freiheit nachdenkend, und eben so oft vor der Gefahr des Versuchs zurückschreckend.

Endlich wurde er durch das Abschießen der Gewehre der Indianer, und das schrille Scalpgeschrei, aus seiner Träumerei aufgeschreckt; der Ruf wurde bald erwiedert, und das tiefe Getöne einer Trommel wurde weit vor ihnen gehört, welches dem unseligen Gefangenen ankündigte, daß sie sich einer Indianerstadt näherten, wo ihn die Spießruthen gewiß, und vielleicht der Pfahl erwartete. Die Vorstellung, daß eine Wiederholung der fürchterlichen Scenen, welche er schon durchgemacht hatte, ihn erwarte, verbannte gänzlich alle Unschlüssigkeit, welche ihn früher zurückgehalten, und mit einem plötzlichen und furchsamen Schrei, sprang er ins Gebüsche, und floh mit der Schnelligkeit eines wilden Hirsches. Die Verfolgung begann augenblicklich und eifrig, einige zu Fuß andere zu Pferd; allein er floh für sein Leben — der Pfahl, das heiße Eisen und die brennenden Splitter waren vor seinen Augen; und er ließ bald den schnellsten Jäger, welcher ihn verfolgte, hinter sich. Blos an den Feind hinter sich denkend, vergaß er, daß auch wohl Feinde vor ihm sein könnten, und ehe er wußte was er that, stürzte er sich in die Mitte einer neuen Parthie Reiter, welche wegen dem Schießen aus der Stadt kamen, und unglücklicher Weise auf den armen Gefangenen stießen, welcher seinen letzten Versuch zur Flucht machte. Sein Herz sank auf einmal von der Begierde der Hoffnung zu dem Abgrund der Verzweiflung, er wurde auf das Neue mit einer Halfter gebunden und vor ihnen her zur Stadt, gleich einem Ochsen zum Schlachthaus getrieben.

Nachdem sie die Stadt (Pickaway) erreicht hatten, wurde er an

einen Pfahl nahe bei der Thüre des Rathhauses befestigt, und die Krieger versammelten sich nochmals zu berathen. In kurzer Zeit Zeit kamen sie wieder aus dem Rathhause, umringten ihn, und tanzten, schrieen u. s. w. einige Stunden, ihm nochmals den Vorschmack der Bitterkeit des Todes gebend. Am folgenden Morgen wurde die Reise fortgesetzt, allein die Indianer waren jetzt achtsamer geworden, und gaben keine Gelegenheit, nochmals den Versuch zur Flucht zu machen. Am zweiten Tage erreichten sie Waughcotomoco. Hier wurde er nochmals genöthigt Spießruthen zu laufen, durch welches er ernstlich beschädigt wurde; und gleich nach dieser Zeremonie wurde er in das Rathhaus gebracht, wo alle Krieger sich nochmals gesammelt hatten, um sein Schicksal zu entscheiden.

Still und traurig saß er auf dem Boden der Hütte, den Augenblick, wo man ihn an den Pfahl befestigen würde, erwartend, als die Thüre des Rathhauses geöffnet wurde und Simon Girty, Jakob Girty, Johann Ward und ein Indianer, mit einer Frau (Frau Maria Kennedy) als Gefangene, eintraten, auch hatten sie noch sieben Kinder und sieben Scalps bei sich. Augenblicklich wurde Kenton aus dem Rathhause gebracht; die Berathungen der Versammlung wurden bis zu einer späten Stunde verzögert, wegen der Ankunft der zuletzt genannten Partbie, welche den frischen Trupp Gefangene eingebracht hatte.

Endlich wurde er aufs Neue aufgefordert im Rathhaus zu erscheinen; hierdurch wurde er unterrichtet, daß sein Schicksal entschieden sei. Diesen Befehl als eine Einleitung für den Pfahl und das Feuer ansehend, (welches er wußte, daß dies für ihn bestimmt sei) gehorchte er demselben mit stiller Verzweiflung, welche nun die Stelle der brennenden Angst der letzten Tage eingenommen hatte. Er wurde beim Eintritt mit einer wilden, mürrischen Miene empfangen, welche, wenn er noch einen Funken Hoffnung hegte, denselben jetzt gänzlich löschte. Simon Girty warf eine Decke auf den Boden, und befahl ihm mit rauher Stimme sich darauf zu setzen. Da dieser Befehl nicht augenblicklich befolgt wurde, ergriff Girty ihn ungeduldig bei seinem Arm, brachte ihn mit einem Ruck auf die Decke, und zog ihn nieder; in einem rauhen und drohenden Tone befrug ihn nun Girty über den Zustand Kentuckys. "Wie viel Menschen sind in Kentucky?" "Es ist unmöglich diese Frage zu beantworten," erwiederte Kenton, "allein ich kann die Anzahl der Offiziere und ihren Rang angeben, — ihr könnt dann für euch selbst urtheilen." "Kennt ihr Wilhelm Stewart?" "Sehr gut, er ist ein alter und vertrauter Freund von mir." "Wie heißt ihr?" "Simon Butler." Nie hatte die Aussprache eines Namens einen mächtigern Erfolg. Girty und Kenton (welcher sich zu der Zeit Butler nannte) hatten zusammen als Spionen in Dunmores Feldzug gedient. Ersterer hatte damals die Gesellschaft der Weißen für die der Wilden noch nicht aufgegeben, und war für Kenton, während der kurzen Zeit ihres gemeinschaftlichen Dienstes sehr warm eingenommen. Sobald er den Namen hörte, wurde er heftig erschüttert; von seinem Sitz aufspringend, warf er seine Arme um

Kentons Hals, und umarmte ihn in heftiger Gemüthsbewegung; sich dann zu den versammelten Kriegern wendend, sprach er sie mit dem tiefen Ernste seines Tones in einer kurzen Rede an, und der Nachdruck seiner Gebärden schien beredt. Er unterrichtete sie, daß der Gefangene sein alter Gefährte und Busenfreund wäre, daß sie zusammen denselben Kriegspfad gewandelt, auf derselben Decke geschlafen und in derselben Wigwam gewohnt hätten; er ersuchte sie Nachsicht mit seinen Gefühlen zu haben—und ihm, als ihrem angenommenen Bruder, die Ansicht der Marter eines alten Freundes zu erlassen—und nicht das Leben eines weißen Mannes, eine so unbedeutende Gunst, der ernsten Verwendung eines Mannes abzuschlagen, welcher sich durch die treuen Dienste dreier Jahre erprobt habe, als ein Mann der ächt und eifrig sich zu der Sache der Indianer geschlagen.

Die Rede wurde mit ungestörter Ruhe angehört. Sobald er geendet hatte, äusserten einige Häuptlinge durch einen tiefen guttural Ausruf ihren Beifall, während andere, eben so schnell ihre Einwürfe für diesen Vorschlag bekannt machten. Sie behaupteten, daß sein Schicksal bereits in einer großen und feierlichen Rathsversammlung beschlossen, und daß sie gleich Weibern handeln würden, wenn sie ihre Meinung jeden Augenblick veränderten; sie zeigten auf die offenbaren Vergehen Kentons; daß er nicht allein ihre Pferde gestohlen, sondern auch seine Flinte auf einen ihrer jungen Männer habe abbrennen lassen; es wäre vergeblich zu hoffen, daß je ein so schlechter Mann von ganzem Herzen ein Indianer werden könne, wie Bruder Girty;—alle Kentuckier wären gleich und sehr schlechtes Volk, und sollten sobald sie gefangen würden, auf der Stelle getödtet werden,—und endlich bemerkten sie, daß viele ihres Volkes aus der Entfernung gekommen wären, blos um bei der Marter des Gefangenen zu helfen, und würdevoll malten sie die getäuschte Hoffnung und den Verdruß derselben, wenn sie hören würden, daß alle ihre Mühe für nichts gewesen wäre.

Girty hörte mit deutlicher Ungeduld den jungen Kriegern zu, welche so tüchtig gegen die Befreiung stritten,—sobald sie aber geendigt sprang er auf seine Füße, und drang mit großem Eifer auf die Erfüllung seiner Bitte. Kurz aber bündig wiederholte er seine eigenen Dienste, und die vielen und gewichtigen Beispiele seiner Treue, welche er gegeben. Er frug, ob man ihn der Partheilichkeit gegen Weiße beschuldigen könne? Wann hätte er Anspruch auf einen dieser gehaßten Art gemacht? Ob er nicht sieben Scalps von seinem letzten Zuge mitgebracht? und sieben weiße Gefangene diesen nämlichen Abend ihrem Gutdünken übergeben habe? Habe er den Wunsch, daß einer dieser Gefangenen errettet werden solle, ausgesprochen? Dieses sei seine erste, soll auch seine letzte Bitte sein; allein, wenn sie ihm abgeschlagen würde, welches nie der Verwendung eines ihrer natürlichen Häuptlinge abgeschlagen worden, so müsse er auf sich sehen als einen, welcher in ihren Augen entehrt und des Vertrauens unwürdig wäre. Welcher von ihren Kriegern war eifriger als er? Vor welchem Zug habe er sich je gefürchtet?

Welcher weiße Mann habe je seinen Rücken gesehen? und Welches Tomahawk war blutiger wie das seinige? Weiter wolle er nichts mehr sagen. Er bitte um die erste und letzte Gunst; als einen Beweis, daß sie seinen Eifer und Treue billigten, daß sie das Leben seines Busenfreundes fristen möchten. Neue Sprecher erhoben sich auf jeder Seite, und der Wortwechsel währte anderthalb Stunden, und wurde mit großer Hitze und Lebhaftigkeit geführt.

Man kann sich leicht die Gefühle Kentons während dieser Zeit vorstellen. Er konnte keine Sylbe von dem was gesprochen wurde verstehen; er sah, daß Girty mit großem Eifer sprach, und daß die Augen der Versammlung oftmals mit verschiedenem Ausdruck sich auf ihn richteten. Er fühlte sich befriedigt, daß sein Freund für sein Leben sprach, und sah aber auch daß derselbe den großen Widerstand von einem großen Theil des Rathes zu bekämpfen hatte. Endlich wurde die Kriegskeule herumgereicht und eine entscheidende Wahl genommen. Kenton bewachte den Fortgang mit Zittern,— welcher aber das entzückendste Vergnügen hervorbrachte, als er wahrnahm, daß diejenigen, welche den Boden schlugen, entschieden niedriger in Anzahl waren, als die, welche sie mit Stillschweigen herumreichten. Nachdem es ihm so in seiner wohlwollenden Absicht geglückt war, verlor Girty keine Zeit um seinen Freund zu erquicken, er führte ihn in seine eigene Hütte, und von seinem eigenen Vorrath gab er ihm ein Paar Moccasins und lange Gamaschen, Beinkleider, einen Hut, einen Rock, ein Halstuch und ein anderes Tuch für seinen Kopf.

Das Ganze dieser bemerkenswerthen Scene ist im höchsten Grade ehrenvoll für Girty, und ist ein schroffes Gegenstück seines sonstigen Betragens, nachdem er sich mit den Indianern vereinigt hatte. Kein Mann kann ganz abgehärtet sein, und keine Gemüthsart ist sich beständig gleich. Girty war von den Weißen sehr beleidigt, und da er wußte, daß sein Ueberlaufen zu den Indianern allgemein und heftig gemißbilligt, und daß er selbst von seinen Landsleuten mit Verabscheuung angesehen wurde,—so scheint es hatte ihn dieses noch wüthender gegen dieselben gemacht; mit einer solchen Wuth, welche mehr dem Anfall eines Tollhäuslers zu vergleichen ist, als der bedachtsamen Unmenschlichkeit einer von Natur grimmigen Gemüthsstimmung. Ungestümmer Verweis bessert nie, sondern treibt nur zu größerer Heftigkeit; dies ist die Ursache, warum Ueberläufer so viel wüthender sind denn natürliche Feinde. Für die Zeit von drei Wochen lebte Kenton in völliger Ruhe, Girty's Güte war gleichförmig und unermüdlich; er führte Kenton bei seiner Familie ein, und begleitete ihn zu den Wigwams der vornehmsten Häuptlinge, welche wie es schien alle auf einmal sich von dem höchsten Grade der Wuth zu der äussersten Güte und Herzlichkeit gedreht hatten. Jedoch das Glück schien ihn sich zum Spielball ausersehen zu haben, und ihn allein nur aus der Bratpfanne genommen zu haben, um ihn in das Feuer zu werfen. Ungefähr zwanzig Tage nach seiner durch die göttliche Vorsehung geleiteten Befreiung vom Pfahl, ging er in Begleitung Girty's und eines Indianers, Namens Redpole,

spazieren, als ein anderer Indianer von der Stadt gegen sie kam, und wiederholt ein Geschrei von eigener Betonung ausstieß. Girty erzählte Kenton sogleich, daß dies das Halloh des Leidens sei, und daß sie alle sogleich ins Rathhaus gehen müßten. Kentons Herz bebte unfreiwillig bei dieser Nachricht, denn er fürchtete alles Geschrei, haßte alle Rathhäuser—fest glaubend, daß keines von beiden ihm etwas Gutes bedeute. Allein es konnte nichts gethan werden, um das Schicksal was ihn wohl erwarten möchte zu verhindern, und er begleitete niedergeschlagen Girty und Repole nach der Stadt zurück.

Nachdem sie den Indianer, welcher gerufen, erreicht hatten, schüttelten Girty und Redpole die Hände mit ihm; Kenton bot gleichfalls die Hand, allein der Indianer schlug es ab sie zu nehmen—und warf ihm einen bedeutungsvollen finstern Blick zu. Dies geschah einige Schritte vor der Thüre des Rathhauses. Sie sahen bei ihrem Eintritt, daß das Haus ungewöhnlich voll war, viele Häuptlinge und Krieger von entfernten Städten waren gegenwärtig, und ihre Gesichtszüge waren ernst, hart und abschreckend. Girty, Redpole und Kenton, reichten der Reihe nach jedem Krieger die Hand, die Hände der ersten wurden herzlich angenommen, doch wie der arme Kenton ängstlich dem ersten Krieger seine Hand hinreichte, wurde sie ihm mit demselben finstern Gesicht wie früher ausgeschlagen. Er ging zum zweiten, allein sie wurde wieder nicht angenommen, dennoch fuhr er fort, bis seine Hand von den ersten sechs nicht angenommen wurde, jetzt wurde er verzagt, drehte sich ab und stand allein von den Uebrigen.

Der Wortwechsel begann sogleich. Kenton sah ernstlich auf Girty, als seine einzige und letzte Hoffnung. Sein Freund sah ängstlich und verlegen aus. Die Häuptlinge aus der Entfernung standen auf, einer nach dem andern, und sprachen in einem entschlossenen und aufgebrachten Ton, oftmals Kenton einen tödtlichen Blick zuwerfend. Girty verließ ihn nicht—doch seine Beredtsamkeit war bei den fremden Häuptlingen nutzlos. Nach einem langen Wortwechsel drehte er sich gegen Kenton und sagte: "Nun, mein Freund! du mußt sterben!" Einer der fremden Häuptlinge nahm ihn gleich beim Kragen und die andern umringten ihn, er wurde stark gebunden, einer Wache übergeben und es wurde gleich abmarschirt. Seine Wache war zu Pferde, während der Gefangene zu Fuß vor ihnen her getrieben wurde; er hatte einen langen Strick um seinen Hals, dessen anderes Ende von einem der Wache gehalten wurde. Auf diese Art hatten sie zwei und eine halbe Meile marschirt, als Girty zu Pferde neben ihnen her passirte, welcher Kenton sagte, daß er in der nächsten Stadt Freunde habe, er hoffe mit deren Hülfe etwas für ihn thun zu können. Girty ritt weiter nach der Stadt, allein da er fand, daß nichts gethan werden konnte, wollte er seinen Freund nicht mehr sehen, und nahm einen andern Weg nach Waughcotomoco zurück.

Sie passirten die Stadt ohne anzuhalten, und als sie zwei und eine halbe Meile von derselben entfernt waren, hatte Kenton nochmals

Gelegenheit, von dem wüthenden Hasse, welchen diese Kinder der Natur gegen einen Feind besitzen, Zeuge zu sein. In der Entfernung einiger Schritte von der Straße, war eine Frau fleißig mit Holzhauen beschäftigt, und während ihr Herr und Meister auf einem Block saß, seine Pfeife rauchte und ihre Arbeiten nachsah, mit der trägen Gleichgültigkeit der Eingebornen, welche sie besitzen, wenn sie nicht unter dem Einfluß einer reizenden Leidenschaft sind. Der Anblick Kenton's schien ihn zur Wuth zu bringen; er sprang schnell mit einem plötzlichen Schrei auf—rieß der Frau die Axt weg, stürzte sich so schnell auf den Gefangenen, daß er keine Gelegenheit hatte zu entfliehen, und gab ihm einem Hieb mit der Axt, welcher in seine Schulter drang, den Knochen zerbrach und fast den Arm abtrennte. Er würde schnell den Hieb wiederholt haben, wenn nicht Kentons Begleiter dazwischen gekommen und ihn beschützt hätten; es wurden nun dem Indianer ernstliche Vorwürfe gemacht, daß er versucht habe, ihnen das Vergnügen seiner Marter zu ———, zu rauben.

Baldigst erreichten sie eine große Stadt an den Quellen des Scioto, wo Kenton zum ersten Mal den berühmten Mingo Häuptling, Logan, (so ehrenvoll in Herrn Jeffersons Noten über Virginien bemerkt) sah. Logan ging ernst auf die Stelle zu, wo Kenton stand, und es erfolgte die folgende kurze Unterredung: "Nun, junger Mann, diese jungen Männer scheinen sehr erzürnt über dich zu sein?" "Ja, Herr, so sind sie gewißlich." "Gut! sei nicht verzagt; ich bin ein großer Häuptling! Du mußt nach Sandusky gehen—sie sprechen davon dich zu verbrennen—allein ich will morgen zwei Läufer hinschicken, daß sie für dich sprechen." Logans Gestalt war ergreifend und männlich—seine Gesichtszüge ruhig und edel, und sprach die englische Sprache fließend und richtig. Kentons Muth hob sich schnell bei der Anrede des wohlwollenden Häuptlings, und er sah nochmals auf sich, als einen durch die göttliche Vorsehung von dem Pfahl Geretteten.

Am folgenden Morgen wurden zwei Läufer nach Sandusky, wie der Häuptling versprochen, geschickt, und bis zu deren Zurückkunft wurde Kenton gütig behandelt, und ihm erlaubt, den größten Theil seiner Zeit bei Logan zuzubringen, welcher sich offen und freundlich mit ihm unterhielt. Gegen Abend kamen die Läufer zurück, und schlossen sich mit Logan ein. Kenton fühlte eine brennende Angst zu wissen, was das Ergebniß ihrer Sendung war, allein Logan besuchte ihn nicht eher als bis zum folgenden Morgen. Er kam dann, begleitet von Kentons Wache zu ihm, gab ihm ein Stück Brod, sagte ihm: daß er augenblicklich nach Sandusky müsse, und ohne weiter ein Wort zu sprechen, drehte er sich herum und verließ ihn.

Kentons Muth sank nochmals. Er vermuthete, nach Logans Benehmen, daß seine Verwendung vergeblich gewesen, und daß Sandusky bestimmt wäre, um dort seine endliche Marter zu erleiden. Es schien, als wenn es wahr werden solle, allein das Glück, welches, um Lord Lovats Ausdruck zu gebrauchen, während des letz-

ten Monats Katze und Maus mit ihm gespielt hatte, hatte Sandusky für ihre fremde und eigensinnige Macht auserſehe. Er wurde wie gewöhnlich in die Stadt getrieben, und sollte am kommenden Morgen verbrannt werden, als ein Indianer Agent, Namens Drewyer, sich in's Mittel schlug, und ihn nochmals vom Pfahl errettete. Dieser war sehr besorgt, für den brittischen Befehlshaber in Detroit, Nachricht zu bekommen, und bestand so ernstlich darauf, daß Kenton ihm überliefert werde, daß endlich die Indianer zusagten, jedoch unter der Bedingung, daß, nachdem sie die verlangte Belehrung erlangt hatten, er ihrem Gutdünken wieder übergeben werde. Drewyer sagte dieses zu, und ohne weitere Schwierigkeit, wurde Kenton seinen Händen übergeben. Drewyer verlor keine Zeit ihn nach Detroit zu bringen.

Auf dem Weg unterrichtete er Kenton von der Bedingung, unter welcher er ihn erlangt habe; versicherte ihm aber, daß keine Erwägung ihn dazu verleiten solle, einen Gefangenen der Gnade solcher nichtswürdigen Menschen zu übergeben. Nachdem er sich, in einiger Länge, über die Großmuth seiner Denkart verweilt; und den Dienst, welchen er ihm eben erzeigt, hinlänglich vergrößert hatte, begann er Kreuzfragen an Kenton zu richten, als: über die Macht und den Zustand Kentuckys, und besonders über die Anzahl der Mannschaft des Fort M'Intosh. Kenton erklärte offen sein Unvermögen, eine Frage der Art zu beantworten, und bemerkte, daß er blos ein gemeiner Soldat, und keineswegs mit Sachen von großer und allgemeiner Wichtigkeit bekannt sei; daß früher sein größtes Geschäft gewesen sei, zu versuchen auf sich selbst Acht zu haben, welches er als eine Arbeit von nicht geringer Schwierigkeit gefunden habe. Drewyer erwiederte, er glaube ihm, und Kenton wurde nicht weiter mit Fragen belästigt.

Sein Zustand in Detroit war nicht unangenehm; er war genöthigt sich jeden Morgen bei einem englischen Offizier zu melden, und wurde den Tag auf gewisse Grenzen beschränkt; doch in andern Rücksichten fühlte er kaum daß er ein Gefangener war. Sein zerschlagener Körper und gebrochener Arm wurden bald wieder hergestellt, und seine abgezehrten Glieder, wurden wieder mit Fleisch bekleidet. Er blieb in diesem Zustand leichter Einschränkung vom October 1777, bis Juni '78, als er eine Flucht überlegte. Detroit zu verlassen, hatte keine Schwierigkeit—allein er war dann genöthigt eine Wildniß von mehr als 200 Meilen zu durchreisen; voller feindseligen Indianer, und ohne Mittel sich den Lebensunterhalt aufzutreiben, außer dem Wildpret, welches jedoch ohne Flinte nicht getödtet werden konnte. Dazu kam noch, daß er auf jeden Fall verfolgt werden würde, und wenn wieder gefangen, er eine Wiederholung von allem, was er schon erlitten, zu befürchten habe, ohne Aussicht einer zweiten Dazwischenkunft der Englischen. Diese Betrachtungen schreckten ihn eine Zeitlang von dem Versuch ab, doch endlich wurde seine Ungeduld Meister, und er beschloß zu entfliehen oder bei dem Versuch umzukommen, und nahm seine Maßregeln mit gleicher Geheimhaltung und Vorsicht. Er forschte behutsam zwei junge Ken-

tuckier aus, die zu Detroit waren, welche mit Boone bei den Blue Licks gefangen genommen, und von den Brittischen erkauft waren. Er fand sie eben so ungeduldig zu entfliehen als er selbst war, und entschlossen ihn zu begleiten. Nachdem er ihnen anbefohlen hatte, keine Sylbe von ihrem Vorhaben andern Gefangenen zu entdecken, beschäftigte er sich einige Tage damit, die nöthigsten Vorbereitungen zu treffen. Es war durchaus nöthig, daß sie mit Waffen versehen wären, sowohl um Angriffe abzuschlagen, als um sich den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen; doch, es machte viel Schwierigkeit diese zu erlangen, ohne daß es der brittische Befehlshaber erfuhr. Es wurden jedoch, durch geduldige Abwartung der Gelegenheit, alle diese vorläufigen Schwierigkeiten gehoben. Kenton machte genaue Freundschaft mit zwei indianischen Jägern, machte sie mit Rum betrunken, und kaufte ihre Flinten für eine Kleinigkeit; nachdem er sie sorgfältig im Walde versteckt hatte, ging er nach Detroit zurück, und verschaffte sich noch eine andere Büchse, nebst Pulver und Blei, von einem Herrn und Frau Edger, welche Bürger der Stadt waren. Sie setzten jetzt eine Nacht an, um den Versuch zu machen, und stimmten über den Platz der Zusammenkunft überein. Alles zeigte sich günstig. Sie trafen sich zur rechten Zeit und am rechten Ort, ohne entdeckt zu sein, nahmen eine halbzirkelförmige Richtung, und entgingen der Verfolgung; nachdem sie blos des Nachts gegangen waren, erreichten sie endlich in Sicherheit Louisville, nach einem Marsch von 30 Tagen.

Dieses beendigte eines der bemerkenswerthesten Abentheuer in der ganzen Reihe der westlichen Geschichte. Ein Freund der Verhängnißlehre würde die Hand des Schicksals in jeder Stufe des Fortgangs sehen. In der Bethörung, mit welcher Kenton alle taugliche Maßregeln für seine Sicherheit verwarf, während solche noch anwendbar waren—in der ausdauernden Hartnäckigkeit mit welcher er auf dem Ufer des Ohio blieb, bis Flucht unmöglich war; und nachmals, in der merkwürdigen Folge von Zufällen, bei welchen, ohne die geringste Beihülfe von seiner Seite, er wechselweise in falscher Hoffnung der Sicherheit, und dann in die größte Verzweifelung gestürzt wurde. Er war achtmal dem Spießruthenlaufen ausgesetzt—dreimal an den Pfahl befestigt,—und eben so oft dachte er sich am Vorabend eines schrecklichen Todes. Alle Urtheilssprüche, welche über ihn gesprochen, es sei entweder Gnade oder Verdammung, schienen in einem Rath beschlossen zu sein, um in dem andern umgestoßen zu werden. Jeder Freund, welchen ihm die Vorsehung zu seinen Gunsten verschaffte, war gleich von einem Feind gefolgt, welcher sich unerwartet in's Mittel schlug, und den kurzen Schimmer des Sonnenscheins, in tiefere Dunkelheit denn je, verwandelte. Ganze drei Wochen schaukelte er sich zwischen Leben und Tod, und während der ganzen Zeit war er durchaus unthätig. Keine Weisheit, keine Vorsicht oder Anstrengung konnte ihn sichern. Das Glück focht seine Schlacht von Anfang bis zu Ende, und schien entschlossen, nicht zu erlauben, daß etwas anderes Theil nehmen solle. Kaum

war er in Kentucky, so wurde er wieder in ein neues Unternehmen verflochten.

Col. Georg Rogers Clarke hatte einen Feldzug gegen die feindseligen Posten von Vincennes und Kaskaskia entworfen, und lud alle Kentuckier ein, welche Muße und Neigung dazu hätten, sich mit ihm zu vereinigen. Kenton war gleich bereit sich unter seine Standarte zu begeben, und nahm Theil an der Mühseligkeit und Ehre eines der kühnsten, schwierigsten und erfolgreichsten Feldzüge, welche je die amerikanischen Waffen begünstigte. Die Folgen dieses Feldzugs sind gut bekannt. Geheimhaltung und Geschwindigkeit waren in ihm ausgezeichnet vereint, und Clarke nahm Theil mit dem gemeinen Soldaten, in Bekämpfung jeder Mühseligkeit und Trotz jeder Gefahr bietend. Kenton diente, wie gewöhnlich als Spion, und war ausgezeichnet nützlich, allein es geschah keine Begebenheit von hinlänglicher Wichtigkeit um eine Stelle in diesen Skizzen zu verdienen.

Von dieser Zeit bis zum Ende des Indianer-Krieges im Westen, war Kenton thätig beschäftigt, besonders in einem Grenzposten, und gelegentlich bei ernsthaften Feldzügen. Er begleitete Edwards bei seinem unzeitigen Feldzug gegen die Indianer Städte im Jahr 1785, und nahm Theil an Waynes entscheidendem Feldzug von ’94.

Skizze

des Lebens und der Abentheuer des

General Benjamin Logan.

Unter den frühesten und geachtetsten Einwanderern in Kentucky, war Gen. Benjamin Logan; sein Vater war ein Irländer, welcher sein Geburtsland im Anfange des 18ten Jahrhunderts verließ, und sich in Pennsylvanien anbaute; von hier zog er später nach Augusta Caunty, Virginien. Kurz nachher starb er hier. Der junge Logan, als der älteste Sohn, war durch die Gesetze Virginiens, zu dem ganzen Landeigenthum berechtigt, da sein Vater ohne ein Testament zu machen, starb. Dennoch schlug er es aus, von diesem Umstand Nutzen zu ziehen; und da die Bauerei, auf welcher die Familie lebte, zu klein war, um sie zu vertheilen, so verursachte er, daß sie verkauft und das Geld unter seine Brüder und Schwestern vertheilt wurde; doch hob er einen Theil für seine Mutter auf. Im Alter von 21 Jahren zog er von Augusta Caunty zu den Ufern des Holston; wo er kurz nachher eine Bauerei kaufte, und heirathete. Im Jahr 1774, begleitete er Dunmore in seinem Feldzug, wahrscheinlich als gemeiner Soldat. Im Jahr '75, zog er nach Kentucky, wo er bald besonders ausgezeichnet wurde. Seine Person war ergreifend und männlich; sein Haar und Gesichtsfarbe sehr dunkel, seine Augen scharf und eindringend; seine Gesichtszüge ernst, gedankenvoll und nachdrücklich, von einer Standhaftigkeit, Redlichkeit und Verstand, welcher ausgezeichnet durch sein ganzes Leben sich darstellte. Seine Erziehung war sehr unvollkommen, und bestand, wie wir glauben, nur in der Kunst zu lesen und zu schreiben. Nachdem er in einer sehr blosgestellten Lage bis zum Frühjahr 1776, in Kentucky blieb, ging er zurück um seine Familie zu holen, und brachte sie zu einer kleinen Ansiedelung, Logans Fort genannt, nicht weit von Harrodsburg. Die Indianer waren während dem Sommer so zahlreich und vermessen bei ihren Streifzügen, daß Logan genöthigt war, wegen Sicherheit seine Frau und Kinder nach Harrodsburg zu bringen, während er bei seinen Hütten blieb, um eine Welschkorn-Ernte vorzubereiten.

Im Frühjahr des Jahres '77, kam seine Frau nach Logans Fort zurück; da sich verschiedene Ansiedler mit ihm vereinigt hatten, so

beschloß er sich hier auf jede Gefahr zu behaupten. Sein Muth wurde bald auf die Probe gestellt. Am Morgen des 20sten May, einige Tage nachdem sich seine Frau wieder mit ihm vereinigt hatte, waren die Weiber am Thor des kleinen Forts, mit Melken der Kühe beschäftigt; einige der Besatzung waren ihnen behülflich, als eine Parthie Indianer erschien, und auf sie schoß. Einer der Männer wurde todt geschossen, zwei andere verwundet, wovon der eine tödtlich. Die ganze Parthie, einen der Verwundeten mit eingeschlossen, liefen gleich in das Fort und schlossen das Thor. Der Feind zeigte sich an der Grenze des Rohrdickichts innerhalb Schußweite von dem Thor, und erschienen als zahlreich und entschlossen. Da sie einen Augenblick Muße sich umzusehen hatten, so hatten sie einen Anblick, welcher das lebhafteste Interesse und Mitleid erweckte. Ein Mann, Namens Harrison, war bedeutend verwundet, und lag noch nahe der Stelle wo er gefallen war, in voller Aussicht beider, sowohl der Besatzung als der Feinde. Der arme Mensch, hatte in Pausen versucht in der Richtung des Forts fortzukriechen, und es war ihm geglückt ein Buschwerk zu erreichen, welches jedoch zu dünn war um seine Person vor dem Feinde zu verbergen. Sein Weib und Familie waren im Fort und wegen seiner Lage, in der größten Trauer. Ohne Zweifel schoß der Feind deswegen nicht auf ihn, weil sie hofften einige der Besatzung würden den Versuch machen ihn zu retten; in welchem Fall sie sich bereit hielten, auf dieselben aus dem Rohrdickicht zu schießen. Es schien unmöglich denselben zu retten, ohne mehrere der Besatzung aufzuopfern, und ihre Anzahl war schon zu klein um eine erfolgreiche Vertheidigung hoffen zu können, denn sie betrug ursprünglich fünfzehn Mann, von welchen schon drei für die Vertheidigung verloren waren. Allein der Anblick war zu herzbrechend, und der Jammer der Familie so betrübend, daß es fast eben so unmöglich war, nicht einen Versuch um ihn zu retten, zu machen. Logan bemühte sich, einige seiner Leute zu bereden ihn in einem Ausfall zu begleiten, allein die Gefahr war so augenscheinlich und furchterregend, daß im Anfange alle nichts davon wissen wollten; ein herculischer Geselle bemerkte, daß er ein s c h w ä c h l i c h e r M a n n sei, ein anderer erklärte, daß es ihm leid um Harrison wäre, allein "die Haut sei näher wie das Hemd." Endlich sammelte Johann Martin seinen Muth, und erklärte, daß er willig sei Logan, zu begleiten, indem er sagte: "ich kann nur einmal sterben, und ich bin eben jetzt so fertig zu sterben, als ich je sein werde." Diese beiden Männer öffneten das Thor und begaben sich auf ihren verlassenen Posten; sie waren noch keine fünf Schritte gekommen, als Harrison, sie bemerkend, eine kraftvolle Anstrengung um aufzustehen machte, nach welcher Martin, der da glaubte, daß er selbst im Stande sei, sich zu helfen, gleich in's Thor zurücksprang. Harrisons Kraft versagte ihm fast augenblicklich, und er fiel so lang er war, wieder auf's Gras. Nach dem Ausreißen des Martin, blieb Logan einen Augenblick stehen, dann sprang er plötzlich nach der Stelle wo Harrison lag, stürzte sich durch den heftigen Kugelregen, welcher von jeder Stelle um das Fort, die einen Indianer zu verbergen im Stan=

de war, auf ihn gerichtet war. Er nahm den Verwundeten in seine Armen, rann mit ihm nach dem Fort, durch dasselbe Feuer, und betrat es unbeschädigt; doch war das Thor und die Umpfählung durch Kugeln durchbohrt, so wie auch sein Hut und Kleider an verschiedenen Stellen.

Die Indianer griffen jetzt das Fort mit Kraft an, und wurden eben so kraftvoll zurück geschlagen. Die Weiber waren alle mit Kugelgießen beschäftigt, während die Männer beständig auf ihren Posten waren. Die Schwäche der Besatzung war nicht ihre einzige Beschwerde; denn es herrschte ein in Verlegenheit setzender Mangel von Ammunition vor, und eine Ergänzung konnte nicht näher als von Holston verschafft werden. Doch wie sollte diese erlangt werden? Das Fort war enge eingeschlossen, die Indianer schwärmten im Wald, und der Zufall war betrubend gegen die Wahrscheinlichkeit, daß ein Bote sicher durch diese Gefahren kommen konne. Unter diesen Umständen beschloß Logan selbst dieses gefährliche Unternehmen zu wagen. Nachdem er die Männer so gut er konnte, mit der Erwartung einer sichern und schnellen Zurückkunft ermuthigt hatte; benuzte er eine finstere Nacht, und kroch, ohne entdeckt zu werden, durch das Lager der Indianer. Die gewöhnliche Straße durch die Cumberland Lichtung vermeidend, erreichte er Holston auf Nebenwegen, welche noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte; durch Rohrdickichte und dichte Waldungen; über ungeheure Felsen und Abgründe, wo der Hirsch kaum fußen konnte, und wo kein menschlicher Fußtritt gesehen werden konnte. Nachdem er sich mit Ammunition versehen hatte, kehrte er auf den fast unzugänglichen Pfaden nach dem Fort zurück, welches er noch immer belagert, und auf den höchsten Punkt gebracht fand. Die sichere Zurückkunft ihres Führers begeisterte sie mit frischem Muth, und nach einigen Tagen, nöthigte die Ankunft der Parthie des Col. Bowman die Indianer zum Rückzug.

Während diesem und dem nächsten Jahr, waren die Indianer in hohem Grade beschwerlich. Die Shawnees besonders, machten sich auf den häufigen und hartnäckigen Einfällen bemerkenswerth; und da ihre Hauptstadt, Chillicothe, in einer gefährlichen Näbe lag, so wurde ein Feldzug gegen sie im Jahr 1779, angeordnet; hier diente Logan als der Zweite im Befehl. Capitain James Harrod und Johann Bulger begleiteten diesen Zug; Ersterer kam kurz nachher bei einem einsamen Herumstreichen um; Letzterer wurde bei den Blue Licks getödtet. Col. Bowman war Oberbefehlshaber. Diese Truppenabtheilung belief sich auf 160 Mann, und bestanden gänzlich aus Freiwilligen, alle mit der indianischen Kriegsführung bekannt, und mit Ausnahme des Befehlshabers mit guten Offizieren versehen.

Sie verließen Harrodsburgh im July, und nahmen ihre Maßregeln so gut, daß sie eine Meile von Chillicothe ankamen, ohne den Feind im geringsten zu beunruhigen. Hier hielt die Abtheilung früh in der Nacht, und wie gewöhnlich, wurden Spione ausgeschickt, um den Zustand der Stadt zu erspähen. Diese kamen vor Mitternacht

zurück, und berichteten: daß der Feind über ihre Ankunft in der Gegend noch nicht belehrt, und in einer unmilitairischen Sicherheit sei. Das Corps wurde gleich in Bewegung gesetzt. Es war beschlossen, daß Logan mit der Hälfte der Mannschaft sich zur Linken schwenken, und die Hälfte der Stadt umzingeln solle; während Bowman, mit der andern Hälfte einen übereinstimmenden Marsch nach der Rechten machen wolle; daß beide Theile in der Stille vorwärts gehen sollten, bis sie sich am entgegengesetzten Ende der Stadt träfen, wo so durchaus eingeschlossen, der Angriff beginnen solle. Logan, welcher die Tapferkeit selbst war, bewerkstelligte seinen Theil der vereinigten Operation, in vollkommener Ordnung, und tiefer Stille; und nachdem er die angegebene Stelle erreichte, erwartete er die Ankunft seines Befehshabers. Stunde nach Stunde schwand hin, allein Bowman erschien nicht. Logan, noch immer die Ankunft seines Colonels erwartend, befahl seinen Leuten sich im hohen Grase zu verstecken, und erwartete das Zeichen zum Angriff. Kein Befehl erschien. Um diese Zeit, wurde der Hund eines Indianers, dadurch, daß die Männer sich im Grase fortbewegten, beunruhigt; dieser Hund war die einzige Wache welche ihre Pflicht that. Er fing gleich laut zu bellen an, und ging in der Richtung der Männer, welche seine Aufmerksamkeit erregt hatten, vorwärts. Alsbald trat ein einzelner Indianer aus seiner Hütte, und ging vorsichtig gegen die Parthie; oftmals stand er still, stellte sich auf die Zehen, und sah sich rundum. Logans Parthie lag nahe bei, und hegte die Hoffnung, denselben ohne Lärm zu fangen, allein in diesem Augenblick wurde im entgegengesetzten Theil der Stadt eine Flinte losgeschossen; (wie man später hörte, hatte es einer von Bowmans Parthie gethan,) der Indianer machte ein schrilles Geschrei, und rannte schnell zum Rathhaus. Verbergung war jetzt unmöglich. Logans Parthie sprang schnell vom Grase auf, und stürzte sich gegen die Stadt, nicht bezweifelnd, daß sie gleich tapfer unterstützt würden. Als sie vorwärts gingen, bemerkten sie, daß Indianer jedes Alters und jeden Geschlechts zu der großen Hütte liefen, welche beinahe in der Mitte der Stadt war, und sich hier mit voller Macht sammelten; sie schienen entschlossen, sich hartnäckig zu vertheidigen. Logan nahm sogleich Besitz von den Häusern welche verlassen waren, und schnell von Hütte zu Hütte vorwärts gehend, setzte er sich in kurzer Schußweite von den Indianern fest. Er horchte jetzt mit Ungeduld für das Feuern, welches jetzt, von dem entgegenstehenden Theile der Stadt, wo er Bowmans Parthie vermuthete, gehört werden sollte; doch zu seinem Erstaunen, blieb alles in diesem Theile ruhig. Zu derselben Zeit wurde seine eigene Lage bedenklich. Die Indianer waren von ihrem Schrecken zurückgekommen, und richteten ein nahes und heftiges Feuer auf die Hütten, welche seine Leute bedeckten. Er hatte seine Leute so nahe dem Feinde gebracht, daß er weder vor- noch rückwärts, ohne große Bloßstellung gehen konnte. Der Feind war ihm an Anzahl überlegen, und gab Zeichen einer Anordnung, seine Stellung auf beiden Seiten zu umgehen; dieses machte seinen Rückzug noch gefahrvoller. Unter diesen Umständen, unbekannt mit dem Zustand

seines Befehlshabers und von der Verbindung mit demselben abgeschnitten, faßte er den kühnen und scharfsinnigen Entschluß, von den Brettern, welche den Boden der Hütten bildeten, sich eine bewegliche Brustwehr zu machen, und unter deren Schutz sich auf den stärksten Punkt des Feindes zu stürzen, und denselben mit überwiegender Gewalt zu werfen. Wäre dieser tapfere Entschluß zur Wirklichkeit gebracht worden, und wäre die Bewegung gehörig, wie es von Bowman hätte geschehen sollen, unterstützt worden, der Kampf würde blutig und der Sieg entscheidend gewesen sein; es würde sich wahrscheinlich kein Indianer haben flüchten können, und die Bestürzung, welche eine so ausgezeichnete Rache unter den indianischen Stämmen verbreitet haben würde, möchte für eine ziemliche Zeit ihre Einfälle unterdrückt haben. Doch ehe die gehörigen Schritte gethan werden konnten, kam ein Bote von Bowman, mit dem Befehl "sich zurückzuziehen."

Erstaunt über solch einen Befehl, zu einer Zeit wo Ehre und Sicherheit verlangten, eine angreifende Bewegung zu machen, fragte Logan hastig, ob Bowman vom Feind überwältigt wäre?—Nein!—Was dann ist die Ursache dieses Aufgebens eines Vorhabens, welches so glücklich begonnen?—Er wußte es nicht—der Colonel habe den Rückzug befohlen. Logan, obschon widerstrebend, war genöthigt zu gehorchen. Ein Rückzug ist immer eine entmuthigende Bewegung, und mit Miliz, ist es fast immer gewiß, daß er sich mit einer gänzlichen Niederlage endigt. Sobald die Männer über den Befehl unterrichtet waren, begann eine sehr unordentliche und lärmende Scene. Nicht durch ein gegenseitiges Vertrauen erhoben, welches das Erzeugniß der Ordnung ist, und welche regelmäßige Soldaten unter allen Umständen unterstützt, handelten sie nicht länger in Uebereinstimmung. Jeder wählte sich die Zeit, Art und Straße seines Rückzugs. Hier sah man einen einzelnen Kentuckier hinter einem Baumstumpf aufspringen, und durch das Gras davonlaufen, zog herum und wendete sich, um den Kugeln, welche um ihn herpfiffen, auszuweichen; da, ein Dutzend Männer aus einer Hütte rennen, und sich in jeder Richtung zerstreuen, jeder ängstlich bemüht, sich zu sichern, und keine Zeit habend seinen Gefährten zu unterstützen. Die Indianer, erstaunt zu sehen, wie sich die Männer auf diese Art selbst ruinirten, machten einen Ausfall aus ihren Befestigungen, und verfolgten die Herumstreicher, wie Jäger eine zerstreute Heerde Gänse zerstückeln. Bald hatten sie sich mit Bowmans Parthie vereinigt, welche, wegen einer unerklärbaren Furcht ihres Befehlshabers oder einem Fehler von ihnen, beinahe noch auf derselben Stelle standen, wo Logan sie die Nacht zuvor verlassen hatte. Alles war Verwirrung. Einige verfluchten ihren Colonel; einige schmähten andere Offiziere,— einer schrie dies, der andere das; doch alle schienen damit einverstanden, daß sie ohne einen Augenblick zu verlieren den Weg nach Hause antreten müßten. Durch große Anstrengungen Logans, gut unterstützt von Harrod, Bulger und dem gegenwärtigen Major Bedinger, von Blue Licks, wurde in etwas die Ordnung wieder hergestellt, und ein leidlich achtbarer

Rückzug angefangen. Jedoch sie waren bald von allen Seiten von den Indianern eingeschlossen, und begannen ein heißes Feuer auf sie, welches ihnen bald verderblich zu werden anfing. Col. Bowchan schien gänzlich verwirrt, und saß wie eine Säule von Stein zu Pferde; w.der Befehle gebend, nch Maßregeln ergreifend, den Feind zurück zu schlagen. Der Schall der Büchsenschüsse hatte jedoch die Männer wieder zu Sinnen gebracht, und schnell wurde ein hohles Viereck geschlossen, hinter Bäume gesprungen, und das Feuer mit gleicher Lebhaftigkeit zurückgegeben. Der Feind war bald zurückgeschlagen, und der Marsch wieder begonnen.

Doch kaum waren sie eine halbe Meile weiter marschirt, als die Indianer wieder erschienen und von allen Seiten angriffen. Nochmals wurde ein Viereck geschlossen, und der Feind zurückgeschlagen; allein kaum hatten die ermüdeten Truppen sich wieder in Marsch gesetzt, als dasselbe ärgerliche Feuer wieder von jedem Baume, Strauch oder Stein, welche im Stande waren einen Indianer zu verbergen, eröffnet wurde. Die Sache wurde jetzt ernstlich. Der Feind war deutlich darauf bedacht, sie aufzuhalten, bis neue Indianer in hinreichender Masse sie nöthige, ihre Waffen nieder zu legen. Die Männer wurden unlenkbar, und die Furcht verbreitete sich schnell vom Colonel zu den Gemeinen. In dieser Crisis sammelten Logan, Harrod, Bedinger und andere die kühnsten und bestberittenen Leute, und sich zu Pferde in die Gesträuche stürzend, reinigten sie den Wald in jeder Richtung, zwangen die Indianer aus ihren Verstecken, und hieben alle, welche sie einholen konnten, nieder. Dieser entscheidende Schritt zerstreute gänzlich den Feind, und die abgematteten und entmuthigten Truppen setzten ihren Rückzug unbeschwert fort. Sie hatten neun Todte und einige Verwundete. Allein auf Seiten des Colonels war der Verlust des guten Rufs unberechenbar, denn wie gewöhnlich, war derselbe der Sündenbock, auf dessen Haupt die Schande der Fehlschlagung gelegt wurde. Kein guter Grund konnte je angegeben werden, wegen dieser ausserordentlichen Fehlschlagung seiner eigenen Truppenabtheilung; und die nachfolgende Furcht, welche er, wie sie ermüdet im Walde waren, zeigte, giebt dem Argwohn Raum, daß entweder die Dunkelheit der Nacht, oder das Geschrei einer Eule (denn er sah keinen Feind) habe dem Colonel seinen sonstigen Muth geraubt.

Es mag hier bemerkt werden, daß die Füglichkeit vereinigter Operationen mit unregelmäßigen Truppen, zum wenigsten zweifelhaft sind. Unterschiedliche Corps, welche auf verschiedenen Wegen nach einem Punkt sich bewegen, sind der Fehlschlagung aus so vielen Ursachen unterworfen, daß das Zeitmaß kaum je mit Erfolg begleitet ist, es sei denn, daß die Truppen gut, die Offiziere gut unterrichtet und einstimmig, und der Boden genau bekannt ist. Die Dazwischenkunft eines Baches, die Unwissenheit eines Führers, oder die Furcht eines Offiziers, (wie es der Fall mit Bowman war) mögen die Uebereinstimmung der Verrichtung zerstören, und die Truppenabtheilung, welche zur rechten Zeit ihren Posten erreichte, dem

Abschneiden bloßstellen. Der vorzüglichste Fehler Waschingtons bei Germantaun, mag, nach einem großen Maßstabe, dem verwickelten Plan des Angriffs beigelegt sein, da die verschiedenen Abtheilungen zu verschiedener Zeit ankamen, ohne Uebereinstimmung angegriffen und einzeln geschlagen wurden. Ich kann mich kaum eines einzigen Beispiels erinnern, ausgenommen das Gefecht bei Trenton, in welchem ungebildete Truppen bei vereinigten Operationen glücklich gewesen ; und manche Fehlschlagung in unsern eigenen Jahrbüchern, mögen diesem Umstande zugeschrieben werden. Logan ging mit einem Ruf, welcher eher gewachsen als sich vermindert hatte, trotz der Fehlschlagung des Feldzugs, nach Kentucky zurück. Sein Verhalten war in einem auffallenden Contrast gegen das seines unglücklichen Befehlshabers gesetzt, und das Lob des Einen war in genauer Uebereinstimmung mit dem Tadel des Andern.

Es geschah sonst kein Gefecht von Bedeutung, bis zu der übereilten und unglücklichen Schlacht an den Blue Licks, an welcher, wie wir gesehen, Logan nicht im Stande war Theil zu nehmen. Es scheint, als habe er sich ruhig mit Verfolgung des Landbaues beschäftigt ; bis zum Sommer des Jahres '88, als er einen Feldzug gegen die nordwestlichen Stämme mitmachte, welcher, wie gewöhnlich, sich mit dem Verbrennen ihrer Städte und dem Niederschneiden ihres Welschkorns endigte ; welches nur bloß dazu diente, den Feind zu reizen, aber nicht zu unterjochen. Eine einzige Begebenheit, welche diesen Feldzug begleitete, verdient bemerkt zu werden.—Wie sie eine große Stadt der Schawaneesen erreichten, aus welcher, wie gewöhnlich, fast alle Bewohner entflohen waren, kam ein alter Häuptling, Namens Moluntha, heraus, um mit ihnen zusammen zu treffen ; er war phantastisch mit einem alten aufgekrempten Hut, leichtfertig auf die eine Seite des Kopfes gesetzt, und mit einem feinen Umschlagetuch um seine Schultern, bekleidet. Er trug eine ungeheure Pfeife in der einen und einen Tabackbeutel in der andern Hand, und stolzirte mit der Miene eines alten französischen Beaux heraus, die Pfeife des Friedens mit seinen Feinden zu rauchen; da er gefunden, daß er nicht im Stande sei mit ihnen im Felde zusammen zu treffen. Nichts konnte mehr ergreifend sein, als das furchtlose Vertrauen, mit welchem er durch die vordersten Linien der Kentuckier ging, augenscheinlich mit seiner Erscheinung zufrieden, und sich der Bewunderung erfreuend, welche, wie er nicht zweifelte, sein Hut und schönes Tuch erwecken würde. Viele der Kentuckier waren höchlich belustigt bei der Mischung von Windbeutelei und Tapferkeit, welche der alte Mann an den Tag legte, und schüttelten herzlich die Hände mit ihm. Jedoch unglücklicher Weise, näherte er sich endlich M'Gary, dessen Gemüthsstimmung, nie besonders gut, bei der Ansicht eines Indianers eben so entflammt wurde, als ein wilder Ochse bei der Schwenkung einer rothen Fahne. Es ereignete sich, gleichfalls unglücklicher Weise, daß Moluntha einer der Häuptlinge war, welche bei den Blue Licks befehligten, ein Unglück, welches M'Gary noch nicht vergessen hatte.

Anstatt, wie die Andern gethan, ihm die Hand zu reichen, warf M'Gary dem alten Mann einen grimmigen Blick zu, und frug ihn, "ob er sich der Blue Licks erinnere?" Moluntha lächelte, und wiederholte blos das Wort "Blue Licks!"—Da nahm M'Gary seine Tomahawk, und schlug ihm den Schädel ein. Der alte Mann empfing den Hieb ohne sich zurückzuziehen, und fiel todt zu den Füßen seines Verderbers. Große Erregung herrschte augenblicklich in der Armee. Einige nannten es einen grausamen Mord—Andere schwuren er habe recht gethan, daß ein Indianer nicht als ein menschliches Wesen anzusehen sei — sondern sollte wie ein Wolf niedergeschossen werden, wenn und wo man ihn zu Gesichte bekäme. M'Gary rasete wie ein Wahnsinniger bei den Vorwürfen seiner Landsleute, und erklärte, mit vielen erbitterten Schwüren, daß er nicht allein jeden Indianer mit welchem er zusammenträfe, es sei nun im Frieden oder Krieg, in der Kirche oder auf dem Markte, tödten würde, sondern jeden wolle er mit seinem Tomahawk niederschlagen, welcher ihn wegen dieser That tadele.

Erwähnenswerthes geschah sonst nichts bei diesem Zug, und Logan widmete sich nach seiner Zurückkunft ausschließlich den Civil-Geschäften seines Landes, welche um diese Zeit anfingen, ein wichtiges Ansehen anzunehmen.

Eine richtige Beschreibung

von den vielen Leiden und Gefahren des

Robert Eastburn,

während seiner Gefangenschaft bei den Indianern, so wie dessen wunderbare Errettung.

Von ihm selbst beschrieben.

Es war auf den 26sten März 1756, daß ich mit noch ungefähr dreißig andern zu Williams Fort, auf unserer Reise nach Oswego, anlangte.—Der Capitain sagte mir, daß er wahrscheinlich im Fort gedrängt werden würde, und rieth uns in dem Indianerhaus unser Quartier zu nehmen. Den folgenden Tag gegen zehn Uhr Morgens, kam ein Neger eiligst die Straße herab und berichtete, daß unsere Verwundeten vom Feind überfallen und alle weggeführt worden seien. Hierauf sandte Capt. Williams einen Unteroffizier mit zwölf Mann ab, um zu sehen, ob sich die Sache so verhalte. Da ich mich in meinem Quartier nicht sicher glaubte, im Fall wir angegriffen werden sollten; und da ich mich willig fühlte, meinem Lande zur Zeit der Gefahr bestmöglichst Hülfe zu leisten, so frug ich, ob es mir erlaubt sei, mitzugehen?—Dieses wurde mir mit Freuden verwilligt, worauf ich mit meinem Gewehr mich in die hintere Reihe stellte und mit ihnen ging. Nachdem wir ungefähr eine viertel Meile vorangerückt waren, hörten wir einen Schuß und sogleich das Wehklagen eines sterbenden Mannes. Die Neugierde, den Feind zu erforschen, trieb uns vorwärts. Wir hatten nicht viele Mühe ihn auszufinden, fanden auch, daß er bereit war, uns zu empfangen. In dieser unangenehmen Lage sahe ich mich um, und erblickte einen großen Tannenbaum, hinter welchem ich Schutz suchte; und während der Feind unsere Parthie recognoscirte, glaubte ich eine Gelegenheit zu haben, zwei von den Indianern auf einen Schuß zu tödten, und drückte also mein Gewehr rasch nach ihnen ab, konnte aber damals nicht wissen, was für eine Wirkung mein Schuß hatte; erfuhr es aber nachher. Die Uebrigen unserer Parthei hatten ebenfalls Feuer gegeben und sich zurück gezogen. Ich sahe mich in der

Gefahr umringt zu werden, und fand mich genöthigt in einer andern Richtung mich zurück zu ziehen, und zu meiner großen Bestürzung fiel ich hier in einen tiefen Sumpf, wo mich meine Feinde bald entdeckten, indem sie in einem kleinen Schnee meiner Spur folgten und mich zum Gefangenen machten. Sie waren bereit, mich mit ihren Pfeilen zu durchbohren, wenn ich mich weigern würde, mein Gewehr abzugeben. Gleich nachdem sie mich zum Gefangenen gemacht hatten, wurde ich von einer großen Anzahl umringt, welche mir alle meine Kleider abnahmen, mir die Hände auf den Rücken banden, einen Strick um den Hals legten und eine breite Binde um den Leib befestigten, mir dann einen schweren Pack auf den Rücken luden, einen derben Hieb auf den Kopf versetzten, und mich vor ihnen her durch das Gebüsch trieben.

Es wurden in kurzer Zeit siebenzehn Gefangene zusammengebracht, von welchen einer mir sagte, daß die Indianer sehr erbittert über mich wären, da ich einen von ihnen erschossen und einen andern verwundet hätte, und daß sie mich wahrscheinlich dafür ermorden würden.—Bis jetzt hatte ich noch nicht erfahren, wie viele ihrer im Ganzen waren, indem diese Abtheilung von ihnen, die an dem Wege zwischen den beiden Forts lauerten, und mit welchen wir zu thun hatten, nur ungefähr hundert zählten; hier kam ein Dolmetscher zu mir und frug mich: wie viel Mann Capt. Williams habe um sein Fort zu vertheidigen?—Nach einer kleinen Pause gab ich ihm eine entmuthigende Antwort, die aber doch mit der Wahrheit übereinstimmte, welche auch den erwünschten Zweck erreichte, sie nämlich von ihrem Angriff zurückhielt und vieles Blutvergießen verhinderte.

Es war die Absicht des Feindes, Bulls Fort zu zerstören, welches sie auch bald in Ausführung brachten; alles bis auf fünf Personen wurde niedergemetzelt, das Fort wurde dann angesteckt, und alle Lebensmittel, sowie die Ammunition, bis auf einen kleinen Theil den sie für ihren eigenen Gebrauch mitnehmen wollten, wurde zerstört; alsdann zogen sie sich zurück und stießen auf ihr Hauptcorps, welches aus 400 Franzosen und 300 Indianern bestand, welche von einem der angesehensten Männern von Quebeck befehligt wurden. Sobald sie zusammen kamen, fielen sie auf ihre Kniee (sie hatten einen Priester sich) und dankten für den gewonnenen Sieg.

Unsere Feinde hatten mehrere Verwundete, beides Indianer und Franzosen, welche sie auf ihren Rücken trugen; Getödtete hatten sie bei fünfzehn, und wir ungefähr vierzig; da es jetzt beinahe dunkel geworden, und mehrere der Indianer betrunken waren, so marschirten wir ungefähr nur vier Meilen, und lagerten uns dann; die Indianer machten meine Arme los, hieben grüne Zweige von den Bäumen, welche sie um das Feuer streuten und befahlen mir, mich rücklings darauf zu legen, dann nahmen sie die Binde, welche ich um den Leib hatte und banden jedes der Enden an einen Baum, dann legte sich einer auf jeder Seite darauf, damit ich nicht während sie schliefen entfliehen könne.

Auf Sontag den 28sten, waren sie frühe in Bewegung; ihr

Oberhaupt befahl einen eiligen Rückzug gegen Canada, unter dem Vorwande der Furcht vor Gen. Johnson; zur nämlichen Zeit sagte aber einer von ihnen, daß er vernommen habe, daß die Franzosen und Indianer zu einem andern starken Corps stoßen sollten und dann solle Oswego ehe unsere Leute daselbst Beistand erhalten könnten, überfallen werden; indem sie glaubten, uns verhindert zu haben, denen von Oswego für eine Zeit lang beizustehen. Als wir uns an diesem Abend gelagert hatten, wurde ich auf Befehl des Oberhaupts in sein Zelt geführt, wo er mich durch den Dolmetscher fragen ließ, ob ich glaube, daß Gen. Johnson sie verfolgen würde; ich sagte ihm, daß ich glaube, er würde nicht, und daß ich vermuthe, er würde wahrscheinlich Oswego Beistand zu leisten suchen. Dieses wußte ich bestimmt, und sagte es jetzt, um sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken. Er ließ mich ferner fragen, was mein Handwerk wäre?—ich sagte ihm, daß ich ein Grobschmied sei; hierauf suchte er mich zu überreden, daß wenn ich in Canada angekommen sei, sollte ich nach meinem Weib schicken, indem ich da ein gutes Fortkommen haben würde; als er aber sah, daß er mich nicht überreden konnte, ließ er mich wieder zurück zu meinem indianischen Meister führen. Da ich die Gelegenheit hatte, mit dem General reden zu können, so sagte ich ihm wie seine indianischen Krieger mir alle meine Kleider genommen hätten, und daß ich ihn bitte, sich meiner zu erbarmen und mir deshalb etwas Unterstützung zukommen zu lassen; worauf er mir sagen ließ, daß ich Kleider bekommen solle, wenn wir in Canada angekommen, welches kalter Trost für den beinahe Erfrorenen war. Nachdem ich zurückgebracht war, bemerkten die Indianer, daß ich unwohl war und ihre grobe Speiße nicht genießen konnte. Sie machten mir daher Chocolade, den sie mitgebracht hatten, und als sie nachher sahen, daß ich aß, schienen sie vergnügt zu sein. Es wurde jede Nacht eine starke Wache gehalten; einer unserer Leute, welcher durch seine Wunden sehr schwach und erschöpft, und nicht vermögend war, so schnell wie sie zu marschiren, wurde getödtet und auf dem Weg scalpirt!—Ich war während dem, daß wir durch tiefen Schnee und durch tiefe Wasser (kalt wie Eis) wadeten, beinahe nackend.

Nach einem siebentägigen Marsch, erreichten wir Lake Ontario, wo ich Pferdefleisch aß, welches mir gut schmeckte, denn dem Hungrigen, sagt Salomon, schmeckt alles Bittere süß. Die Franzosen trugen einige von ihren Verwundeten den ganzen Weg auf dem Rücken, und viele von ihnen hatten in dieser kalten Jahreszeit keine Beinkleider. Die Indianer hatten drei Verwundete, welche sie ebenfalls auf diese Weise mitschleppten. Die Gefangenen waren so vertheilt, daß nur wenige mit einander sprechen konnten, während wir marschirten; aber noch unangenehmer war es, daß nämlich ein Indianer, welcher einen großen Bündel frischer Scalps, die sie von unseren Leuten genommen, gerade vor mir lief, und ein anderer mit einem langen Spieß, um mich anzutreiben, hinter mir her marschirte; auf diese Weise hatte ich die Scalps fast immer vor meinem Gesicht, und während wir reisten, wurde täglich öfters der bei ih-

nen übliche Todesschrei ausgerufen, und so oft wiederholt, als sie Gefangene und Scalps hatten.

April den 4ten. Mehrere Französische Kähne begegneten uns, und brachten uns einen Vorrath von Lebensmitteln, welches große Freude unter uns verursachte, denn wir hatten großen Mangel; dann wurde gleich ein Platz zugerichtet um Messe zu lesen, nach welchem wir alle über die Mündung eines Flusses gingen, welcher sich in das östliche Ende des Ontario Sees ergießt; ein großer Theil von unserer Parthie ging zu Fuß nach Oswegotchy, während die Uebrigen in Kähne beordert und gegen den Eingang des St. Lawrence genommen wurden; allein ungünstiges Wetter, Wind, Regen und Schnee, wodurch die Gewässer des Sees beunruhigt wurden, machten daß wir beilegen und unsere Kähne an's Land nehmen mußten. Hier lag ich zwei Tage auf dem kalten Ufer. Dienstags setzten wir ab, und gingen Nachmittags in den St. Lawrence; machten erst spät am Abend Halt, legten uns aber nicht zum Schlafen nieder; machten uns lange vor Tagesanbruch wieder auf die Reise, und nachdem wir etliche Meilen den Strom hinunter waren, bemerkten wir viele kleine Feuer, welche von denen gemacht worden waren, welche die Reise zu Land gemacht hatten. Wir blieben bei ihnen, bis es Tag geworden war, und gingen dann in unsern Kähnen weiter. Das Wetter war sehr schlecht, es schneiete stark den ganzen Tag; gegen Abend erreichten wir Oswegotchy. Ich war beinahe verhungert, hoffte aber in diesem Indianerdorf über den Winter zu verbleiben; schlief dieselbe Nacht in einem sogenannten indianischen Wigwam; stand des Morgens frühe auf, und fand zu meinem Leidwesen, daß ich mich betrogen hatte. Etliche von den Gefangenen erhielten Erlaubniß hier zu bleiben, allein ich mußte etliche hundert Meilen den Strom abwärts weiter zu einem andern Indianerdorf; da dieses ein außerordentlich kalter Morgen war, so machte ich bei einem französischen Handelsmann Anspruch für etwas alte Kleidungsstücke, denn ich war beinahe nackend—allein es war vergebens.

Um ungefähr zehn Uhr wurden wir in ein Kanoe beordert und fuhren den Strom abwärts. Es waren neun Indianer in dem Kanoe, worunter auch der sich befand, welchen ich in erwähntem Scharmützel verwundet hatte; des Abends gingen wir ans Ufer; wir räumten den Schnee von einer Stelle weg, der aber jetzt viel tiefer war als zuvor, und machten ein großes Feuer. Als hier der verwundete Indianer seine Augen auf mich richtete, wachte sein alter Groll gegen mich auf; er nahm mir meine Decke, und befahl mir baarfuß um das Feuer zu tanzen und das Lied der Gefangenen zu zu singen, welches ich aber entschieden verweigerte; hierüber verwunderte sich einer meiner Mitgefangenen, welcher ihre Sprache verstand, und sich bemühte, mich zum Gehorsam zu überreden, indem er mich versicherte, daß es ihre Absicht mich desfalls zu ermorden sei; allein ich beharrte bei meinem Entschluß es nicht zu thun, es möchte auch darauf folgen, was da wolle. Der Indianer wiederholte seine Aufforderung, und als er fand, daß ich seinem Befehl

nicht Gehorsam leisten wolle, wurde er ganz erboßt, stürmte auf mich zu und versuchte mich ins Feuer zu stoßen, welches ich ihm aber durch eine geschickte Wendung vereitelte, und da er von seinen erhaltenen Wunden geschwächt und von seinen Kameraden nicht unterstützt wurde, so war er genöthiget, abzulassen.

Freitags—an diesem Tage war ich beinahe todt von Kälte. Samstags setzten wir unsere Reise fort, und bekamen bald einen bewohnten Theil von Canada zu sehen. Ich war guter Hoffnung hier Erleichterung zu bekommen; als wir nahe an bedeutende Strömungen kamen, wurde ich und ein anderer Gefangener nebst etlichen von den Indianern ans Land gesetzt, welches mir angenehm war, indem es wärmer war auf dem Schnee zu laufen als stille in dem Kanoe zu liegen. Wir kamen an etlichen Hütten vorbei wo Franzosen wohnten, hielten uns aber nicht auf, indem unser Kanoe über bedeutende Strömungen hinabging, so mußten wir flink sein, wenn wir nicht zurückbleiben wollten. Nachdem sie die Strömungen passirt hatten, hielten sie mit dem Kanoe, so nahe sie wegen dem Eis konnten, am Ufer, wo wir einstiegen und den St. Lawrence verließen und den Conasadauga hinauf gingen, da wir aber bald hinkamen, wo dieser Fluß überfroren war, so zogen wir unser Kanoe an das Ufer und ein jeder von uns nahm einen Theil von dem Gepäck auf den Rücken und marschirten gegen Conasadauga, einem indianischen Dorfe und dem Orte unserer Bestimmung, welches wir aber an diesem Abend nicht erreichten;—wir kamen an ein Haus von Franzosen bewohnt, und gedachten hier zu übernachten, da wir ermüdet, hungrig und fast erfroren waren; hier erzählte mein alter Freund der verwundete Indianer dem Franzosen, wie ich mich geweigert habe zu tanzen, welcher ihn dann sogleich unterstützte, mir meine flanellene Jacke zu rauben, welches das einzige mir noch übrig gebliebene Kleidungsstück war. Sie schienen nun fest entschlossen mich zum Tanzen und Singen zu zwingen. Der Franzose war eben so eifrig um dieses durchzusetzen als der Indianer; allein die grobe Behandlung, welche ich hier erlitt, wirkte auf das Gemüth der Frau des Hauses, welche mich bemitleidete und mich ihrer Wuth entriß, bis sich ihre Hitze gelegt hatte, wo es ihr dann gelang den Indianer zu bewegen von seinem Vorhuben abzustehen; er bestand aber darauf, daß ich rassirt werden müsse, und dann wolle er mich in Ruhe lassen, (ich hatte damals einen langen Bart, welches die Indianer sehr verabscheuen) zu diesem Vorschlag willigte ich gerne ein, und nachdem dieses verrichtet war, schien er zufrieden zu sein.

Sonntag, April den 11ten,—setzten wir unsere Reise nach Canasadauga wieder fort, nachdem wir etwa 2 Stunden gereist waren, sahen wir das Dorf jenseits eines großen Stromes der noch überfroren war; die Indianer machten Halt, und in kurzer Zeit kamen viele von unserer Gesellschaft, die wir aber in etlichen Tagen nicht gesehen hatten, zu uns: die Gefangenen, deren acht an der Zahl waren, bekamen Befehl, ihr Gepäck niederzulegen und sich bemalen zu lassen; der verwundete Indianer bemalte mich und nahm den Strick von meinem Halse, den ich 400 Meilen getragen hatte, und

that an dessen Stelle einen Gürtel von Wampum. Hierauf gingen wir auf dem Eis nach dem Dorf, wohin wir vier Meilen hatten; man erlaubte uns nicht unsere Köpfe zu bedecken, welches unsere bunten Farben unsichtbar gemacht hätte, obschon es eine grimmige Kälte war; nachdem wir dem Dorfe näher kamen, begegneten uns die Weiber der Indianer und halfen den Männern ihre Päcke tragen.

Sobald wir zu Canasadanga angekommen waren, wurden wir von einer großen Anzahl Indianer umringt, welche den Gefangenen befahlen zu tanzen und das bei ihnen übliche Lied der Gefangenen zu singen, welches ich (hier wie zuvor) verweigerte; zu Ende desselben erhoben sie ein großes Geschrei, machten eine Oeffnung im Kreis, um uns laufen zu lassen, fielen dann mit ihren Fäusten über uns her, und schlugen etliche nieder; zugleich lief einer vor uns hin, um uns in eine Indianer-Hütte zu weisen, welche offen war. Sobald wir hier eingetreten waren, ließen unsere Verfolger nach; ich hatte einige Tage große Schmerzen von den erhaltenen Schlägen in meinem Kopf. Die Weiber waren gegen uns gut, gaben uns gekochtes Welschkorn und Bohnen zu essen, und ließen uns zum Feuer sitzen, welches eine große Gnade für uns war, denn wir waren beides kalt und hungerig; dieses Dorf liegt etwa 30 Meilen nordwestlich von Montreal; ich blieb hier bis das Eis wegging, welches etwo zehn Tage nachher geschah, und wurde dann mit mehreren Indianern nach Cohnewago gesandt; als wir nahe genug waren, um gehört zu werden, fingen meine Gefährten an zu jauchzen, um anzuzeigen, daß sie einen Gefangenen hätten, worauf alle Bewohner des Dorfes heraus kamen, um mich nach ihrer Weise zu bewillkommnen, welches um so viel schrecklicher für mich war, da ich der einzige Gefangene war; als wir nahe am Ufer waren, kam ein baumstarker Indianer, ergriff mich und schleppte mich ins Wasser, welches knietief und äusserst kalt war. Sobald ich ans Ufer kam, umringten mich die Indianer, und befahlen mir zu tanzen und zu singen, obschon sie sahen, daß ich beinahe steif gefroren war. Ich stampfte nun ein wenig, um mich auf den Wettlauf vorzubereiten; es waren vielleicht fünfhundert, die mich umringten, tanzten und sangen und endlich unter lautem Jauchzen den Kreis öffneten; ungefähr 150 Jungens versahen sich mit Erdschollen und kleinen Steinen, um mich damit zu werfen, und als ich im Begriff war, von ihnen wegzulaufen, gaben sie mir eine volle Ladung, ohne mir sonderlich zu schaden; allein ein Indianer, an welchem ich vorbei mußte, als er sahe, daß ich einen ziemlichen Vorsprung hatte, packte er mich fest, und hielt mich, bis die Jungens sich wieder mit Ammunition versehen hatten, dann ließ er mich wieder laufen, wo es mir aber viel schlimmer erging als zuvor, denn ein kleiner im Lehm enthaltener Stein traf mich ins rechte Auge, auch war mein Kopf und Gesicht so mit Koth und Lehm bedeckt, daß ich fast meinen Weg nicht sehen konnte; da ich eine Hütte passirte, wo die Thüre offen war, da lief ich hinein; wurde aber bald aus meinem Schlupfwinkel hervorgezogen, um auf das Neue verfolgt zu werden; da aber ihre Weiber

mehr Gefühl für mich hatten, so wurde ich durch ihre Vermittelung gerettet; sie nahmen mich in ein Haus, wo sie mir Wasser mich zu waschen und nachher gekochtes Welschkorn und Bohnen zu essen gaben. Folgenden Tages wurde ich in die Mitte des Dorfes gebracht um da nach ihrer Weise ausgerufen zu werden, ehe ich nach der hiezu schon bestimmten Familie, wo ich angenommen werden sollte, abreisen würde, welches zu Oswegotchy, ungefähr 200 Meilen den Strom aufwärts war. Ich wurde nun drei jungen Männern übergeben, welche mir sagten, daß ich ihr Bruder wäre, und die dann mit mir und in Gesellschaft mit noch etwa zwanzig Indianern auf die Reise nach vorerwähnter Familie gingen; wegen schlechtem Wetter mußten wir aber drei Tage auf einem felsigen und kalten Ufer liegen bleiben, bis das Wetter wieder günstiger wurde, wo wir dann weiter gingen; wir langten zu Canasadauga an und hielten uns eine Woche daselbst auf, während welcher Zeit ich vier unterschiedliche, etwa eine Viertel Meile von einander befindliche Häuser besah. In diesen Häusern wird das Leiden unseres Heilandes in großen Gemälden künstlich dargestellt, absichtlich um die Indianer zum römisch katholischen Glauben zu ziehen. Eine kleine Strecke von hier sind drei Häuser oben auf einem Hügel, Mount Calvary genannt, wo an jedem Hause ein großes Crucifix angebracht und welches der Beschluß dieser Darstellung ist. Hier halten die Priester mit den Indianern öfters ihre feierlichen Uebungen, welches viele Zeit erfordert.

Wir setzten unsere Reise nach Oswegotchy wieder fort, und da wir gegen einen schnellen Strom aufwärts zu fahren hatten, so ging es langsam vorwärts, und da uns indessen unsere Lebensmittel auszugehen anfingen, so lenkten meine Begleiter gegen Abend nach dem Ufer; ich wurde beordert Holz herbeizuschaffen, andere um Feuer zu machen und einige gingen aus zu jagen; unsern Kessel mit gestoßenem Welschkorn hingen wir übers Feuer, und nachdem es bei zwei Stunden gekocht hatte, kam einer der Indianer mit einem weiblichen Biber, welcher schwer mit Jungen war, zurück, er zerstückte ihn und warf ihn dann sammt den Eingeweiden in den Kessel, auch die Jungen wurden so wie sie waren in den Kessel geworfen; nachdem alles gut gekocht hatte, bekam jeder eine tüchtige Portion von dieser Suppe, von welcher wir tüchtig aßen, nachdem wurde der alte Biber und dessen Schwanz zu gleichen Theilen unter uns vertheilt, die vier Jungen wurden durchgeschnitten, so daß jeder, da unser acht beim Feuer waren, ein halbes bekam. Ich lauerte auf eine Gelegenheit meinen Theil zu verheimlichen, da ich meinen Hunger gestillt hatte ehe dieses köstliche Gericht ausgetheilt wurde, welches, wenn sie es gesehen hätten, sie verdrossen haben würde. Die andern Indianer fingen junge Muskratten, welche sie auf Spießen über das Feuer hielten und brateten, und dann sammt Haut und Eingeweiden verzehrten. Nächsten Morgen machten wir uns eiligst auf unsere Reise, welche etliche Tage dauerte; als wir nahe an Oswegotchy kamen, machten wir etliche Meilen dem Dorf gegenüber Halt; hier sollte ich als Kind angenommen werden; mein Vater

und Mutter, die ich in meinem Leben nicht gesehen hatte, warteten auf mich, und hießen mich in eine Hütte gehen, wo wir beordert wurden niederzusitzen und eine geraume Zeit stille zu sein, die Indianer schienen sehr betrübt zu sein, und meine Mutter fing überlaut für eine geraume Zeit zu weinen an; dann trocknete sie ihre Thränen, empfing mich als ihren Sohn, und nahm mich mit sich über den Strom nach dem Dorf; nächsten Tag wurde mir befohlen mit ihnen zur Messe zu gehen, welches ich wiederholt verweigerte, dennoch wiederholten sie dieses mehrere Tage lang, indem sie sagten, daß es gut sei zur Messe zu gehen, allein ich beharrte auf meinem Widerstand; als sie sahen, daß sie mich hierzu nicht bewegen konnten, schienen sie sehr unzufrieden mit ihrem neuen Sohn zu sein. Als eine Strafe für meinen Ungehorsam, wurde ich Jemanden jenseits des Stromes übergeben, der mich zu harter Arbeit anhalten sollte, auch sollte mir nicht erlaubt werden, meine Kameraden zu sehen oder mit ihnen zu sprechen; der alte Indianer welchem ich übergeben wurde hatte ein Weib und Kinder; er nahm mich in den Wald, gab mir eine Axt und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich Holz hauen müsse; er sah bald, daß ich eine Axt zu führen wußte. Ich suchte mich in meine Lage so wie in meine Arbeit zu schicken, damit sie keine Ursache zur Unzufriedenheit gegen mich haben sollten, ausgenommen in den Pflichten, die ich glaubte meinem Gott schuldig zu sein; der alte Mann schien gutgesinnt gegen mich; wie wir heim kamen gab mir sein Weib Brod und Milch, und da sie einmal Fische zubereitet hatte, gab sie, um mir ihre besondere Gewogenheit erkennen zu geben, die Fischohren zu essen, da sie aber sah, daß ich diese nicht sonderlich gerne aß, so ließ sie mir meine eigene Wahl, und betrug sich überhaupt sehr liebreich gegen mich. Wir hatten ungefähr eine Woche Arbeit bis wir mit der Umzäunung fertig waren, wo ich dann der alten Indianerin mein zerlumptes Hemd zeigte, welches ich von der Zeit meiner Gefangenschaft, (bei sieben Wochen,) stets getragen hatte, sie sagte es wäre nicht gut, und brachte mir ein neues Hemd, mit in Falten gelegten Aermeln, und sagte während sie es mir überreichte, das ist gut, welches ich mit Dankbarkeit annahm. Nächsten Tag brachten sie mich wieder zurück in das Dorf und erlaubten mir mit meinen Kameraden zu sprechen, welche mir sagten, daß wir alle nach Montreal gebracht werden sollten, welches sich auch bestätigte.

Als wir zuerst in Montreal ankamen, wurden wir in einem Jesuitenkloster einquartiert, wo ich viele Priester und auch sehr viele, die zu ihnen zur Beichte kamen, sahe; nachdem wir eine Zeit lang da gewesen waren, wurden wir beordert mit den Indianern einem großen Rathe beizuwohnen, welcher vor dem Ober-General Vaudriel gehalten werden sollte; wir Gefangene saßen in einer Reihe, (umgeben von unsern Vätern und Brüdern) wurden aber um nichts befragt. Der General hatte eine Anzahl Offiziere, zu seiner Bedienung im Rath, wo ein berüchtigter Priester zu seiner Rechten saß; dieser Kerl hieß Picket, verstand die Sprache der Indianer sehr gut und that den Englischen mehr Schaden in Canada, als nur ein an-

derer von seiner Benennung. Ich erfuhr hier, daß Anstalten getroffen waren, um Oswego zu überfallen und zu zerstören, welches sie schon längst beabsichtigt hatten in Ausführung zu bringen; wir hatten auf unserer Reise viele Kanoes angetroffen, die theils mit Lebensmitteln theils mit Kriegern angefüllt und für einen Angriff an unserer Grenze bestimmt waren, welches diesen Bericht bestätigte. Der Rath brach an diesem Tage auf, um in etlichen Tagen wieder zusammen zu kommen. Inzwischen wurde ich von meinem Vater und Mutter zu etlichen ihnen bekannten französischen Familien genommen, ihnen ihren neuerdings angenommenen Sohn zu zeigen; diese Personen hatten gemeinschaftlich mit meinem Vater und anderen Indianern in ihren jüngeren Jahren viele weiße Familien zu Grunde gerichtet, und rühmten sich (wie mich einer, der ihre Sprache verstand, berichtete,) ihrer damals verübten Mordthaten.

Nach Verlauf etlicher Tage, wurde der Rath wieder zusammen berufen, wo sich auch etliche Häuptlinge von dem Oneida Stamm einfanden, und eine Klage gegen die Franzosen einbrachten, indem sie Angriffe auf unsere Trageplätze gemacht hätten, welches ihr (der Oneidas) Landeigenthum sei; allein der General bemühte sich sie zu beruhigen und machte ihnen verschiedene Geschenke, welche sie auch annahmen. Da ich nach diesem wußte, daß diese Indianer mit Capt. Williams am Trageplatz bekannt waren, sandte ich einen Brief mit ihnen um meine Verwandten in Kenntniß zu setzen, daß ich noch am Leben sei und sehnlichst auf meine Erlösung wartete; allein er erreichte nie den Ort seiner Bestimmung. Nachdem die Verhandlungen des Raths beendigt waren, sandte der General den Indianern etwa zehn Gallonen rothen Wein, welchen sie unter sich vertheilten; dann kamen andere Geschenke, als: Röcke, Hemden, Decken, Häute, (für Schuhe,) Tuch, (für Strümpfe,) Pulver, Blei und Schrot, und für einen jeden, für seinen eigenen Gebrauch, einen Beutel mit Farbe, nebst anderen Kleinigkleiten. Nachdem wir Gefangene unseren Theil bekommen hatten, kam meine Mutter mit einem Dolmetscher zu mir, und sagte, daß sie eine Stelle für mich in dem Dorf gesucht habe, wenn ich lieber da bliebe als mit ihnen ginge, (dieses war ohne Zweifel wegen meinem Ungehorsam in solchen Dingen die mir mein Gewissen nicht erlaubte;) ich hätte diesen Vorschlag beinahe angenommen; allein einer meiner Mitgefangenen (mit welchem ich schon früher im Verständniß war, zu einer gelegenen Zeit unsere Flucht zu versuchen,) machte Einwendungen, und bat mich, doch ja nicht hier zu bleiben, indem wir dann nicht vermögend sein würden, unsere Plane für unser Entfliehen in Ausführung zu bringen; worauf ich meiner Mutter sagte, daß ich wieder mit ihr gehen wolle, und auch bald unsere Reise nach Lascheen, welches 9 Meilen von Montreal ist, und wo wir unsere Kanoes gelassen hatten, antraten, und die Reise ununterbrochen fortsetzten.

Nach einer sehr unangenehmen Reise, langten wir zu Oswegotchy an, und sahen täglich viele Kanoes mit Soldaten und Lebensmitteln beladen, auf ihrer Reise nach Frentenac, passiren, welches mich sehr besorgt für Oswego machte. Ich faßte den Entschluß, wenn es

möglich wäre, unsern Leuten allda Nachricht hievon zu geben; zu dem Ende ging ich zu zwei meiner Mitgefangenen und frug sie, ob sie mit mir gehen wollten; welches sie freudig versprachen; wir hatten aber keinen Speisevorrath, konnten auch von dem was uns erlaubt wurde, nichts zurück legen, und wurden auch von unsern Feinden genau beobachtet, so daß unsere Aussichten dunkel waren; jedoch um diese Zeit hatte Herr Picket, (welchen ich zuvor erwähnt habe,) beschlossen, einen tiefen Graben um die Stadt zu machen; ich ging daher zu dem Hauptaufseher an dieser Arbeit, welches ein Schwarzer war, der Indianisch, Französich, und Englisch sprechen konnte, und frug ihn, ob er Arbeit für mich und zwei Andere verschaffen könne, welches er bald zuwege brachte; für unsere Arbeit sollten wir Fleisch und auch Lohn haben. Hier hatten wir also eine Aussicht um uns Lebensmittel für unsere Flucht zu verschaffen; als ich glaubte, hinreichend für mich erspart zu haben, frug ich meine Mitbrüder, ob sie auch fertig wären? sie sagten, daß sie nicht wären; daß aber Ann Bowman, eine Mitgefangene 130 Thaler mit sich von Bulls Fort gebracht habe, und bereit wäre, ihnen so viel zu geben, als sie nöthig hätten; ich sagte ihnen, daß ich es für unweise hielt, ihr unser Vorhaben zu entdecken, allein sie beschuldigten mich unnöthiger Furcht, machten Anspruch für Lebensmittel bei ihr, und ließen sie unsere Absicht wissen, worauf sie den Priester sogleich hievon in Kenntniß setzte, und wir alsbald in Verhaft genommen wurden; wir wurden in einem Zimmer innerhalb dem Fort, mehrere Tage unter starker Wache gehalten.

Ich und ein anderer von unseren Leuten wurden unter starker Wache nach Cohnewago gebracht, um mich zu verhindern fernere Unruhen zu stiften, so wie alle Hoffnung entfliehen zu können, gänzlich zu vereiteln; jedoch, es gefiel Gott, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hat, den Capitain, welchem wir übergeben wurden, geneigt gegen uns zu machen, indem wir Freiheit hatten in einem bestimmten Bezirk umher zu gehen und zu arbeiten wie es uns gefiel; worauf ich mit einem Franzosen, der ein Grobschmied war, einig wurde, bei ihm für sechs Livres und fünf Sous die Woche zu arbeiten, welchen Verdienst der Capitain mich behalten ließ; auch bezeigte er mir seine fernere Gewogenheit, indem er mir Erlaubniß gab, bei seiner Mutter zu wohnen, welche englischer Herkunft und in ihrer Kindheit zu Dearfield in Neuengland gefangen genommen war; diese sagte mir, daß sie meine Großmutter sei, und war mir sehr gut; da aber der Lohn den ich hier bekam zu gering war, um mir damit Kleidungsstücke, wie ich sie benöthigt war, anzuschaffen, so hörte ich bei diesem Manne auf zu arbeiten, und ersuchte meinen Onkel Peter mir Erlaubniß zu geben nach Montreal zu gehen und da zu arbeiten, daß ich da besseren Lohn bekäme, und mir da die Kleider die ich nöthig hätte, leicht anschaffen könnte, ohne ihn damit zu belästigen. —Nach einiger Ueberlegung gab er mir seine Einwilligung.

Ich machte mich nun auf die Reise nach Montreal, wo ich sogleich Arbeit bei einem Englischen Schmied bekam; nach Verlauf einiger Zeit verlegten wir unsere Werkstätte in ein Gebäude, welches gerade

der Wohnung des Generals gegenüber war; wir hatten hier Gelegenheit die Streitmacht von Canada zu sehen, indem beide, die Indianer wie auch die Soldaten, meistens dahin gebracht wurden, ehe sie in den Krieg zogen; desgleichen wurden auch alle Gefangene dahin gebracht, wodurch wir gelegentlich erfahren konnten, was für Vorbeitungen unsere Leute zu ihrer Vertheidigung machten; wir erhielten aber keine gute Nachricht von Oswego, welches mich sehr besorgt machte, indem ich wußte, daß viele Franzosen hingegangen waren um Oswego anzugreifen, und nur wenige zur Vertheidigung da waren. Ueberall in den Kirchen von Canada wurden Gebete und feierliche Processionen gehalten, um ihren Angriff auf das arme Oswego mit Sieg zu krönen; während unsere Leute nichts von ihrer Gefahr wußten bis es zu spät war. Zu meinem Erstaunen kam die traurige Nachricht, daß die Franzosen eines der Forts zu Oswego erobert hätten, und zur Bestätigung dieses, wurden in etlichen Stunden die Englische Fahnen hereingebracht; die Franzosen frohlockten gewaltig über unsere Niederlage, und trieben ihr Gespött mit uns armen Gefangenen, welches weder menschliche Gefühle noch wahre Geistesgröße erkennen ließ; auf allen Gesichtern sahe man den Ausdruck großer Freude, welches sie auch durch Kirchen gehen, Jauchzen und Kanonen abschießen bezeigten, während unsere Gesichter mit Scham, und unsere Herzen mit Gram bedeckt waren. Bald nachher sah ich, wie etliche der Offiziere als Gefangene eingebracht, desgleichen die Soldaten, welche in kleinen Parthien eingebracht wurden, welche innerhalb den Mauern eingesperrt, und durch Hunger zur Arbeit gezwungen werden sollten, welches einige thaten, andere aber männlich verweigerten; zuletzt kamen auch die Handwerksleute, unter welchen sich auch mein Sohn befand; als er seinen Vater sahe, den er längst für todt gehalten hatte, so griff ihn dieses so an, daß er vor Freuden weinte;—auch konnte ich meinen Sohn nicht sehen und gleichgültig dabei sein!—nein; die Gefühle eines Vaters in einem solchen Auftritt, bin ich nicht vermögend zu beschreiben, und will es daher nicht unternehmen.—Er und alle meine Philadelphier Freunde waren mit einer Wache von Soldaten mit aufgepflanzten Bajonneten umringt, so daß ich nicht zu ihnen kommen konnte; nachdem sie an den Ort gebracht waren, wo die Gefangenen gewöhnlich aufgenommen wurden, so ging ich zu dem Dolmetscher, um zu sehen, ob ich nicht mein Kind frei bekommen könnte; welches mir ohne viele Schwierigkeit gewährt wurde. Als wir das Vergnügen hatten beisammen zu sein, gab er mir einen Bericht von unserer Familie; er sagte, sobald die Nachricht angekommen sei, daß ich getödtet oder gefangen worden sei, so habe man seiner Mutter nichts mehr von meinem Lohn für ihren Unterhalt zukommen lassen, welches mir sehr wehe that, und die Last meiner Leiden noch vermehrte.

Als sie mit den Gefangenen die von Oswego gebracht wurden auf die Reise nach Quebec gehen sollten, machte ich Anspruch mit zu gehen; allein der Dolmetscher sagte mir, daß ich ein Gefangener der Indianer wäre; der General würde es nicht zugeben, bis die Indianer befriedigt wären; und da sie zwei hundert Meilen von da ent-

fernt wohnten, so könnte dieses für jetzt nicht geschehen; wie ich fand, daß alle fernere Unterhandlung hierüber fruchtlos wäre, da ich nicht in die Capitulation eingeschlagen war, so sagte ich zum Dolmetscher, daß mein Sohn mit ihnen gehen müsse, damit er zu Quebec bereit wäre nach Hause zu gehen, wenn die Andern von Oswego gingen, welches wahrscheinlich bald geschehen würde; er sagte mir aber, daß ich ihn besser bei mir behielte, indem er vielleicht Ursache sein könnte, meine Freiheit geschwinder zu bewirken.

Die Offiziere von Oswego hätten mich gerne bei sich gehabt wenn es möglich gewesen wäre; dies war ein Beweis von Liebe und Herablassung ihrerseits, wofür ich dankbar bin. Capitain Bradley gab mir einen Rock, Weste und Hemd; und ein junger Herr, welcher früher in Philadelphia wohnte, der sich aber als Arzt zu Oswego niedergelassen hatte, gab mir vier Goldstücke. Ich war der Hoffnung, daß dieses Geld, nebst dem welches mein Sohn mitgebracht hatte, beinahe hinreichend sein würde mich von meinem Indianer-Meister loszukaufen; da ich aber sahe, daß eine Anzahl Gefangener, worunter die beiden Capitaine Grant und Shepherd, in sehr dürftigen Umständen waren, so glaubte ich, daß es meine Pflicht sei, sie zu unterstützen, und meine Befreiung der Vorsehung zu überlassen: diese Pflichterfüllung meinerseits, blieb auch nicht unbelohnt, denn meine Befreiung wurde auf eine andere und unverhoffte Weise zuwege gebracht. Diese Gefangenen entdeckten mir, daß sie beabsichtigten sich zu flüchten—worin ich sie bestmöglichst unterstützte; ich ging an einem Sonnabend ehe die Wachen auf ihren Posten waren mit ihnen vor die Stadt hinaus, rieth ihnen sich nicht von einander zu trennen, und gab Cap. Shepherd zwei Taschen-Compasse, allein sie befolgten aus irgend einer Ursache meinen Rath nicht, vertheilten sich und sahen einander nie wieder: diese unglückliche Theilung beraubte Capt. Schepherd und Sergeant Newel den Nutzen der Compasse; die andere Parthie kam glücklich, wie ich nachher durch Sergeant Henry berichtet wurde, nach Fort William Henry; dieser wurde als Gefangener eingebracht, er wurde genommen in einer Schlacht, wo der tapfere und unermüdliche Capt. Rogers, gegen mehr als eine doppelte Anzahl Stand hielt.

Spät im Winter wurde Eisen und Kohlen sehr rar, so daß es schwer hielt Arbeit zu bekommen; ich erbot mich für meine Beköstigung zu arbeiten, lieber als in eine stinkende Zelle geworfen, oder den Indianern wieder übergeben zu werden; der Dolmetscher bemühte sich vergeblich eine Stelle für mich zu bekommen; endlich nahm ein Franzose mich und meinen Sohn auf diese Bedingung in Dienst, bis sich eine bessere Gelegenheit darbieten würde; wir waren eine Woche hier ohne daß wir von einer besseren Stelle hörten; er bot mir und meinem Sohn dreißig Livers monatlich, welches ich einging; nach Verlauf von zwei Monaten wurden wir aber abgedankt, und wanderten hin und her, und waren genöthigt unser weniges Geld für Nahrungsmittel auszulegen, und unser Nachtlager während dieser Zeit in den Ställen zu suchen. Ich wandte mich nun an meinen alten Freund, den Dolmetscher, und entdeckte ihm meine traurige La-

ge; er versprach mir, sich zu bemühen um mir Erleichterung zu verschaffen. Als ich eines Tages während dieser Zeit durch die Stadt ging, begegnete mir ein Indianer Gefangener, welcher zu dem Dorfe gehörte, wo mein Vater wohnte; dieser berichtete mir, daß viele der Indianer von jenem Dorf eben angekommen wären, mit der Absicht mich wieder mit sich zurück zu nehmen; da ich großes Zutrauen in seine Aufrichtigkeit setzte, so suchte ich mich vor ihnen zu verbergen; in der Zwischenzeit wurden Plane gemacht um unsere Flucht zu bewirken, deren Ausgang auch erfolgreich waren. General Vaudriel gab mir und meinem Sohn schriftlich die Freiheit um nach Quebec zu gehen, und da zu arbeiten wo wir wollten, wodurch ich der Bezahlung eines Lösegeldes überhoben wurde.

Der Commissär, Herr Partwe, war eben, wie mir mein Sohn berichtete, im Begriff nach Quebec zu reisen; und daß ich des Abends nach der Stadt kommen sollte, und unser Fährgeld besorgt wäre; ich wartete, bis es beinahe dunkel geworden, ehe ich mich in die Stadt wagte, indem die Indianer auf mich lauerten; da sie aber nichts von meinem Sohne wußten, so konnte er ihre Bewegungen ungehindert beobachten und mir ihre Plane mittheilen; dieses war eine große Hülfe für mich, welches die Vorsehung ohne mein Zuthun für meine Errettung also gelenkt hatte. Wie ich am nächsten Morgen gewahr wurde, daß ein Indianer vor dem Hause angestellt war, um auf mich zu lauern, so machte ich mich eilends zur hinteren Thüre hinaus, lief zur Stadt hinaus und kam glücklich an das Ufer des Stromes, wo ich mit Hülfe eines Freundes mich verbarg. Der Commissär hatte sich unterdessen reisefertig gemacht, welches mir mein Sohn berichtete, worauf ich mich so schnell wie möglich nach dem Boot machte. Hier angelangt, wurde ich sogleich aufgenommen, und die Reise wurde angetreten, ohne daß ich die Indianer wieder zu sehen bekam,—jetzt war das Leben mit genauer Noth gerettet!—denn sie hatten fest beschlossen, wenn ich je versuchen würde zu entfliehen, mich umzubringen, welches mich im höchsten Grade verbindlich macht, zur Ehre meines gnadenvollen Wohlthäters, ein Leben zu bessern, das er so oft aus den Klauen des Todes errettet hatte.

Nachdem der Commissär mein Entlassungs-Schreiben von dem General gesehen hatte, betrug er sich sehr freundschaftlich gegen uns. Auf den ersten Mai langten wir zu Quebec an, wo ich auf das freundschaftlichste von Col. Peter Schuyler empfangen wurde; nachdem er mich nach meinem Wohlbefinden u. dgl. gefragt hatte, sagte er mir, um mich zu beruhigen, daß ich mit allem Nöthigen versorgt werden sollte. Dieser gewiß rechtschaffene Mann, der seinem Lande Ehre machte, hat in mehreren Fällen arme Gefangene zu Quebec auf die nämliche edle Weise unterstützt.—Hier hatte ich vollkommene Freiheit hinzugehen wie es mir gefiel; ich besah alle Theile dieser Stadt, welche vermittelst ihrer Lage, eine veste Stadt genennt werden darf, doch ist sie ferne davon, unüberwindlich zu sein.

Nachdem unser Schiff bereit war, erhielt ich Freiheit mit nach England zu gehen; wir setzten am Morgen des 23sten Julys 1757 Segel, und kamen in 28 Tagen zu Plymouth an, welches große

Freude unter uns erweckte, denn wir waren zerlumpt, voll Ungeziefer, krank und zum Theil fast verhungert; und viele der Gefangenen (es mochten im ganzen etwa drei hundert sein) hatten die Pocken. Ich und mein Sohn hatten uns in Canada Röcke gekauft, welche von Decke gemacht, und sehr warm waren; und da wir nun glaubten Unterstützung zu bekommen, so gaben wir diese Röcke zweien unseren Mitgefangenen die krank und beinahe nackend waren. Es war uns nicht erlaubt an das Land zu gehen, sondern wurden auf ein königliches Schiff, und nahe an Portsmouth gebracht, wo wir bei zwei Wochen an Bord gehalten, und dann auf das Schiff Mermaid gethan wurden, um nach Boston genommen zu werden; wir bereuten nun unsere wohlgemeinte aber unüberlegte Wohlthätigkeit, daß wir unsere Röcke weggegeben hatten. Wir baten den Capitain für irgend etwas zu unserer Bedeckung, allein es war vergebens; unsere Freude verwandelte sich in Trauer, wie wir sahen, daß wir mit Winter-Anfang an eine kalte Küste beinahe nackend gebracht werden sollten.

Den achten September segelten wir in Begleitung einer Flotte nach Boston ab, wo wir am Abend des siebenten Novembers anlangten; da es sehr dunkel, und wir Fremdlinge waren, so hatten wir viel Schwierigkeit ein Nachtlager zu bekommen, (ich hatte keine Schuhe, nur Stücke von Strümpfen, und das Wetter war grimmig kalt;) wir wurden zwar an ein Wirthshaus gewiesen, fanden aber kalte Aufnahme;—und als der Wirth eine lumpige und lausige Gesellschaft erblickte, jagte er uns sogleich hinaus.—Er vermuthete, daß wir von Halifax gekommen wären, wo die Pocken sehr grassirten, und sagte, daß er Befehl habe, Niemand von da her zu bewirthen. Wir begegneten einem jungen Mann, welcher sagte, daß er uns eine Herberge finden könnte, hielt uns aber lange mit hin und herfragen auf; worauf ich ihm sagte, daß wir in keinem Zustand wären, um Fragen zu beantworten, bis wir an einen schicklichen Ort gebracht würden, welchen er nun bald fand, und wo wir gut behandelt wurden; da wir aber voll Ungeziefer waren, so konnten wir kein Bett erwarten. Nächsten Morgen machten wir Anspruch für Kleider; Herr Erwing, Tochtermann des gewesenen und berühmten General Schirly, versorgte uns nicht nur mit Kleidungsstücken, sondern gab jedem noch drei Thaler um unsere Reise nach Newport zu bestreiten. Als ich frische Kleider anzog, wurde ich mit einem heftigen Frost befallen, und bekam ein starkes Fieber, in welchem Zustand ich genöthigt war zu Fuße meine Reise bis nach Rhode-Island fortzusetzen, denn unser Geld würde nicht hinreichend gewesen sein, anders als zu Fuße zu reisen; auf dieser Reise war ich in großer Verlegenheit.—Unser Glück und Wohlstand in diesem Leben wird öfters mit bitteren Leiden vermengt, welche oftmals eine große Gnade für uns sind, wenn wir sie recht anwenden. Zu Newport sahe ich Capt. Gibbs, und wurde mit ihm für unsere Fracht nach Neu-York einig, wo wir auf den 21sten November ankamen, und viele Freunde antrafen, die froh waren uns wieder zu sehen, und uns sehr gütig behandelten.

Auf den 26sten November, 1757, langten wir zu Philadelphia an,

welches eine große Freude verursachte unter allen meinen Freunden, insbesondere aber bei meinem lieben Weibe und Familie; welche nicht erwarteten, daß wir einander diesseits des Grabes wieder sehen würden; da ich dem Körper nach krank und erschöpft zurück gekommen war, und keine Mittel hatte oder wußte, um mich oder meine Familie zu versorgen, so erbarmten sich etliche wohlthätige Personen, unterschiedlicher Benennung, in dieser Stadt, ohne Aufforderung dazu zu haben, und gaben reichlich, und zur rechten Zeit; wofür sie Gott hier zeitlich und dereinst ewiglich segnen solle.

Eine Beschreibung der Gefangenschaft und Leiden von

Benjamin Gilbert

und dessen Familie,

welche im Frühjahr 1780 von den Indianern auf ihren Bauereien überfallen und entführt wurden.

Benjamin Gilbert war fünf Jahre vor seiner Gefangenschaft bei den Indianern der Eigenthümer und Bewohner einer Bauerei, an der Mahoning Creek in Penn Taunschip, Northampton Caunty, Pennsylvanien, nicht weit ab wo Fort Allen gebaut wurde. Währaend dieser Zeit hatte er außer einem guten Blockhause und Scheuer, auch noch eine große steinerne Mahl= und Sägemühle erbaut, welches in einer neuen Niederlassung, von sehr großem Werthe war. Allein es war bestimmt, daß er diesen Wohlstand nicht lange genießen sollte; und die Gebäude, welche mit viel Mühe und Kosten errichtet waren, wurden bald nach ihrer Vollendung dem verheerenden Elemente des Feuers zur Zerstörung übergeben.

Auf den 25sten April, 1780, gegen Sonnenaufgang wurde diese Familie von einer Parthie Indianer so unerwartet überfallen, daß der Versuch zu entfliehen, Tollheit gewesen wäre. Die einzige Möglichkeit ihr Leben zu retten war, sich ohne Widerstand zu übergeben; —welches sie dann auch thaten.

Die Indianer, welche diesen Einfall gemacht hatten, gehörten zu verschiedenen Stämmen, welche sich wegen der Annäherung von General Sullivans Armee in das englische Gebiet in Canada flüchteten, und sich da in der Nähe des Forts gemeinschaftlich niederließen, und dann öfters nach indianischer Weise gemeinschaftlich in die Niederlassungen unweit der Grenzen einfielen, und die erschrockenen und schutzlosen Einwohner zu Gefangenen machten. Diese Parthie bestand aus zwei Halbblütigen, welche von einem Mohawk und einer Französin abstammen, drei Cayugas, einem Delawaren, und fünf Senecas. Die beiden halbblütigen Mohawks, welche Rowland und Johann Monteur hießen, schienen die Parthie zu befehligen.

Die Gefangenen, welche in Herrn Gilberts Hause gemacht wurden, waren: Herr Gilbert, dessen Frau, seine Söhne Joseph, Jes=

se und Abner, seine Töchter Rebecca und Elisabeth, seine Schwiegertochter, Sarah Gilbert, Frau seines Sohnes Jesse, Thomas Peart, (Sohn der Frau Gilbert, aus einer früheren Ehe,) Benjamin Gilbert, jr., sein Enkel, Andreas Harrigar, ein deutscher Taglöhner im Dienste des Herrn Gilbert, und Abigail Dodson, ein Mädchen von vierzehn Jahren, welche von einem Nachbar an diesem Morgen mit Frucht zur Mühle geschickt war.

Mit diesen Gefangenen gingen die Indianer an das Haus von Benjamin Peart (einem anderen Sohn von Frau Gilbert) welches etwa eine halbe Meile von da entlegen war, und machten ihn, sein Weib und ihr etwa neun Monat altes Kind zu ihren Gefangenen.

Hier wurden die Gefangenen mit Stricken gebunden, und einer Wache für etwa eine halbe Stunde übergeben, während welcher Zeit die übrigen Indianer sich beschäftigten, das Haus von solchen Sachen, die ihnen gefielen, zu plündern, bis sie hinlänglich für 3 Pferde genug hatten, welche sie damit beluden. Nachdem dieses geschehen war, machten sie sich auf ihre Rückreise, zwei von ihnen blieben zurück um die Gebäude in Brand zu stecken. Von einer Anhöhe, unter dem Namen Sommer-Berg bekannt, worüber die Gefangenen genommen wurden, konnten sie die verheerenden Flammen und die einstürzenden Dächer ihrer Häuser wahrnehmen.—Sie konnten nur einen wehmüthigen Blick nach ihren rauchenden Wohnungen werfen, indem ihnen nicht erlaubt wurde stille zu stehen, bis sie am Fuße des Hügels auf der anderen Seite angekommen waren, wo ihre Begleiter Halt machten um eine kurze Mahlzeit zu machen; woran aber die Gefangenen wegen Kummer keinen Antheil nehmen konnten.

Die Indianer hielten sich aber nicht lange hier auf, indem sie nicht weit genug von der Ansiedelung waren, um vor Verfolgung sicher zu sein. Eine kurze Strecke weiter kamen sie an einen Berg, Machunk genannt, wo sie Halt machten, und etwa eine Stunde verweilten, und Moccassins für etliche der Kinder machten.

Die Reise wurde dann wieder fortgesetzt, wo sie über einen andern hohen Berg kamen, und in kurzer Zeit erreichten sie den breiten Berg; die Gefangenen waren fast erschöpft. Frau Gilbert, welche beinahe sechzig Jahre alt war, glaubte nicht, daß es ihr möglich sei, den Berg zu ersteigen, setzte sich mit ermüdetem Körper und traurigem Herzen nieder, und erklärte, daß sie unmöglich weiter gehen könne. Da ihr aber die Indianer mit augenblicklichem Tode drohten, wenn sie Ursache sein würde, daß die Reise aufgehalten würde, wurde sie bewogen, den beschwerlichen Weg den Berg hinauf zu machen, wo sie bei einem jeden Schritt vermeinte, niedersinken zu müssen. Als sie oben auf dem Berge angekommen waren, wurde den Gefangenen erlaubt, ungefähr eine Stunde zu ruhen.—Es wird sieben Meilen über den breiten Berg gerechnet und von ihrer Wohnung bis an den Berg war es etwa zehn Meilen.

Nachdem sie von diesem Berg gegangen, schlugen sie den Neskapeck Fußweg ein, worauf sie die übrige Zeit dieses Tages fortwanderten; gingen über Quackac Creek, und den Pismir Berg—und durch den Herrnhuter Tannen Sumpf, nach dem Mahonia Berg, wo sie

Halt machten, um zu übernachten. Es wurden grüne Tannenäste für die Gefangenen auf den Grund gestreut, um darauf zu liegen, und ihnen Decken gegeben um sich damit zuzudecken—eine Wohlthat, die sie kaum von ihren rohen Entführern erwartet haben mochten. Um ihnen aber ihre Flucht unmöglich zu machen, wurde folgende Vorsicht gebraucht, welche sie gänzlich aller Ruhe beraubte, die sie sonst genossen hätten. Es wurden nämlich zwei junge Bäume gehauen, einer derselben wurde ausgehauen, so daß die Füße der Gefangenen Raum hatten, hineingelegt zu werden; dann wurde der andere dem ersteren gleich, darüber gelegt, und beide mit einander befestiget; auch wurde ihnen ein Strick um den Hals gemacht, und an Bäume befestiget, und so ausgestreckt, auf dem Rücken liegend, mußten sie die ganze Nacht zubringen.

Am nächsten Morgen wurde die Reise frühe wieder fortgesetzt.—Die Indianer glaubten es am sichersten für sie zu sein, im Falle daß sie verfolgt würden, die Gefangenen paarweise zu vertheilen, welches sie dann auch thaten, und jedes Paar einem besonderen Indianer zur Aufsicht übergeben wurde, auf diese Weise waren sie eine ziemliche Strecke von einander entfernt. Während diesem Tage wurde Herrn Gilbert und seinem Weibe mehrmals von dem Indianer, welcher sie unter seiner Aufsicht hatte, mit augenblicklichem Tode bedroht, so oft ihre ermüdeten Glieder ihnen versagten, so schnell wie die andern zu marschiren. Gegen Abend stießen die Parthien wieder zusammen, und lagerten sich um zu übernachten. Sie hatten einen Hirsch geschossen, von welchem ein jeder ein Stück auf hölzernen Spießen übers Feuer hielt.—Die Gefangenen wurden auf dieselbe Art verwahrt wie die Nacht zuvor.

Folgenden Morgen nach dem Frühstück, wurde, wegen der Vertheilung der Gefangenen, Rath gehalten. Eine Vertheilung wurde dann gemacht und die Gefangenen ihren verschiedenen Meistern übergeben, mit der Erinnerung, daß sie dem Indianer, welches Eigenthum sie nun seien, Gehorsam leisten müßten. In dieser Tagesreise passirten sie nahe an Fort Wyoming vorbei, am östlichen Zweig der Susquehanna, und etwa vierzig Meilen von ihrer ehemaligen Heimath. Die Indianer waren sehr furchtsam, als sie nahe an dieses Fort kamen, und vermieden sorgfältig alles unnöthige Geräusch, um nicht bemerkt zu werden.—Sie übernachteten an dem Ufer eines kleinen Stromes, der sich unweit dem Fort in die Susquehanna ergießt. Am folgenden Morgen wurden die Gefangenen alle nach indianischer Weise bemalt; einige blos mit rother, andere mit roth und schwarz, und wieder andere blos mit schwarzer Farbe. Solche die sie allein mit schwarzer Farbe beschmieren, sind gewöhnlich bestimmt zu sterben; und obschon sie nicht allemal sogleich umgebracht werden, so erreichen sie doch selten die indianischen Hütten.—Diesen Tag hatten sie eine sehr ermüdende Reise über Steine und Berge, und waren des Abends wieder an der Susquehanna. Die Indianer waren hier besonders vorsichtig einen abgelegenen Winkel für ihr Nachtlager zu wählen, indem sie fürchteten, von den Kundschaftern der Weißen entdeckt zu werden. Während dieser Nacht, entliefen

ihnen ihre Pferde, welche sie zuerst spät am andern Morgen wieder fanden, und daher die Reise nicht eher antreten konnten. Diesen Tag gingen sie der Susquehanna entlang. Des Nachmittags kamen sie an einen Ort wo die Indianer 4 Neger mit einem Vorrath von Welschkorn zurück gelassen hatten, die auf ihre Rückkunft warteten. Diese Neger waren früher Sclaven, welche ihren Meistern fortgelaufen sind, und auf ihrem Wege nach Niagara waren, wo sie von den Indianern gesehen wurden, welche sie anhielten, und frugen, "mit wem sie's hielten;" als sie sich für den König von England erklärten, wurden sie von den Indianern in ihren Schutz aufgenommen.

Es war keine Wohlthat für die Gefangenen, daß diese Neger in die Gesellschaft kamen. Sie zeigten eine solche beleidigende und herrschsüchtige Gemüthsstimmung, die fast nicht zu ertragen war, beleidigten die Gefangenen auf alle Weise, peitschten sie oftmals, um sich zu ergötzen, und behandelten sie überhaupt viel unbarmherziger, als die Indianer selbst.

Auf den ersten Mai kam die ganze Gesellschaft an einen Ort, wo zwei todte Indianer neben dem Fußwege lagen. Zwei andere waren ebenfalls da getödtet worden, welche aber weggeschafft wurden. Die Gefangenen wurden berichtet, daß eine Parthie Indianer eine Anzahl weißer Leute gefangen genommen und entführt hätten; daß Letztere in einer Nacht ihre Entführer angegriffen, vier derselben getödtet, und sich dann geflüchtet hätten. Als diese Gesellschaft an benannte Stelle gekommen war, wurden die Gefangenen Weibspersonen voran geschickt, die Mannspersonen aber zurück behalten, und ihnen befohlen vor die getödteten Indianer hinzugehen, und dieselben anzuschauen. Nach einer geraumen Zeit wurden sie an einen vom Winde umgeworfenen Baume beordert; wo ihnen befohlen wurde, ein Grab zu machen; ein Stück Holz wurde mit einem Tomahawk auf beiden Seiten schräg gehauen, und mit diesem ungeschickten Werkzeug mußte einer die Erde aufbrechen, und die Uebrigen mußten mit ihren Händen dieselbe heraus werfen; während dieser ganzen Zeit, war den Negern erlaubt, sie zu schlagen, und zu mishandeln, bis sie mit ihrer Arbeit fertig waren; wo dann die todten Leichname hinein gelegt wurden. Dann gingen sie weiter, wo sie bald zu den Uebrigen kamen, die mit den Weibspersonen voran gegangen, und beschäftigt waren, ein Nachtlager aufzuschlagen.—Die Gefangenen wurden wieder auf die schon erwähnte Weise des Nachts verwahrt.

Gegen Abend des folgenden Tages setzten sie in Kanoes über den östlichen Zweig der Susquehanna, an der nämlichen Stelle wo General Sullivan mit seiner Armee in einer Expedition gegen die Indianer passirt war. Die Pferde schwammen neben den Kanoes. Ihr Lager war diese Nacht auf der westlichen Seite des Stromes; allein zwei Indianer, welche nicht mit ihnen über den Strom gekommen waren, sandten für Benjamin Gilbert, jr., und Jesse Gilberts Weib.—Da man keine Ursache wußte, die diesen Befehl rechtfertigte, so waren die übrigen Gefangenen während dieser Nacht in großer Besorgniß. Nächsten Morgen wurden sie aber aus ihrer Furcht

erlößt, als ihre Gefährten wieder zu ihnen kamen, und deren Behandlung nicht schlimmer wie gewöhnlich gewesen war. Während der Reise an diesem Tage, fanden die Indianer einen Scalp, so wie auch etwas Welschkorn, welches sie beides mitnahmen, und von dem Welschkorn ein Nachtessen zubereiteten. Sie erlegten öfters Hirsche, welches jetzt ihr einziger Proviant war, den sie hatten, indem das Mehl, welches sie mit von der Ansiedelung gebracht hatten, verzehrt war.

Auf den vierten Mai wurde die Parthie vertheilt; eine Abtheilung, worunter Thomas Peart, Joseph Gilbert, Benjamin Gilbert, jr., und Jesse Gilberts Weib waren, ging in einer westlichen Richtung; die Andern gingen mehr nördlich.

Am Abend, als die Parthie, welche den nördlichen Weg genommen hatte, im Begriff war sich zu lagern, frugen die Gefangenen ihre Entführer, was aus ihren vier Gefährten, welche den westlichen Weg genommen hätten, geworden wäre.—Die Antwort war, "Sie wurden gemordet und scalpirt, und ihr mögt das nämliche Schicksal diese Nacht erwarten." Hierüber wurde Andreas Harrigar, so sehr erschreckt, daß er sich sogleich entschloß zu flüchten. So bald es dunkel geworden war nahm er einen Kessel, als wolle er Wasser holen, und entwischte ihnen auf diese Weise. Als er vermißt wurde, setzten ihm mehrere Indianer nach; sie suchten während der ganzen Nacht nach ihm, und kamen erst gegen Morgen zurück, ohne jedoch ihn gefunden zu haben. Er hatte viel Ungemach in der Wildniß auszustehen, erreichte aber endlich die Ansiedelungen der Weißen wieder, und gab den Freunden und Bekannten der Gefangenen die erste zuverläßige Nachricht von ihnen.

Diese Entwischung war Ursache, daß die Gefangenen mit noch mehr Schärfe behandelt wurden; und wurden wiederholt beschuldigt, Kenntniß von Harrigars Vorhaben gehabt zu haben. Rowland war dermaßen entrüstet, daß er Jesse Gilbert niederwarf, und sein Tomahawk nahm, um ihn damit zu tödten, welches auch ohne weiteres vollzogen worden wäre, wenn nicht seine Mutter zugegen gewesen wäre, welche, als der Indianer den Tomahawk schwenkte, sich über ihres Sohnes Haupt warf, und den erboßten Wilden um Schonung bat. Hierauf drehte der Wilde sich herum, und gab ihr einen derben Fußtritt, und band dann Mutter und Sohn am Halse an einen Baum, bis daß sich seine Wuth etwas gemäßigt hatte; dann machte er sie los, hieß sie aufpacken, und fortmarschieren. Des Abends kamen sie an ein verlassenes Shipquagas Dorf, und übernachteten in einem noch stehen gebliebenen Wigwam. Die Shipquagas hatten kurze Zeit vorher ihre Dörfer verlassen, indem sie sich vor Gen. Sullivans Armee flüchteten. Die Gesellschaft hielt sich drei Tage in den verlassenen Dörfern dieses Stammes auf. Wildpret war hier im Ueberfluß; auch Kartoffeln und Rüben ohnweit den Dörfern, die von der durchziehenden Armee nicht zerstört worden waren. Etliche Pferde, welche durch die eilige Flucht der Shipquagas zurück gelassen wurden, und noch da waren, wurden mitgenommen. Als die Reise wieder angetreten wurde, sezten sie Frau

Gilbert auf eines dieser Pferde, welches sehr wild und unbändig zu reiten war, allein sie ritt etliche Tage darauf, ohne daß ihr ein Unfall begegnete.

Den ersten Tag als sie ihre Reise wieder antraten, hatten sie einen beschwerlichen Marsch durch einen langen Sumpf, welcher mit Tannen bewachsen war, dann ging es an einem schroffen Berg aufwärts, wo kein Fußsteig war. Das dickbewachsene Gesträuch machte es sehr beschwerlich für die Weibspersonen fortzukommen; allein sie waren genöthigt so schnell wie ihre Meister zu marschieren, so schwer es ihnen auch halten mochte. Als sie sich über den Berg geschleppt hatten, so wartete die Gesellschaft auf die Neger, welche mit den Pferden und dem Gepäck die Hintersten waren. Als die ganze Gesellschaft bei einander war, wurden sie einig, in einem Sumpf, nicht weit von da, zu übernachten. Eine große Ausdehnung wilder Wiesen, und niedern Grundes, machte ihre Reise am nächsten Tage sehr ermüdend und schmerzvoll, besonders für Frauenzimmer; Elisabeth Peart war besonders ermüdet, indem sie genöthigt wurde, ihr Kind zu tragen, und ihrem Manne nicht erlaubt war, es für sie zu tragen, oder ihr auf einige Weise die geringste Unterstützung zu leisten; einmal als sie ganz erschöpft war, und vermeinte niedersinken zu müssen, wurde ihr von dem Indianer der auf sie Acht hatte, ein tüchtiger Hieb gegeben, und sie gewaltsam fortgetrieben.

Am dritten Tage, nachdem sie die Shipquagas Dörfer verlassen hatten, fingen ihnen an die Lebensmittel zu mangeln; und die Gegend wodurch sie gingen, war leer von Wildpret. An diesem Abend war Frau Gilbert von den Strapatzen ermüdet, und durch Mangel der Nahrung so sehr erschöpft, daß sie einen Fieberfrost bekam; worauf die Indianer etwas Mehl und Wasser vermengt kochten, und ihr zu trinken gaben, welches sie wieder etwas erquickte.—Allein am folgenden Tage war sie so sehr entkräftet, daß sie mit Hülfe zweier ihrer Kinder sich kaum fortschleppen konnte—das Pferd das sie früher hatte, war ihr schon vor diesem genommen worden.

Auf den 14ten Mai erreichten sie Canadosago, wo sie Benjamin Gilbert, jr., und Sarah Gilbert, Weib von Jesse Gilbert, zwei von den vier Gefangenen, welche vor zehn Tagen von ihnen getrennt wurden, und wie schon erwähnt, den westlichen Weg genommen hatten, antrafen. An diesem Tage wurde Benjamin Gilbert, sen., von dem jüngeren Huston, einem der Cayuga Indianer, unter dessen Aufsicht er war, und welcher beabsichtigte ihn zu tödten, ganz schwarz angestrichen, welches die ganze Familie in die größte Bestürzung versetzte; da sie aber wohl wußten, daß sie mit ihrer Fürbitte nichts ausrichten würden, so befahlen sie ihn der allvermögenden Vorsehung. Durch anhaltendes Marschieren ermüdet, und durch Mangel der Lebensmittel entkräftet, machten sie Halt um sich zu erholen; als der ältere der Cayugas, welcher mit Abner Gilbert zwei Tage zuvor für Lebensmittel vorausgeschickt war, zurück kam, und die Nachricht brachte, daß ein Vorrath bei der Hand wäre.

Die Neger waren durch den Mangel der Lebensmittel sehr gedemüthiget, und in ihrem Betragen ganz verändert. An diesem Abend

kamen zwei weiße Männer in ihr Lager, einer von ihnen war ein Freiwilliger unter den Engländern, und der andere war kürze Zeit zuvor gefangen genommen worden; diese brachten Homony und Ahornzucker; sowie auch einen Igel, den sie auf ihrem Weg angetroffen hatten, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, eine mehr behaglichere Mahlzeit zu machen, als sie in vielen Tagen hatten.

Als der Freiwillige des Morgens erfahren hatte, daß die Gefangenen so viel von den Negern erlitten hatten, so erbarmte er sich über sie, und nahm die Neger unter seine Aufsicht.—Es war mit nicht geringer Mühe und Gefahr, daß sie über einen starken Bach passirten, worüber die Pferde schwimmen mußten. Die Kräfte des Herrn Gilbert fingen an ihn zu verlassen; worüber der Indianer, welcher ihn eignete, sehr entrüstet war und ihm einen Strick um den Hals machte, um ihn damit zu lenken; ganz erschöpft fiel er endlich nieder, wo dann der Indianer so stark am Strick zog, daß er ihn beinahe erwürgte. Als sein armes Weib dieses sahe, verwendete sie sich herzhaft für ihn, obwohl ihr die Indianer befahlen, den andern nachzufolgen; sie verweigerte dieses, wenn ihrem Manne nicht Zeit gegeben würde, sie zu begleiten; hierauf sagten sie ihr, daß sie beschlossen hätten, den alten Mann umzubringen, und daß sie ihn schon längst zum Schlachtopfer bestimmt hätten; jedoch mit Bitten und Flehen bewegte sie die Wilden endlich, von ihrem Vorhaben abzustehen.—Als sich ihr Zorn etwas gemindert hatte, machten sie sich den Andern nach, welche unterdessen fortgegangen waren; als sie dieselben einholten, erweckte es große Freude unter ihren Freunden, welche nach der grausamen Behandlung, die sie mit angesehen hatten, nichts anderes erwarteten, als daß beide nachher würden ermordet worden sein, und fühlten die Ueberzeugung, daß nichts anderes als die gütige Vorsehung sie gerettet habe.

Durch Mangel an Lebensmitteln waren sie genöthigt am folgenden Tage zwei der Indianer mit Pferden nach den Seneca Indianern zu senden. Die Gefangenen mußten während dieser Zeit Wurzeln graben, welche die Indianer Whappanies nennen. Sie verweilten an diesem Ort bis gegen Abend des anderen Tages, und bereiteten Suppe von wilden Zwibeln und Rübenkraut; dieses aßen sie ohne Brod oder Salz, welches natürlich eine zu dünne und wässerige Kost für Alt oder Jung war, und ihnen allen auch schnell die Kräfte verschwanden.

Als sie diesen Ort verlassen hatten, setzten sie auf Blöcken, die mit Hickory Weiden zusammen gebunden waren, über den Genese Fluß, solchen, die diese Art über einen starken Strom zu passiren nicht gewohnt sind, scheint es ein höchst gefährliches Unternehmen zu sein. Sie lagerten sich unweit dem Ufer dieses Flusses und gruben wieder von den schon erwähnten Wurzeln für ihr Nachtessen. Am folgenden Morgen verließ einer der Indianer auf dem besten Pferd, welches sie hatten, das Lager, und kam in etlichen Stunden mit einem großen Stück Fleisch zurück, und befahl den Gefangenen es zu ko-

chen; dieser Befehl wurde mit Freuden vollzogen, indem sie seit geraumer Zeit kein frisches Fleisch genossen hatten. Als es hinlänglich gekocht war, vertheilten es die Indianer unter die Gefangenen, und aßen selbst nur spärlich davon. Die Gefangenen genoßen ihre Mahlzeit ohne Brod oder Salz, und hatten guten Appetit für das, was sie damals Ochsenfleisch zu sein glaubten, aber nachgehens erfuhren, daß es Pferdefleisch war.

Ein heller Schrei unweit der Gesellschaft beunruhigte die Gefangenen; einer der Indianer ritt sogleich nach der Gegend, um die Ursache zu erforschen, und fand, daß es Capt. Rowland Monteur, seines Bruders Weib, nebst noch andern Indianern waren, welche mit Lebensmitteln für die Gesellschaft gekommen waren. Nachdem sie alle beieinander waren, wurde etwas Brod unter ihnen vertheilt.

Der Capitain und seine Begleiter hatten Welschkornkuchen mitgebracht; wovon sie eine gute Mahlzeit machten. Er schien sehr vergnügt die Gefangenen zu sehen, indem er mehrere Tage abwesend war, und verlangte, daß ein jedes der Gefangenen ihn mit Händedruck bewillkommen sollte. Von ihm erhielten sie Nachricht von Joseph Gilbert und Thomas Peart, welche am vierten selben Monats von den andern getrennt wurden, und schon eine geraume Zeit bei der Niederlassung der Indianer glücklich angekommen waren.

Die Gesellschaft übernachtete an diesem Ort. Einer der Indianer erlaubte keinem der Gefangenen zu seinem Feuer zu kommen, oder mit dem Gefangenen, welcher in der Vertheilung ihm zugefallen war, zu reden.

Den folgenden Tag mußten sie Welschkorn stoßen, welches, da es warmes Wetter, eine harte Arbeit war; es wurde dann gekocht und für ihr Abendessen zubereitet, die Indianer aßen zuerst, und als sie fertig waren, wischten sie den Löffel ab an ihren Moccasins, und gaben ihn dann den Gefangenen.

Nachdem die Reise wieder fortgesetzt war, und Elisabeth Gilbert allein reiten mußte, so verfehlte sie den Weg, wofür die Indianer sie mehrere Male schlugen. Ihr Marsch ging durch prächtigen und fetten Wiesenboden. Nachdem sie eine Zeit lang auf einem Fußweg, der von ihrem directen Wege abführte, gegangen waren, kamen sie an ein Indianer Dorf, wo sie die nöthige Kunde erhielten, um ihre Reise fortzusetzen; die Indianer kamen aus ihren Hütten gelaufen, die Gefangenen zu sehen und Theil an dem Raub zu nehmen; allein hievon schien ihnen nichts zu gefallen. Sie mußten denselben Weg, den sie gekommen waren, wieder eine Strecke zurückgehen, wo sie dann in einen andern Fußpfad einschlugen und auf demselben bis Abend fortgingen; da sie seit dem Morgen nichts gegessen hatten, so waren sie sehr hungrig; der Kessel wurde dann wieder übers Feuer gesetzt um Homony zu bereiten, welches ihr einziges Nahrungsmittel war.

Am Morgen, den 21sten May, hörten sie den Schall einer Kanone zu Niagara, welches ihre Hoffnung auflebte. Ein Indianer wurde zu Pferd abgeschickt um Lebensmittel am Fort zu holen.

Elisabeth Gilbert konnte nicht so schnell laufen wie die andern, und wurde daher vorausgeschickt, aber auch bald wieder eingeholt, und da die Uebrigen durch die Indianer fortgetrieben wurden, so blieb sie allein zurück. Sie würde ohne Zweifel sehr bestürzt gewesen sein, als sie an einen Ort kam, wo der Fußweg sich vertheilte, wenn nicht ihr Mann einen grünen Zweig über denjenigen gelegt hätte, welcher sie irre geführt haben würde—ein rührendes Beispiel beides von Erfindung und Zärtlichkeit. Sie begegnete etlichen Indianern, welche vorüber gingen, ohne ein Wort zu ihr zu sagen.

Ein Indianer, der zur Gesellschaft gehörte, und welcher auf dem Pferde saß, welches Elisabeth Gilbert vorher geritten hatte, kam hinter ihr her zu reiten und im langsamen Vorbeigehen suchte er sie damit zu beunruhigen, daß sie zurückgelassen werden würde, und im Wald umkommen müßte; demungeachtet wurde sein Herz erweicht ehe er weit kam, er stieg ab und ließ sie aufsitzen, damit sie die Gesellschaft einholen möchte; je mehr sie hierüber nachdachte, desto deutlicher überzeugte sie sich, daß die Vorsehung auf das Herz dieses Wilden gewirkt hatte.

So wie die Indianer sich ihrer Heimath näherten, wiederholten sie öfters ihr "Halloh" Geschrei, auf welches sie endlich einen ähnlichen Zuruf als Antwort erhielten, welches die Gesellschaft anfänglich in Bestürzung versetzte; allein sie entdeckten bald, daß es von einer Parthie Weißer und Indianer herrührte, welche auf einer Expedition waren, obschon sie zur Ausrede vorgaben, auf ihrem Wege nach Neu York zu sein. Nicht lange nachdem sie sich von dieser Parthie getrennt hatten, kam Rowland Monteur's Weib zu ihnen; sie war eine Tochter von Siangorochty, König der Senecas, ihre Mutter war aber eine Cayuga, und sie also nach ihrer Weise zu letzterm Stamm gezählt. Diese Prinzessin wurde durch des Capitains Bruder John begleitet, auch noch ein anderer Indianer nebst einem Weißen, welcher durch Rowland Monteur zu Wyoming gefangen genommen wurde, kamen mit ihr; sie war ganz nach Indianischer Art gekleidet, und war mit vergoldeten Spitzen und glänzenden Kleinigkeiten behängt. Sie hatten von dem Fort einen Vorrath von Lebensmitteln gebracht. Da der Capitain eine Strecke hinter der Gesellschaft war, als sie ankam, so warteten sie, bis er angekommen war. Nach der gewöhnlichen Begrüßung wandte er sich zu seinem Weibe und sagte ihr, daß Rebecca ihre Tochter wäre und daß sie dieselbe auf keinen Fall weggeben dürfte; worauf sie einen silbernen Fingerring von ihrer Hand nahm und ihn an einen von Rebecca's Fingern that, wodurch sie als eine angenommene Tochter anerkannt wurde.

Sie thaten sich gütlich mit den vom Fort gebrachten Speisen, denn sie waren seit einigen Tagen vom Hunger geplagt gewesen, dasjenige was sie bekommen konnten, war nicht hinreichend sie zu erhalten.

Den nächsten Tag gingen sie wieder weiter und machten ein fürchterliches Geschrei. In dieser Tagesreise begegneten sie einer andern Parthie Indianer, welche den älteren Gilbert niedersitzen machten,

wo sie dann etliche Fragen an ihn thaten, welche er so gut er im Stande war, beantwortete; worauf sie ihm seinen Hut nahmen und fortgingen.

Da sie durch ein kleines Dorf nahe bei Niagara gingen, kam eine Indianerin heraus und schlug einem jeden Gefangenen auf den Kopf. Nicht lange nachher, als sie diesen Ort verlassen hatten, wurde Jesse, Rebecca und ihre Mutter aufgehalten, bis die andern so weit fort waren, daß sie nicht mehr gesehen wurden, dann wurde der Mutter befohlen, sich der Gesellschaft nachzumachen; da sie allein gehen mußte und kein Fußweg zu sehen war, so war sie in großer Verlegenheit, welche Richtung sie nehmen sollte. In dieser unangenehmen Lage faßte sie den Entschluß, so gerade vor sich hin zu gehen als sie könnte, und nach Verlauf einiger Zeit hatte sie das Vergnügen, die Gesellschaft wieder anzutreffen. Der Geleitsführer machte dann einen kurzen Halt, damit die, welche noch zurück waren, zu ihnen kommen möchten; der Capitain reichte dann einem jeden einen Trunk Rum, ausgenommen den beiden Alten, welche sie einer solchen Gnade nicht würdigten. Der Capitain, welcher hauptsächlich der Befehlshaber war, nahm hier Abner, Jesse, Rebecca und Elisabeth Gilbert, die Jüngere, und bemalte sie und gab dann einem jeden von ihnen einen Gürtel von Wampum, als ein Beweis, daß sie in Gnaden bei ihnen ständen, wiewohl sie zur nämlichen Zeit allen, Rebecca ausgenommen, ihre Hüte raubten.

Die Gefangenen wurden des Tragens der schweren Päcke hier enthoben, welche sie bisher zu schleppen gezwungen wurden, und wäre es nicht für die Behandlung, die sie bei der Ankunft in den Indianerdörfern erwarteten, und die gewisse Trennung von einander gewesen, die sie zu erwarten hatten, so wäre ihre Lage so ziemlich erträglich gewesen; wie aber ihre Gefühle waren, als sie nahe an die Dörfer kamen und das furchtbare Geschrei der wilden Ungeheuer überall ertönen hörten, läßt sich besser denken als beschreiben, denn sie waren nicht unwissend in dem gräulichen Gebrauch, wenn Gefangene in ihre Dörfer gebracht werden. Die Indianer, Männer, Weiber und Kinder sammeln sich zusammen mit Prügeln und Steinen versehen, um sie damit zu schlagen und zu werfen, welches sie gewöhnlich mit vieler Grausamkeit zu thun pflegen, und bei ihnen als eine Art von Wiedervergeltung für getödtete Freunde angesehen wird; dieses wird sogleich vollzogen, wenn sie in das Dorf einziehen, wo die Krieger wohnen. Diese Behandlung kann nicht vermieden werden, und die Schläge, seien sie auch noch so grausam, müssen mit Stillschweigen erduldet werden, und sich schlagen lassen, bis die Feinde ihres grausamen Zeitvertreibs müde geworden. Ihr Leiden in diesem Fall war sehr groß, sie erhielten etliche Wunden, und zwei von den Weibspersonen, welche zu Pferde waren, wurden von denselben abgeworfen, indem die Pferde scheuten und sie stark beschädigten. Elisabeth, die Mutter, suchte Schutz an der Seite eines Indianers; da er aber bemerkte, daß sie aus Ehrfurcht vor ihm verschont wurde, so mußte sie von ihm gehen; worauf sie etliche harte Schläge bekam, so daß sie beinahe hülflos war. Das

Blut lief in Strömen über ihre kurz abgeschnittenen Haare, und ihre Kleider waren gänzlich zerlumpt und zerrissen, welches ihre Lage äusserst traurig machte. Während sie noch unbarmherzig die Gefangenen peinigten, kam ihr Oberhaupt und sagte ihnen, daß es nun genug sei, worauf sie sogleich nachließen.

Benjamin Gilbert und Elisabeth sein Weib, Jesse Gilbert und sein Weib, wurden nach Capt. Rowland Monteurs Wohnung genommen, die Weibspersonen in derselben behandelten sie sehr gütig, und gaben ihnen zu essen. Sarah Gilbert, Jesse's Weib, wurde von drei Weibern weggenommen, um sie in eine Familie zu bringen wo sie adoptirt, oder angenommen werden sollte.

Zwei Offiziere, die Capitaine Dace und Powel, kamen vom Fort Niagara, um die Gefangenen zu sehen, und um sie vor fernerer Beleidigung zu schützen. Benjamin Gilbert sagte ihnen, daß er befürchte, sie würden von den Indianern ermordet, worauf sie versprachen, nächsten Tag ein Boot zu senden, und sie nach dem Fort bringen zu lassen.

Diese wohlwollende Meinung der Offiziere nutzte ihnen in diesem Falle wenig, indem die Indianer darauf bestanden, daß sie zu Fuß nach Niagara gehen sollten, obwohl ihnen dieses, durch die Tages zuvor erhaltenen Beschädigungen beinahe unmöglich war; da es aber Capitain Monteur's Wille war, so mußten sie ohne weiteres sich dazu bequemen.

Als sie das Dorf verließen, kamen etliche aus ihren Hütten mit Knütteln versehen, kreischten auf eine furchtbare Weise und verfolgten sie; allein, durch die Vermittelung der vier indianischen Weiber, die mit ihnen gingen, um sie vor fernerer Gewaltthätigkeit zu schützen, wurden sie verschont. Eine von ihnen ging zwischen Benjamin Gilbert und seinem Weibe, führte sie, und ersuchte Jesse, sich so nahe als er konnte, bei ihnen zu halten; die andern drei folgten hinten nach, und überredeten die Indianer von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie waren nicht weit gekommen, als sie Capitain John Powel gewahrten, welcher von seinem Boot kam und die Indianer überredete (womit er ziemlich viel Mühe hatte) mit den Gefangenen auf das Boot zu kommen, hierdurch wurden sie der Furcht vor fernerer Verfolgung von Wilden überhoben. Im Fort angelangt, wurden sie von Capt. Powel den beiden Colonels Guy Johnson und Butler vorgestellt, welche viele Fragen an die Gefangenen in Gegenwart der Indianer thaten. Sie reichten dem Capitain einen Gürtel von Wampum dar, welches immer Gebrauch bei ihnen ist, wenn sie einen Friedensvertrag zu bestätigen gedenken. Vor ihrer Verbindung mit den Europäern wurden diese Gürtel von Meermuscheln gemacht; seitdem die Weißen aber unter ihnen sind, werden die gemeinen Glasperlen dazu genommen.

Auf den 25sten May, wurde Benjamin Gilbert, seine Frau Elisabeth und ihr Sohn Jesse Col. Johnson übergeben, in dessen Familie sie sehr gütig aufgenommen und behandelt wurden. Die Haushälterin des Colonels war besonders gut gesinnt gegen sie, lud sie in ihr Haus, wo sie den alten Leuten ihr bestes Zimmer an-

bot, half ihnen zu dem, was sie nöthig hatten, und bemühte sich sie zu trösten, so viel sie konnte.

Etliche Tage nachdem sie hier waren, wurden sie berichtet, daß Benjamin Peart bei den Indianern am Ufer des Stromes wäre; worauf seine Mutter sogleich hinging ihn zu sehen, alle Bemuhungen ihn zu befreien waren fruchtlos, die Indianer wollten ihn unter keiner Bedingung losgeben. Von hier wollten sie mit ihrem Gefangenen nach dem Genesee Fluß gehen, welcher ungefähr hundert Meilen entfernt war. Als die Bemuhungen der zärtlichen Mutter ihn zu befreien fruchtlos waren, so fuhlte ihr Sohn nicht nur den Verlust seines Weibes und Kindes, von welchen er kürzlich getrennt wurde, sondern dieser kurze Anblick einer zärtlichen Mutter erneuerte und vergrößerte seine Traurigkeit. Sie verschaffte ihm einen Hut, sowie auch etwas Salz, welches eine angenehme Last für die Reise war.

In einem Gespräch, welches Benjamin Gilbert mit dem Indianer Capitain hatte, welcher sie entfuhrte, bemerkte er zu ihm, daß er sagen könne, was kein anderer Indianer könne, "daß er nämlich den ältesten Mann und das jungste Kind gebracht habe;" seine Antwort war ausdrucksvoll, "Ich war es nicht, sondern der große Gott hat dich durchgebracht, denn wir hatten beschlossen dich umzubringen, woran wir aber verhindert wurden."

Als die Englischen Offiziere berichtet wurden, daß Jesse Gilberts Weib noch unter den Indianern war, versprachen sie großmüthig, sie auszumitteln, und nach einer genauen Nachsuchung fanden sie, daß sie unter den Delawaren war; sie gingen zu ihnen und suchten mit ihnen uber ihre Befreiung einig zu werden; die Indianer brachten sie am folgenden Tage nach dem Fort, wollten sie aber ihren Freunden nicht übergeben.

Frühe am andern Morgen übernahm Capt. Robeson großmüthig ihre Befreiung zu bewirken, welches ihm mit Hülfe des Lieut. Hillyard nach vieler Mühe gelang. Sie machten den Indianern mehrere kleine Geschenke, und gaben ihnen dreißig Pfund als Lösegeld.

Als Sarah Gilbert ihre Freiheit erhalten hatte, änderte sie ihre Kleidung mehr ihrem Geschlecht angemessen, als sie vorher konnte, so lange sie bei den Indianern war, und verfügte sich zu ihrem Manne und Eltern in Col. Johnsons Hause, wo sie mit Freuden empfangen wurde.

Col. Johnsons Hanshälterin setzte ihr gütiges Betragen fort, so lange sie an diesem Orte waren, und verschaffte ihnen Kleider von des Königs Waarenlager.

Anfangs Juni brachten die Senecas Elisabeth Peart als ihre Gefangene an das Fort; sobald die Mutter hievon Nachricht hatte, ging sie zu ihr und sprach mit ihr, konnte aber nicht erfahren, wo sie hingesandt werden sollte; sie ging alsdann zu dem Dolmetscher und bat ihn sich doch zu bemühen und auszufinden, was sie mit ihrer Tochter zu thun gedächten; er gewährte ihrem Gesuch, und berichtete ihr, daß sie einer andern Familie der Senecas übergeben

werden sollte. Capt. Bowel bemühete sich auch wegen ihr, und erbot sich bei den Indianern sie loszukaufen; welches aber die Wilden nicht einwilligten; und da Mutter und Tochter nicht erwarteten, einander je wieder zu sehen, so war ihr Abschied sehr rührend.

Die Indianerfrau, welche Rebecca als Kind angenommen hatte, kam auch an das Fort, und Elisabeth Gilbert benutzte diese Gelegenheit, sich nach ihrer Tochter zu erkundigen; der Dolmetscher sagte ihr, daß keine Hoffnung wäre ihre Tochter zu befreien, indem die Indianer nicht gesonnen seien sie herzugeben. Alles, was sie für sie thun könnte, wäre sie ihnen als eine schwächliche Person anzuempfehlen, welche nicht viel schwere Arbeit aushalten könne.

Nicht lange nachdem sie zu Niagara angekommen waren, kam ein Schiff den Lake Ontario herauf ans Fort, mit dem Befehl die Gefangenen nach Montreal zu bringen. In diesem Schiff kam ein gewisser Capt. Brant, ein Indianer Häuptling, welcher in hohem Ansehen unter ihnen stand. Elisabeth Gilbert suchte sogleich ihn zu bewegen, sich für ihre Kinder zu interessiren; er versprach ihr, sich zu bemühen ihre Freiheit zu befördern. Kurz zuvor ehe sie nach Montreal abreisten, erhielten sie Nachricht von Abner und der jüngeren Elisabeth Gilbert, auch wurde ihnen berichtet, daß ihre Meister nicht geneigt wären sie aufzugeben. Da die Aussicht, ihre Kinder befreit zu sehen, so dunkel war, so war es kein Trost für sie, daß sie nach Montreal gebracht werden sollten, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach selten von ihnen hören würden; weswegen sie ungerne von Niagara weggingen, allein der Colonel sagte ihnen, daß sie nicht dableiben dürften, ausgenommen der Sohn würde in Königlichen Dienst treten: welches nicht bewilligt werden konnte; und waren willig alles zu erdulden, was ihnen widerfahren sollte, und wollten ihre Hoffnung allein auf den großen Weltregierer setzen.

Nachdem sie zehn Tage bei Col. Johnson gewesen waren, stiegen sie in ein Boot, setzten über den Niagara, um an Bord des Schiffs zu gehen, welches sie nach Montreal nehmen sollte und welches im Ontario lag.

Das Schiff begann seine Fahrt auf den sechsten Tag der Woche, und kam am folgenden Tag, als am 4ten Juni 1780 zur Insel Carlton an, wo eine große Anzahl kleiner Boote mit Lebensmittel beladen, angekommen waren. Benjamin und Jesse Gilbert gingen ans Land, um bei dem commandirenden Offizier um Erlaubniß zu fragen, in einem kleinen Boot nach Montreal zu gehen, indem das Schiff, worin sie gekommen waren, nicht weiter gehen konnte; sie fanden eine gute Aufnahme und ihr Gesuch wurde ihnen gewähret.

Folgenden Tag verließen sie die Insel Carlton, welche an der Mündung des Ontario liegt, und verfolgten ihre Reise in unbedeckten Fahrzeugen den St. Lawrence hinunter, und passirten eine Menge kleiner Inseln. Es sind bedeutende Strömungen in diesem Strom, welche solchen die unerfahren hier sind, gefährlich erscheinen. Der Franzose, welcher das Boot ruderte, hielt es nahe am Ufer und fuhr ohne sonderliche Mühe an den Felsen vorbei.

Benjamin Gilbert war unwohl als sie das Fort verließen, und seine Unpäßlichkeit wurde durch einen Regen auf ihrer Reise verschlimmert, indem sie keine Bedeckung hatten. Sie passirten Oswagotchy, eine englische Garnison, neben dem Flusse, allein man erlaubte ihnen nicht hier zu bleiben, sie gingen den St. Lawrence Strom hinab und landeten, indem der Regen anhielt, auf einer Insel um sich vor dem Wetter zu schützen. Hier besorgten sie für Benjamin Gilbert ein Obdach und als der Regen nachließ, bereitete man im Boote einen Platz für ihn, wo er gemächlicher liegen konnte. Die Entkräftung seines Körpers nahm so schnell zu, daß sie die ganze Sorgfalt und Aufmerksamkeit seiner Gattin und alle ihre Kräfte in Anspruch nahm, sie unterstützte ihn mit ihren Armen und bot alles auf, um seine ausserordentlichen Schmerzen zu lindern. Obgleich in solche traurige Lage versetzt, gab er einen befriedigenden Beweis der Tugend und Stärke einer geduldigen, heiligen Ergebung, welche den Tod seines Schreckens entwaffnet und ihn als freundlichen Boten willkommen heißt. In diesem Zustande der Prüfung starb er am 8ten Juni, 1780, Abends, sein Weib und seine zwei Kinder verlassend, welche bei ihm waren, ihn stets in seinem höchsten Elend begleiteten, und nun die Gewißheit hatten, daß der Verlust für ihn Gewinn des ewigen Heiles sei. Da kein Licht im Boote war, erhöhte die finstere Nacht noch bedeutend ihre traurige Lage. Da außer den Kindern mit Elisabeth Gilbert niemand im Boote war, als die vier Franzosen, die das Boot führten, so besorgten sie, daß man den Leichnam, als lästige Bürde, über Bord werfen möchte; wendete sich nun an einige brittische Offiziere, die hinter ihnen in einem Boote fuhren, und diese sich ihrer erbarmend, ihr auch Schutz gewährten.

Des Morgens passirten sie die Garnison zu Coueur de Lac und hielten eine ziemliche Weile in einiger Entfernung davon an. Squire Campbell, der die Aufsicht über die Gefangenen hatte, sandte, als er von dem Tode Gilberts hörte, Jesse zu dem Commandanten der Garnison für einen Sarg, in welchen man den Leichnam legte und ihn schleunigst unter einer Eiche, nicht weit vom Fort, beerdigte. Die Bootsleute wollten es der Wittwe nicht erlauben, seinem Andenken den letzten Tribut zu zollen, und weigerten sich, unbekümmert um ihren Schmerz, zu warten.

Am nächsten Tage kamen sie in Montreal an, wo sie länger als ein Jahr blieben und sowohl von den brittischen Offizieren und Soldaten, wie auch von manchen der Bewohner freundlich behandelt wurden. Da sie auf der Liste der königlichen Gefangenen standen, erhielten sie tägliche Rationen.

Während ihres Aufenthaltes daselbst verwendeten sie sich bei Oberst Campbell für jenen Beistand, welchen er, zur Befreiung der übrigen Gefangenen von den Indianern, leisten konnte. Er ließ sich kürzlich ihre Leiden erzählen, theilte sie dem General Huldimund von Quebec mit, und erflehte seine Theilnahme für die Leidenden. Der General erließ sogleich Befehl, daß sich alle Offiziere unter seinem Commando bemühen sollten, die Gefangenen zu befreien, und

daß jede Garnison sie auf ihrem Wege mit dem Nothwendigen versehen sollte.

Einige Zeit nach diesem Befehle befand sich Frau Gilbert eines Tages im Hause eines Herrn Scott zu Montreal, und erhielt hier die Weisung, daß einige Personen im Nebenzimmer sie zu sehen wünschten. Man stelle sich die Freude vor, da sie beim Eintritt in das Zimmer sechs ihrer längst verlorenen Kinder erblickte!

Ein Bote wurde abgeschickt, um Jesse und seine Gattin zu benachrichtigen, daß Joseph Gilbert, Benjamin Peart, Elisabeth sein Weib, nebst Kind, Abner und Elisabeth Gilbert, die Jüngere, sich bei deren Mutter befänden. Es muß jedem fühlenden Herzen angenehm sein, bei dieser Scene zu verweilen, da nach einer Gefangenschaft von mehr denn 14 Monaten solch ein glückliches Wiedersehen stattfand.

Thomas Peart, der seine Freiheit erlangte, hielt sich zu Niagara auf, um den beiden, Benjamin Gilbert, jr., und Rebecca Gilbert, welche noch in Haft blieben, Hülfe zu leisten.

Abigail Dodson, die Tochter eines benachbarten Bauers, die mit ihnen gefangen genommen wurde, bemühte sich vergebens ihre Freiheit dadurch zu erlangen, daß sie die Indianer versicherte, sie wäre nicht von der Familie Gilbert.

Wir wollen nun erzählen, wie es Joseph Gilbert, dem ältesten Sohne des Verstorbenen, bei den Indianern erging. Er wurde mit Thomas Peart und Benjamin Gilbert, jr. und Jesse Gilberts Weib Sarah, wie früher gesagt, auf dem westlichen Wege fortgeführt. Nach einer kurzen Wanderung auf diesem Wege wurden Thomas Peart und Joseph Gilbert von den beiden andern getrennt und auf andern Wegen mit vielen Beschwerden nach Caracadera gebracht, wo sie die Beleidigungen der Weiber und Kinder ertragen mußten, deren Gatten oder Eltern auf ihren feindlichen Streifzügen gefallen waren.

Joseph Gilbert wurde von seinem Gefährten getrennt und nach einem indianischen Landsitze, genannt Hundow, gebracht, etwa sieben Meilen von Caracadera. Seine Wohnung war einige Wochen lang im Hause des Häuptlings, dessen Weiler sich von den übrigen Hütten auszeichnete. Der Häuptling brachte ihm selbst ein Gericht Welschkornbrei, behandelte ihn sehr freundlich und hatte die Absicht, ihn anstatt eines seiner Söhne, der bei ihrer Vertreibung durch General Sullivan, ermordet wurde, in seine Familie aufzunehmen. Da Hundow nicht sein Aufenthaltsort sein sollte, wurde er bald zurück nach Caracadera gebracht. Sein Körper war so entkräftet, daß er diese Reise von blos sieben Meilen in zwei Tagen zurücklegte, und da die Lebensart der Indianer sie ohne Nahrungsmittel ließ, mußte er blos von Kräutern und Wurzeln leben. Hier wurde er in der Familie eines der Söhne des Häuptlings aufgenommen, und versichert, daß er unter ihnen alle Rechte genießen könne, wenn er sich da verheirathen würde, da er jedoch nicht gesonnen war, in dieses einzugehen, und da er seine Abneigung gegen sie nicht verbergen konnte, wurden seine Leiden in nichts gelindert. Seine frühere Le-

bensweise war von der jetzigen, wo er blos Kräuter und Wurzeln zu essen bekam, gänzlich verschieden, und lahm von Kindheit und öfters Krankheiten unterworfen, hatte er für seinen schwachen Körper weit mehr Sorgfalt zu verwenden, als ihm Jene gewährten, die ihn gefangen nahmen. Wenn das Haupt der Familie zu Hause war, erschien ihm durch dessen freundliche Behandlung seine Lage erträglicher als während seiner Abwesenheit. Oft durch Hunger gequält, schien ihm eine reichlich besetzte Tafel ein unschätzbarer Segen, welcher den wärmsten Dank erheischt.—In solch einer unglücklichen Lage war ihm die Zeit fast unerträglich, um so mehr, da sein Gemüth durch keine angenehme Beschäftigung von seiner kläglichen Gefangenschaft abgeleitet werden konnte. Diese Lebensweise dauerte gegen drei Monate, und als sie sich nicht länger durch die Jagd ernähren konnten, sahen sie sich genöthigt, nach Fort Niagara wegen Nahrungsmitteln zu gehen. Der größte Theil der Einwohner von Caracadera begab sich auf den Weg, um Lebensmittel zu erhalten, indem sie bei ihrem großen Bedarf in acht Monaten den ganzen Jahresvorrath verzehrt hatten und die Erndte noch nicht reif war. Ihre verschwenderische Weise, den spärlichen Vorrath ihrer Lebensmittel aufzuzehren, brachte ihnen gewöhnlich nach kurzem Schwelgen Hungersnoth. Von Caracadera nach Fort Niagara zählt man 130 Meilen; auf dieser Reise brachten sie über 5 Tage zu, erlegten einiges Wild unter Wegs und verschlangen es mit großer Gierde, da sie lange Zeit ohne Fleisch waren.

Als sie das Fort erreichten kauften sie für Joseph Gilbert Kleider aus den königlichen Läden; solche, wie sie die Indianer gewöhnlich selbst tragen, einen Wamms, kurze Hosen u. s. w. — Unpäßlichkeit hielt ihn einige Tage bei Oberst Johnson zurück, während welcher Zeit die brittischen Offiziere ihn von den Indianern zu befreien suchten; allein sie weigerten sich. Die traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters, welche ihm hier mitgetheilt wurde, vermehrte noch mehr seine Niedergeschlagenheit. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte im Fort mußte er den Indianern wieder zurück folgen, dies war ein schwerer Schlag für ihn, denn er hatte einige Annehmlichkeiten und Ueberfluß mit der Härte des indianischen Lebens zu vertauschen. Diese traurige Aussicht und seine Lahmheit machten ihm die Reise äusserst beschwerlich. Sie brachten 5 Tage auf ihrem Rückwege zu. Als sie anlangten, war ihr Korn reif zur Erndte, und dieses sowohl, als der Vortheil der Jagd, gewährte für den Augenblick ein sorgenfreies Leben.

Joseph hatte die Erlaubniß, seinen Mitgefangenen, Thomas Peart, zu besuchen, der sich in einem kleinen Dorfe der Indianer, etwa 7 Meilen entfernt und Nundo genannt, aufhielt, dem er die betrübende Nachricht über den Wittwenstand ihrer Mutter mittheilte.

Mit Frühlings Anfang beschäftigten sich Joseph Gilbert und sein angenommener Bruder mit Holz einsammeln, um den Grund einzuzäunen, welchen sie mit Korn zu bebauen beabsichtigten; diese Weise die Saat zu schützen, war ihnen gewährt, indeß die Weiber das

Land bestellen mußten, was bei ihnen ausschließlich mit der Hacke geschah.

Die Lebensweise der Indianer war Joseph Gilbert keineswegs angenehm; die Unregelmäßigkeit im Essen konnte er schwer ertragen. Wenn sie Nahrung im Ueberflusse hatten, beobachteten sie keinen ordentlichen Plan des Haushaltes, sondern überließen sich der Gefräßigkeit, welche bald den Vorrath verschlang und Mangel zur Folge hatte.

Mit dem Anfang Juni, 1781, war ihr Korn aufgezehrt, sie waren genöthiget, zu wilden Kräutern und Wurzeln ihre Zuflucht zu nehmen, und sie litten solchen Mangel, daß sie das Aas eines Pferdes, das sie am Wege fanden, brieten und verzehrten.

Ein Offizier des Forts kam, um sich nach der Lage der Indianer zu erkundigen, und als er Josephs traurigen Zustand erfuhr, ließ er ihm einige Unterstützung zufließen, da es ihm erlaubt war, sein Haus zu besuchen. Er gab ihm den Rath, von den Indianern zu entfliehen, da es ihm nicht möglich wäre, auf andere Weise seine Freiheit zu erlangen. Dies bestärkte ihn in seinem früheren Entschlusse, welchen er jedoch seiner Lahmheit und Schwäche wegen bis jetzt nicht ausführen konnte.

Einige Zeit darnach, als die Männer theils auf kriegerischen Streifzügen, theils auf der Jagd, vom Hause abwesend waren, entwischte er des Nachts als die Familie schlief, und nahm die Richtung gegen das Fort Niagara, auf demselben Wege, auf welchem er früher hinging. Er nahm ein Stück Brod von Hause mit, hielt in Hast sein Mahl und wanderte Tag und Nacht, um dem ferneren Ungemach der Gefangenschaft zu entgehen. Da er auf seiner zweitägigen Reise weder schlief, noch ausser dem erwähnten Brode etwas genoß, war er sehr erschöpft als er das Fort erreichte. Bei Obrist Johnson, zu dem er seine Zuflucht nahm, wurde er gastfreundlich empfangen und am nächsten Tage sah er drei Indianer, denen er im Dorfe begegnete, als er entfloh.

Nach dem Aufenthalt von einigen Tagen, als die meisten der Familie der Haft entlassen waren, und auf Gelegenheit nach Montreal warteten, wurde ein Fahrzeug ausgerüstet, das sie an Bord nehmen und über den See bringen sollte.

Wir beginnen mit Benjamin Peart, der in der ersten Nacht nach seiner Ankunft in den Indianer Hütten mit Weib und Kind verblieb, doch nächsten Tag von ihnen getrennt, etwa anderthalb Meilen weit einer Familie des Seneca Stammes übergeben und später bei einem Häuptlinge desselben eingeführt wurde, der ein Langes und Breites zu ihm sprach, wovon er jedoch nichts verstand. — Die Indianer übergaben ihn dann einem Weibe, um ihn als Kind anzunehmen; sie brachte ihn in eine abgesonderte Hütte, wo sie in der Erinnerung Desjenigen weinte, an dessen Stelle sie ihn empfangen hatte. Nach diesem folgte er seiner Pflegemutter zum Niagara Flusse, etwa zwei Meilen oberhalb dem großen Falle, verweilte hier einige Tage, und ging dann zu dem Fort auf dem Wege zu dem Genesee Flusse, wo er die Freude hatte, mit seiner Mutter zu spre-

chen, und über Weib und Kind Kunde zu erhalten; aber auch diese Freude war nur sehr kurz, denn es wurde ihm weder gestattet sein Weib zu besuchen, noch allein mit seiner Mutter zu sprechen, da ihn die Indianer schnell das Canoe besteigen hießen, in welches sie ihre Lebensmittel luden und hurtig den See hinab nach der Mundung des Genesee segelten.

Als die Gesellschaft auf dem Platze ihrer Bestimmung anlangte, erbaute man sogleich eine kleine Hütte oder Wigwam; und da der Boden reich und eben war, pflanzte man unmittelbar Welschkorn. Zwei Weiße, der Eine von Susquehanna, der Andere von Minisinks, in Pennsylvanien, die man gefangen genommen, lebten nahe bei dieser Ansiedelung, und hatten von den Indianern die Erlaubniß, Pferde zu halten, und fur sich selbst zu pflugen. Diese Männer erleichterten die schwere Arbeit des Benjamin Peart, da er oft mit ihnen verkehrte, und die Befugniß hatte, Einiges für sich selbst zu arbeiten, obwohl mit wenig Erfolg.

Seine neue Wohnung, welche sehr ungesund war, verursachte ihm neues Ungemach; denn bald nach seiner Ankunft erkrankte er, und konnte fast drei Monate nicht wieder genesen, obschon die Indianer an ihm ihre geringe Heilkunst versuchten; erst mit dem eintretenden Winter, ward er wieder hergestellt. Die Nahrungsmittel entsprachen wenig seinem schwachen Körper; sie bestanden aus nichts denn Welschkornbrei, und selbst von diesem erhielt er kaum hinlänglich, um bei eintretendem Appetit zu Kräften zu gelangen. Die Gesellschaft seines Bruders, Thomas Peart, der ihn besuchte, gewährte ihm große Erleichterung, und indem der Ort, in welchem er lebte, blos 18 Meilen entfernt war, hatten sie oft Gelegenheit, sich in ihrem Unglück gegenseitig zu trösten.

Indem die Indianer nach Kriegsbeute auszogen, und die Weiber mit der Erndte beschäftigt waren, hatte Benjamin Peart Muße genug, in der Einsamkeit Betrachtungen anzustellen.

Gegen Winter Anfang, kehrten die Männer zurück, erbauten ein Blockhaus für eine Scheuer, zogen dann etwa zwanzig Meilen von ihren Wohnsitzen in das Jagdrevier, und erlegten vielerlei Wildpret, das sie gewöhnlich ohne Brod und Salz essen. Nach einem Aufenthalte von mehreren Monaten, wurde er mit ihrer Sprache mehr vertraut.

Indem Jagen und Schmausen ihre einzige Beschäftigung und Lebensweise war, befreiten sie bald den Platz von Wild; dies machte ein zweites Wegziehen nothwendig; und sie sind dieses Wanderleben so gewohnt, daß es ihnen zur zweiten Natur wird. Sie schlugen auf diesem zweiten Platze, eine lange Hütte auf, blieben da bis Februar, und kehrten zu ihrer ersten Ansiedelung zurück, wo sie bloß einige Tage verweilten, und abermals zu ihrem Blockhause wanderten.

Die gesammte Familie beschloß eine Landreise nach Fort Niagara zu machen, welche man in sieben Tagen zurück legte. Im Fort hatte er das Glück seinen Bruder, Thomas Peart, zu sprechen, und an demselben Tage kam auch seine Gattin, von Buffaloe Creek, mit den

Senecas nach dem Fort. Dieses glückliche Zusammentreffen nach einer Abwesenheit von zehn Monaten, entlockte ihnen Freudenthränen. Er erkundigte sich nach seinem Kinde, da er seit der Trennung weder von ihm, noch von der Mutter gehört hatte. Die Indianer, welche sie nicht viel zusammen verkehren ließen, meinten, sie würden sich ihrer früheren Verhältnisse erinnern, und sich weniger mit ihrer gegenwärtigen Lage begnügen; daher trennten sie dieselben auch schon am ersten Tage, und entfernten Benjamins Weib, etwa vier Meilen weit; allein die Truppe, mit welcher er kam, erlaubte ihm, einige Nächte da zu verweilen. Als die Indianer ihre Verrichtungen abgemacht hatten, kehrten sie zurück, und nahmen ihn einige Meilen weit, bis in eines ihrer Dörfer, mit; da er ihnen sagte, daß er zu dem Fort zurückzukehren wünschte, indem er Etwas für seine Reise sich anzuschaffen vergessen habe, gewährte man ihm dieses. Da er die Nacht hier zubrachte, kam sein Pflege-Bruder, der Indianer, ihm nach, und da er sich beklagte, seiner Lahmheit wegen, ihnen nicht folgen zu können, erlaubten sie ihm zurück zu bleiben.

Er hielt sich gegen zwei Monate im Fort auf, bevor die Indianer wieder dahin kamen. Da er für die Weißen arbeitete, sah er sich in den Stand gesetzt, in den Läden Salzfleisch kaufen zu können, das ihm für lange Zeit ein Leckerbissen war.

Als ein anderer Indianer (ein zweiter Pflege-Bruder) nach ihm kam, ging Benjamin mit ihm zu Capitain Dowel, dem es nach ernsten Vorstellungen und einigen Geschenken gelang, den Indianer zu bewegen, ihn so lange bleiben zu lassen, bis er von seinem Kriegszug zurückgekehrt sein würde; doch dieser war sein letzter, da er sein Leben an der Grenze von Neu York verlor.

Nach diesem kam ein anderer Häuptling (ein dritter Pflege-Bruder) in das Fort, und als ihn Benjamin Peart sah, wendete er sich an den General Adjutanten Wilkinson, um sich für seine Freilassung zu verwenden, der sich, dem gemäß, an Obrist Johnson und andere Offiziere wendete, um sie zu ersuchen, sich seiner anzunehmen. Sie beschlossen, mit den Indianern in dieser Sache sich zu berathen, die ihn, nach einigen Einwendungen an Obrist Johnson überlieferten, der ihnen werthvolle Entschädigung gab.

Benjamin Peart, wurde nach seiner Befreiung im Dienste des Obrist Johnson verwendet, wo er einige Monate lang verblieb. Sein Kind wurde kurz vorher frei gegeben; und sein Weib bewog die Indianer durch inniges Bitten, und vorgeschützte Krankheit, ihr zu erlauben, im Fort zu bleiben, was nach einer so langen Trennung, in hohem Maße Trost und Erleichterung gewährte.

Gegen Mitte August, wurden Anstalten zur Abreise nach Montreal getroffen, indem nun sechs von den Gefangenen, nämlich: Joseph Gilbert, Benjamin Peart, sein Weib und Kind, Abner Gilbert, und Elisabeth Gilbert, die Jüngere, bereit waren, sich an Bord eines Schiffes am Ontario See zu verfügen. Diese schifften sich ein, und erreichten nach 8 Tagen Montreal. Nach ihrer Ankunft erwarteten sie ihre Mutter, die sich, wie bereits gesagt wurde, bei Adam Scott aufhielt.

Nun folgt die Erzählung der Lage Elisabeth Peart, der Gattin Benjamins, und ihres Kindes.

Nachdem sie und ihr Kind den Gatten verließen, wurden Abigail Dodson und das Kind, des Nachts, einige Meilen weit in eine kleine Hütte gebracht, wo sie bis zum Morgen blieben; nächsten Tag geleitete man sie acht Meilen weit, gegen Niagara, wo sie in eine Familie der Senecas aufgenommen wurde. Die Zeremonie der Aufnahme war für sie lästig und traurig; man hieß sie an der Seite eines jungen Indianers Platz nehmen, und der älteste Häuptling der Familie wiederholte einen ihr unverständlichen Jargon, welchen sie jedoch für einen üblichen Heirathsantrag halten konnte, und wodurch sie so heftig ergriffen wurde, daß sie den Entschluß faßte, sich auf jeden Fall einem derartigen Schritte zu widersetzen; nachdem aber der alte Indianer seine Rede schloß, erholte sie sich von ihrer Bestürzung, da sie durch einen andern Indianer weggeführt wurde.

Abigai Dodson wurde an demselben Tage einer Familie des Cayuga Stammes übergeben, und Elisabeth Peart sah sie nicht wieder.

Der Mann, welcher Elisabeth von der Gesellschaft wegführte, brachte sie zu der Familie, für welche sie angenommen ward, und stellte sie ihren Eltern, Brüdern und Schwestern, nach indianischer Sitte, vor, die sie sehr freundlich empfingen, und, nach ihrem Gebrauche jämmerlich bedauerten. Nachdem sie mit ihnen zwei Tage zugebracht hatte, verließ die ganze Familie die Wohnung und ging etwa zwei Meilen weit nach dem Fort Schlosser, einem Fort, etwa eine Meile oberhalb des Niagara Falles, wo sie mehrere Tage verweilten.

Da sie sehr krank war, waren die Indianer ihrer wegen einige Tage aufgehalten; da sie sich doch wenig um sie kümmerten, wurde sie genöthiget, auf feuchtem Boden zu schlafen, was sie, an ihrer baldigen Wiedergenesung sehr hinderte. Sobald die Heftigkeit ihrer Krankheit nachließ, machten sie sich in einem Kanoe nach Buffaloe Creek, auf den Weg. Da sie langsam fuhren, hatten sie Gelegenheit zu fischen.

Als sie den Platz ihrer beabsichtigten Ansiedelung erreichten, landeten sie, und erbauten eine Hütte.

Einige Tage später, als sie auf ihrer neuen Niederlassung angekommen, kehrten sie mit Elisabeth nach Fort Schlosser zurück, wo sie benachrichtigt ward, daß sie ihr Kind übergeben müsse, was gewiß sehr betrübend war; doch alle Vorstellungen blieben fruchtlos.

Von Fort Schlosser wanderte sie zu Fuße mit ihrem Kinde nach Niagara; eine Reise von achtzehn Meilen. Das schlechte Wetter verleitete ihr noch mehr den Gedanken, an die Trennung von ihrem zarten Sprößling. Der Zweck ihrer Reise war, Nahrungsmittel zu erhalten; und ihr Aufenthalt im Fort dauerte mehrere Tage; Capitain Dowel gab ihr eine Zufluchtsstätte in seinem Hause.

Die Indianer nahmen ihr das Kind weg, und brachten es über den Fluß zu einer Familie, welche sie bestimmt hatten, es anzunehmen; obwohl Capitain Dowel, auf Bitte seiner Gattin, versuchte, sie dahin

zu bewegen, die Mutter von dem Kinde nicht zu trennen. Da jedoch das Kind noch so jung war, brachten sie es nach der Adoption wieder der Mutter zurück, bis es Zeit sein würde, es der Familie zu übergeben, deren Schutz es anvertraut werden sollte.

Nachdem sie Lebensmittel und anderen Bedarf, weßwegen sie nach Niagara kamen, erhalten, gingen sie zu Fuß nach Fort Schlosser zurück, wo sie sich in ihren Kanoes eingeschifft hatten. Da die Zeit des Pflanzens nahe war, beschleunigten sie sehr diese Reise.

Da die häusliche Wirthschaft in einer Familie, dem Weibe obliegt, mußte Elisabeth dem Indianer Weibe helfen, den Acker zu bestellen, und Welschkorn zu pflanzen.

Da ihre Vorräthe knapp waren, litten sie viel; und da sie für ihren nöthigen Bedarf, bis zur Erndte, von dem Empfange aus dem Fort abhängig waren, sahen sie sich genöthigt, eine zweite Reise dahin zu machen.

Diesmal waren sie zwei Tage auf dem Weg. Kurz bevor sie das Fort erreichten, nahmen sie das Kind von ihr, und sandten es zur bestimmten Familie. Es vergingen mehrere Monate, bevor sie Gelegenheit hatte, es wieder zu sehen. Es war ein harter Schlag, dem Gatten entrissen zu werden, und noch das Kind zu verlieren; sie beklagte ihre Lage, und weinte bitterlich, wofür sie einer der Indianer unmenschlich schlug. Ihr Indianer-Vater schien, ob ihres Schmerzes etwas bewegt, und um sie zu trösten, versicherte er sie, man werde ihr das Kind wieder bringen, was jedoch nicht vor dem nächsten Frühling geschah.

Nachdem sie über ihre Beute verfügt hatten, kehrten sie wieder auf demselben Wege, welchen sie kamen, in ihre Wohnung zurück.

Mit gepreßtem Herzen wanderte Elisabeth zurück, trauernd über das verlorne Kind; dieser Gedanke drängte sich stets ihrem Gemüth auf; doch da sie sah, wie fruchtlos, und sogar wie gefährlich es sei, ihres Kindes wegen sich besorgt zu zeigen, unterdrückte sie ihre Thränen, und klagte im Stillen.

Bald nachdem sie ihre eigene Behausung erreicht hatten, ward Elisabeth Peart abermals mit einer Krankheit befallen. Anfangs bezeigte man einige Theilnahme für ihre Leiden, allein da sie nicht schnell genoß, um arbeiten zu können, vernachläßigte man sie gänzlich, erbaute am Kornfelde eine kleine Hütte, wo sie wohnen, und das Korn hüten mußte. In dieser einsamen Lage, sah sie einen Weißen, den die Indianer gefangen nahmen. Er benachrichtigte sie, daß ihr Kind befreit sei, und unter den Weißen lebte. Diese Botschaft erhob ihren sinkenden Geist, und in kurzer Zeit genas sie; ihre Beschäftigung blieb jedoch fortwährend, das Korn zu hüten, bis es zur Erndte reif war, wobei sie hülfreiche Hand leistete. Nach der Erndte erlaubte man ihr zurück zu kehren, und mit der Familie zu leben.

Nun begann eine Zeit des Ueberflusses, und man lebte jeden Tag vollauf, als ob man für das ganze Jahr geborgen wäre.

Eines Tages kam ein betrunkener Indianer in die Hütte, und da sich das alte Indianer Weib über Elisabeth gegen ihn beklagte, wur-

de sie durch sein Benehmen in großen Schrecken versetzt; er tobte wie rasend und versetzte ihr endlich einen heftigen Schlag, welcher sie zu Boden streckte. Dann begann er, sie herumzustoßen, und zu mißhandeln, bis sich ein anderes Weib dazwischen legte, und sie von ferneren Leiden befreite. So äußern sich die Folgen der geistigen Getränke bei diesem Volke; sie werden dadurch der Sinne und der Menschlichkeit beraubt.

Ein langweiliger Winter hielt sie in ihrer Behausung eingeschlossen, und raubte ihr das Vergnügen, öfters von ihren Freunden zu hören, die sehr zerstreut waren; allein ein Gefangener, der vor Kurzem ihren Gatten sahe, meldete ihr, daß er am Genesee Flusse über hundert Meilen weit, sehr krank darnieder liege. Bei dieser Nachricht, bedurfte sie sehr des Trostes; fand jedoch nur in ihrem eigenen Busen, die Quelle einiger Linderung.

Gegen das Frühjahr fehlten die Lebensmittel; sie waren daher genöthigt, für einen frischen Vorrath zum Fort zu gehen; sie hatten nur noch ein wenig Welschkorn, welches sie einmal des Tages unter sich austheilten.

Durch Schnee und strengen Frost setzten sie ihren Weg fort, hatten aber viel durch die ungemeine Kälte zu leiden. Wie sie nun noch einige Meilen vom Fort entfernt waren, welches sie in vier Tagen erreichten, errichteten eine kleine Hütte, als Obdach für einige der Familie und die Gefangenen, bis die Krieger vom Fort zurück wären.

Sobald Capt. Powels Frau hörte, daß des kleinen Kindes Mutter bei diesen Indianern sei, verlangte sie dieselbe zu sehen, indem sie vorgab, daß sie, nach indianischer Art, eine Verwandte derselben sei; (sie war auch einmal als Gefangene bei den Indianern gewesen.) Sie verwilligten ihr Gesuch; und Elisabeth wurde demzufolge vorgestellt; diese erfuhr nun, daß ihr Mann zum Fort zurückgekommen, und gute Hoffnung habe, befreit zu werden. Denselben Tag kam Benjamin Peart um seine Frau zu sprechen, allein es wurde ihm nicht erlaubt, sie bei sich zu behalten, da die Indianer darauf bestanden, sie mit sich, nach der Hütte, zurück zu nehmen; welche, wie früher bemerkt, einige Meilen entfernt war.

Einige Tage lange durfte Elisabeth nicht von der Hütte, allein eine weiße Familie, welche ihr Kind von den Indianern, die dasselbe angenommen, gekauft hatte, bot der Parthie, bei welcher Elisabeth war, eine Flasche Rum, wenn sie dieselbe über den Strom bringen wollten, um ihr Kind zu sehen; dies geschah, und beglückten die zärtliche Mutter mit dieser beseligenden Zusammenkunft, da sie ihr Kind seit acht Monaten nicht gesehen hatte.

Sie bekam die Erlaubniß zwei Tage bei dieser Familie zuzubringen, dann mußte sie wieder mit den Indianern zur Hütte. Nach einiger Zeit, erlangte sie Erlaubniß, zum Fort zu gehen; sie bekam von den Weißen etwas Näharbeit, und durch dieses erhielt sie eine Ausrede, daß sie oftmals nach dem Fort gehen konnte. Endlich ersuchte die Frau des Capitain Powels die Indianer, die Elisabeth einige Tage in ihrem Hause zu lassen, und für ihre Familie zu arbei-

ten, dies wurde zugestanden. Wie die Zeit verlaufen war, kamen die Indianer um sie mit zurück zu nehmen, allein sie gab vor, daß sie unpäßlich sei; durch dieses Mittel wurden sie wiederholt abgehalten, dieselbe mitzunehmen.

Wie die Zeit zum Pflanzen heran kam, machte sie Gebrauch von einer List, um die Abreise zu verzögern; da sie eine kleine Geschwulst am Halse hatte, so machte sie Umschläge darauf, und dieses brachte die Indianer zum Glauben, daß es nicht thunlich wäre sie mit sich zu nehmen, und wollten daher über zwei Wochen wieder kommen, um sie abzuholen.

Gleich nach ihrer Ankunft im Fort, wurde ihr Kind ihr wieder gegeben, sie wohnte hier bei Capt. Powel; ihr Mann kam gelegentlich, um sie zu besuchen, zu ihr, welches eine große Genugthuung war, da ihre Leiden, während ihrer Trennung, viele gewesen.

Zu der angesetzten Zeit, kamen einige der Indianer, um sie zu holen; allein sie gab noch immer Unpäßlichkeit vor, und hatte sich zu Bette gelegt. Eine der Weiber befrug sie sehr genau, bestand aber nicht darauf, daß sie mit ihnen müsse. So vergingen einige Monate, während sie, so oft dieselbe kamen, Aufschub ersann.

Als das Fahrzeug, welches die fünf Andern an Bord nehmen sollte, segelfertig war, unter denen auch ihr Gatte und ihr Kind sich befanden, beschlossen die Offiziere zu Niagara, sie müßte auch mitgehen; da sie keine vernünftige Einwendung sehen konnten, und da sie wußten, da es in ihrer Macht stehe, diese Indianer zu befriedigen, die sie als ihr Eigenthum betrachteten.

Abner Gilbert, ein anderer der Gefangenen, wurde mit Elisabeth Gilbert, der Jüngeren, gegen Ende Mai, 1780, als die Gesellschaft das indianische Dorf, drei Meilen von Fort Niagara, erreichte, von den übrigen getrennt, und beide wurden in der Familie des Johann Huston aufgenommen, der zum Cayuga Stamm gehörte. Nach einem Aufenthalt von drei Tagen, auf oder nahe der Ansiedelung dieser Indianer, zogen sie sich nach einem Platze, nicht weit von den großen Fällen, etwa 18 Meilen vom Fort, zurück, und weilten hier drei Tage länger; dann setzten sie über den Fluß, ließen sich an dem Gestade nieder, machten ein Stück Land urbar, und bereiteten es mit der Hacke, zur Pflanzung, vor. Bis sie ihr Korn einerndten konnten, waren sie ganz vom Fort abhängig.

Nach drei Wochen, packten sie ihre bewegliche Habe zusammen, welche sie gewöhnlich auf ihren Wanderungen mit sich tragen, und zogen stromabwärts, um Lebensmittel aus Butlersbury, einem kleinen Dorfe, von Obrist Butler am jenseitigen Ufer, gerade gegen Fort Niagara über, erbaut. Sie blieben hier eine Nacht vor dem Dorfe, mit großer Vorsicht, daß keiner von der weißen Bevölkerung mit den Gefangenen in Berührung komme. Am andern Tage, nach verrichteten Geschäften, kehrten sie auf ihre Ansiedelung zurück, verweilten dort eine Woche, und beschlossen abermals nach Butlersbury zu gehen. Kurz nachdem sie ihre Wohnung verlassen hatten, begegnete in kleiner Entfernung von derselben, dem Haupte der Familie, sein Bruder; und da sie bei dergleichen Zusammentreffen sehr zeremonirt

sind, so blieben sie auf diesem Platze einen Tag und eine Nacht traulich beisammen. Des Morgens brach die Familie mit dem erwähnten Bruder, nach Butlersbury auf, und langte hier vor Anbruch der Nacht an. Sie gingen in das Haus eines Engländers, Namens Johann Secord, den das Haupt der Familie B r u d e r nannte, und mit dem er vor einiger Zeit gelebt hatte.

Nach einiger Berathung, wurde Elisabeth Gilbert die Erlaubniß gestattet, in dieser Familie so lange zu bleiben, bis man für sie senden würde, was ihr ein erwünschter Tausch war.

Abner kehrte mit ihnen nach der Ansiedelung zurück, wo er das Kornfeld einzuzäunen und zu hüten hatte. Oft fehlte es ihm an nichts, doch zuweilen litt er auch Mangel.

Die Hausfrau beabsichtigte eines Tages, nach Butlersbury zu gehen, und befahl Abner, sie zu begleiten; doch, sie gingen nicht weit zusammen, als sie ihn wieder zurück schickte. Obwohl er lange gewohnt war, in seinen Erwartungen sich getäuscht zu sehen, kränkte es ihn doch sehr, umkehren zu müssen, in der Hoffnung getäuscht, seine Schwester zu sehen. Als das Weib heim kehrte, gab sie ihm keine Nachricht über sie, und alle seine Erkundigungen blieben fruchtlos.

Indem der Platz, wo sie sich niederließen, als Aufenthaltsort bis zum Herbste dienen sollte, und da er nicht sehr weit vom Fort war, kümmerten sie sich bei dem nothwendigen Bedarf der Lebensmittel, weniger darum, ob die alte Erndte hinlänglich sein, und die neue gerathen werde oder nicht, als andere, die in größerer Entfernung wohnten.

Im Herbste, ging Johann Huston, das Haupt der Familie, der Jagd nach, und verkältete sich, in Folge seiner Unvorsichtigkeit auf feuchtem Boden zu liegen, der Art, daß er für lange Zeit nicht gehen konnte. Als die Familie davon Kunde erhielt, zog sie nach jenem Platze, wo er sich befand. Man bereitete ihm ein Obdacht, (da er sich selbst nicht bewegen konnte,) und verweilte hier einen Monat; doch da es fern von irgend einer Ansiedelung war, und man zu oft nach dem Fort, um Lebensmittel zu holen, gehen mußte, beschlossen sie, in ihre Hütte zurückzukehren. Abner, ein Indianer, und einige Weiber, trugen den Krüppel in einem Tuche gegen 2 Meilen weit; dies ermüdete sie so sehr, daß sie den Entschluß faßten, eine kleine Hütte aufzuschlagen, und seine Genesung abzuwarten. Bald darauf hatten sie jedoch Gelegenheit, ihn auf einem Pferde 9 Meilen weit, oberhalb dem Forte, zu transportiren. Da sie die Saat auf ihrer Pflanzung reif fanden, besorgten sie die Erndte, was, wie früher gesagt, das Geschäft der Weiber ist. Dann wechselten sie die Gegend, trugen den Lahmen, wie früher in einem Tuche am Flusse hinab, bestiegen ein Kanoe, und setzten über, um ihren Jagdplatz zu beziehen, wo sie gewöhnlich den ganzen Winter zubrachten.

Abner Gilbert, lebte ein wahres indianisches Faullenzerleben, träge und arm; nichts zu thun, als Hickory-Nüsse einzusammeln, und obwohl jung, war ihm seine Lage doch höchst langweilig.

Sobald die Familie den Jagdgrund erreichte, schlugen sie eine elende Hütte, für ihre Wohnung, auf, und beschäftigten sich mit Jagen.

Sie nahmen Abner auf einer ihrer Jagden mit; allein sie waren damals nicht glücklich, da sie blos Waschbären (Racoons) und Stachelschweine erlegten.

Da die Welschkornerndte einen zu geringen Vorrath für den Winter gab, erhielt Abner, seinem Wunsche nach, das angenehme Geschäft, das Fort zu besuchen, um Lebensmittel zu holen, welches er bis zum Ende des Winters besorgte.

Im Frühling, genoß John Huston, der Indianer, welcher den ganzen Winter hindurch lahm war. Unglücklicherweise erhielt er Rum, welchen er zuweilen im Uebermaße trank, und wenn berauscht, war er mürrisch, zankte mit den Weibern in der Familie, und verließ sie endlich. Bald nach seinem Wegziehen, begab sich die Familie gegen vierzig Meilen, nahe Buffaloe Creek, der sein Gewässer in den Erie See ergießt. Hier hörte Abner von seiner Schwester Rebecca Gilbert, die fortwährend in Gefangenschaft, und nicht weit von seinem neuen Aufenthalte war. Dies war ihre Sommerwohnung; sie begannen ein Stück Land urbar zu machen, in das sie Korn, Kürbisse und Melonenpfebe (quasche) pflanzten.

Abner, der keine nützliche Beschäftigung hatte, unterhielt sich mit Fischen im See, und versah die Familie oft mit verschiedenen Sorten von Fischen, welche sie ohne Brod und Salz assen. Die Entfernung dieser Ansiedelung vom Fort, hinderte sie, den stets nöthigen Bedarf von dort zu holen. Capitain Johann Powel und Thomas Peart, (letzterer erhielt indessen seine Freiheit von den Indianern,) und einige Andere, kamen in die Pflanzungen der Indianer, und brachten ihnen Nahrungsmittel und Hacken mit. Die Kunde ihrer Ankunft, verbreitete sich schnell unter den Indianern. Der Häuptling eines jeden Stammes erschien, und brachte so viele Stäbe mit sich, als sich Personen in seinem Stamme befanden, um von den zu vertheilenden Lebensmitteln den gehörigen Antheil zu erhalten. Man sagt, daß ihnen ausser dieser einfachen Art zu zählen, jede andere unbekannt sei.

Es war über ein Jahr, seit Abner seine Verwandten verließ, und da er in diesem Zeitraume seinen Bruder, Thomas Peart, nicht gesehen hatte, machte ihm dies unerwartete Zusammentreffen große Freude; aber sie war von kurzer Dauer, indem sie gezwungen waren, ihn zurückzulassen. Während der Erndte, war er beauftragt, dieselbe zu bestellen, und da er von geduldiger Natur war, so trug er seine Gefangenschaft ohne Murren.

Im Monat July, 1781, zog die Familie nach Butlersbury, bei welcher Gelegenheit Obrist Butler mit dem Weibe, welches das Haupt dieser Familie war, dahin überein kam, daß Abner losgelassen werden solle. Nach einiger Weigerung, willigte sie für erhaltene Geschenke ein, verlangte jedoch mit ihm erst zurückzukehren, und versprach, ihn binnen 20 Tagen abzuliefern. Bei ihrer Ankunft zu Hause gab sie Abner die erfreuliche Botschaft, daß er solle frei gegeben werden. Dies spornte ihn zur Arbeit, und jede Mühe erschien ihm gering.

Einige Tage vor der versprochenen Frist, gingen sie nach Butlersbury, und zwar zu Johann Secord, wo seine Schwester, Elisabeth

Gilbert, sich seit der bereits erwähnten Zeit aufhielt. Bei dieser Familie blieben sie zwei Wochen, und da sie unter dem Schutz der britischen Offiziere waren, hatten sie Erlaubniß, aus den Königlichen Laden Kleider und Nahrungsmittel zu beziehen.

Später kam Benjamin Peart, und sein Bruder Thomas, die befreit wurden, zu deren Bruder und Schwester, bei Johann Secord, und gingen mit diesen zu Capitain Powel, um dem Schiffe näher zu sein, das sie nach Montreal bringen sollte.

Die nächste der Familie, welcher wir hier erwähnen wollen, ist Elisabeth Gilbert, die Schwester.

Seit der Zeit als sie zuerst durch den Indianer bei der Familie Johann Secords eingeführt wurde, kam sie in die Lage, neuer Kleidung zu bedürfen; da jene, welche sie mitbrachte, zerrissen waren. Ihre Stellung bei der Familie, wo man sie unterbrachte, war angenehm. Nach dem Aufenthalte von einigen Tagen daselbst, erfuhr sie wo das kleine Kind war, das vor Kurzem seiner Mutter, Elisabeth Peart, entrissen wurde, wie schon früher erwähnt. Sie selbst ging mit Johann Secords Weib, bei der sie lebte, und mit Capitain Frys Gattin, es zu besuchen, in der Absicht, es von der Indianerin, die es unter ihrer Obhut hatte, zu kaufen; allein sie konnten zu dieser Zeit nicht mit ihr übereinkommen, obschon es ihr später die Gattin des Capt. Fry für dreizehn Thaler abkaufte. Das Kind befand sich unter den Indianern lange in einer kranken und mißlichen Lage; doch unter seiner gegenwärtigen liebevollen Beschützerin, die es wie ihr eigenes Kind behandelte, erholte es sich bald.

Elisabeth Gilbert, die Jüngere, lebte in Johann Secords Hause etwas über ein Jahr sehr angenehm, und wurde durch ihre Wohlthäter so liebgewonnen, daß sie die Frau des Hauses gewöhnlich Mama, nannte. Während ihres Aufenthaltes daselbst, kamen ihre Brüder, Abner und Thomas Peart, öfters sie zu besuchen.

Der traurige Verlust ihres Vaters, dem sie herzlich zugethan war, und die Trennung ihrer Mutter, die sie nicht wieder zu sehen hoffen konnte, waren eine schwere Prüfung für sie; obschon sie einigen Ersatz, durch die freundliche Behandlung Jener hatte, mit denen sie lebte.

Johann Secord, der Geschäfte zu Niagara hatte, nahm Elisabeth mit sich, wo ihr die Freude zu Theil ward, sechs ihrer Verwandten zu sehen, die gefangen, aber zum Theile wieder auf freien Fuß gesetzt waren. Dieses Zusammentreffen machte ihr die Reise nach dem Fort sehr angenehm. Sie blieb die ganze Nacht hindurch bei ihnen, und kehrte dann wieder zurück.

Bald nach diesem Besuche, sandten Obrist Butler und Johann Secord, für den Indianer, der Elisabeth als sein Eigenthum ansah, und als er ankam, machten sie ihm den Antrag, sie loszukaufen; doch er erwiederte, daß er nicht gesonnen sei, sein eigenes Fleisch und Blut zu verkaufen; denn als solches betrachteten sie solche, die sie adoptirten.—Als sie jedoch ihre Zuflucht zu Geschenken nahmen, wurden seine Zweifel gelößt, und er trat sie ihnen ab. Nach diesem verblieb

sie noch 2 Wochen zu Butlersbury, und ging dann zu ihrer Mutter nach Montreal.

Da wir hier eine kurze Schilderung der Loskaufung jener Gefangenen gegeben haben, die von den Indianern zurückkehrten, Thomas Peart ausgenommen, der sich bemühte, das Wohl seiner Schwester und seines Vetters zu fördern, und dessen Geschichte vorenthalten bleibt, wird es zweckmäßig sein, zur Mutter zurückzukehren, die sich mit mehreren ihrer Kinder zu Montreal aufhielt.

Elisabeth Gilbert versäumte keine Gelegenheit, sich nach ihren Verwandten und Freunden in Pennsylvanien zu erkundigen, und sie hatte auch die Freude, durch Jemanden, der von Süden kam, zu erfahren, daß Freunde in Philadelphia sich alle Mühe gaben, von ihrer Familie Auskunft zu erlangen, und daß sie sich an verschiedene Versammlungen wandten, um Kunde über die gefangen genommene Familie einzuziehen, und falls es in deren Macht stände, ihnen jede nöthige Hülfe zukommen zu lassen.

Jemand, der von Crown-Point kam, benachrichtete sie, daß Benjamin Gilbert, ein Sohn des Verstorbenen, von seinem ersten Weibe, dahin reiste, um, wenn möglich, seinen Verwandten nützlich zu sein, und ihn ersuchte, sich deren Aufenthalt zu erkundigen, und ihm so bald wie möglich Nachricht zu ertheilen.

Die erste angenehme Botschaft, welche sie zu Niagara erhielt, durch ein Weib, das von dort her kam, war diese: daß ihre Tochter Rebecca durch die Indianer an die Engländer abgetreten wäre. Diese Nachricht mußte sehr erfreulich sein, da sie keine Hoffnung hatte, sie loskaufen zu können, indem die Indianerin sie als ihr eigenes Kind betrachtete.

Es war nicht lange nachher, daß Thomas Peart, Rebecca Gilbert und ihr Vetter Benjamin Gilbert, nach Montreal zu den übrigen der Familie kamen. Dieses Wiedersehen, nach solchen traurigen Scenen, welche sie erfahren hatten, war von unaussprechlicher Seligkeit.

Rebecca Gilbert und Benjamin Gilbert, jun., wurden von ihren Freunden und Bekannten bei den Fünf Meilen Wiesen getrennt, welcher Platz so weit von Niagara entfernt sein soll. Die Tochter des Seneca Häuptlings, dem sie bei Vertheilung der Gefangenen zugetheilt wurden, brachte sie in eine kleine Hütte, wo ihr Vater, Siangorochti, sein Weib, und die übrigen der Familie waren, eilf an der Zahl. Bei Aufnahme der Gefangenen in die Familie, gab es viel Jammern und Weinen, wie es bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, und je höher die adoptirten Gefangenen in der Familie gestellt werden, desto mehr beklagt man sie.

Nach drei Tagen verfügte sich die Familie nach einem Platze, Landing, genannt, an dem Ufer des Niagara Stromes. Hier verblieben sie zwei Tage länger, und zwei von den Weibern gingen dann mit den Gefangenen nach Niagara, um für sie Kleider aus den Königlichen Laden zu holen. Man erlaubte ihnen, nach Fort Schlosser zu reiten, das etwa achtzehn Meilen von Niagara Fort entfernt ist. Auf dieser Reise sahen sie die großen Niagara Fälle.

Während ihrem sechstägigen Aufenthalte zu Fort Schlosser, boten die britischen Offiziere und Andere alles auf, um sie von den Indianern loszukaufen; doch der Häuptling sagte, daß sie ihm nicht für tausend Thaler feil wären.

Die Indianer, die Anspruch auf Elisabeth Peart machten, kamen zu dieser Zeit mit ihr in das Fort; und obschon sie sehr schwach und kränklich war, war es doch für beide eine erwünschte Gelegenheit, zusammen zu sein; allein man ließ sie nicht viel beisammen, aus Furcht, daß sie sich gegenseitig zur Unzufriedenheit bringen würden.

Da Rebecca auf indianische Weise gekleidet war, sah sie ganz anders aus wie gewöhnlich; sie trug ein kurzes Kleid, Hosen, und einen Hut mit goldenen Streifen.

Von Niagara Fort gingen sie etwa 18 Meilen oberhalb den Fällen nach Fort Erie, einem englischen Posten, und setzten dann ihre Reise ungefähr 4 Meilen, über Buffaloe Creek weiter fort, wo sie ihr Zelt aufschlugen. Hier trafen sie mit Rebeccas Pflege Vater und Mutter zusammen, die zu Pferde vorausritten. Sie fingen einige Fische, und kochten eine Suppe davon, doch Rebecca konnte sie nicht genießen, da sie nicht gesalzen, und mit indianischer Nachlässigkeit bereitet war.

Dieses Stück Land, war für ihre Pflanzung bestimmt, sie begannen daher den Boden, um Welschkorn zu pflanzen, urbar zu machen. Indeß die Weiber damit beschäftigt waren, bauten die Männer ein langes Haus, für ihre Wohnung, und zogen dann zur Jagd hinaus.

Obwohl die Familie, mit der sie lebten, ersten Ranges unter den Indianern war, und das Haupt den Titel eines Königs führte, waren sie doch genöthigt, eben so gut zu arbeiten, wie Jene, die niederen Ranges; nur das hatten sie voraus, daß sie sich mehr Lebensmittel anschaffen konnten, als die Uebrigen.

Benjamin Gilbert, jun., der blos eilf Jahre alt war, da man ihn gefangen nahm, wurde als Nachfolger des Königs betrachtet, und hatte gänzlich freien Willen; so, daß ihm seine Lebensweise angenehm erschien; und würde er nicht dem oftmaligen Rathe seiner Mitgefangenen geneigtes Ohr geliehen haben, er hätte nie an eine Veränderung seiner Lage gedacht.

In dem See gab es verschiedene Arten Fische, welche die Indianer zuweilen mit Speeren erlegten; doch ziehen sie Angel und Netze vor, wenn sich solche bekommen können.

Ein Fisch, O z o o n d a h, genannt, der Form nach dem Mutterhering (Shad) ähnlich, welcher jedoch dicker ist und Gräten hat, und im Erie See sehr häufig ist, machte oft ihr Mahl aus; er schmeckt gut, und wiegt 3 bis 4 Pfund.

Sie bezogen diesen Sommer ihre Lebensmittel aus den Forts, welche oft die Indianer verleiteten, sich dort aufzuhalten. Der Häuptling, seine Tochter, seine Enkelin und Rebecca, gingen einmal zusammen nach Fort Erie, wo sie durch die brittischen Offiziere reichlich bewirthet wurden, und so viel Wein erhielten, daß der König ei-

nen tüchtigen Rausch bekam; und da er auf der Rückfahrt das Boot zu steuern hatte, befanden sie sich oft in Gefahr, zwischen den Felsen im See den Wellen geopfert zu werden.

Rebecca und Benjamin hatten es viel besser als die übrigen Gefangenen, da die Familie, mit welcher sie lebten, nur sehr selten Mangel an dem Nothwendigsten litt; dies war auch der einzige Vorzug, welchen sie über die andern ihres Stammes genossen.

Benjamin Gilbert, trug als Zeichen seines Ranges, eine silberne Medaille am Halse.

Der König, die Königin, und ein anderer der Familie, nebst Rebecca und ihrem Vetter Benjamin, machten sich nach Niagara auf den Weg; bis nach Fort Schlosser zu Wasser gehend; von hier aus gingen sie zu Fuß, ihr Gepäck auf dem Rücken tragend. Ihr Geschäft im Fort war, Lebensmittel zu erhalten, welches sie oft, wie oben gesagt wurde, dort hin zu kommen nöthigte.

Rebecca schmeichelte sich mit der angenehmen Hoffnung, ihre Befreiung oder wenigstens die Erlaubniß, bei den Weißen zurück zu bleiben, zu erhalten; allein in beiden Erwartungen wurde sie getäuscht, da sie wieder mit ihrem Herrn zurückkehren mußte; alle ihre Bemühungen befreit zu werden, waren vergebens. Von Obrist Johnsons Haushälterin, deren wiederholte Güte gegen diese schon bemerkt wurde, erhielt sie manch ansehnliches Geschenk.

Da sie Rum für die Reise gekauft hatten, traf es sich, daß der Häuptling öfters betrunken war, und sich in diesem Zustande stets unanständig betrug.

Auf dem Rückwege, verschaffte Thomas Peart, der zu Fort Niagara war, für Rebecca ein Pferd, um bis Fort Schlosser zu reiten, wo sie ein Boot nahmen, und nach neun Tagen zu Hause wieder eintrafen.

Bald nach deren Zurückkunft, wurden Rebecca und ihr Vetter vom kalten Fieber befallen, woran sie beinahe drei Monate krank waren. Während ihrer Krankheit behandelten sie die Indianer sehr gut; und da sich die Natur nicht von selbst helfen konnte, unterstützten sie die Indianer mit einigen heilsamen Kräutern, welche den Patienten unbekannt waren, und woraus sie ihnen hinreichend Abkochungen bereiteten, sie damit wuschen, und zwar, wie es sich zeigte, mit gutem Erfolge. Die Indianer hielten dieses für ein ganz vorzügliches Mittel.

Der Tod des Vaters, worüber Rebecca Nachricht erhielt, hinderte sie bedeutend an ihrer Wiedergenesung.

Sobald sie genas, gingen abermals einige von der Familie nach Niagara, und sie erhielt die Erlaubniß mitzugehen. Man verweilte gegen zwei Wochen im Fort, und Obrist Johnson bemühte sich, mit den Indianern übereinzukommen, sie loszugeben; allein seine Verwendung blieb ohne Erfolg, und so mußte sie denn den bitteren Weg wieder zurückmachen. Als sie das Fort Erie erreichten, wo ihr Kanoe stand, setzten sie die Reise zu Wasser fort. Als sie in ihrem Boote, einer Anzahl Indianer in einem andern begegneten, erfuhren sie durch diese den Tod ihres Pflegevaters, der einen Ausfall nach der

Grenze Pennsylvaniens gemacht, durch die Militz verwundet ward, und später an seinen Wunden starb; bei welcher Gelegenheit sie sich ohnmächtig stellen, und mit den Uebrigen weinen und wehklagen mußte.

Als sie zu Hause ankamen, war die Zeit der Welschkornerndte, des Einsammelns ihrer Kartoffeln und Kurbisse, und ihre Kammer mit Hickory-Nüssen zu versehen.

Gegen Anfangs Winter kamen einige Offiziere unter sie, blieben da bis Frühling und boten alles auf die Gefangenen zu befreien; doch vergebens.

Bald darauf kam ein anderer brittischer Offizier, begleitet durch Thomas Peart, mit Nahrungsmitteln und Hacken zu den Indianern. Es gewährte ihnen großes Vergnügen, nach so langer Trennung sich wieder zu sehen.

Rebecca und ihr Vetter hatten überdies noch die Freude ihren Bruder Abner zu sehen, der mit der Familie hieher kam, bei welcher er lebte, um sich nahe ihrer Pflanzung niederzulassen. Da sie sich fast ein Jahr nicht gesehen hatten, war die Freude um so größer.

Thomas Peart suchte seine Schwester mit der Hoffnung ihrer baldigen Befreiung zu trösten; allein ihre Hoffnung wurde oft getäuscht.

Eine Zeit lang wohnte Capitain Latteridge, ein brittischer Offizier, mit ihnen, interessirte sich um die Gefangenen und hatte auch Hoffnung sie loszubekommen, doch da er zum Regimente einberufen wurde, ward er unterbrochen, bis ihm sein Dienst zurückzukehren erlaubte; allein bald wurde er wieder durch Obrist Johnson befehligt, ihn wegen wichtiger Geschäfte nach Montreal zu begleiten, wodurch er sich für diesen Winter in seinem Vorhaben gänzlich gehindert sah.

Mit großer Freude vernahm Rebecca die Losgebung von sechs ihrer Angehörigen, und Thomas Peart, der sie abermals besuchte, nährte einigermaßen ihre Hoffnung, die eigene Freiheit zu erlangen. Sie sannen auf Mittel und Wege zu entwischen; doch nach reiferer Ueberlegung, sahen sie den Plan zu gefährlich, da die Indianer dadurch höchst erzürnt worden wären, und solche Unbedachtsamkeit das Leben aller übrigen Angehörigen auf das Spiel gesetzt haben würde.

Während diesem Winter erlitt Rebecca viel Beschwerden und bittere Täuschungen, und da sie keinem freundlichen Busen ihre Klage anvertrauen konnte, wurden ihre Leiden durch Verheimlichung noch vergrößert, allein aus der Noth eine Tugend machend, erreichte sie eine Festigkeit des Entschlusses und wurde in ihrem Kampfe über ihre eigene Erwartung unterstützt.

Die Jugend und Unerfahrenheit ihres Vetters erlaubten es nicht hinlängliches Vertrauen in ihn zu setzen. Sie hatte sich um sein Betragen zu bekümmern und über ihn zu wachen, und es war einigermaßen die Folge dieser Sorgfalt, daß er seinen Wunsch, die Freunde wieder zu sehen, nicht verloren hatte.

Obrist Butler sandte an den Häuptling eine Schnur bunter Muscheln (Wampum), in Folge dessen er sogleich eine Anzahl India-

ner zusammenrief, in deren Versammlung beschlossen wurde, sich nach Niagara hinab zu verfügen, wo man einen Vertrag ob der Befreiung der übrigen Gefangenen zu schließen beabsichtigte, denn General Haldimund, zu Quebec, erließ einen besonderen Befehl, daß ihre Freiheit erwirkt werden müsse. Bei dem Feuer der Versammlung wurde beschlossen, die Gefangenen abzutreten.

Bei ihrer Rückkunft benachrichtigten sie Rebecca, daß Obrist Butler sie zu sehen verlange; was das Einzige war, das sie erfahren konnte. Es ist Sitte der Indianer, all ihr Vorhaben möglichst geheim zu halten.

Nach diesem Vorfalle zog die gesammte Familie etwa sechs Meilen weit oberhalb den Eriesee, wo sie fast zwei Monate blieben, um ihren jährlichen Zuckervorrath einzusammeln, welcher ein namhaftes Quantum ausmachte.

Sobald die Zeit für dieses Geschäft vorüber war, kehrten sie auf ihre alte Ansiedelung zurück, wo sie in Kurzem durch einen Indianer erfuhren, daß sich an einem gewissen Platze eine ausserordentliche Menge wilde Tauben aufhalten, deren Nester mit den Jungen man leicht habhaft werden könne, die Entfernung betrug etwa fünfzig Meilen. Diese Nachricht erfüllte die verschiedene Stämme mit Entzücken. Jung und alt rottete sich eilends aus verschiedenen Gegenden zusammen, sie beschleunigten möglichst ihren Zug, und befanden sich bald im Besitze von zahlreichen Jungen, welche sie in der Sonne trockneten und räucherten, und füllten mehrere Säcke damit, die sie zu diesem Zwecke mitgebracht hatten. Benjamin Gilbert hatte die Erlaubniß, sie auf diesem Ausfluge begleiten zu dürfen, welcher interessant gewesen sein mag, da mehrere Stämme daran Theil genommen hatten. An diesen Leckerbissen ergötzten sie sich eine ziemliche Weile und gastirten reichlich jeden Tag.

Als die Zeit heranrückte, wo sie laut der Bestimmung, nach Niagara gehen mußten, um die Gefangenen abzuliefern, ertheilten sie Rebecca die erfreuliche Weisung, sich reisefertig zu machen. Sie buck Brod für den Weg mit der größten Bereitwilligkeit.

Die Indianer, dreißig an der Zahl, mit den beiden Gefangenen, fuhren bis Fort Schlosser in einem Kanoe. Einige Tage, bevor sie Fort Niagara erreichten, gingen sie gemächlich zu Fuße. Nachdem sie bei Obrist Butler angekommen und wegen einigen werthvollen Geschenken verhandelt hatten, gaben sie die beiden letzten Gefangenen, Rebecca Gilbert und Benjamin Gilbert, jr., frei.

Ihr Erstes war, ihre indianischen Kleider gegen bequemere und üblichere europäische zu vertauschen, und am 3ten Juni, 1782, zwei Tage nach ihrer Befreiung, gingen sie nach Montreal unter Segel.

Nun folgt die Erzählung von der Behandlung des Thomas Peart eines anderen Gliedes der Familie.

Er wurde mit den früher erwähnten Gefangenen, Joseph, Sarah und Benjamin Gilbert, jr., auf dem westlichen Wege gefangen fortgeführt.

Thomas hattte eine große Menge von der Beute zu tragen, welche die Indianer auf ihrer Bauerei geraubt hatten. Als sie von den

übrigen getrennt wurden, gab man ihnen die Versicherung, daß sie sich in vier Tagen wieder sehen sollten.

Die erste Tagereise geschah auf ausserordentlich schlechten Wegen, durch mehrere tiefe Teiche; durch welche Thomas Sarah und Benjamin Gilbert, jr., zu tragen hatte. Dies wurde ihm sehr sauer, da er wegen Mangel an hinlänglicher Nahrung sehr geschwächt war.

Die erste Nacht brachten sie am Ufer der Cayuga Creek zu, wo die Gefangenen, wie gewöhnlich, gebunden wurden. Nächsten Morgen bekamen sie etwas Wild, das ihnen nebst etwas schlechtem Korn, welches sie von den verlassenen Feldern zusammenlasen, als Nahrung diente. Diese Tagreise machten sie an der Cayuga Creek, und kamen dann zu einem steilen Hügel, welchen sie mit Mühe überstiegen.

Als die Nacht einbrach, suchten sie Beherbergung in einer Wigwam, welche, bei dem Marsche des Generals Sullivan gegen die Bewohner dieser Gegend, plötzlich verlassen wurde; das Land in der Umgegend ist sehr fruchtbar und hat vortreffliche Weiden.

Thomas Peart versicherte die Indianer, daß er, mit den andern Gefangenen, sie nicht verlassen würde, und bat daher um die Gunst, des Nachts nicht gebunden zu werden; doch einer von ihnen verweigerte seine Bitte, mit der Bemerkung, daß er nicht schlafen könne, wenn die Gefangenen nicht gebunden wären.

Da ihr Fleisch aufgezehrt war, ging Thomas mit drei Indianern fast drei Meilen weit, um altes Korn zu sammeln, welches sie, so schlecht es auch war, essen mußten, da sie ausser einigen Winterrüben, welche sie fanden, nichts zu genießen hatten. Sie zogen eine gute Strecke an der Cayuga Creek weiter und setzten mit großer Beschwerde über. Am Ufer erklommen sie einen morastigen Hügel, welcher voller Quellen war. Hier auf diesem Hügel verloren sie den Pfad, und mußten mühevoll durch Morast und Wasser waden.

Abends kamen sie auf eine schöne Wiese, wo sie übernachteten; zur Nahrung hatten sie nichts als schimmliges Welschkorn, das sie zufällig auf den Pflanzungen der Indianer fanden, welches durch die Leute Sullivans abgeschnitten und zurückgelassen war.

Nächsten Morgen zogen sie weiter und gingen sehr langsam, damit sie die Gesellschaft, welche einen andern Weg ging, einholen möchte, und blieben ihretwegen auch oftmals stehen.

Als es Abend ward, kamen sie zu einem großen Bach, wo sich einige Indianer aufhielten, die eben anfingen, den Boden für die Welschkornpflanzung urbar zu machen. Auf diesem Platze blieben wir zwei Nächte, und da sie zu faul waren, sich Wildpret zu schießen, war ihr Mahl noch immer sehr ärmlich, und ihr Körper wurde so geschwächt, daß sie mit Ungeduld die Andern erwarteten, derentwegen sie vorzüglich geblieben waren.

Nachdem sie fast bis Mittag wanderten, hielten sie eine kurze Rast, schälten die Rinde eines Baumes herab, und malten sich und die Gefangenen, auf indianische Art, an den Stamm desselben; nachdem dieses geschehen, steckten sie einen Stock in die Erde, welcher oben gespalten und mit einem Büschel Laub versehen war, und

gaben ihm eine solche Richtung, daß der Schatten des Laubes auf die Spitze des in die Erde gesteckten Zeichens fallen sollte, wodurch die Anderen von der Zeit in Kenntniß gesetzt werden konnten, zu welcher sie den Platz verließen.

Hier trennten sie abermals die Gefangenen, Jene, denen Thomas Peart und Joseph Gilbert zugetheilt waren, gingen westlich vom Pfade ab, und Sarah und Benjamin Gilbert verfolgten mit einem Indianer den früher verfolgten Weg. Es war für Sarah sehr traurig, ihren Verwandten entrissen und von allen Bequemlichkeiten des Lebens, ja selbst von dem Nothwendigsten beraubt zu werden. Diese beiden, mit dem Indianer, dem sie übergeben waren, kamen, nachdem sie von den Andern getrennt und einige Meilen zurückgelegt hatten, an der Seite eines Baches zu mehreren Indianern, die ihnen zu essen gaben. Am andern Tage bemühte sich der Indianer, ihr Führer, einige Lebensmittel zu erhalten; allein vergebens, daher hatten sie denn große Noth zu leiden. Nachts frug der Indianer Sarah, ob sie je Pferdefleisch oder Hunde gegessen habe; — nnd nachdem sie es verneinte, frug er weiter, ob sie schon Menschenfleisch aß? und da sie mit Entsetzen antwortete, sagte er, daß er genöthigt sei, den Knaben umzubringen, da er kein anderes Wild erlegen könne. Ueber diese Drohung, obwohl er sie vielleicht nicht auszuführen gedachte, erschrack sie doch außerordentlich. Er jagte mit großem Eifer, indeß er die Gefangenen sich selbst überließ, und schien sich selbst über seine Drohung zu entsetzen; daher er lieber alles andere aufbot; allein trotz seinen Bemühungen blieb doch ihre Furcht sehr groß. Sie zogen langsam vorwärts, da sie sehr müde waren; zu ihrem Unglücke fiel auch noch ein starker Regen, in welchem sie, da sie kein Obdach fanden, ihren Weg fortsetzen mußten. In dieser mißlichen Lage kamen sie endlich zu einer der Hütten von Canodosago, wo sie den Rest ihres schimmligen Welschkorns zubereiteten. Nächsten Tag holte sie jener Theil der Gesellschaft ein, welchen sie vor 10 Tagen verlassen hatten.

Da wir der einsamen Leiden Sarah Gilberts, in diesen Tagen nicht erwähnten, wird die obige Abweichung von der Erzählung des Thomas Peart an seinem Platze sein.

Jetzt kehren wir zu den beiden zurück, die vom Wege abwichen, und über Berge, Thäler, durch Teiche und Sümpfe wandern mußten.

Des Morgens verzehrten sie den Rest ihres Korns; dann schnitten die Indianer ihre Haare bis auf ein Büschel auf dem Scheitel ab; und nachdem sie sich auf ihre Weise bemalt hatten, um desto schreckbarer auszusehen, nahmen sie die Hüte ihren Gefangenen hinweg. Demzufolge genöthigt, in der Sonne mit blosem Kopfe zu reisen, wurden sie von den heftigsten Kopfschmerzen befallen, was ausser dem Mangel an Lebensmitteln, kein kleines Uebel war.

Als sie die indianischen Niederlassungen erreichten, begannen die Indianer ihr übliches Geschrei, um ihre Ankunft mit Gefangenen anzuzeigen; ihre hohlen Laute so oft ausstoßend, als die Zahl derselben betrug.

Nach einer Weile kam ein Indianer zu ihnen, mit dem sie ein Gespräch, die Gefangenen betreffend begannen, und bemalten sie dann neuerdings, halb schwarz, halb roth, als ein besonderes Zeichen. Da diese Zeremonie vorüber war, kehrte der ihnen begegnende Indianer zurück, und die übrigen zogen weiter.

Da sie nicht weit von den indianischen Dörfern waren, sahen sie bald eine große Menge Indianer, von deren Vorhaben die Gefangenen nichts wußten.

Als sie diese unangenehme Gesellschaft erreichten, nahm ein Indianer, der sich ihnen zuerst genahet, den Strick, mit welchem Thomas Peart des Nachts gebunden wurde, und hielt denselben, während dessen ein Weib seine Weste aufknöpfte.

Man hieß Joseph Gilbert laufen; doch da er lahm war, konnte er blos gehen. Die Keulen und Beile flogen so dicht um ihn, daß er schwer verwundet wurde, und eine Axt beschädigte ihn so stark am Kopfe, daß er zu Boden stürzte. Als er bewußtlos da lag, sprang ein Knabe von etwa 15 Jahren nach ihm, erhob ein Beil und hätte ihn sicher erschlagen, würde nicht der Sohn des Häuptlings Befehl gegeben haben, ihn nicht zu tödten.

Nach ihm kam die Reihe an Thomas Peart, der die Lage seines Bruders sehend so erschrocken war, daß er sich nicht besinnen konnte, daß der Indianer ihn am Stricke hielt, und als er hastig vorwärts sprang, warf er denselben nieder, wofür er ihn, als er aufstand, tüchtig durchprügelte. Der Junge, welcher mit einem Tomahawk neben Joseph Gilbert stand, warf, als er neben ihm vorbeiging, dasselbe mit solcher Geschicklichkeit nach ihm, daß es ihn gewiß getroffen hätte, wäre er nicht durch einen Sprung der Waffe ausgewichen. In einer ihrer Hütten gegenüber wies man ihm ein Lager an, wohin auch Joseph Gilbert kam, sobald er sich erholt hatte. In der Kammer, wo die Weiber sich befanden, wurde geheult und geweint, und obschon dieses Sitte der Indianer ist, glaubten die Gefangenen doch, höchst betroffen, daß dies ein Vorspiel ihrer sichern Vernichtung sei.

Ihre Haare kurz abgestutzt, ihre Körper zerschlagen, und das Blut aus Josephs Wunden fließend; war ihnen gegenseitig ein gräßlicher Anblick.

Nachdem das Wehklagen aufhörte, frug eine derselben Thomas Peart, ob er hungrig sei, er bejahte es und erhielt die Antwort: "du sollst zu essen bekommen." Sie brachten sogleich Speise und setzten sie ihm vor; allein Josephs Wunden hatten ihm seinen Appetit benommen.

Ein Offizier, aus einer französischen Familie in Canada, kam zu ihnen, und brachte einen Neger als Dolmetscher mit. Nachdem er sie ausgefragt hatte, beschloß er an Obrist Johnson nach Niagara in Betreff der Gefangenen zu schreiben.

Die Indianer gaben ihnen den Rath, mit ihrer jetzigen Lage zufrieden zu sein, und versicherten sie der besten Behandlung, wenn sie sich unter ihnen verheirathen würden; allein diese Bedingung war ihnen ein Gräuel.

Nach diesem wurde Joseph Gilbert von seinem Bruder getrennt, wie es bei der Erzählung seiner Leiden gesagt wurde.

Thomas Peart blieb diese Nacht im Dorfe und wurde am nächsten Tage der Pflege einer Indianerin anvertraut, die mit ihm etwa zwei Meilen weit ging, wo mehrere Indianer versammelt waren, furchtbar bemalt und gekleidet, um ihn, wie er vermuthete, zu erschrecken; daher hütete er sich Angst zu zeigen, und da sie sahen, daß er sich nicht fürchtete, ließen sie ihn wieder zurückkehren. Bald nach seiner Ankunft im Dorfe, kam Capt. Rowland Monteur, der Thomas Peart die Nachricht brachte, was seine Familie zu leiden habe, und sagte ihm, daß er seine Mutter und Jesse beinahe getödtet hätte, weil Andreas Harrigar die Flucht ergriffen. Er war gekommen, um für die Compagnie Lebensmittel zu besorgen, woran sie sehr Mangel litten.

Als der Capitain sie verließ, begleitete ihn Thomas Peart eine Strecke des Weges, wo ihm der Capitain den Rath ertheilte, folgsam und zufrieden zu sein, und fleißig für seinen Freund, wie er den Indianer nannte, dem er anvertraut war, zu arbeiten; und versprach ihm, daß er bald nach Niagara gehen dürfe, wenn er seinen Rath befolge.

Einige Tage lang mußte er Brennreis sammeln, wozu man ihm den Strick vom Halse nahm, mit dem er jede Nacht sorgfältig angebunden wurde.

Die Pflanzung, wo sie ihre Sommerwohnung aufzuschlagen und ihr Welschkorn zu pflanzen gedachten, war einige Meilen unterhalb dem Genescee Flusse, auch Little River genannt. Ehe die ganze Familie hinzog, gingen einige Männer hin und schlugen eine Hütte auf, was schnell geschehen ist, so, daß sie schon nach zwei Tagen wieder nach Hause kamen.

Thomas Peart wurde am anderen Tage dem Häuptling übergeben, der sich Mühe gab, ihn zu beruhigen, und versprach, daß man ihn gut behandeln werde.

Der Indianer Lebensweise ist sehr lumpig und schmutzig, und obschon sie sich selbst in ihrem Schmutze gefallen, war es doch für die Gefangenen eine große Plage, sich nicht reinigen zu können, und es war gewiß der Uebel kleinstes nicht.

Da Thomas Peart zur Arbeit gewohnt war, und sich unter ihnen stets thätig zeigte, gewann er ihre volle Gunst. Da sie beschlossen hatten, ihn zu der Familie abzusenden, für welche er bestimmt war, bemalten sie ihn mit ihrer rothen Farbe. So wurde er denn 7 Meilen weit gebracht und von einer Familie adoptirt, die ihm den Namen "Ochnusa" oder "Onkel" beilegten. Nach der Ceremonie der Aufnahme versammelte sich eine Anzahl der Verwandten, und das Haupt derselben nahm Thomas Peart in die Mitte der Versammlung, und hielt eine lange Rede in indianischer Sprache. Nach diesem brachte man ihn in das Haus, wo die Weiber vor Freude weinten, daß abermals die Stelle eines dahingeschiedenen Verwandten besetzt sei.

Der alte Mann, dessen Platz Thomas Peart ausfüllte, hatte sich

nie die Gunst seiner Familie erworben, und sonderbar genug, lebt stets in deren Gedächtniß der Werth oder Unwerth des Verstorbenen im Leben des Adoptirten fort, so, daß selbst das beste Betragen dieses Vorurtheil nicht besiegen kann.

Sobald die Feierlichkeit der Adoption an diesem Orte vollendet war, wurde er durch die Familie nach Nundow gebracht, einem Dorfe, am Little River. Das Haupt dieser Familie war Führer oder König des Seneca Stammes. Doch ehe Thomas gänzlich in die Familie aufgenommen wurde, fand ein zweites Heulen und Schreien Statt.

Ihre Nahrung, obschon eben eine Periode des Ueberflusses war, bestand oft aus getrockneten Hirscheingeweiden, welche sie zu kochen pflegten, und für eine sehr gesunde Nahrung halten. Sie warfen nicht einen einzigen Theil des erlegten Wildes fort.

Die Tracht des Thomas Peart war ganz nach indianischer Weise, bemalt und geschmückt gleich einer derselben, doch gemeiner, da sie ihm nach seiner Adoption wenig Achtung zollten.

Höchst unzufrieden zog er sich oft in Gehölze zurück, und stellte Betrachtungen über sein unglückliches Schicksal an, ohne Hoffnung je seine Verwandten wieder zu sehen oder von der Gefangenschaft befreit zu werden.

In dieser Einsamkeit brachte er gegen fünf Wochen zu. Ihr Korn war gänzlich aufgezehrt, und da sie einen frischen Vorrath vom Fort Niagara zu beziehen hatten, beschloßen sie hinzugehen. Anfangs wollten sie es nicht erlauben, daß Thomas sie begleite, doch da er sie lange bat, gaben sie endlich nach, und am nächsten Tage veranstalteten sie einen indianischen Tanz, als Vorbereitung zu ihrer Reise.

Auf dem Wege erlegte Thomas einen Hirsch, was ein erfreulicher Gewinn war, da sie seit mehreren Tagen ohne Fleisch und selbst ohne Korn gewesen waren.

Innerhalb zweier Meilen von dem Fort machten sie Halt und blieben da bis nächsten Morgen,

Ein weißer Gefangener, der vom Forte kam, gab Thomas Peart eine ausführliche Erzählung von seinen Angehörigen in der Gefangenschaft. Dies war die erste Kunde, welche er seit seiner Trennung in den indianischen Dörfern erhalten hatte. Sobald er in das Fort kam, wendete er sich an einige Offiziere, um sie, wenn möglich, zu bewegen ihn loszukaufen, doch er täuschte sich, da man diesmal nichts thun konnte.

Er aß gesalzenes Fleisch, und da er seit seiner Gefangenschaft nur selten Salz zu sehen bekam, verdarb er sich den Magen, da er es, so sehr es auch dem Gaumen schmeckte, nicht verdauen konnte.

Indem er im Begriffe war in zwei Wochen mit den Indianern zurückzukehren, ward er sehr traurig, denn der Verkehr mit ihnen war ihm sehr lästig.

Sie gingen auf dem Wege über Fort Schlosser, dem Erie Seeentlang oberhalb Buffaloe Creek, und versahen sich mit Fischen.

Sie passirten den Ort, wo Elisabeth Peart und Rebecca Gilbert sich befanden, doch er hatte nicht Gelegenheit, sie zu sehen.

Die Lebensmittel, welche sie mit sich nahmen, bestanden aus Salz und aus Pulver und Blei.

Als sie ihr Welschkorn vom vorigen Jahre aufgezehrt hatten, lebten sie sehr armselig, befanden sich in großer Noth und mußten Wurzeln für ihre Nahrung graben. Diese Lebensweise war er so wenig gewohnt, daß er sie unmöglich mit jenem Gleichmuth ertragen konnte, mit welchem Indianer dergleichen Uebeln begegnen. Seine schmerzlichen Betrachtungen und der Mangel des Nothwendigen, stimmten ihn sehr herab.

In diesem Elend erhielt er glücklicherweise von einem weißen Weibe, das gefangen genommen wurde und später heirathete, den Gebrauch eines neuen Testamentes.—Mit diesem tröstenden Gefährten zog er sich oft in die Wälder zurück, und las und dachte über die darin enthaltenen Lehren nach.

Die Indianer schickten ein weißes Mädchen zu ihm, um ihn in Kenntniß zu setzen, daß sie eine Jagd von zwanzig Tagen vorhätten und ihn dabei zu haben wünschten. Er willigte ein und die ganze Familie begleitete die Jäger. Sie passirten das Dorf, wo Joseph Gilbert war, der seinem Bruder meldete, daß er nach Niagara gehe. Thomas Peart erwiederte, daß er bereits dort gewesen sei und daß die Uebrigen zerstreut wären. Auf ihrem Wege am Genesee, wo sie zu jagen beabsichtigten, erlegten sie einen Hirsch.

Am vierten Tage, als Thomas Peart die Spur des Wildes verfolgte, verlor er die Gesellschaft, doch endlich kam er zu Indianern, die ihn zurechtwiesen. Als er zur Familie kam, und ganz erschöpft erzählt hatte, daß er sich verirrte, schienen sie sich sehr zu freuen über die mißliche Lage, in welcher er sich befunden hatte.

Am nächsten Tage zogen sie weiter, jagten auf ihrem Wege, schlugen des Abends ihr Lager auf, und blieben zwei Nächte da.

Thomas Peart bestrebte sich wenig ihnen zu gefallen, daher sie sich auch wenig um ihn bekümmerten. Dieses und ein Fieberanfall bewog sie, ihn in den Wäldern zurückzulassen. Da er so schwach war, daß er ihnen nicht folgen konnte, mußte er sich auf seinem Wege nach ihrer Spur im Laube richten.

Ihre Lebensmittel waren bald verzehrt und gänzlich ohne Vorrath waren sie genöthigt, da sie kein Wild erlegten, sich an die wilden Kirschen zu halten.

Die Aussicht erschien unserem Gefangenen sehr traurig—gequält durch Hunger und von der Heimath nahe an 200 Meilen entfernt. Doch diese Lage so schrecklich sie auch für ihn war, schien ihre stoische Gleichgültigkeit nicht zu stören. In dieser Noth erlegte einer der Indianer ein Elendthier, was ein lange gehegter Wunsch und eine willkommene Gabe war, doch da es sehr warm war, und man kein Salz hatte, ging es bald in Fäulniß über, und lebte von Würmern, was sie jedoch gar nicht hinderte, es zu verzehren.

Nachdem sie über dreißig Tage aus waren, wendeten sie sich in ihrem Zuge wieder den Wohnplätzen zu, machten nur wenige Abste-

cher und jagten auf dem Wege. Da Thomas unwillig war, und sich sehnte zurückzukehren, nicht erwartend, daß man länger als 20 Tage ausbleiben werde, gab man ihm einige Weisung und etwas Lebensmittel; und so verließ er sie nach einer erfolglosen Jagd von 40 Tagen. Obwohl schwach und kaum im Stande, die Reise fortzusetzen, brach er dennoch des Morgens auf, hielt sich so weit nordwestlich als er konnte, und ging so gut als es seine Kräfte erlaubten, über große Bäche, Sümpfe und rauhe Höhen.—Als die Nacht einbrach, machte er sich Feuer, legte sich auf die Erde und schlief sehr gesund. Des Morgens setzte er seine Reise fort.

Die große Entfernung durch die Wälder zu den Wohnplätzen der Indianer und die Schwierigkeit, sich Wild zu verschaffen, um sein Leben zu fristen, brachte ihn der Verzweiflung nahe. Sein Geist war so niedergedrückt, daß er des Nachts, wenn sein Feuer erlosch, selbst die wilden Thiere gleichgültig um sich her gehen ließ und brüllen hörte, und obschon er bei aller Anstrengung kaum die schwächste Hoffnung hatte, je die Wohnplätze wiederzusehen, kam er doch endlich dort an.

Auf dem Wege aß er eine Landschildkröte, einige Wurzeln und wilde Kirschen. Als er nach Hause kam, freuten sich die Indianer seiner Ankunft und da er allein kam, frug man ihn nach der Ursache seines Alleinkommens, und warum er die Familie verlassen, mit der er ging;—worüber er ihnen vollen Ausschluß gab.

Da es die Zeit der Erndte war, und da sie auch hinlänglich Kürbisse und Squasche hatten, sah man einer kurzen Periode der Gesundheit und wenn gleich einfachen, doch öfteren Festen entgegen.

Etwa zehn Tage später kehrte die Familie zurück. Sie erkundigten sich sogleich, ob Thomas Peart heimkehrte, und da sie hörten, daß er nach Hause gekommen, sagten sie, daß sie das nie geglaubt haben würden.

Die Indianer beschloßen, einen kriegerischen Einfall zu machen, und frugen Thomas ob er mitgehen wolle. Er lehnte es rund ab, und blieb dann mit der Familie zurück. Nicht lange darauf erlaubte man ihm, seinen Bruder Benjamin Peart zu besuchen, der sich damals 15 bis 18 Meilen weit unterhalb dem Genesee Flusse aufhielt.

Benjamin Peart war zu jener Zeit sehr krank. Thomas blieb daher einige Tage bei ihm, und da er wieder besser war, kehrte er in seine alte Wohnung zurück.

Er war ganz genau mit den Sitten, Gewohnheiten und Gemüthsarten der Indianer bekannt, und da er sah, daß man ihn eben so behandelte, wie den alten Indianer, den blos die alten Weiber begünstigten und an dessen Stelle er angenommen wurde, nahm er sich vor, blos die Stelle seines Vorfahren auszufüllen und bemühte sich auch nicht ihnen zu gefallen, da er nur blos für das Haus Holz zu spalten hatte, nichtsdestoweniger hätte er sich leicht hinlänglich mit allem Nothwendigen versehen können, doch er wollte nicht, schlug Manches aus, und ließ es zuweilen den Weibern zur Verrichtung

über, wissend, daß sie ihm desto eher seine Freiheit schenken würden, je weniger fleißig und sorgfältig er sich bezeige.

Joseph Gilbert kam ihn zu besuchen, wie bereits gesagt wurde, benachrichtigte ihn über den Tod ihres Vaters.

Eines Tags im Herbst starb der Häuptling, dessen Bruder Thomas genannt wurde, und er hatte Befehl erhalten, Bretter zu hobeln und einen Sarg für ihn zu machen. Als der Sarg fertig war, beschmierten sie ihn mit rother Farbe. Die Weiber, denen bei den Indianern stets die Sorge der Leichen obliegt, verwahrten den Leichnam einige Tage lang, bereiteten dann ein Grab und begruben ihn, diese feierliche Handlung wurde bei diesem Stamme für unwürdig der Beschäftigung des Mannes gehalten. Es sammelte sich eine Anzahl Weiber bei dieser Gelegenheit, und es war einige Tage hindurch, zu bestimmten Zeiten, großes Wehklagen. Da der Begräbnißplatz sowohl, wie der des Betrauerns, nahe zu der Hütte war, in welcher Thomas Peart wohnte, hatte er Gelegenheit seine Neugierde, durch Oeffnung eines Balkens, befriedigen zu können, ohne Aergerniß zu erregen.

Bald darauf wünschte eine der Weiber, welche sich die Schwester Thomas nannte, er solle sie 50 Meilen weit gegen Niagara zu begleiten. Es gingen auch einige andere von der Familie mit, auf dem Wege erlegten sie einen Hirsch und anderes Wild.

Sie waren auf dieser Reise etwa sechs Tage abwesend, während dem ein tiefer Schnee fiel, welcher ihre Reise beschwerlich machte. Die Weiber wurden voraus nach Hause geschickt, um etwas bis zu deren Heimkunft zu bereiten.

Nachdem sie einige Tage zu Hause faulenzten, begannen sie ihren Wintervorrath von Hickory Nüssen einzusammeln. Aus einigen derselben bereiteten sie Oehl, das sie, nach Geschmack, entweder mit Brod oder mit Fleisch aßen.

Oft veranstalteten sie vor beabsichti ten Jagdparthien ein indianisches Fest, bei welchem gewöhnlich die ganze Gesellschaft sich berauschte. Als sie diesen Winter fortzuziehen beabsichtigten, gaben sie den Abschiedsschmaus.

Als sie fortzogen bekam Thomas Peart mit der Frau der Familie einen Streit, da sie darauf bestand, daß er sich an die Jäger anschließen und Wild genießen solle, damit ihr mehr Welschkorn bleibe. Er schützte die Kälte der Jahreszeit und Mangel an Kleidungsstücken vor, doch es war vergebens;—man jagte ihn fort, und nachdem er die Jäger einholte, schlug er ihnen eine Hütte auf, worin sie einige Wochen verblieben. Sie jagten hier, und aßen das Wildpret ohne Welschkorn, da ihr Vorrath davon knapp war.

Ihres Geschäftes überdrüssig kehrten sie in ihre alte Wohnung zurück, und lebten da nach ihrer faulen Gewohnheit eine geraume Zeit. Dann wanderten sie wieder zu ihrer Hütte, blieben etwa zehn Tage hier und erlegten mehrere Hirsche.

Nach einigen Tagen, nachdem sie von der Jagd zurückkehrten, meldeten sie Thomas, daß sie nach Niagara gehen wollten, was ihm sehr angenehm war. Es gingen ihrer fünfzehn auf diesen Be-

such. Das alte Weib gab Thomas Peart scharfe Weisung zurückzukehren.

Obschon die Aussicht, seine Verwandten zu sehen oder von ihnen zu hören schmeichelnd war, wurde ihm doch die Reise sehr beschwerlich; indem der Schnee ziemlich tief, die Kälte zunahm und mehrere tiefe Bäche zu durchwaden waren, das Wasser an ihren Beinen fror, und Thomas Peart sowohl, wie die Uebrigen nichts am Leibe hatten, denn eine Decke und Hosen.

In fünf Tagen kamen sie nach Fort Schlosser, wo in Folge der Bewirthung die Meisten betrunken wurden.

Nächsten Morgen gingen sie nach Niagara, wo er sich unmittelbar an die brittischen Offiziere seiner Befreiung wegen wendete. Capitain Powel benachrichtigte Obrist Johnson, der seine Befreiung von den Indianern bewerkstelligte. Sie verlangten eine Frist, um über diesen Gegenstand nachzudenken, und da sie den Obrist nicht beleidigen wollten, beschlossen sie endlich seinem Wunsche zu willfahren; bemerkend, daß sie, so schwer es ihnen auch sei, sich von seinem eigenen Fleische zu trennen, ihm zu Gefallen einwilligen, in der Hoffnung, daß er ihnen einige Geschenke machen werde.

Obrist Johnson bestellte ihn dann in sein eigenes Haus, verlangte daß er sich reinige, und schickte ihm Kleider. Hier hatte er hinlänglich gesalzenes Fleisch und alles, was zum Leben nothwendig ist.— Dieses und das Glück der erlangten Freiheit, gab seiner Seele neues Leben, und einige Tage wußte er kaum, wie er sich des unerwarteten Wechsels hinlänglich freuen solle.

Hergestellt ging er zu Obrist Johnson zur Arbeit. Nach einigen Wochen ward ihm das Glück zu Theil, seinen Bruder Benjamin Peart zu sehen, der, obwohl noch nicht befreit, dennoch die Erlaubniß erhielt im Fort zu bleiben, wo er mit seinem Bruder bis Frühling arbeitete, zu welcher Zeit Capitain Powel, Lieutnant Johnson und Thomas Peart nach Buffaloe Creek gingen. Sie fuhren in zwei Booten, welche mit Nahrungsmitteln, mit einer Menge Welschkorn und mit Hacken befrachtet waren, um unter den Indianern vertheilt zu werden.

Auf der Reise hatte Thomas die Freude seine Schwester Rebecca zu sehen und zu sprechen, was die erste Begegnung nach einem Jahre war.

Bei Vertheilung des Korns und der Hacken kamen die Indianer zu einem Feste zusammen, nach welchem sie sich zerstreuten und die Offiziere kehrten nach verrichtetem Geschäfte, nach einer Abwesenheit von 8 bis 10 Tagen nach Niagara zurück.

Thomas Peart verdung sich bei Obrist Johnson bis August, täglich für zwei Schillinge und sechs Pfennige zu arbeiten. Zu dieser Zeit wurden sechs der Gefangenen nach Montreal geschickt. Thomas erhielt ebenfalls die Erlaubniß mitzugehen, allein er zog vor, zu bleiben, um seine Schwester Rebecca Gilbert und seinen Vetter Benjamin Gilbert, jr., zu unterstützen, die noch in Gefangenschaft verblieben, und für die er alles aufbot, um sie zu befreien.

Im Herbst ging er hinauf nach Buffaloe Creek, wo er seine

Schwester und seinen Vetter zum zweiten Male sah, die er versicherte, daß sich der Obrist für ihre Befreiung verwendet. Dieß flößte ihr neue Hoffnung ein.

Im Winter fällte Thomas Peart Holz für die brittischen Offiziere und baute sich eine Hütte etwa zwei Meilen vom Fort, wo er die Nächte zubrachte. Ein betrunkener Indianer kam eines Abends mit seinem Messer in der Hand in böser Absicht in seine Hütte; doch da er durch den Brantwein entkräftet war, nahm ihm Thomas Peart leicht sein Messer weg.

In einer Nacht kam ein Wolf zur Thür seiner Hütte, wie er es am nächsten Morgen aus der Spur im Schnee sehen konnte; einige Nächte später kam er wieder, er schoß nach ihm und konnte nach dem Blute im Schnee vermuthen, daß er ihn tödtlich verwundet habe.

Nächsten Frühling ging Thomas abermals mit den brittischen Offizieren nach Buffaloe Creek, wo er seine Schwester durch die Nachricht, daß General Haldimand den Offizieren Befehl gegeben, ihre Freiheit zu bewirken, neu belebte.

Etwa nach zwei Wochen kehrten sie zurück. Thomas Peart folgte einigen Offizieren, die zu den Indianern zu gehen beabsichtigten.

Nach einer Reise von 15 Tagen kam er abermals nach dem Fort, wo er sich einige Wochen lang aufhielt und mehrere Briefe von seinen Angehörigen aus Montreal erhielt, und zwar durch einige Offiziere, die auf dem Wege nach Cataraguors, am Erie See waren, etwa 80 Meilen von Niagara, und die Rebecca nebst Benjamin Gilbert, jr., und eine Anzahl Indianer sahen, die nach Niagara gingen. Thomas Peart machte sich so schnell als möglich auf den Weg, um ihnen zu begegnen, entzückt durch die Aussicht ihre Freiheit zu erlangen.

Einige Tage nachdem er von dieser Reise zurückgekehrt war, wurden die Gefangenen losgegeben; diese Beiden waren beinahe zwei Jahre bei den Indianern.

Kurz nach deren Befreiung erlangte Thomas Peart für sich und die andern Erlaubniß, nach Montreal zu gehen. Man versah sie mit Pässen und einer Weisung, damit sie auf ihrer Reise mit den nöthigen Lebensmitteln versehen würden.

Am 2ten Juni, 1782, schifften sie sich an Bord des Fahrzeuges Lunner ein, und nach einer siebentägigen Fahrt erreichten sie Fort Lascheen, wo sie über Nacht blieben. Nächsten Morgen kamen sie zu ihren Verwandten. Bald darauf kam ein Brief von dem erwähnten Benjamin Gilbert, von Castleton, in welchem er sie benachrichtigte, daß er sich so weit auf dem Wege nach Montreal befinde, um ihnen behülflich zu sein, daß sie wieder in ihre Heimath kommen könnten, und ersuchte sie, ihm die Erlaubniß zu verschaffen, daß er hinkommen dürfe; Elisabeth begab sich sogleich zu den Offizieren, die mit größter Bereitwilligkeit ihretwegen nach Quebec, an Gen. Haldimand schrieben, der diese Bitte, sowohl als andere Gefälligkeiten, Elisabeth gewährte, die ihrer dankbaren Erinnerung werth sind. So wurde denn die Reise Benjamins nach Montreal bald bewerkstelligt, wo er das Vergnügen hatte, abermals seine Verwandten

und nächsten Angehörigen zu sehen und zu sprechen; was auch diesen, nach einer Abwesenheit von beinahe drei Jahren, große Freude gewährte; während jener Zeit, hatten sie nur selten irgend eine gewisse Nachricht von einander.

Nachdem einige Zeit mit Erkundigungen nach Verwandten und Freunden, und mit Gesprächen über die nie erwarteten und seltsamen Schicksale, welche sie seit ihrer Trennung erlebt hatten, hingebracht wurde, war es nothwendig, sich für ihre Heimreise vorzubereiten, was auch geschah; und in fünf Wochen, seit Benjamins Ankunft, nahmen sie Abschied von ihren Freunden und Bekannten, welche sie sich seit ihrem bisherigen Aufenthalte gemacht hatten. Am 22sten August, 1782, schifften sie sich, von zahlreichen Einwohnern begleitet, auf denen, für sie bereiteten Fahrzeugen ein, und nahmen Abschied.

Am 28sten des folgenden Monats, trafen sie zu Byberry ein, was ihr Geburtsort war, und wo ihre nächsten Verwandten und Freunde wohnten; wo Elisabeth und ihre Kinder einst durch glücklichere Verhältnisse begünstiget, in der Nähe ihrer alten Mutter lebte, zur gegenseitigen Freude und Zufriedenheit; unter welch glücklichen Verhältnissen wir sie nun verlassen.

Die Abentheuer

der

W h e z e l s.*

Ich gedenke einige von einander gesonderte Erzählungen von der Whetzels Familie zu liefern, welche unter den ersten weißen Leuten waren, die sich um Wheeling, in Virginien, niederließen. Dieses war damals der äusserste Punkt unserer westlichen Grenzen; wo geschriebene Gesetze unbekannt, und wo daher die Menschen durch ihre Leidenschaften und sinnliche Triebe sich leiten ließen.

Herr Macpherson sagt, in seinen Bemerkungen über die Gedichte Ossians: "Die edleren Gefühle des Geistes entwickeln sich niemals so frei und ungebunden, als in den Zeiten, welche man Barbarische nennt. Jene unregelmäßige Lebensart, und jenes männliche Streben, von welchen der Barbarismus seinen Namen hernimmt, sind im höchsten Grade jener Geistesstärke günstig, wie sie in gebildeten Zeiten nie gefunden wird. Im fortgeschrittenen Zustand menschlicher Bildung, findet man die Charakterzüge mehr einförmig und verstellt. Die menschlichen Leidenschaften sind zum Theil hinter äusseren Formen und schlauem Benehmen versteckt; und die Kräfte der Seele, ohne die Gelegenheit sich anzustrengen, verlieren ihre Stärke."

Seit unserer Bekanntschaft mit der Geschichte des Menschen bis auf die gegenwärtige Zeit, wurde die Kriegskunst in größerer Hochachtung als irgend ein anderer Stand, gehalten. Wenn alle Schriften zerstört werden sollten, welche mit den Verheerungen des Menschen angefüllt sind, als da sind: Mordthaten; Verfolgungen; häußliche und öffentliche Kriege; so würden wenig Bücher in unseren Bücherschränken zurück bleiben. Die Geschichte des Menschen scheint eine Geschichte der Revolutionen, des Blutvergießens, und der Metzeleien zu sein. Wären nicht Kriege gewesen, wie viele glänzenden Namen würden in Vergessenheit versunken sein? Was anders als Kriege hat die Namen von Josua, David, Cyrus, Alexander, Romulus, Marius, Cäsar, Scipio, Hannibal, Constantin,

---

*) Geschrieben für den Christlichen Advocaten im Westen, von John M'Donald, von Ohio.

Cromwell, Waschington, und zuletzt, Napoleon, nebst vielen andern, so berühmt gemacht?

Es ist ein natürlicher Antrieb des menschlichen Geistes, daß er gerne den Zustand und das Treiben der Menschen in jedem Zeitalter zu wissen wünscht. In keinem Zustand erschein der Mensch anziehender, als in der Ansiedelung eines neuen Landes. Die Philanthropisten, welche sich durch ihre Studien und Arbeiten, sowohl in der Zurückgezogenheit ihrer Stuben, als in Werkstätten, oder durch Urbarmachung der Erde, den Dank der Menschhe t in einem hohen Grade verdient haben, werden allgemein übersehen, als sich anstrengende, auf der Erde hinkriechende Menschen, welche keiner Beachtung werth sind. Wenn die Menschen so nachlässig sind, sich der Namen solcher Philosophen, Chemisten und Künstler, welche die Künste und Wissenschaften zu solcher Vollkommenheit brachten, von denen der Zustand der Menschen, sowohl im öffentlichen als privat Leben, so sehr verbessert wurde, nicht zu erinnern; so hat der Krieger wenigstens keine Ursache zur Beschwerde, da die Menschheit, wie mit allgemeiner Uebereinstimmung, ängstlich besorgt ist, den feurigen, ungestümmen Krieger in der Geschichte oben an zu stellen. Denn, da man nicht annehmen kann, daß die ganze Welt im Irrthum sei, und der Militairstand den Ruf des edelsten Standes hat, so wollen wir es auch sein lassen; denn eine Geringschätzung der Gewohnheit, und einer langbestehenden öffentlichen Meinung, verräth jederzeit einen hartnäckigen, schwachen oder schlecht geregelten Geist. Wahrand nun die frühern Geschichtschreiber die Handlungen solcher Generale, welche die Macht ganzer Reiche auf dem Schlachtfelde befehligten, beschrieben; will ich versuchen, eine wahre Erzählung der herrlichen Thaten einiger der alten Grenzer zu geben, welche häufig allein, ohne Bezahlung oder Aussicht auf Vortheil, sondern bloß um zu fechten, fochten.

Da die Indianer seit undenklichen Zeiten, friedlichen Besitz von diesem Lande hatten, so scheint es wohl ungerecht, sie ihres Besitzthums zu entsetzen. Allein die Weltregierung scheint den Grundsatz festgesetzt zu haben: "daß der Stärkere regieren soll." Das Eroberungsrecht scheint daher ein ursprüngliches, durch göttliche und menschliche Gesetze bestätigtes Recht zu sein.

Unsere Kriege an den Grenzen waren erschrecklich und verheerend, ein Ausrottungs-Krieg. Wenn unsere Leute an den Grenzen auf Kundschaft oder zum Streit auszogen, so gingen sie freiwillig, und versorgten sich selbst. "Kriegszüge begannen und endeten ohne in Zeitungen bemerkt zu werden, weil man damals noch keine Druckerpressen im Lande hatte."

Lasset die Einbildungskraft des Lesers der Spur des Abentheurers in die einsame Wildniß folgen, wie er sich nach der untergehenden Sonne hinwendet—wie er über wellenförmige Hügel, durch schattige Wälder, mit ihren hohen Baumwipfeln, durch rankendes Unkraut und Gras, welches die Erde bedeckt, wadend;—jetzt auf der Höhe des Hügels, wo er den gewundenen Lauf eines Stroms in der Ferne gewahr wird, und die nördliche und südliche Richtung vermittelst

der dicken Moosrinde auf der Nordseite des Baumes erkennt ;—und nun in das Thal hinabsteigt, wo ihm die großen Eschen, Plattannen, (Sycamore,) und Zuckerbäume mit Traubengewinden, geziert, die Nähe eines Wasserstromes anzeigen. Mit Adlersaugen mißt er alle Winkel um sich her. In einer fremden Gegend, umringt mit Gefahren, muß er sich selbst bewachen, und nur von sich selbst hat er Unterstützung zu hoffen. Ist der ermüdende Marsch des Tages vorüber, so sucht er beim Einbruch der Nacht eine Höhle zu seiner Sicherheit ; zur Seite eines daliegenden Baumes zündet er ein Feuer an, und nachdem er seine sparsame Mahlzeit genossen hat, wirft er seine Decke um sich, legt sich auf das Laub, mit den Füßen zum Feuer hingekehrt, und—schläft ein.

Der Whetzel waren vier Brüder. Ihre Namen waren, Martin, Lewis, Jacob und Johann. Ihr Vater war ein Deutscher, und einer der ersten Weißen, die sich nahe bei Wheeling, in Virginien, niederließen. An welchem Standposten oder Fort er sich eigentlich niederließ, erinnere ich mich jetzt nicht, obschon ich die Geschichte oft in meiner Jugend gehört hatte. Obgleich es im heißesten Theil des Indianerkrieges war, war der alte Wetzel doch so unvorsichtig, eine Hütte in einiger Entfernung vom Fort zu errichten, und seine Familie dahin zu nehmen. Wie lange er dort war, ehe sein trauriges Schicksal ihn ereilte, ist nicht angemerkt. Eines Tages, in der Mitte des Sommers (als eben sein ältester Sohn Martin auf der Jagd, und Johann für etwas nach dem Fort geschickt ward,) umringte eine Indianer Parthie das Haus—sprangen hinein, zermetzelten und scalpirten den alten Wetzel, sein Weib und alle seine kleinen Kinder. Lewis und Jacob, die schon muntere, thätige Knaben waren, wurden geschont und zu Gefangenen gemacht. Als die Räuber dem Cäsar um ein kleines Lösegeld seine Freiheit gaben, wußten sie nicht den Werth ihrer Gefangenen. Hätten diese Indianer gewußt, welche Niederlage diese zwei Knaben unter ihren Landsleuten machen würden, anstatt sie als Gefangene mitzunehmen, würden sie ihre Scalps nach ihren Dörfern getragen haben. Wohl uns, daß Gott uns die Zukunft mit einem Schleier umhüllt !

Folgende Nachricht von der Flucht der Wetzels aus ihrer Gefangenschaft, ist entlehnt aus "Doddridges Anmerkungen" :—"Als sie gefangen genommen wurden, war Lewis etwa 13, und Jacobe twa 11 Jahre alt. Ehe Lewis gefangen genommen wurde, erhielt er eine, jedoch unbedeutende Wunde, durch eine Kugel, in seine Brust, welche einen kleinen Theil seines Brustknoches mitnahm. Die zweite Nacht darauf, lagerten die Indianer an der Big Lick, 20 Meilen vom Strom, an der M'Mahons Creek. Die Knaben waren nicht gebunden. Nachdem die Indianer schliefen, wisperte Lewis seinem Bruder in die Ohren, daß er aufstehen müsse, um mit ihm nach Hause zu gehen. Wie sie etwa hundert Yard vom Lager waren, setzten sie sich auf einen Baumstamm. "Nun," sagte Lewis, "wir können nicht baarfuß nach Hause gehen ; ich will zurück gehen, und ein paar Moccassins für jeden von uns holen," was er auch that, und zurückkehrte. Nach einer Weile sagte er : "Jetzt will ich noch einmal

zurück gehen, und eine Büchse für den Vater holen, und dann wollen wir gehen." Auch dieses geschah. Sie waren noch nicht weit auf dem Pfade, den sie gekommen waren, fortgegangen, als sie schon hörten, daß ihnen die Indianer nachsetzten. Es war eine mondhelle Nacht. Als die Indianer ihnen ziemlich nahe waren, traten sie zur Seite in das Gebüsch, und ließen jene vorbeigehen, worauf sie ihnen nachgingen. Bei der Zurückkunft der Indianer, thaten sie wie früher. Alsdann wurden sie von zwei Indianern auf Pferden verfolgt, vor welchen sie sich auf dieselbe Art verbargen. Den folgenden Tag kamen sie glücklich nach Wheeling, indem sie auf einem selbstverfertigten Floß über den Strom setzten. Um diese Zeit war Lewis durch seine erhaltene Wunde beinahe erschöpft.

Nach ihrer Zurückkunft aus der Gefangenschaft, als diese Knaben zu Männern herangewachsen, (die Knaben an den Grenzen halten sich für Männer sobald sie mit einem Gewehr umgehen können,) schwuren sie einen feierlichen Eid, daß sie nimmermehr Friede mit den Indianern machen wollten, so lange sie Augen zu sehen, oder Kräfte das Tomahawk zu schwingen hätten; und sie blieben ihrem Gelübde treu—treu, wie der berühmte Held von Carthago. "Diese Krieger sahen die Pflicht, sich zu rächen, als das theuerste und heiligste Vermächtniß an. Das Blut ihrer zerstümmelten und ermordeten Eltern, und kleinen Brüdern und Schwestern, war ihnen stets im Geiste gegenwärtig, und stärkte ihre Glieder und reitzte ihren Geist zur höchsten Stufe der Entschlossenheit, ihre Hände im Blut ihrer Feinde zu färben.

"Nachstehende Geschichte zeigt, wie viel auf die Gewandtheit, Tapferkeit und Thätigkeit eines einzelnen Menschen, während dem Kriege mit den Indianern an den westlichen Grenzen ankam. Die Erziehung Lewis Whetzels, gleich seinen Zeitgenossen, war die eines Jägers und Kriegers. Als Knabe war es seine Gewohnheit, im Sprung seine Büchse zu laden und abzufeuern. Dies war das Mittel, wodurch er nachher so Verderben bringend für die Indianer wurde.

"Nach Crawfords Niederlage, 1782, ging Lewis Whetzel mit Thomas Mills (welcher mit im Krieg war,) ein Pferd zu holen, das er nahe an dem Ort, wo nun St. Clairsville erbaut ist, gelassen hatte. An der Indian Spring, zwei Meilen oberhalb St. Clairsville, an der Straße nach Wheeling, begegneten ihnen etwa vierzig Indianer, welche die in dem Feldzug Versprengten aufsuchten. Die Indianer und die Weißen wurden einander um dieselbe Zeit gewahr. Lewis feuerte zuerst, und tödtete einen Indianer. Durch das Schießen der Indianer wurde Herrn Mills verwundet, und bald eingeholt und getödtet. Vier der Indianer traten jetzt heraus, warfen ihre Gewehre nieder, und verfolgten den Lewis Wetzel. Dieser lud seine Büchse im Laufen. Nachdem er eine halbe Meile gelaufen war, und eben einer der Indianer auf 8 bis 10 Schritte ihm nahe war, kehrte er sich schnell um, schoß ihn nieder, und im Fortlaufen lud er wieder. Als er drei viertel weiter war, kam ein zweiter Indianer ihm so nahe, daß, als er sich umkehrte zu feuern, der Indianer den

Lauf der Büchse ergriff, worauf er und der Indianer in einen heftigen Kampf um die Büchse geriethen ;—es gelang ihm jedoch, den Lauf auf die Brust des Indianers zu bringen, und ihn auf der Stelle zu tödten. Zu dieser Zeit waren die Indianer, sowohl als er selbst sehr ermüdet, die zwei übrigen Indianer setzten die Verfolgung fort. Whetzel lud seine Büchse wie vorhin, und blieb oftmals stehen während der letzten Jagd. Sobald er aber stehen blieb, versteckten sie sich hinter Bäume. Eine Meile weiter, als die Indianer eben durch ein offenes Grundstück gehen mußten, machte sich Whetzel diese Gelegenheit zu Nutzen. Er machte plötzlich Halt um den ersten niederzuschießen, welcher sich hinter einen jungen Baum stellte, der aber zu dünn war, um ihn zu verbergen. Wetzel feuerte, und brach ihm die Schenkel. Die Wunde erwies sich in der Folge als tödtlich. Der letzte der Indianer that nur einen geringen Schrei, und versetzte: "Das Mann nit zu fangen—Büchs ewig gelade is"—und ging nicht mehr weiter nach, ohne Zweifel froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Dies war ein furchtbares und gut geführtes Gefecht. Man sagt, daß Lewis Whetzel während den Indianer-Kriegen in der Gegend von Wheeling 27 Indianer getödtet habe, nebst vielen andern längs den Grenz-Ansiedelungen von Kentucky.

Martin Whetzel.

Im Jahr 1780 wurde ein Kriegszug, um die Indianerdörfer am Coschocton (einem Zweig der Muskingum,) zu zerstören, vorgenommen. Der Sammelplatz der Truppen war Wheeling. Der Zug wurde von Col. Broadhead befehligt, der in jenen Tagen ein berühmter Soldat war. In diesem Krieg war Martin Whetzel ein Freiwilliger. Die Offiziere in der Armee an den Grenzen, waren nur solche dem Namen nach, denn ein jeder Soldat that was ihm gut dünkte. Diese kleine aus vier hundert Mann bestehende Armee ging schnell vorwärts um die Indianerdörfer zu überraschen. Sie ging geheim und rasch vorwärts, bis sie eins der Dörfer, ehe es der Feind wußte, umringt hatten. "Alle Männer, Weiber und Kinder wurden zu Gefangenen gemacht, ohne daß eine Büchse abgeschossen wurde."

Unter den Gefangenen waren 16 Krieger. Kurz beim Einbruch der Nacht, wurde ein Kriegsrath gehalten, um das Schicksal der gefangenen Krieger zu bestimmen. Sie wurden zum Tode verurtheilt, und auf Befehl des Befehlshabers gebunden, eine kleine Strecke unterhalb dem Dorfe genommen, wo sie mit Tomahawks und Spießen getödtet, und dann scalpirt wurden. In dieser Mordschlacht zeigte Martin Whetzel seine boshafte Freude, und hieb sein Tomahawk in die Schädel der wehrlosen Indianer.

Früh am andern Morgen, zeigte sich ein Indianer jenseits des Stromes, und frug nach dem "großen Capitain." Col. Broadhead





kam, und frug ihn, was er wolle? "Ich will Friede," war seine Antwort. Broadhead erwiederte: "schickt von euren Chefs herüber."—"Mag sein ihr macht todt," versetzte der Indianer; worauf Broadhead ihn versicherte, daß sie nicht getödtet werden sollten. Einer der Chefs, ein ansehnlicher Mann, kam nun herüber, und ließ sich in ein Gespräch mit dem Befehlshaber auf der Straße ein; aber während diesem Gespräch kam Martin Whetzel mit einem Tomahawk, den er in seiner Brust verbergen hatte, von hinten herbei, und schlug ihn auf den hinteren Theil des Kopfes. Der arme Wilde fiel, und war sogleich todt. Der Befehlshaber hatte es nicht in seiner Gewalt, wenn er es auch gewollt hätte, diese feige und unbesonnene Rache zu bestrafen, indem vielleicht zwei Drittheile der Armee diese Nachsucht billigten.

Den nächsten Tag fing die Armee an, sich von Coschecton zurückzuziehen—Col. Broadhead übergab die Gefangenen der Miliz—es waren ihrer etwa 20 an Zahl. Als sie etwa eine halbe Meile gegangen waren, fingen die Männer an jene zu tödten. Bei dieser Gelegenheit war das Tomahawk Martin Whetzels mit dem Blut und Gehirn der wehrlosen Indianer gefärbt. So heftig war seine Nachbegierde für die Ermordung seiner Eltern und unmündigen Brüder und Schwestern, daß kein Ort und keine Umstände heilig genug waren, um ihn vom Mord abzuhalten, wann sie in seine Gewalt kamen. In kurzer Zeit waren sie alle getödtet, bis auf einige Weiber und Kinder, welche geschont, und nach Fort Pitt genommen wurden, wo sie für eine ähnliche Anzahl ihrer Gefangenen gelößt wurden.

Einige Jahre später, wurde Martin Whetzel von den Indianern überrascht, und für eine geraume Zeit zum Gefangenen gemacht; bis er endlich durch sein heiteres Benehmen, und seine scheinbare Zufriedenheit mit ihrer Lebensart, ihr Zutrauen erwarb, und als ein Glied in eine ihrer Familien aufgenommen wurde. In wie fern seine Schlauheit die armen Wilden übervortheilte, wird sich im Verfolg zeigen. Er war frei; er jagte um das Dorf herum; kam zurück; tanzte und schmaußte mit den jungen Indianern, und schien mit seiner fremden Lebensart vollkommen zufrieden zu sein. Und doch während der ganzen Zeit, trotz seiner freundlichen Miene, war sein Herz mit seiner Flucht beschäftigt, welche er, durch irgend ein tragisches Schauspiel, an seinen vertrauenden Feinden denkwürdig machen wollte. Im Herbst gingen Martin und drei Indianer auf die Jagd. Sie schlugen an dem oberen Gewässern des Sandusky Flusses ihr Lager auf. Als die Jagd anfing, war er sehr besorgt des Abends zuerst zum Lager zurückzukehren, um Holz für die Nacht zu bereiten, und andere kleine Dienste zu besorgen, um es den Uebrigen bequemer zu machen. Auf diese Weise beseitigte er allen Verdacht, der etwa noch gegen ihn rege gewesen sein mochte. Eines Abends, während der Jagd, in ziemlicher Entfernung vom Lager, begegnete er einem seiner Lagergefährten. Der Indianer, der auch nicht im mindesten daran dachte, daß Whetzels Herz voller Rache sei, war gar nicht erschrocken, als jener sich ihm näherte. Martin wartete auf

eine Gelegenheit, und als der Indianer seine Aufmerksamkeit auf sonst etwas gerichtet hatte, schoß er ihn nieder, scalpirte ihn, warf alsdann den Leichnam in ein tiefes Loch, welches durch einen umgefallenen Baum verursacht wurde, und bedeckte denselben mit Holz und Laub, um die That zu verbergen. Nun eilte er zum Lager, um wie gewöhnlich, Holz für die Nacht zu bereiten. Als es Nacht war, fehlte ein Indianer, und Martin drückte Besorgniß für seinen abwesenden Kameraden aus; allein die Indianer hatten keine Unruhe wegen seinem Ausbleiben.—Sie sagten, er werde wohl einen weiten Umkreis auf der Jagd, um einen Jagdgrund zu suchen, genommen haben, oder er möchte vielleicht einem verwundeten Wildpret nachgegangen sein, bis es zu spät sei zum Lager zurückzukehren. So wurde dieser Gegenstand für die Nacht beschlossen; sie assen ihre Mahlzeit, und legten sich schlafen. Martins Gemüth war so mit Gedanken an seine Heimath, und wie er Rache an seinen Feinden ausüben solle, angefüllt, daß er nicht schlafen konnte. Er war jetzt schon zu weit gegangen, um zurückzuziehen; und was jetzt zu thun war, mußte b a l d gethan werden. Entschlossen, jetzt seine Flucht zu bewerkstelligen, hatte er bloß noch zu entscheiden, ob er die zwei schlafenden Indianer jetzt angreifen, oder ob er eine Gelegenheit einen j e d e n a l l e i n zu tödten, benutzen sollte. Der letztere Plan schien ihm der sicherste zu sein. Den nächsten Morgen bereitete er sich vor seinen Vorsatz auszuüben. Als die zwei Indianer am folgenden Morgen auf die Jagd gingen, beschloß er dem einen (wie ein ächter Jagdhund) auf seiner Spur langsam nachzugehen, bis er eine gute Gelegenheit habe, den Einen, ohne Wissen des Andern, abzufertigen. Er folgte ihm sorgfältig nach bis gegen Abend; alsdann ging er frei auf ihn zu—sprach mit ihm über den Erfolg der Jagd während des Tages, und indem der Indianer an keine Gefahr dachte, und nach einer anderen Richtung hinsah, ergriff Martin die Gelegenheit, und mit einem rachsüchtigen Schwung seines Tomahawks legte er ihn leblos zu seinen Füßen. Alsdann scalpirte er ihn, und warf ihn in eine Höhle, und bedeckte ihn mit Laub und Gebüsch. Nun kehrte er zum Lager zurück, fest entschlossen den dritten Indianer ebenfalls aus dem Wege zu schaffen, und erwartete gelassen dessen Ankunft. Gegen Sonnuntergang sah er ihn kommen, sein geschossenes Wildpret auf dem Rücken hängen. Mit dem Vorgeben ihm behülflich zu sein, ging Martin ihm entgegen, und als der Indianer sich bückte, um sich seiner Bürde zu entledigen, brachte Martin ihm einen Schlag mit dem Tomahawk bei, der ihn in die Ewigkeit versetzte. Indem er nun in keiner Gefahr war verfolgt zu werden, so packte er gemächlich so viel er gut tragen konnte, zusammen, und richtete seinen Marsch nach den Ansiedelungen der Weißen, wo er mit seinen drei Indianer Scalps, nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahr, wohlbehalten ankam.

Die Bewohner der Grenzen konnten in jener Zeit kein Ende des Indianer Krieges hoffen, bis daß eine oder die andere Parthie ausgerottet sein würde. Das Verfahren Martin Whetzels bei dieser, und jeder anderen ähnlichen Gelegenheit, zog ihm den ungetheilten

Beifall aller seiner Landsleute zu. Derjenige, der durch kriegerische Tapferkeit eine siegreiche Eroberung zuwege brachte, (besonders wenn dazu viel Entschlossenheit erfordert wurde) erhielt nicht nur den Beifall der Männer, sondern er erhielt auch—was für den von einer Indianerschlacht zurückgekehrten Soldaten am angenehmsten war—den gewissen Beifall und das holde Lächeln des schöneren Geschlechts. Der Arm des Soldaten wurde als die Leibwache des Landes angesehen, und das waren die Whetzels im höchsten Grade.

Johann Whetzel.

In den Jahren 1791 und '92 machten die Indianer öfters Angriffe auf die Ansiedelungen längs dem Ohio Strom hin, zwischen Wheeling und dem Mingo Bottom. Ganze Familien tödteten sie oftmals, oder machten sie zu Gefangenen, und manchmal stahlen sie alle zu einem Fort gehörigen Pferden. Ihnen zu begegnen, versammelten sich sieben Männer an dem sogenannten "Beech Bottom," am Ohio, etliche Meilen unterhalb dem jetzt befindlichen Städtchen Wellsburg. Die Namen dieser Männer waren, Johann Whetzel, Wilhelm M'Cullough, Johann Hough, Thomas Biggs, Joseph Hedges, Kinzie Dickerson, und ein gewisser Linn. Ihre erklärte Absicht war, Pferde bei den Indianerdörfern zu stehlen—ein Geschäft, welches damals als rechtmäßig und ehrenvoll angesehen wurde, weil wir im Krieg mit den Indianern begriffen, und weil sie nur in ihrer eigenen Münze zurückbezahlt wurden.

Diese sieben Männer waren alle zum Indianerkrieg geübt, und von Jugend auf gewohnt in Waldungen zu wohnen. Vielleicht konnten die westlichen Grenzen zu keiner Zeit 7 Männer vorzeigen, deren Geistes- und Leibeskräfte besser im Stande waren Thaten zu verrichten, wo Muth und Entschlossenheit am höchsten Grade erforderlich sind. Sie gingen über den Ohio, und mit vorsichtigen Schritten und Adlersaugen verfolgten sie ihren Weg durch die düstere, freudenleere und beinahe undurchdringliche Waldung im Indianerlande, bis sie an ein Dorf kamen, nahe an dem Zusammenfluß der Sandusky und Suskingum Flüsse. Hier machten sie einen erfolgreichen Zug, und kehrten mit 15 Pferden zurück. Ihre Reise ging rasch vorwärts—sie hielten nur so lang inne, um ihre Pferde grasen zu lassen, und sich selbst zu erholen. Am Abend des zweiten Tages kamen sie an die Wells Creek, nicht weit von wo jetzt Cambridge steht. Hier wurde Herr Linn sehr krank, und entweder mußten sie Halt machen, oder ihn, in der Einöde dahin sterben lassen. Unsere Grenzer, obschon sie eine rauhe Aussenseite hatten, hatten sie dennoch zu viel von meines Onkels Tobys "Mitgefühl für die leidende Menschheit," um einen armen Cameraden im Elend zu verlassen. Sie lagerten sich, und stellten eine Wache auf den hergekommenen Pfad, die aber bis in die späte Nacht nichts bemerkte, und als sie zum Lager zurückkehrten, hatte Herr Linn noch immer die furchtbarsten

Schmerzen. Man theilte ihm alle Mittel, die zu Gebote standen, mit, ohne jedoch etwas zu seiner Besserung beizutragen. Spät in der Nacht, legten sie sich alle, bis auf einen, der Wache stand, auf ihr Lager nieder. Ihr Lager war auf dem Ufer eines kleinen Gewässers. Gerade vor Tagesanbruch nahm der Wächter einen Eimer, um damit Wasser aus dem Bach zu schöpfen, und als er es zum Feuer brachte, bemerkte er, daß es trübe war. Dieses erregte den Verdacht in ihm, daß der Feind sich ihnen vielleicht im Wasser nähere, um auf diese Weise keinen Laut durch Fußtritte von sich zu geben. Er weckte seine Kameraden auf, und theilte ihnen seine Besorgniß mit. Sie standen auf; untersuchen den Strom eine kurze Strecke und lauschten eine geraume Zeit—allein sie sahen und hörten nichts, und beschlossen daher, daß das Wasser wohl durch Waschbären (Raccoons) oder andere Thiere müsse trübe gemacht worden sein. Hierauf legten sie sich wieder alle schlafen, die Wache ausgenommen, der sich aussen vor dem Feuer postirte. Glücklicherweise war das Feuer niedergebrannt, und nur einige Kohlen gaben einen schwachen Schein, wodurch er zur Noth sehen konnte, wo sie sich gelagert hatten. Der Feind war wirklich in aller Stille den Strom herabgekommen, wie die Wache vermuthet hatte, bis auf 10 bis 12 Fuß von dem Lager, und schossen einige Mal über das Ufer. Der kranke Linn, der dem Ufer zunächst lag, erhielt beinahe alle Kugeln die geschossen wurden. Mit furchtbarem Geschrei sprangen nun die Indianer mit geladenen Büchsen und Tomahawks auf das Ufer, und auf unsere Männer zu, welche baarfuß und ohne Waffen sich flüchteten. Herr Linn, Thomas Biggs und Joseph Hedges wurden in und bei dem Lager getödtet.—M'Cullough war nur eine kurze Strecke gekommen, als der Feind auch auf ihn schoß. In dem Augenblick als geschossen wurde, sprang er in ein Wasserloch und fiel; da die Indianer glaubten er sei todt, liefen sie an ihm vorbei, und den übrigen nach. Er kam aber bald heraus, und entkam glücklich. Er traf mit Johann Hough zusammen, und kam nach Wheeling. Johann Whetzel und Kinzey Dickerson begegneten sich auf ihrer Flucht, und kamen mit einander zurück. Die, welche sich retteten, waren ohne Waffen, ohne Kleider oder Speisevorrath. Ihre Leiden waren groß; allein da dieses öfters des Kriegers Lohn ist, litten sie es mit gefühlloser Gleichgültigkeit. Ob die Indianer dieser Parthie von ihren Dörfern nachgefolgt, oder ob es Krieger waren, die bloß von ungefähr mit unseren Leuten zusammen trafen, hat man nie erfahren. Von dem Dorf wo die Pferde gestohlen wurden, bis an den Ort wo sie überfallen wurden, waren sie zwei Nächte und beinahe zwei Tage ohne zu halten, gereiset, einige Minuten ausgenommen, um die Pferde grasen zu lassen. Von diesem Umstand, nämlich dem schnellen Marsch unserer Leute, glaubte man, daß es wohl unmöglich sei, daß sie eingeholt hätten werden können; sondern daß das Schicksal es so gewollt, daß diese Indianer sie hatten züchtigen sollen. Sobald diese Streifer in Wheeling angekommen waren, sammelte Colonel Johann M'Cullough eine Anzahl Männer, und ging nach Wells Creek, um die Unglücklichen die in und um das Lager gefallen

waren, zu beerdigen. Die Indianer hatten die Leichname auf eine schreckliche Weise zugerichtet. So endete dieses Trauerspiel des Pferdestehlens.

Aus den vier damals überlebenden Männern, lebt jetzt keiner mehr, der seine Leidensgeschichte erzählen könnte. Sie fuhren fort zu jagen und zu streiten, so lange der Krieg dauerte. Johann Whetzel und Dickerson starben nicht weit von Wheeling. Johann Hough starb vor einigen Jahren nahe bei Columbia, Hamilton Caunty, Ohio. Der tapfere Capitain Wilhelm M'Cullough fiel 1812, im Gefecht zu Braunstown, auf dem Zug mit General Hull.

Johann Whetzel und Veach Dickerson.

Johann Whetzel und Veach Dickerson beschlossen mit einander zu gehen, die Indianer auszukundschaften. Sie gingen über den Ohio an dem Mingo Bottom, drei Meilen unterhalb wo jetzt Steubenville steht. Sie gingen mit dem festen Vorsatz, einen Indianer als Gefangenen mitzubringen. Sie kleideten und färbten sich auf ächt indianische Art, und konnten etwas indianisch sprechen. Was sie eigentlich bewog dieses gefährliche Unternehmen zu beginnen, ist jetzt nicht mehr bekannt. Vielleicht war es die Neuheit und die damit verbundene Gefahr. Auch wurden sie von der Regierung weder angestellt noch bezahlt. Ein jeder focht auf seine eigene Faust—versah sich mit seinen eigenen Waffen, und trug sein eigenes Gepäck. Es mag daher, gewissermaßen, dieses ein ächter "Volkskrieg" genannt werden, denn ein jeder focht so oft und so lang als es ihm gefiel, entweder allein, oder mit solcher Gesellschaft, welcher er vertrauen wollte. Indem die Weißen an den Grenzen selten Gefangene mitbrachten, so beschlossen Whetzel und Dickerson diese Gewohnheit zu verändern, und einen Indianer, als Liebling mitzubringen. Was für eine Grille sie auch immer bewogen haben möge, sie gingen mit dem erklärten Vorsatz, einen Gefangenen mitzubringen, oder ihre eigenen Scalps in dem Versuch zurückzulassen. Sie schlichen geräuschlos durch das Indianerland mit geschärften Ohren und Augen, bis sie nahe an den oberen Gewässern des Sandusky Flusses, nahe einem Indianerdorf, kamen. Sie verbargen sich nahe an einem kleinen Stück Land, welches stark betreten zu werden schien. Während dem ersten Tag ihres Hinterhalts, sahen sie etliche kleine Indianer Parthien an ihnen vorbei gehen. Weil sie nicht wünschten den Feind zu beunruhigen, ließen sie dieselben vorbei gehen. Am Abend des andern Tages, sahen sie zwei Indianer in der besten Laune daher schlendern. Sogleich stellten sich unsere Weißen in den Weg, und mit einer vertrauten Miene, als ob sie alte Freunde begrüßen wollten, gingen sie vorwärts bis sie beinahe den Feind erreicht hatten. Nun zog Whetzel sein Tomahawk, und mit einem Streich schlug er den Indianer zu Boden; im nämlichen Augenblick griff Dickerson den Andern in seine Arme, und warf ihn zu Boden. Unter dieser

Zeit hatte Whetzel seinen Gegner getödtet, und half jetzt den Gefangenen binden. Als dies geschehen war, nahmen sie den Scalp von dem todten Indianer, und gingen mit ihrem Gefangenen nach Hause zurück. Sie reisten die ganze Nacht auf dem Kriegspfad, welcher nach Wheeling führte. Des Morgens gingen sie vom Pfade ab, machten öfters Krümmungen, und nahmen den härtesten Boden, wo ihre Fußtritte am wenigsten gesehen werden konnten, falls man ihnen nachspüren sollte. Sie eilten ihres Weges vorwärts, bis sie den Muskingum zum Theil hindurch waren; jetzt zeigte der Gefangene sich widerspenstig—endlich warf er sich auf den Boden, und wollte nicht mehr aufstehen. Er senkte sein Haupt, und sagte, sie möchten ihn tödten sobald sie wollten, denn er sei entschlossen, nicht mehr weiter zu gehen. Sie versuchten alle erdenkliche Mittel, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber vergeblich. Er sagte, er wolle lieber in seinen vaterländischen Waldungen sterben, als sein Leben etwas länger zu erhalten, um endlich am Feuer gemartert, oder sein Leib zermetzelt zu werden, wenn sie einmal an ihre Dörfer kämen. Sie versicherten ihn, daß sein Leben geschont, und daß er gut behandelt werden, und ihm nichts mangeln solle. Aber nichts konnte ihn bewegen aufzustehen. Die Vorstellung, daß er zum Vergnügen oder aus Rache sterben solle, in der Gegenwart vieler Zuschauer, welche mit Entzücken seine Marter und Tod ansehen würden, hatte so seinen Geist ergriffen, daß er sich entschloß, jede Möglichkeit, sich auf seine Kosten zu erfreuen, zu vereiteln. Weil nun gute Worte nichts helfen wollten, und sie ihn doch auch nicht zu tödten wünschten, so beschlossen sie den Versuch zu machen, ob nicht vielleicht eine gute Hickory Ruthe seinen hartnäckigen Geist beugen könne. Allein er trug die Schläge wie ein Faßbinderpferd. Welche Stärke des Entschlusses—welchen Muth zeigte nicht dieser Wilde. Als sie fanden, daß alle ihre Mühe vergeblich sei, beschlossen sie ihn zu tödten, welches auch geschah, worauf sie ihn scalpirten, und seinen Leib den Wilden Thieren des Waldes, und den Vögeln übergaben. Unsere Helden kehrten alsdann zurück mit ihren zwei Scalps; waren jedoch verdrießlich weil ihre Hoffnung, einen Gefangenen mitzubringen, ihnen mißlungen war.

Jacob Whetzel und Simon Kenton.

Ich kann nur noch eine geringe Nachricht von der Geschichte Jacob Whetzels geben, obschon ich während dem alten Indianerkrieg viel von seinen Abentheuern hörte. Allein meine Erinnerung derselben ist so undeutlich und verworren, daß ich nicht wünsche, mehr als ein einziges Gefecht, in welchem er mit begriffen war, anzuführen. In diesem Gefecht hatte er einen Cameraden, welcher in kühner Verwegenheit mit ihm gleich war, und in jener vorsichtigen Klugheit, die so nöthig ist, um den vollkommenen Krieger zu machen, ihn sogar übertraf. Die starrsinnige Wuth mit der manche unserer alten-

Grenzer sich in Gefahr begaben, war die Ursache vieler traurigen Ereignisse. Manchmal war ihr unbesonnenes Unternehmen dermaßen glücklich, daß es mit Recht, und zwar im höchsten Grade, zu den erhabensten kriegerischen Thaten gezählt werden konnte. Wenn irgend ein Beruf als auszeichnend auf Seiten des Volks angesehen wird, so giebt es doch immer ehrsüchtige Menschen, die sich mit Eifer darum bewerben. Sei es nun eine Verbesserung in der Regierung oder in den Sitten; sei es wegen hohen Abgaben oder in Banken, oder sei es um die mehrsten Scalps des Feindes zu erhalten.—Menschen von lebhaftem, eifrigem Temperament, werfen sich, um Auszeichnung zu erlangen, in den Streit; sie wagen es mit dem Kühnsten, oder sterben in dem Unternehmen.

Jedoch zum Gegenstand zurückzukommen: Folgende Erzählung erhielt ich von General Kenton:—Kenton und Whetzel hatten Anstalten getroffen, um eine Herbstjagd vorzunehmen, und zu dem Ende gingen sie in die Berggegend, nahe an der Mündung des Kentucky Flusses. Als sie daselbst angekommen waren, fanden sich Spuren, woraus sie schlossen, daß die Indianer den Boden vor ihnen eingenommen hätten. Einem Whetzel und Kenton war es aber unmöglich, sich zurückzuziehen, bevor sie die Anzahl und Beschaffenheit des Feindes ausgespäht hatten. Sie beschloßen, das Indianerlager aufzusuchen, welches, wie sie glaubten, nicht weit entfernt sein könne, da sie Abends spät und frühe am andern Morgen Büchsenschüsse in jener Richtung gehört hatten. Unsere Helden bewegten sich vorsichtig umher, um nicht entdeckt zu werden. Am Abend des zweiten Tages nach ihrer Ankunft auf dem Platze, fanden sie das Lager des Feindes. Sie verbargen sich, in der Absicht des Abends hinzugehen, um die Anzahl und Beschaffenheit des Feindes auszufinden, und sich alsdann nach Befinden vorzubereiten. Sie fanden fünf Indianer im Lager. Da sie auf sich selbst und ihr gewöhnlich gutes Glück vertrauten, beschloßen sie dieselben dreist anzugreifen. Gegen alle übliche Kriegsregel, beschloßen sie, den Angriff zu verschieben bis es Tag sei. Im Krieg ist gewöhnlich Regel, ein Gefecht in der Nacht zu verhüten, es sei denn, daß eine geringere Zahl eine größere anzufallen gedenkt. In letzterem Falle wählt man die Nacht, weil man im Dunkeln die Zahl der Angreifenden nicht wissen kann, wo alsdann eine geringere Macht die größere in Schrecken und Aufruhr versetzen und sie zu überwältigen Gelegenheit hat. Unsere Helden wählten Tageslicht und ein offenes Feld. Es war ein großer umgefallener Baum nahe beim Lager, welcher als Brustwehr, so wie auch zur Bedeckung diente, bis das Gefecht anfing. Sie begaben sich hinter diesen Baum, und lagen daselbst, bis es heller Tag war, und sie einen guten Anschlag nehmen konnten. Jacob Whetzel hatte eine doppelläufige Büchse. Ihre Büchsen waren gespannt—sie legten an und gaben das wohlbekannte Zeichen—feuerten, und zwei Indianer stürzten nieder. Augenblicklich feuerte Whetzel seine zweite Ladung, und der dritte Indianer fiel! Jetzt war die Zahl gleich, und sie sprangen über den Baum, schrieen und jauchzten furchtbar, um den hinterbliebenen Feinden Schrecken einzujagen,

und waren unter ihnen, ehe sie sich noch aus der Angst erholt hatten. Die zwei Indianer machten sich ohne Waffen in verschiedenen Richtungen aus dem Staube. Kenton folgte dem einen nach, holte ihn bald ein, erschlug ihn mit dem Tomahawk und scalpirte ihn, und kehrte alsdann mit demselben zum Lager zurück. Kurz nachher kehrte Whetzel mit dem Scalp des fünften Indianers zurück.—Dieses war ein Gemetzel im Großen, was nur von Menschen wie Kenton und Whetzel unternommen werden konnte.

Lewis Whetzel.

Das erste Mal, daß ich mich erinnere diesen berühmten Krieger gesehen zu haben, war, als er sich an eine Parthie Kundschafter im Jahre 1787 oder '88 anschloß. Mein Vater wohnte damals in Virginien, am Ohio Strom, an dem sogenannten Mingo Bottom, 3 Meilen unterhalb Steubenville. Eine Indianerparthie war über den Strom gekommen, nicht weit von unserer Wohnung, hatte eine Familie ermordet, und unbeschädigt sich zurückgezogen. Indem die Indianer seit 2 Jahren nicht über den Ohio in jener Gegend gekommen waren, fingen die Einwohner an zu hoffen, daß sie in ihren Hütten ungestört bleiben könnten. Jene unerwartete Mordthat setzte daher die zerstreuten Einwohner in den äussersten Schrecken und man beschloß Rache zu nehmen. Um die jungen Männer zur Thätigkeit anzuspornen, wurde eine Summe Geldes von den Wohlhabenderen zusammengelegt (etwa $100) in der Absicht demjenigen eine schöne Belohnung zu geben, der den ersten Indianerscalp zurückbringen würde. Major M'Mahan, welcher öfters die biedern Grenzer befehligte, brachte bald eine Gesellschaft von 20 Mann zusammen, unter welchen sich Lewis Whetzel befand. Sie gingen über den Ohio, und folgten der Indianerspur nach bis sie an den Muskingum Strom kamen. Daselbst entdeckte man, daß eine viel stärkere Indianermacht, als die der Weißen war, sich am Ufer befände. Da die Indianer die Weißen noch nicht bemerkt hatten, zog sich M'Mahan auf die Anhöhe eines Hügels zurück, um eine Unterredung miteinander zu halten, was wohl zu thun sei? Sie beschlossen, "es sei besser, zu scheiden als zu leiden," und daß sie sich schleunig zurückziehen wollten. Während dieser Unterredung, ob man die Indianer angreifen wolle oder nicht, saß Lewis Whetzel auf einem Baumstamm, mit seiner Büchse auf seinem Schoos und dem Tomahawk in seiner Hand. Er nahm keinen Antheil an ihren Berathungen. Sobald als es beschlossen war, sich zurückzuziehen, wurde der Beschluß auch in Ausführung gebracht. Man zog ab, und ließ Lewis Whetzel auf dem Baumstamme sitzen. Der Major rief ihn zu sich, und frug ihn, ob er mitgehen wolle? Seine Antwort war "Nein; er wäre gekommen, um Indianer zu suchen; man habe sie auch gefunden, und er wolle jetzt nicht wie ein Narr, mit dem Finger im Munde wieder zurückgehen; er wolle einen In-

dianerscalp, oder seinen Eigenen verlieren, ehe er zurückkehre.“ Alle Einwendungen halfen nichts. Sein Eigenwille war dergestalt, daß er sich nie durch andere wollte rathen oder leiten lassen, und sie mußten ihn im einsamen Wald und unter bittern und schlauen Feinden zurücklassen. Obschon dieser Mensch wie ein Rasender sich in Gefahr zu stürzen schien, so war er dennoch dabei so schlau wie ein Fuchs, als grimmig wie ein Löwe.

Sobald als seine Freunde ihn verlassen hatten, raffte er seine Decke und seine Büchse auf und schwenkte sich — sonstwo hin, wo vielleicht das Glück ihm einen einzelnen Indianer in den Weg führen möchte. Er ging nicht den großen Strömen nach, wo sich gewöhnlich große Partbien der Indianer aufhielten. — Mit leisem Tritt und mit dem scharfen Auge des Adlers ging er durch den Wald hin bis an den Abend des andern Tages, wo er einen Rauch über dem Gebüsch emporsteigen sahe. Er kroch leise zum Feuer hin, und fand zwei Decken und einen kleinen kupfernen Kessel im Lager. Er vermuthete sogleich, daß blos 2 Indianer zum Lager gehören müßten, und beschloß sie beide zu tödten. Er verkroch sich in das dicke Gebüsch, doch so, daß er den Feind deutlich bemerken konnte. Gegen Sonnen Untergang kam einer der Indianer, schürte das Feuer, und fing an das Essen zuzubereiten. Ihm folgte bald der Andere. Sie aßen ihre Mahlzeit; darauf fingen sie an zu singen, und belustigten sich durch komische Erzählungen, worüber sie oft in lautes Gelächter ausbrachen. Zu singen und spaßhafte Anekdoten zu erzählen, war bei den rothen und weißen Leuten etwas gewöhnliches, wenn sie in ihren Lagern lagen. Diese armen Schlucker dachten an nichts weniger in ihrem Frohsinn, als an den König des Schreckens—den Tod—der in der Person des Lewis Whetzel ihnen entgegen kam.—Um 9 oder 10 Uhr des Abends warf der eine Indianer seine Decke um sich, nahm seine Büchse in den Arm, nahm einen Feuerbrand mit sich, und verließ das Lager, vermuthlich um an eine Hirschlecke zu gehen. Das Feuer sammt dem Rauch diente dazu, um die Mücken und Musquiten abzuhalten. Sonderbar ist es, daß ein Hirsch sich nicht durch Feuer stören läßt, vermuthlich deshalb, weil im Sommer und Herbst gewöhnlich ist, daß der Wald in Brand geräth. Das Fortgehen dieses Indianers machte Whetzel verdrießlich, weil er mit Gewißheit schon auf ihn gezählt hatte; jedoch er hoffte, ihn vor Tagesanbruch wieder zurückkommen zu sehen. Jedoch, hierin war er betrogen. Es waren Vögel im Wald, und diese zwitscherten und trillerten vor Tagesanbruch, und kündeten, gleich dem Hahne im Bauernhof, an, daß der Morgen heran komme. Lewis hörte die Triller der Waldsänger, und entschloß sich nicht mehr länger durch das Ausbleiben des Indianers von seinem Todeswerk abhalten zu lassen. Leise kroch er nach dem Lager, und fand sein Opfer im tiefsten Schlaf auf einem Ohr liegen. Er zog sein Schlachtmesser, und gestärkt durch Rachgier, stach er es mit aller Macht in das Herz desselben. Er sagte, der Indianer habe nur wenig gezuckt, dann sich convulsivisch bewegt, und sei dann still in den Armen des Todes gelegen. Nun scalpirte er ihn und ging auf

die Heimreise. Er kam nur einen Tag später an den Mingo Bottom als seine Kameraden. Er forderte, und dem Recht gemäß, erhielt er auch seine Belohnung.

Bald nachdem General Harmer ein Fort an der Mündung des Muskingum Flusses errichtet hatte, überredete er einige Männer zu den Indianern zu gehen, und versuchen sie zu überreden nach dem Fort zu kommen, um einen Friedensschluß abzuschließen. Eine große Anzahl Indianer kam auf diese Einladung hin, und lagerten sich etliche Meilen oberhalb der Mündung des Muskingum Flusses. Gen. Harmer erließ eine Bekanntmachung, daß für jetzt Waffenstillstand sein solle, bis ein Versuch um den Frieden herzustellen gemacht sei. Weil so mancher Friedenstraktat mit den Indianern war geschlossen und wieder gebrochen worden, so hatten die Grenzer wenig Zutrauen auf einen neuen Abschluß; obschon die Weißen so oft wie die Indianer daran Schuld waren. Die Hälfte der damaligen Grenzer wurden gleichsam in einem Fort geboren, und im Krieg erzogen. Der Indianerkrieg dauerte so lange und war so blutig, daß sie glaubten, es wäre an kein Ende desselben zu denken, so lange einer der Indianer übrig bliebe. In dieser Stimmung war es schwer ihnen Vertrauen auf einen Friedensschluß einzuflößen. Während Gen. Harmer eifrig bemüht um Frieden zu machen, entschloß sich Lewis Whetzel nach Fort Harmer zu gehen, und weil dort die Indianer beständig hin und hergingen, glaubte er eine gute Gelegenheit zu haben, einen zu tödten. Er vereinigte sich mit einem gewissen Veach Dickerson zu diesem Zweck, der in rastloser Tollkühnheit nicht weit unter Wetzel stand. Sobald die Sache abgemacht war, mußte sie schnurstracks ausgeführt werden. Je größer die Gefahr, desto hitziger waren sie ihren Plan zu vollziehen. Ohne Aufschub machten sie sich auf den Weg, kamen glücklich auf dem bezeichneten Platze an, und legten sich in Hinterhalt nahe an dem Pfad der nach dem Indianerlager führte. Bald sahen sie einen Indianer auf einem Pferde hastig daher galoppiren. Sie riefen ihm entgegen, aber das Klappern der Hufeisen verhinderte ihn zu hören—wenigstens er galoppirte nach wie vorhin. Als er beinahe vorbei war, beschloßen sie, ihn im Reiten zu erschießen. Es geschah, weil aber der Indianer nicht fiel, glaubten sie ihn verfehlt zu haben. Sie wußten wohl, daß es bald ruchbar werden würde, daß auf einen Indianer geschossen worden wäre; und weil ihrer viele in der Nähe waren, so beschloßen sie, sich sogleich nach Hause zu schaffen. Weil ihre Nachbarn wohl wußten, was ihr Vorhaben gewesen war, so wurden sie sogleich gefragt: "Glück oder Unglück?" — Wetzel antwortete, "sie hätten schlechtes Glück gehabt — sie hätten blos einen Indianer und den zu Pferde gesehen — daß sie auf ihn im Galopp geschossen hätten—er sei nicht gefallen, sondern in voller Eile fortgejagt, und habe seinen Rücken gekratzt als ob ihn eine Hornisse gestochen habe." Im Grunde aber hatten sie ihn durch die Hüfte und den untern Theil des Leibes geschossen. Er ritt bis zum Fort und starb noch dieselbe Nacht.

Es wurde bald an General Harmer berichtet, daß Lewis Whetzel

der Mörder sei. Er schickte einen gewissen Capt. Kingsbury mit einer Compagnie Männer nach dem Mingo Bottom mit dem Befehl, Whetzel, lebendig oder todt, zu liefern—eine unnöthige und kraftlose Order. Man hätte den alten Maupertius eben so leicht aus seinem tiefen Loch, als Lewis Whetzel mit Gewalt aus der Gegend des Mingo Bottom nehmen können. Auf dem Tag, da Capt. Kingsbury ankam, war eben ein Scheibenschießen an meines Vaters Hause, wo auch Whetzel sich befand. Sobald die Absicht des Capitains laut wurde, beschloß man sein Boot zu verheimlichen, und ihn und seine Compagnie zu tödten. Zum Glück war Major M'Mahan zugegen um dieses Unheil zu verhüten, welcher Whetzel und seine Freunde überredete, den Angriff zu verzögern, bis er erst mit ihm gesprochen habe, um ihn zu bewegen zurückzugeben, ohne den Versuch zu machen, Whetzel zu nehmen. Es kostete viel sie zu überreden, nicht den Angriff zu machen bis M'Mahan zurückkäme. Whetzel und seine Freunde wallten und schnaubten vor Unwillen und Wuth, gleich dem Dampfe aus dem Ableitungsrohr eines Dampfschiffes. "Ein schöner Streich," sagten sie, "einen Mann zu hängen, weil er einen Indianer getödtet hat, während sie beinahe täglich von unsern Leuten umbringen." M'Mahan ließ Capt. Kingsbury die Kraft und Wuth dieser Menschen wissen, und rieth ihm, wenn er und seine Mannschaft sich am Leben erhalten wollten, sogleich zurückzugeben. Der Capitain nahm seinen Rath und kehrte nach Fort Harmer zurück. Whetzel glaubte nun, die Sache sei völlig abgemacht.

Indem Lewis nie lang an einem Orte blieb, sondern von Fort Pitt bis an den Ohio Fall am Strom hin und her schlenderte, und auch überall wohl aufgenommen wurde, so ging er kurz nach obigem Vorfall in einem Kanoe, um auf dem Ohio hinunter nach Kentucky zu fahren. Er hatte einen Bekannten, Namens Hamilton Karr, der auf der Insel nahe bei Fort Harmer wohnte. Hier wollte er übernachten. Auf eine oder andere Weise erhielt Gen. Harmer Wind davon. Eine Wache wurde dahin geschickt, das Haus umringt, und im Schlaf wurde Whetzel von einer Anzahl sogleich festgenommen. Seine Hände und Füße wurden gebunden, und in diesem Zustande wurde er eilfertig in das Boot gebracht, von da in eine Wachtstube und ihm Fesseln angelegt. Die Beschimpfung an Händen und Füßen in Eisen gelegt zu werden, war für den unbändigen und entschlossenen Geist schwerer zu erdulden als selbst der Tod. Kurz nachdem er eingekerkert war, bat er sich einen Besuch von Gen. Harmer aus. Der General kam. Whetzel gestand aufrichtig, "er habe den Indianer geschossen." Weil er nicht wünschte wie ein Hund aufgehängt zu werden, so bat er den General, ihn an die Indianer auszuliefern, von denen viele gegenwärtig wären. Er möchte die Indianer alle in einen Ring um ihn her stellen, mit ihren Schlachtmessern und Tomahawks, und dann ihn und die Indianer mit einander fechten lassen, so gut sie könnten. Der General erwiederte: "daß er von der Regierung bestellt sei, und er müsse nach den Landesgesetzen verfahren — und weil diese es ihm nicht

zuließen eine solche Ausgleichung zuzulassen, so dürfe er ihm seine Bitte nicht gewähren."—Nach einigen Tagen sandte er wieder für den General, der auch wieder kam. Whetzel sagte, er sei nie zuvor eingesperrt gewesen, und er könne es nicht mehr lange aushalten, wenn er nicht mehr Raum habe, sich umher zu bewegen." Der General befahl den Wächtern die Fesseln von seinen Füßen zu nehmen, aber seine Hände geschlossen zu lassen, und ihm zu erlauben, an der Mündung des Muskingum Flusses umher zu spazieren, aber ja ihn genau zu bewachen. Sobald sie draussen vor dem Thore des Forts waren, sprang Lewis wie ein losgelassenes wildes Füllen herum. Er sprang einige Yard davon, als ob er fliehen wollte; dann kehrte er wieder zur Wache zurück. Das nächste Mal ging er ein wenig weiter, und hielt wieder ein. Auf diese Art unterhielt er die Wache eine lange Zeit, und ging jedesmal weiter und weiter. Endlich sammelte er alle seine Kräfte und Entschlossenheit, und beschloß sich die Freiheit zu verschaffen, oder beim Versuch zu sterben. Er machte plötzlich einen Sprung vorwärts, und eilte auf seine geliebte Waldung zu, um sich dort zu schützen. Seine Bewegung war so schnell und unerwartet, daß er beinahe hundert Schritte voran war, ehe sich die Wache aus ihrer Bestürzung erholt hatte. Man schoß, aber alle verfehlten ihn; sie folgten ihm nach, aber in einem Nu! war er aus ihren Augen. Da er in der Gegend gut bekannt war, wollte er sich in ein dichtes Gebüsch verstecken, welches zwei bis drei Meilen vom Fort entfernt war. In diesem dichten Gebüsche fand er einen Baum, der über einen Block gefallen war. Unter diesen Baum drückte er sich, und das Gesträuch war so dicht, daß er nicht ohne genaue Untersuchung gefunden werden konnte. Sobald als seine Flucht bekannt gemacht wurde, schickte Gen. Harmer die Soldaten und Indianer zur Verfolgung aus. Als er etwa zwei Stunden da gelegen hatte, kamen zwei Indianer und stellten sich auf den nämlichen Baumstamm unter dem er sich verborgen hatte. Sein Herz schlug hörbar, daß er befürchtete die Indianer möchten es hören. Er konnte das Halloh in jeder Richtung rufen hören, wie sie im Gebüsche nach ihm suchten. Endlich, als der Abend die Tageshelle vertrieb, fand er sich allein in seinem geliebten Walde. Aber was sollte er thun? Seine Hände waren gefesselt, und er wußte von keinem Freund auf jener Seite des Ohio, der ihm Hülfe leisten würde. Er hatte einen Freund auf dem Virginien Ufer, der letzthin eine Hütte aufgeschlagen hatte, der ihm ohne Zweifel alle mögliche Hülfe leisten würde. Mit den dunkelsten Ahnungen über die Zukunft, verließ er bald nach eingetretener Nacht sein Gebüsch, und ging nach dem Ohio. Er kam etwa 3 bis 4 Meilen unterhalb dem Fort an den Strom. Er nahm einen Umweg, weil er befürchtete, daß überall Wachen aufgestellt sein würden, wo Kanoes wären. Wie sollte er aber jetzt über den Strom kommen? Mit seinen gefesselten Händen konnte er kein Floß machen. Er war ein vortrefflicher Schwimmer, aber er befürchtete, daß es ihm nicht möglich sei, mit seinen schweren Fesseln durch den Ohio zu schwimmen. Nach einer geraumen Zeit, beschloß er den Versuch zu machen. Er

konnte doch nur sterben; und er wolle lieber ertrinken, als in die Hände von Harmer und den Indianern zu fallen. Gleich dem berühmten Cäsar im Sturm wollte er sich dem Schicksal überlassen, und er warf sich in den Strom. Den größten Theil schwamm er auf dem Rücken und erreichte wohlbehalten das Virginische Ufer, aber so ermüdet, daß er sich eine Zeit lang ruhen mußte, ehe er wieder aufstehen konnte. Er ging zu seinem Freunde, der ihn mit offenen Armen aufnahm. Feile und Hammer entledigten ihn bald seiner Fesseln. Sein Freund, (seinen Namen habe ich vergessen) versah ihn mit Gewehr, Pulver und Decke; nun war er wieder frei, und konnte sich wieder, wie er wollte, beschäftigen. Er nahm ein Kanoe und fuhr nach Kentucky, wo er sich vor General Harmer sicher hielt.

Vielleicht glauben meine Leser ich sei zu umständlich in der Erzählung dieser Begebenheit. Meine Entschuldigung ist: daß diese Angelegenheit Whetzel mehr Unruhe, Verdruß und Leiden verursachte, als alle Begebenheiten seines Lebens. Und zugleich zeigt sie auf eine ausgezeichnete Art, seinen unbezähmbaren Muth in unwiderstehlichen Schwierigkeiten, vor welchen vielleicht der Tapferste den Muth sinken ließ.

Bald nach Whetzels Flucht verlegte General Harmer sein Quartier nach Fort Waschington. Von da aus erließ er eine Bekanntmachung, in der er eine bedeutende Belohnung für die Gefangennehmung Whetzels versprach. Es konnte aber kein Kentuckier gefunden werden, der für den höchsten Preis diesen Fürsten der Tapfern verhaften wollte.

Whetzel war meistentheils auf der Jagd, oder spürte Indianer auf. War er nicht gerade beschäftigt, so belustigte er sich in Maysville und Waschington mit Scheibenschießen, Wettlaufen oder Ringen mit andern Jägern.

Während er mit einer seiner Lustbarkeiten in Maysville beschäftigt war, kam ein gewisser Lieutnant Loller, von der Armee auf seinem Weg den Ohio hinab nach Fort Waschington, mit einem Boot voller Soldaten nach Maysville, und fand Whetzel in einem Wirthshaus sitzen. Loller ging nach dem Boot zurück, bratche eine Anzahl Soldaten, ergriff Whetzel, schleppte ihn sogleich nach dem Boot, und überlieferte ihn in derselben Nacht dem General Harmer, zu Fort Waschington, wo er wieder an Händen und Füßen gefesselt wurde. Das Gerücht, daß Whetzel gefangen genommen wäre — und zwar um einen einzigen Indianer geschossen zu haben — erscholl blitzschnell durch die ganze Gegend. Die Leidenschaften der Grenzer waren bis auf den höchsten Punkt gereizt. Bittschriften für die Freilassung Whetzels wurden von den einflußreichsten Männern von allen Richtungen an den General eingeschickt. Anfangs kehrte sich der General gar nicht an diese Bittschriften. Endlich machten die Bewohner längs dem Ohio und den hintern Caunties, Anstalten um Whetzel mit Gewalt zu befreien. Als General Harmer den Sturm herannahen sah, lößte er ihm die Fesseln und ließ ihn gehen.

Whetzel war jetzt wieder ein freier Mann. Er kehrte zu seinen Freunden zurück, und wurde von jung und alt mit der größten Theilnahme begrüßt. Die große Anzahl der genommenen Scalps bewies seine überwiegende Tapferkeit sowohl wie sein Glück im Krieg. Die Leiden und Verfolgungen durch General Harmer, flößten nur desto größeres Mitgefühl bei den Grenzern für ihn ein; und je höher Whetzel geschätzt wurde, desto mehr sank Harmer in den Augen der feurigen Grenzer.

Wie Lewis Whetzel drei Indianer tödtet.

Viele der Grenzer brachten ihre ganze Lebenszeit im Krieg zu. Waren sie lange an einem Ort, oder Fort, ohne durch die eine oder andere That aufgereizt zu werden, so wurden sie stumpf—sie bekamen lange Weile, und in den Worten des Dichters:—

"Erkrankten aus Unthätigkeit."

Ihr Glück bestand in beständigem Wechsel etwaiger Abentheuer. Ein Waldleben, nebst einem Kampf nun dann und wann mit Indianern, das gab Stoff zum Erzählen, bis die öftere Wiederholung ermüdete. Dann ging es wieder in den "Wald", wo man sein Leben wieder in "Fluth und Feld" auf das Spiel setzte — a sdann kehrte man mit neuem Stoff zurück, den man wieder den Maul und Nase aufsperrenden Zuhörern vorschwätzte. Ein Waldleben würde dem, der nicht dazu gewöhnt ist, ein ewiges Einerlei vorkommen—aber gewiß, dem Jäger ist es nicht so, sei es auch in dem finstersten dicksten Gehölze. Seine Erregung wird ununterbrochen durch Anstrengung, Vortheil über das Wild zu erhalten, oder seinen Feind zu überlisten, aufrecht erhalten. Er hat, bei seiner fortgesetzten Eile, keine Zeit sich allein zu fühlen. In dem langen Indianerkrieg trugen sich manche Begebenheiten zu, beides unter den Rothen sowohl als unter den Weißen, die in Bezug auf die erwiesene Klugheit, Tapferkeit und sogar Schauderhaftigkeit in der Ausübung, welche die romantischen Erdichtungen der Vorzeit in Schatten stellen.

Noch eine Schauderscene von Lewis Whetzel, und ich will dann mit ihm beschließen.—Er ging (wie er öfters that) ganz allein auf eine Indianerjagd. Es war spät im Herbst, wo die Indianer auf ihren Jagden sich gewöhnlich in kleine Parthien vertheilt haben. Er ging irgendwo an den Muskingum, und fand ein Lager, in welchem sich vier Indianer für eine Winterjagd einquartiert hatten. Weil es so spät in der Jahreszeit war, so waren sie gar nicht unruhig wegen Feinden, und hatten daher keine Wache ausgestellt. Anfangs war Whetzel unschlüssig, ob er eine so viel stärkere Macht wohl angreifen solle. Jedoch nach einigem Bedenken beschloß er sich auf sein

gewöhnliches gutes Glück zu verlassen, und sann wie er sie angreifen solle. Er glaubte, im ersten Schlaf sei wohl die beste Zeit das "Werk des Todes" zu beginnen. Seine Absicht war mit der Büchse in der einen, und dem Tomahawk in der andern Hand, in das Lager zu gehen; würden sie munter sein, so könne er einen erschießen, und in der dunkeln Nacht sich flüchten; würden sie schlafen, so könne er mit Schlachtmesser und Tomahawk den Angriff machen.

Nun Leser, bilde dir ein, du sähest ihn durch die Finsterniß dahin schweben, mit der stillen, geräuschlosen Bewegung eines überirdischen Dämonen, welcher Unheil brütet; und dem hellen Blick des fabelhaften Argus, so kannst du dir Whetzels leise und verstohlene Annäherung zu seinen schlafenden Feinden vorstellen.

Er kam zum Lager, das Feuer brannte schwach, allein gab hinreichend Licht die Gestalten der Schlafenden unterscheiden zu können. Einen Augenblick stand er kaltblütig da, und sann noch einmal auf das sicherste Mittel seine Absicht zu erreichen. Er lehnte seine Büchse an einen Baum, und beschloß blos sein Tomahawk und Messer zu gebrauchen, als welche nicht fehlen könnten, wenn ein starker Arm dieselbe führte. Welch furchtbar schauerlicher Anblick! Seht ihn mit kalter Selbstbeherrschung und eifriger Nachbegierde sich vorwärts lehnen, als wenn er der Bote des Todes wäre; er steht einen Augenblick, dann schwingt er sein Tomahawk, und mit dem ersten Hieb fällt einer in des Todes ewigen Schlaf. Blitzschnell und mit wildem Geschrei den Zweiten! Als der Dritte überrascht und erschrocken sich aufrichtete, erhielt er zwei Hiebe, die ihn blos zu Boden streckten. Der Vierte floh nackend wie er war in den Wald hinein. Whetzel folgte ihm eine Zeit lang nach, aber endlich ließ er ihn gehen. Dieses geglückte Abentheuer giebt unserm Helden eine Stelle unter den Wagehälsen, ohne Gleichen. Nun kehrte er in das Lager zurück, scalpirte die drei Indianer, und ging alsdann nach Hause. Was Ossian von seinen Helden sagte, möchte wohl mit völligem Recht auch von Whetzel gesagt werden — daß der westliche Himmel rings umher mit Geistern hinge. Als er zurück kam, wurde er gefragt, wie sein Glück gewesen? "Nicht viel," versetzte er; "ich habe vier Indianer aufgejagt, und einer ist mir davon gelaufen; und habe nach aller Mühe doch nur drei Scalps genommen."

Die Anzahl der Scalps, welche die Whetzel während dem Krieg genommen, übersteigt allen Glauben. Es ist kein Zweifel, daß es nicht viel weniger als hundert waren. Der Krieg war ihr Element. Sie schlichen einsam durch die Gegenden von Indianern bewohnt; litten Hunger und Ermüdung bei schlechtem Wetter, lagen verborgen und lauschten auf die Gelegenheit dem Opfer ihrer Rache den Todesstreich zu versetzen, sobald dasselbe in ihren Bereich kam.

Von Martin und Johann Whetzels äusserer Gestalt habe ich keine bestimmte Erinnerung. Jacob Whetzel war ein großer Mann, je-

doch nicht untersetzt. Er war ungefähr sechs Fuß hoch, und wog etwa zweihundert Pfund. Er war ein heiterer angenehmer Gesellschafter, und war in jeder Beziehung ein so achtungswerther Mann, als die mehrsten Grenzer es waren. Sie hatten alle eine dunkele Haut, und trugen ihr langes, dickes Haar in einem Haarbeutel, denn sie ließen nie etwas davon abschneiden. Lewis Whetzel war etwa fünf Fuß und neun Zoll hoch. Er war vollbrüstig—hatte große Arme—sein Knochenbau war nicht stark—seine Haut dunkler als die seines Bruders—sein Gesicht war bedeutend höckericht, durch die Blattern—sein Haar reichte ihm bis auf die Waden—seine Augen waren besonders schwarz, und wenn er zornig wurde, (und das war er bald) funkelten sie mit einem Glanze, daß ein Blick beinahe genug war, um das Blut in den Adern zu starren. In seinem Gang und Ansehen war etwas ihm Eigenthümliches. Gleich einem der Helden des Homer—

"Schrecklich schritt er einher, und tödlich war sein Blick."

Wann er sich als Freund ausgab, so war er gewiß Freund — seine Feindschaft war gefahrvoll. In Gesellschaften hatte er nicht viel zu sagen; aber bei seinen vertrauten Freunden war er gesprächig, ja sogar heiter. Obschon sie vieles Glück im Kriege hatten, hörte man sie doch nie davon prahlen. Hatten sie ihre Feinde getödtet, so dachten sie nicht mehr daran, als der Metzger, wenn er seinen Ochsen geschlachtet hat. Es war ihr Geschäft.

Es wird nicht behauptet, daß alle Grenzer solche Wagehälse, wie die Whetzel, gewesen sind. Die, welche mit Familien dahin gingen, sich Blockhäuser und Forts errichteten, dablieben, dieselben zu vertheidigen, und die Erde bebauten, waren die nützlichsten Einwohner. Die Whetzel, und andere von gleichem "Korn und Schrot," waren gleichsam Wächter an der äussern Grenze, welche beständig von Ort zu Ort strichen, und auf Abentheuer lauschten; so daß es wohl bei solchen Herumstreichern nicht möglich war, die Ansiedelungen zu überfallen, denn sie waren immer bei der Hand, um Allarm in den Forts zu machen. Auf diese Weise, waren alle nützlich; selbst die Furchtsamen (denn es waren auch solche) waren bereit, zur Vertheidigung des Forts zu fechten.

Da ich diese Erzählungen nun beendigt habe, so nehme ich Abschied von diesem Gegenstande. Ich hielt dafür, daß ich durch die Ueberreichung dieser Skizzen von den Thaten der alten Grenzerart, (wenn auch schlecht beschrieben) das lesende Publikum befriedigte; die Leiden, die Entbehrungen und der Heldenmuth der alten Grenzer, welche so selbstverleugnend den Weg zur Ansiedelung des Westen bahnten, verdienen, da sie die ersten Anstifter waren, den ersten Platz in der Geschichte unseres Landes. Manche der Helden bluteten und starben in dieser Sache; während Andere durch Gefahren und Entbehrungen sich Krankheiten zuzogen, welche sie in ein frühzeitiges Grab stürzten. Sie kannten nichts von der künstlichen Betriebsamkeit der Politik, oder Theologie. Doch so dürftig sie in-

Hinsicht der gebildeten Wissenschaften waren, so bewiesen sie doch in militairischer Hinsicht durch ihre Handlungen, daß sie keinen über sich hätten. Mit kleinen Mitteln erfolgreiche und wichtige Unternehmungen zu verrichten, bestimmt das Wesen militairischer Größe; darum sollten wegen der glänzenden Erfolge der Männer, von welchen ich geschrieben, ihre Namen in allen zukünftigen Zeiten in Ehren gehalten werden.

Kurze Skizzen

von den

Abentheuern verschiedener Personen.

Die Grenzer.---Gen. Wayne.---Capt. Wells.*

Es giebt gewisse Epochen in der Geschichte jedes Landes, welche den Stolz des Volkes verewigen. Der Befreiungskrieg, die ersten Niederlassungen in den westlichen Ländern, (welches zu einer Zeit geschah) und die herrlichen Thaten, welche unsere Vorväter verrichteten, um diese bemerkenswerthe Gegenstände hervorzubringen, scheinen die entscheidende Zeitrechnung gebildet zu haben, an welcher so lange in zweifelhafter Ungewißheit das Schicksal dieser Vereinigten Staaten hing. Es wird von jedem zugegeben werden, daß der alte indianische Krieg eine Fortsetzung des Revolutions-Kriegs war. Wie Thomas Payne zu jener Zeit sehr beredt sagte: "Dies sind die Zeiten, wo der Menschen Seelen geprüft werden! Der Sommer Soldat, der Sonnenschein Patriot, werden in dieser Crisis vor dem Dienste seines Vaterlandes zurückschrecken; allein wer jetzt Stand hält, verdient den Dank des Menschengeschlechts." In manchen Scenen dieses erhabenen Drama's wurden Trauerspiele aufgeführt, deren Erhabenheit und Kühnheit der Ausführung, Erdichtung und Romanze in Schatten warfen. Die Namen und Charaktere einer Anzahl dieser Schauspieler, fanden einen Platz in der Geschichte dieses Landes; allein von Vielen, ja sehr Vielen! welche herrliche Thaten verrichteten, sind die Namen und das Gedächtniß verloren; während, der Namen Anderer, nur noch allein in überlieferten Legenden gedacht wird.

Der bescheidene Schreiber dieser Erzählung, wuchs auf in der Mitte dieser Scenen der Gefahr, und da er selbst persönlich mit den Personen (von welchen er schreibt) bekannt war, so hat er versucht, mit der Wahrheit als Führerin, sein Scherflein zu der Geschichte dieses Landes beizutragen. Es ist möglich, daß er den Handlungen

---

*) Von dem Verfasser des Vorhergehenden.

der früheren Grenzer, mehr Verdienst beilegt, als die Menschen jetziger Zeit zugestehen wollen. Jedoch dies mag sein, wie es will, dennoch will er dem lesenden Publikum einige Thatsachen vorlegen, welche bei dem Feldzuge des General Wayne, im Jahr 1791, Statt fanden.

Gen. Wayne hatte mit einem kühnen, wachsamen und gewandten Feind zu thun; es wurde daher unerläßlich für ihn, seine Bewegungen mit der größten Vorsicht zu machen, und jeden Ueberfall zu verhüten. Um seine Armee von der Möglichkeit eines Hinterhaltes zu bewahren, wählte er eine Anzahl der besten Jäger, welche die Grenze hervorbrachte, um als Spione oder Wildmeister (Rängers) zu dienen. Capt. Ephraim Kibby, einer der ersten Ansiedler zu Columbia, acht Meilen oberhalb Cincinnati, welcher sich als ein kühner, unerschrockener Krieger, dadurch, daß er diese junge Ansiedelung beschützt hatte, bekannt gemacht; befehligte den Haupttheil dieser Spionen. Der Schreiber dieses, nebst seinem Bruder Thomas, gehörten zu Capitain Kibbys Wildmeister Compagnie; welches hinlänglich Rechenschaft, für die genaue Bekanntschaft des Authors mit diesem Gegenstand, von welchem er eine Erzählung liefert, gilt. Eine sehr brauchbare Abtheilung der Spionen, wurde durch Capt. Wells befehligt. Capt. Wells wurde, wie er noch sehr jung war, von den Indianern gefangen genommen, wuchs bei ihnen zum Manne heran, und war folglich sehr gut mit ihren Kunstgriffen und Kriegslisten bekannt. Aus Ursachen, welche jetzt nicht gedacht werden, verließ er dieselben vor ungefähr achtzehn Monaten, und kehrte zu seinen civilisirten Verwandten und Freunden zurück. Da er nun durch seinen Aufenthalt bei den Indianern, mit der Gegend, welche der Kriegsschauplatz sein sollte, gut bekannt war; einige ihrer Sprachen fließend sprechen konnte, und nach allem tollkühn tapfer war, so war ein solcher Krieger eine brauchbare Erwerbung für diese Armee. Capitain Wells war derselbe Herr, welcher von dem Ehrw. O. M. Spencer, in der Erzählung seiner Gefangenschaft und Befreiung von den Indianern, genannt wird. Letztere hatte Herr Spencer hauptsächlich Capt. Wells zu verdanken. (Siehe Spencers Erzählung, Seite 105.) Ich bin etwas umständlich in der Beschreibung dieser Abtheilung der Armee, da sie mehr wirkliche Dienste leistete, als jede andere. Mit Capt. Wells, und unter seinem Befehl, waren folgende Männer: Robert M'Lelland, (dessen Namen durch die deutlich bezeichende Feder Washington Irwings, in seiner "Astoria" unsterblich gemacht wurde,) war der beste und thätigste Kämpfer zu Fuß, welcher nur auf der Erde erscheinen konnte. Bei der großen Truppenschau zu Fort Greenville, sprang er, um seine Gelenkigkeit zu zeigen, über einen Wagen über welchen das Tuch gespannt war; der Wagen mit den Bogen war acht Fuß hoch. Der zweite war Heinrich Miller. Dieser, nebst einem jüngeren Bruder, Namens Christoph, wurden, wie sie noch jung waren, von den Indianern gefangen, und in eine indianische Familie aufgenommen. Heinrich Miller blieb bei diesen, bis zu seinem vier und zwanzigsten Jahre; und, obschon er alle ihre Sitten und Gebräuche angenommen, dachte er doch,

wie er dieses Alter erreicht hatte, zu seinen weißen Verwandten zurückzukehren. Je länger er über diesen Gegenstand nachdachte, desto stärker wurde der Entschluß, einen Versuch, die Indianer zu verlassen, zu machen. Er theilte seinem Bruder, Christoph, sein Vorhaben mit, und wandte alles an, was in seinen Kräften stand, seinen Bruder dahin zu bringen, daß er ihn begleite. Alle seine Beweisgründe waren fruchtlos. Christoph war jung, wie er gefangen genommen wurde—jetzt war er ein guter Jäger, ein erfahrner Wildschütze, und im vollen Sinne des Worts, ein freier und unabhängiger Indianer. Nun machte sich Heinrich Miller allein durch die Wälder, und erreichte sicher seine Freunde in Kentucky. Capt. Wells war während seiner Gefangenschaft sehr gut mit ihm bekannt, und wußte, daß er die feste Unerschrockenheit besitze, welche ihn als einen werthvollen Gefährten in Zeiten der Noth, erzeigen würde. Zu diesen kamen noch die Herren Hickman und Thorp, welche Männer von geprüftem Werthe in indianischer Kriegskunst waren.

Capt. Wells und seine vier Gefährten, waren zuversichtliche und bevorrechtigte Herren im Lager, welche nur blos bei sehr besonderen und anziehenden Gelegenheiten zur Pflicht gerufen. Es war ihnen eine Vollmacht gegeben, sich von den Pferden der Dragoner auszuwählen, und wenn sie zur Pflicht einberufen wurden, kamen sie gut beritten; während Capt. Kibbys Spione zu Fuße gingen, beständig munter gehalten wurden, und das Land in jeder Richtung ausspioniren mußten.

Das Hauptquartier der Armee war Fort Greenville. Im Monat Juni, schickte Gen. Wayne Capt. Wells mit dem Befehl aus, einen gefangenen Indianer ins Lager zu bringen, damit er denselben über das spätere Vorhaben der Indianer befragen könne. Capitain Wells ging sehr vorsichtig durch das Land der Indianer; überschritt den Fluß St. Mary, ohne mit einer herumstreichenden Parthie Indianer zusammen zu treffen. Wie er den Strom Auglaize hinauf ging, entdeckte er einen Rauch; sie stiegen ab, banden ihre Pferde an, und gingen vorsichtig den Feind zu erkunden. Sie fanden drei Indianer, welche sich auf ein hohes, offenes, gänzlich von allem Reisholz oder anderem Buschwerk befreites Stück Land, gelagert hatten. Da es eine Lichtung war, so war es schwierig, das Lager, ohne entdeckt zu werden, zu erreichen; während sie dieses beobachteten, bemerkten sie einen Baum, welcher kürzlich gefallen war; sie gingen zurück, und um das Lager herum, so daß sie die Krone des Baumes zwischen sich und den Indianern bekamen; die Krone war voller Blätter, konnte hinlänglich als ein Versteck dienen, und sie vor der Beobachtung derselben schirmen. Sie krochen jetzt auf Händen und Füßen, mit der geräuschlosen Bewegung einer Katze, bis sie die Spitze des Baumes erreichten; sie waren nun gegen 70 bis 80 Schritte von der Belagerung. Die Indianer standen oder saßen beim Feuer, brieten sich ihr Wildpret, lachten und machten andere Scherze, wenig daran denkend, daß der Tod im Anmarsch gegen sie sei. Wie sie den Baum erreichten, war bald ihr Plan zum Angriff gemacht; sie beschlossen zwei zu tödten, und einen zum Gefangenen zu machen.

M'Lelland, muß hier bemerkt werden, war so leicht auf den Füßen, wie ein Hirsch des Waldes; er wurde ausersehen den Indianer zu fangen, wo Wells und Miller das Erschießen der beiden Anderen, auf sich nahmen; Einer sollte den zur Rechten, der Andere, den zur Linken erschießen. Ihre Büchsen waren in guter Ordnung, die Läufe wurden auf den gefallenen Baum gelegt, das Visir genommen—und abgedrückt; beide Indianer fielen. Ehe der Pulverrauch verflogen, war M'Lelland mit voller Kraft, und einem Tomahawk in der Hand, im Laufe gegen den Indianer begriffen. Der Indianer setzte ab so schnell er konnte, und machte stromab, allein wie er sah, daß ihn in dieser Richtung M'Lelland überholen werde, wendete er sich, und lief nach dem Fluß; hier hatte der Fluß ein ohngefähr 20 Fuß hohes Ufer. Wie er zum Ufer kam, sprang er in den Fluß, dessen Boden ein weicher Schlamm war, in welchen er bis zur Mitte des Körpers versank; wie er nun suchte sich aus diesem Schlamm zu befreien, kam M'Lelland auf dem Ufer an, und ohne sich bedenken, sprang derselbe auf ihn zu. Der Indianer zog sein Messer—M'Lelland hob seinen Tomahawk, und sagte ihm: wenn er nicht augenblicklich sein Messer niederwürfe, so würde er ihn tödten; er warf nun sein Messer fort, und übergab sich ohne weiteren Versuch sich zu widersetzen. Kaum war das Handgemenge im Schlamm vorüber, so kamen Wells und seine Gefährten ans Ufer, und sahen M'Lelland und den Indianer ruhig im Schlamm stecken. Wie sie sahen, daß ihr Gefangener ihnen sicher sei, hielten sie es nicht nöthig, den gefährlichen Sprung zu thun. Sie gingen zu einer Stelle, wo das Ufer nicht zu steil war, gingen herunter, und zogen den Gefangenen aus dem Schlamm, und banden ihn; dieser war sehr mürrisch, und wollte weder indianisch noch englisch sprechen. Einige der Parthie gingen für ihre Pferde, während die Andern den Schlamm und die Farbe von ihrem Gefangen wuschen; wie dieser gewaschen, zeigte es sich, daß er ein Weißer war; allein noch immer schlug er es ab zu sprechen, oder Rechenschaft von sich abzulegen. Die Parthie scalpirte ihre beiden Erschossenen, und gingen mit ihrem Gefangenen zum Hauptquartier zurück. Während ihrer Rückreise, machte sich Heinrich Miller die Idee, daß es sehr gut möglich wäre, daß ihr Gefangener sein Bruder Christoph sei, welchen er vor einigen Jahren verlassen hatte. Unter diesem Eindruck, ritt er neben ihn, und nannte ihn mit seinem Indianernamen; bei dem Laut seines Namens stutzte er, wendete sich um, und frug, woher er seinen Namen wisse? Das Geheimniß war bald erklärt—ihr Gefangener war wirklich Christoph Miller. Eine geheimnißvolle Vorsehung schien Christoph Miller in solche Lage im Lager versetzt zu haben, daß sein Leben erhalten wurde; hätte er zur rechten oder linken Seite gestanden, so wäre er unausbleiblich getödtet worden. Allein das Schicksal, welches die indianische Race zu Vertilgung bestimmt zu haben scheint, läßt zu, daß der Weiße lebt, während die Indianer dem Schicksale, welchem sie nicht entfliehen können, überlassen sind.

Capitain Wells kam glücklich mit seinem Gefangenen nach Fort Greenville. Hier wurde er ins Wachhaus gesetzt, wo Gen. Wayne

ihn oftmals über dasjenige, was er von dem Vorhaben der Indianer wisse, befragte. Capt. Wells und Heinrich Miller waren fast beständig im Wachhause bei Christoph, und drängten ihn alle Gedanken, noch länger mit den Indianern zu leben, fahren zu lassen, und sich mit seinen Verwaneten unter den Weißen, zu vereinigen. Christoph war eine kurze Zeit sehr zurückhaltend und mürrisch, allein bald wurde er freundlicher, und gab zu, daß wenn er aus seinem Gefängnisse befreit würde, er bei den Weißen bleiben wolle. Capt. Wells und sein Bruder Heinrich baten den General Wayne für Christophs Freiheit. Gen. Wayne konnte kaum solchen Bittstellern eine Bitte abschlagen, daher gab er, ohne sich zu bedenken, den Befehl, Christoph in Freiheit zu setzen; und bemerkte dabei, daß wenn er sie hintergehen sollte, und zu den Indianern zurückkehren, so würden diese doch nur um einen stärker sein. Christoph wurde in Freiheit gesetzt, und schien bei dem Wechsel seiner Lage sehr vergnügt zu sein; er wurde mit einem schönen Pferde beritten gemacht, und für den Krieg gut ausgerüstet. Er vereinigte sich mit der Compagnie des Capt. Wells, und mit seinem Bruder, und focht, während der Dauer des Krieges, tapfer gegen die Indianer; er war treu seinem Wort, und bei jeder Gelgenheit zeigte er sich als einen unerschrockenen und beherzten Krieger.

Sobald Capt. Wells und seine Compagnie sich ausgeruht, und ihre Pferde erneuert hatten, so waren sie besorgt für einen anderen Streich mit den rothen Männern. Zeit, ohne Thätigkeit, war lästig für solche erregbaren Geister. Sie verließen daher Greenville früh im Juli; ihre Compagnie war durch Christoph Miller verstärkt, und ihre Befehle lauteten: daß sie Gefangene bringen möchten. Sie zogen durchs Land, ganz auf indianische Art gekleidet und bemalt; gingen über den St. Mary Fluß, und dann durch das Land bis nahe zum Fluß Auglaize, wo sie mit einem einzelnen Indianer zusammentrafen, sie riefen ihm zu, sich zu ergeben; dieser, obschon sechs Weiße gegen ihn allein waren, wollte er sich nicht gefangen geben, er legte sein Gewehr an, und da die Weißen sich ihm zu Pferde näherten, schoß er, da er aber sein Zeil verfehlte, gab er er Fersengeld um seine Flucht zu bewirken. Das Reisholz war aber so dick, daß er an Raum zwischen seinen Verfolgern und ihm gewann; Christoph Miller und M'Lelland stiegen ab, und bald hatte ihn M'Lelland überholt; wie dieses der Indianer sah, schlug er mit seiner Flinte nach M'Lelland, dieser parirte den Schlag; und da dessen Absicht war, nicht zu tödten, so stellte er ihn, bis Christoph heran kam, und sie nahmen ihn, ohne daß ihm oder ihnen ein Leid zugefügt wäre, zum Gefangenen; dann zogen sie sich wieder zum Hauptquartier zurück, welches sie sicher erreichten. Ihr Gefangener wieß sich als ein Potawotanie-Häuptling aus, dessen Muth und Tapferkeit seines Gleichen suchte. Da Christoph Miller bei dieser Gelegenheit seinen Theil, zur allgemeinen Zufriedenheit der Tapferen, mit welchen er wirkte, verrichtet hatte, so hatte er, wie er verdiente, ihr gänzliches Vertrauen.

Es ist nicht mein Vorhaben, einen genauen Bericht über die ver-

schiedenen Verrichtungen zu geben, welche von den Spionen der Armee Waynes, geleistet wurden; dennoch würde dieses eine sehr interessante Erzählung für westliche Leser geben. Blos einige der Thaten Capitain Wells und seiner unternehmenden Gefährten, habe ich ausgesucht, um zu zeigen, was für eine Art Männer sie waren. In keinem Alter der Welt, giebt die Geschichte so viele Beispiele wiederholter Tapferkeit, als bei den Thaten, welche die Grenzer von West-Pennsylvanien, West-Virginien und Kentucky verrichteten; doch diese Thaten augenscheinlicher Verwegenheit, wurden so oft und in großer Anzahl verrichtet, daß man sie zu der Zeit, wie sie gemacht wurden, kaum bemerkte, da es die gemeinen Begebenheiten des Tages waren.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß während dem Feldzug des General Wayne, Capt. Wells und seine Leute, nicht weniger als zwanzig Gefangene machten, und mehr als eine gleiche Anzahl tödteten. So verwegen sie auch im Kampfe waren, war doch Tapferkeit nur ein Theil ihres Werthes, dieses wird durch folgende Begebenheit hinlänglich bewiesen: Während einer ihrer Wanderungen durch das Land der Indianer, kamen sie zum Ufer des Flusses St. Mary, und sahen in einem Kanoe eine Indianer-Familie stromauf kommen. Capt. Wells stieg ab, verbarg seine Leute nahe am Ufer, und ging selbst an das Ufer, so daß er frei gesehen werden konnte, und rief den Indianern zu, herüber zu kommen. Da er auf Indianer-Art gekleidet, und ihre eigene Sprache sprach, so kamen die Indianer, indem sie keinen Feind in diesem Theile des Landes vermutheten, und daher keine Gefahr argwohnten, herüber. Denselben Augenblick wie der Kanoe gegen das Ufer stieß, hörte Wells die Hahnen an den Büchsen seiner Gefährten knacken, als wenn sie vorbereiteten die Indianer zu erschießen; allein wer war in dem Kanoe?—es war sein indianischer Vater nebst einem andern, mit ihren Kindern. Wie seine Gefährten, mit gespannten Büchsen vorwärts kamen, um den tödtlichen Sturm über die verurtheilten Indianer fahren zu lassen, rief ihnen Wells zu, daß sie davon abstehen sollten; er unterrichtete sie denn, wer die Indianer seien, und erklärte feierlich, daß d e r Mann, welcher den Versuch mache dieselben zu beschädigen, eine Kugel durch den Kopf erhalten würde. Ferner sagte er zu diesen Leuten: "Diese Familie gab mir zu essen, wenn mich hungerte; kleidete mich, wenn ich nackend war, und pflegte mich gütig, wenn ich krank war; ja! in jeder Hinsicht waren sie so gütig und freundlich zu mir, als zu ihren eigenen Kindern."—Diese kurze, aber nachdrückliche Rede, fand ihren Weg zu den mitfühlenden Herzen seiner Gefährten. Dennoch würden diese eine lumpige Erscheinung gemacht haben, bei der Einführung in eine modische Thee-Parthie; oder in einem prachtvollen Ballsaal, unter verfeinerten Großen; oder bei einem ceremoniellen Morgenbesuch, um durch alberne Winke, Verbeugungen und Höflichkeiten zu kommen,—die jetzige war eine Scene der Natur, und Dankbarkeit der Beweggrund; alle, wie auf einmal, theilten die Gefühle ihres Führers. Nie habe ich einen wahrhaft tapferen Mann gekannt, der die Thräne des Mitgefühls bei der Freude, dem Gram

oder Kummer seines Mitmenschen zurück gehalten; es ist der verzagte Feigling der grausam ist, wenn er im Vortheil ist. Sie warfen ihre Büchsen und Tomahawk von sich, gingen zum Kanoe zu den zitternden Indianern, und schüttelten ihnen auf die freundlichste Art die Hände. Capt. Wells versicherte ihnen, daß sie nichts von ihm zu fürchten hätten, und nachdem er mit ihnen geredet hatte, um ihre Furcht zu vertreiben, sagte er zu ihnen: "daß Gen. Wayne sich mit einer überwältgenden Macht nähere; und daß das Beste, was die Indianer thun könnten, Friede zu machen wäre; indem die Weißen nicht wünschten den Krieg fortzusetzen; und bat seinen indianischen Vater, sich aus der Nähe der Gefahr zu entfernen." Er bot ihnen nun Lebewohl. Sie schienen sehr dankbar für seine Gnade zu sein; und stießen ihr Kanoe ab, und fuhren stromunter so schnell als sie nur konnten. Capt. Wells und seine Gefährten, wenn auch vollendete Verwegene im Gefecht, zeigten bei dieser Gelegenheit, daß sie im Besitz der rechten Dankbarkeit und Güte des Herzens seien, welches dem Menschengeschlecht Ehre bringt.

Anfangs August, wie die Hauptarmee auf der Stelle, welche nachher für das Fort Defiance bestimmt war, angekommen war, wünschte Gen. Wayne über das Vorhaben der Indianer unterrichtet zu sein. Um dies zu erlangen, wurde Capt. Wells wieder abgeschickt, einen anderen Gefangenen zu bringen. Die Entfernung von dem Fort Defiance zu dem brittischen Fort an der Mündung des Maumee Flusses, betrug nur 45 Meilen; er hatte daher nicht lange zu reisen um Indianer zu finden. Da sein Vorhaben war, einen Gefangenen zu machen, so wurde es nothwendig sich aus dem Wege großer Parthien zu halten, und zu versuchen mit Herumstreichern zusammen zu treffen; in anderen Fällen konnte er sonst leicht überwältigt und gefangen genommen werden. Sie gingen vorsichtig den Maumee hinab, bis sie in die gegenüberliegende Gegend kamen, wo im Jahr 1813, General Harrison das Fort Meigs errichtete; dies war zwei Meilen oberhalb dem brittischen Fort, damals Fort Campbell genannt. Auf dem westlichen Ufer des Maumee lag ein indianisches Städtchen. Wells und seine Gefährten ritten in das Städtchen, als wenn sie erst eben vom brittischen Fort kämen; da sie durch aus nach indianischer Art gekleidet und bemalt waren, ritten sie durch das Städtchen; dann und wann still haltend, um sich mit den Indianern in ihrer eigenen Sprache zu unterhalten. Keine Ahndung wurde gehegt, wer diese wohl wären, denn allgemein wurde geglaubt, daß dieses Indianer von ferne her kommend, seien, und gekommen wären, um an der Schlacht, welche, wie jeder wußte, bald gefochten werden solle, Theil zu nehmen. Nachdem sie die Stadt in einiger Entfernung hinter sich hatten, begegneten sie einem Indianer und einer Frau zu Pferde, welche von der Jagd zurück zur Stadt kamen; diese wurden ohne Widerstand zu Gefangenen gemacht. Nun machten sie sich wieder nach dem Fort Defiance zurück. Wie sie schnell den Maumee hinauf gingen, kamen sie, etwas nachdem es dunkel geworden war, nahe an ein großes Lager der Indianer, welche sich um ihr Lagerfeuer erlustigten. Unter der Drohung augen-

blicklichen Todes, wurde den Gefangenen Stillschweigen auferlegt; und gingen mit diesen rund um das Lager, bis sie ungefähr eine halbe Meile oberhalb denselben ankamen, wo sie hielten, und sich über ihre fernere Verrichtungen beriethen. Nach der Berathung, knebelten und banden sie die Gefangenen an Bäume, und wollten dann nach dem Lager zurückreiten, einen Scherz mit den Indianern treiben, und nachdem, jeder einen Indianer tödten. Mit Bedacht ritten sie stromab, und kühn in das Lager, und hielten, mit ihren Büchsen quer über dem Sattel liegend. Sie befragen nun, wann sie am letzten von General Wayne und den Bewegungen seiner Armee gehört hätten; auch wie bald und wo die Schlacht geliefert werden solle, welche man erwartete? Die Indianer, welche um Wells und seinen Verwegenen standen, waren sehr gesprächig, und beantworteten alle ihre Fragen, ohne zu vermuthen, daß Betrug hinter ihrem Besuche stecke. In einiger Entfernung von ihnen, saß ein Indianer, welcher endlich Betrug merkte, dieser flüsterte zu einem, der nahe bei ihm war, in einer anderen Sprache: er vermuthe, daß diese Fremden Unheil brüteten. Wells verstand was er sagte, gab schnell das abgesprochene Signal, und jeder schoß in der Entfernung von nicht mehr als sechs Fuß seine Büchse in den Leib eines Indianers ab. Der Indianer, welcher Verdacht gegen sie gehegt, war gleich, nachdem er die Bemerkung gemacht, mit mehreren Anderen mit ihren Büchsen in den Händen aufgestanden, allein ehe sie fertig waren, hatten Wells und seine Parthie geschossen. Sobald letztere geschossen, spornten sie ihre Pferde, und legten sich flach auf deren Rücken, um dem Feinde weniger Ziel, um darnach zu schießen, zu geben. Sie waren noch nicht aus dem Schein der Lagerfeuer als die Indianer schoßen. M'Lelland wurde unter das Schulterblatt geschossen, so daß die Kugel auf der Schulter wieder heraus kam; Capt. Wells wurde durch den Arm, in welchem er seine Büchse trug, geschossen; der Arm war gebrochen, und seine treue Büchse verloren. Die übrigen der Parthie sowohl wie die Pferde erlitten keine weitere Beschädigung.

Welche Dreistigkeit, welches Selbstvertrauen, wurde bei diesem fürchterlichen Zusammentreffen, von diesen Männern gezeigt. Diese übertreffen Gen. Marion, und seine Sergeanten. Sie waren so oft unbeschädigt aus so manchem verwegenen Gefechte gekommen, so daß sie gegen alle Gefahr verhärtet waren; da sie keine Nebenbuhler in der Armee hatten, so suchten sie ihre früheren Thaten zu übertreffen. In ein feindliches Lager zu reiten, und sich mit dem Feinde zu unterhalten, ohne ein Zittern zu bekommen, oder in Verwirrung zu gerathen, zeigt wie sehr ihre Herzen abgehärtet waren. Diese Begebenheit des wirklichen Lebens, wetteifert mit der erdichteten doch herrlichen Muse des griechischen Dichters. Homer sendet seinen unüberwindlichen Helden, unterstützt von der undurchdringlichen Rüstung Jupiters, um einen Nachtangriff auf den Feind zu machen. Diomedes macht einen erfolgreichen Angriff auf den schlafenden Feind. Nicht so unsere westlichen Helden; diese gehen kühn in die Mitte des Feindes, während ihre Lagerfeuer hell brennen, und

offen beginnen sie das Werk des Todes. Nachdem sie diese zu weit getriebene Handlung verrichtet, sprengten sie in voller Eile zu der Stelle, wo sie ihre Gefangenen gelassen, setzten sich zu Pferde, und machten sich auf, um nach Fort Defiance zu kommen. Capt. Wells und M'Lelland waren schwer verwundet; und da sie nach dem Fort ungefähr dreißig Meilen hatten, um die Hülfe eines Wundarztes zu erlangen, und ihr Marsch langsam und schmerzvoll war, so wurde einer nach dem Fort abgeschickt, um eine Wache und einen Wundarzt zu bringen. Sobald der Bote des Capt. Wells das Fort erreichte, und die Nachricht von der Verwundung und der gefährlichen Lage dieser heldenmüthigen und treuen Spionen brachte, so war ein allgemeines Mitgefühl für dieselben erregt. Das Gefühl des Gen. Wayne mit den leidenden Soldaten, war zu jeder Zeit schnell und empfindlich erregt; man kann sich daher leicht vorstellen, wie stark seine Bekümmernisse waren, wie er von den Leiden und der Gefahr seiner zuversichtlichen und auserwählten Bande hörte. Ohne einen Augenblick zu versäumen, schickte er einen Wundarzt, nebst einer Compagnie der schnellsten Dragoner, diesen tapferen Leuten beizustehen, und sie bis ins Hauptquartier zu bewachen. Um genug zu sagen, sie kamen glücklich dort an, und die Verwundeten wurden sobald als möglich wieder hergestellt.

Einige Tage nach dieser Begebenheit wurde die Schlacht geschlagen, und ein herrlicher Sieg gewonnen. Capitain Wells und seine waghälsigen Gefährten, waren später nicht mehr betheiligt, in ferneren Thaten der Feindseligkeit, bis der Krieg glücklich durch einen dauerhaften Friedensvertrag beendigt war.

Eine neue und glückliche Zeitrechnung tagte im Westen. Ein grausamer, fast fünfzig Jahre währender Vertilgungskrieg, wurde durch einen allgemeinen Frieden mit den rothen Leuten des Waldes beendigt. Die Namen und das Andenken dieser tapferen Männer, welche bei der Gefahr immer vorne waren, sollten in Verehrung gehalten von den Millionen, welche jetzt in Frieden und Ruhe schlafen, in dem Landstriche, welchen sie mit Gefahr ihres Lebens in tausend Schlachten, erworben.

Es ist sehr natürlich, vom Leser, zu fragen, was ist aus diesen Männern nach dem Ende des Krieges geworden? Was aus Thorp, Hickman, und den beiden Miller geworden, habe ich nie gehört; allein wenn sie noch leben, so wird wahrscheinlich eine räucherige Hütte ihre Wohnung im weiten und entfernten Westen sein; unbekannt und ungeehrt. Von dem tapferen abgehärteten und thätigen M'Lelland, habe ich zum letzten Mal gehört, daß er im Jahr 1812, von einem Zug nach den Felsengebirgen, in St. Louis angekommen sei. Er war bis zum stillen Meere, an der Mündung des Columbia Stromes, gewesen. Solch eine Reise, durch unbebaute, unbewohnte Meere von Steppen (Prairies), sich durch das stürmische Schneegestöber und Hagelwetter zu arbeiten, welches sich in fast fortdauernden Stürmen um die Höhen der furchterregenden Felsen, woraus die Felsengebirge zusammen gesetzt sind, wirbelt; wo Win-

ter ewiglich regiert,—diese Unternehmung stimmte mit der waghalsigen Anlage des Mannes überein.

Das Schicksal des tapferen und beklagten Capitain Wells endigte mit ihm, während des letzten Krieges, am 15ten August, 1817, bei Fort Dearbone, bei der Mündung des Chicago Flusses, am Ufer des Michigan Sees; hier wurde er in einem ungleichen Gefecht erschlagen; es wurden nämlich vier und sechzig Weißen, von mehr als vier hundert Indianern angegriffen. Hier fiel ein Mann, so kühn, wie jemals einer eine Büchse trug, oder einen Tomahawk handhabte.

Beim Versuch die schrecklichen Begebenheiten, und furchterregenden Gefechte zu beschreiben, welche an der westlichen Grenze vorfielen, treffen wir oft mit Scenen zusammen, welche zu beschreiben, die Sprache zu arm ist. Der Begriff ist zu schwer, um ihn lebendig an den Tag zu bringen, und in der Bemühung sich auszudrücken, versucht jeder Finger eine Zunge zu sein; wenn wir die kühnen Angriffe, oder die scharfsinnigen, meisterlichen Rückzüge der alten Grenzer, und den geduldigen Muth mit welchem sie Ermüdung und Hunger ertrugen, erwägen. Es ist erwiesen, daß Menschen wenig wissen, wie viel Unglück und Mühseligkeiten sie ertragen können, als bis sie geprüft werden. Die Gefahren von den Feinden, wenn schon groß, waren nur ein Fingerzeig bei der Aufzählung ihrer Leiden; sie mußten durch dicke Wälder, ohne Straße noch Pfad, gekratzt von Sträuchern, gebrannt von Nesseln, oder zerrissen von Dornen. Wenn sich die Nacht näherte, kein Zufluchtsort um sie gegen die grausame Heftigkeit des Sturmes zu schützen, oder bequemes Lager um ihren ermüdeten Körper auszuruhen; die feuchte Erde war ihr Bett, das Himmelgewölbe ihre Bedeckung. Von Mücken und Musquiten gepeinigt, waren ihre Nächte schlaflos. Bei Sonnenaufgang mußte ihre Vorsicht und Wachsamkeit erneuert werden, um sie vor der Gefahr eines Ueberfalls ihres wachsamen, kühnen und gewandten Feindes zu schützen.

—o—

Robert Benham.

Eine Anzahl Kiel-Boote fuhren unter dem Befehl des Maj. Rodgers, im Herbste, 1779, den Ohio hinauf, und waren ohne Zufall, bis an die Mündung des Licking gekommen. Jedoch, hier bemerkten sie einige Indianer, welche auf dem südlichen Ende einer Sandbank standen, während ein Kanoe, von 3 Andern gerudert, von dem Kentucky Ufer abstieß, als wenn sie die Anderen an Bord nehmen wollten. Rodgers befehligte sogleich, daß die Boote an das Kentucky

Ufer befestigt, während die Mannschaft, deren Anzahl sich auf siebenzig belief, sich wohl bewaffnet, und vorsichtig vorwärts bewegen solle, auf eine solche Art, daß die Stelle wo die Indianer gesehen wurden, umschlossen würde. Wie aber Rodgers, als er glaubte den Feind umzingelt zu haben, sich bereitete auf dieselben zu stürzen, wurde er, wie vom Donner gerührt, als er sah, daß einige hundert Wilden schnell von allen Seiten aufsprangen. Diese begannen ein heftiges Feuer, warfen ihre Büchsen hin, und fielen mit dem Tomahawk über die Ueberlebenden her! Der Schrecken war allgemein, und das Gemetzel ungeheuer. Major Rodgers, mit fünf und vierzig seiner Leute waren schnell getödtet. Die Ueberlebenden machten einen Versuch ihre Boote zu erreichen, allein die fünf Männer, welche sie zu bewahren, zurück gelassen waren, hatten sich sogleich im hintersten Boote vom Ufer entfernt, und die Uebrigen waren schon von den Indianern in Besitz genommen. Getäuscht in dem Versuch, wendeten sie sich wüthend gegen den Feind, und durch die Annäherung der Nacht unterstützt, brachen sie durch ihre Linien, und bewirkten ihre Flucht, mit Hinterlassung einiger tödtlich Verwundeten, nach Harrodsburgh.

Unter den Verwundeten war Capt. Benham; dieser wurde, kurz nachdem sie durch die Linien des Feindes brachen, durch beide Beine geschossen, da der Knochen zersplittert war, fiel er zu Boden. Zum Glück war ein großer Baum, nahe bei der Stelle wo er fiel, vor Kurzem gefallen, er schleppte sich mit großen Schmerzen in die Krone desselben, und lag so versteckt unter den Zweigen. Die Indianer, eifrig in Verfolgung der Anderen begriffen, passirten ihn, ohne ihn zu bemerken; gegen Mitternacht war alles ruhig. Am folgenden Morgen, kehrten die Indianer zum Schlachtfeld zurück, um die Todten auszuziehen, und wegen den Booten Sorge zu tragen. Benham, obschon in Gefahr zu verhungern, ließ sie vorbei gehen, ohne ihnen etwas von seinem Zustande wissen zu lassen; richtig vermuthend, daß seine zerschmetterten Beine, sie blos verleiten würde, um ihn mit dem Tomahawk zu tödten, um sich die Mühe, ihn nach ihrer Stadt zu tragen, zu ersparen; daher lag er stille, bis gegen Abend des zweiten Tages, wo er einen Waschbären, nahe bei sich, einen Baum hinaufsteigen sah, er schoß ihn, indem er Mittel zu finden hoffte, denselben zu erreichen, wo er dann versuchen wollte ein Feuer anzuzünden, und sich ein Mahl zu bereiten. Kaum hatte seine Büchse geknallt, als er einen menschlichen Schrei, augenscheinlich nicht mehr als fünfzig Schritte entfernt, hörte. Da er glaubte es wär ein Indianer, lud er schnell seine Büchse, und hielt sich still, die Ankunft eines Feindes erwartend. Augenblicklich wurde dieselbe Stimme, jedoch weit näher, gehört. Noch immer hielt sich Benham stille, doch spannte er den Hahn seiner Büchse, und saß fertig, sobald ein Gegenstand sich nähere, zu schießen. Ein dritter Ruf erscholl, von einem Ausruf der Ungeduld und Verlegenheit begleitet, welches Benham verleitete zu glauben, daß der Unbekannte ein Kentuckier sein müsse. Jedoch, so bald er den Ausruf: "Wer ihr auch seid— um Gotteswillen gebt mir Antwort!"—hörte, antwortete er ihm

mit Bereitwilligkeit, und bald waren die Parthien vereinigt. Wie wir schon bemerkt haben, war Benham durch beide Beine geschossen; der Mann, welcher jezt erschien, war aus derselben Schlacht entronnen, und zwar mit beiden Armen gebrochen. So war jeder im Stande, dem Einen zu ersetzen, was dem Andern fehlte. Benham hatte den vollkommenen Gebrauch seiner Arme, konnte seine Büchse laden, und mit großer Fertigkeit Wild erlegen, während sein Freund den Gebrauch seiner Beine hatte, konnte daher mit seinen Beinen das Wild, zu der Stelle wo Benham saß, hinschieben; dieser konnte es dann kochen. Wenn kein Holz nahe war, so scharrte sein Gefährte mit seinen Füßen Reiser zusammen, und schob es nach und nach, bis Benham dasselbe erreichen konnte, welcher beständig seinen Gefährten fütterte,—dessen Wunden sowohl wie seine eigenen verband—wozu er beider Hemder zerriß. Große Schwierigkeit machte es ihnen sich Wasser zu verschaffen—allein Benham nahm endlich seinen Hut, gab seinem Gefährten den Rand desselben zwischen die Zähne, und sagte ihm, daß er bis an den Hals in den Licking gehen, und durch Neigen seines Kopfes, so Wasser in den Hut schöpfen solle. Dieser war so im Stande Wasser zu besorgen, welches dann Benham gebrauchte, wenn es nöthig war.

In einigen Tagen waren alle Eichhörnchen und Vögel, welche zu erreichen waren, getödtet, und der Mann, mit den gebrochenen Armen, wurde ausgeschickt, um Wild in die Schußweite zu treiben. Glücklicherweise waren in diesem Walde wilde Truthühner im Ueberfluß, und dieser Mann trieb sie gegen Benham, welcher selten verfehlte, zwei oder drei aus jeder Heerde zu schießen. Auf diese Art versorgten sie sich mit Lebensmitteln für einige Wochen, bis ihre Wunden so weit hergestellt waren, daß sie reisen konnten. Sie verließen nun ihr altes Quartier, und errichteten sich einen kleinen Schuppen an der Mündung der Licking, wo sie sich lagerten, bis tief in den November, ängstlich die Ankunft eines Bootes erwartend, welches sie mit sich nach den Fällen des Ohio nehmen würde.

Am 27sten November, bemerkten sie ein Flach-Boot, welches langsam den Ohio sich herunter bewegte. Benham steckte seinen Hut auf einen Stock, und rief laut für Hülfe. Jedoch, die Mannschaft, sie für Indianer haltend—zudem wenigstens vermuthend, daß sie die Absicht hätten, sie an das Ufer zu locken, gab nichts um ihr Unglücks-Signal, sondern wendete gleich, und fuhr zur gegenüber liegenden Seite des Stromes, dann jedes Ruder bemannend, versuchten sie dieselben so schnell als möglich zu passiren. Benham sah sie vorbeifahren mit einer Gemüthsbewegung, welche an Verzweifelung grenzte, denn die Stelle wurde sehr oft von den Indianern besucht; und die Annäherung des Winters drohte ihnen mit Vernichtung, wenn sie nicht bald befreit würden. Endlich, nachdem das Boot beinahe eine halbe Meile den Strom hinunter gefahren, sah er ein Kanoe von dem Boote abstoßen, und sich vorsichtig dem Ufer von Kentucky nähern, gelegentlich dasselbe mit großer Vorsicht untersuchend. Benham rief laut um Hülfe,—nannte seinen Namen, und seine Beschäftigung. Nach langem Hin- und Herreden, und manchen Beweisen von

Widersetzlichkeit auf der Seite der Mannschaft, stieß endlich das Kanoe gegen das Ufer, und nahm Benham und seinen Gefährten an Bord. Ihre Erscheinung erregte viel Argwohn. Sie waren fast ganz nackend, und in ihren Gesichtern war ein Bart von sechs Wochen Wachsthum. Der Eine war kaum im Stande auf Krücken voran zu kommen, und der Andere konnte es eben einrichten sich mit einer Hand das Essen zum Munde zu bringen. Sie wurden mit nach Louisville genommen, wo ihnen ihre Kleider (welche in dem Boote, welches sie verlassen hatten, waren, und durch dasselbe mitgenommen wurden,) zurück gegeben; und nach einigen Wochen Unpäßlichkeit, wurden beide gänzlich hergestellt.

Benham diente später während der Dauer des Indianerkrieges im Nordwesten; begleitete die Feldzüge von Harmer und Wilkinson; theilte das Unglück St. Clairs, und war später bei dem Triumphe Waynes. Nach dem Friedensschluß kaufte er das Land, auf welchem Rodgers geschlagen wurde, und endete seine Tage in Ruhe, mitten unter den Scenen, welche Zeuge seiner Leiden waren.

———0———

Alexander M'Connel.

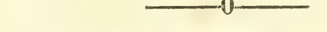
Anfangs Frühling des Jahres 1780, ging Alexander M'Connel, von Lexington, in Kentucky, zu Fuß in den Wald, um Hirsche zu schießen. Bald hatte er einen großen Bock getödtet, und ging nach Hause, ein Pferd zu holen, um ihn mit diesem nach Hause zu bringen. Während seiner Abwesenheit, kam eine Partbie von fünf Indianern, auf einem ihrer versteckten Züge, stießen zufällig auf den Hirsch, und bemerkend, daß er erst vor kurzem getödtet, so vermutheten sie richtig, daß der Jäger bald kommen würde, um das Fleisch zu holen. Drei von ihnen nahmen daher ihren Standort auf kurze Schußweite vom Hirsch, während die zwei Anderen der Spur des Jägers folgten, und den Weg, wovon man vermuthete, daß er denselben kommen würde, verlegten. M'Connel, keine Gefahr vermuthend, ritt ohne Sorgen den Weg, welchen die beiden Kundschafter bewachten, bis er den Hirsch zu Gesicht bekam; wo dann von der ganzen Parthie auf ihn geschossen, und sein Pferd getödtet wurde. Während er arbeitete, um sich von dem sterbenden Thier loszumachen, wurde er von den Indianern ergriffen, überwältigt, und als Gefangener mitgenommen. Seine Besieger schienen jedoch lustige, gut geartete Gesellen zu sein, und erlaubten ihm ungebunden mit ihnen zu gehen, und was noch außerordentlicher war, ließen ihm seine Büchse und Jagdgeräthschaften. Er begleitete sie mit augenscheinlicher Heiterkeit während des ganzen Tages, und zeigte seine Gewandtheit, Hir-

sche für den Gebrauch der Gesellschaft, zu erlegen, bis sie ihn mit großer Partheilichkeit ansahen. Nachdem sie auf diese Art einige Tage gereiset waren, erreichten sie endlich das Ufer des Ohio. Früher hatten sie zur Vorsicht ihn jede Nacht gebunden, wenn auch nicht sehr fest; allein an diesem Abend, machte er ihnen Vorstellungen über diese Sache, und klagte so sehr über die Schmerzen, welche die Stricke ihm verursachten, daß sie bloß den Strick um seine Handgelenke legten, und in einen leichten Knoten banden; das andere Ende des Strickes befestigten sie an ihren eigenen Körper, damit er keine Bewegungen machen könne, ohne sie zu erwecken; sie legten sich ruhig schlafen, ihrem Gefangenen freistellend, ihrem Beispiele zu folgen oder nicht, gerade wie es ihm gefiel.

M'Connel beschloß diese Nacht seine Flucht zu bewirken, wenn möglich; da sie am folgenden Morgen über den Strom setzen wollten, welches ihm dann mehr Schwierigkeit machen würde. Daher lag er ruhig bis gegen Mitternacht; ängstlich darüber nachdenkend, welche die besten Mittel seien, seinen Zweck auszuführen. Zufällig fiel sein Blick auf seine Füße, und ruhten auf der glänzenden Klinge eines Messers, welches aus der Scheide gefallen, und nun nahe bei den Füßen eines der Indianer lag, an welchen er befestiget war. Dasselbe mit seinen Händen zu erreichen, ohne die beiden Indianer zu stören, an welche er festgemacht, war unmöglich, und es war sehr gewagt, den Versuch zu machen, dasselbe mit den Füßen nach sich zu ziehen. Jedoch dieses versuchte er. Mit großer Schwierigkeit faßte er die Klinge zwischen seinen Zehen, und nach oft wiederholten und lange fortgesetzten Versuchen, brachte er es dahin, daß er es mit den Händen erreichen konnte. Seine Stricke durchzuschneiden war dann das Werk eines Augenblicks, nach und nach und sehr leise befreite er sich von den Indianern, ging zum Feuer und setzte sich nieder. Er sah, daß sein Werk nur halb gethan war, denn, wenn er versuchen sollte, nach Hause zurückzukehren, ohne seine Feinde vernichtet zu haben, so würde er gewißlich verfolgt, und wahrscheinlich überholt werden, und dann wäre sein Schicksal gewiß. Zum andern, schien es fast unmöglich für einen einzelnen Mann, erfolgreich in einem Gefecht mit fünf Indianern zu sein, wenn auch unbewaffnet und schlafend. Er konnte nicht erwarten, einen Hieb mit seinem Messer so stille und verderblich zu thun, um Einen zu vernichten, ohne die Andern zu erwecken. Ihr Schlaf war sprüchwörtlich leicht und unruhig, und wenn er mit Einem fehlte, so wäre er unausbleiblich von den Ueberlebenden überwältigt. Daher war das Messer ausser der Frage. Nach ängstlicher Ueberlegung einiger Augenblicke hatte er seinen Plan gemacht. Die Flinten der Indianer waren nahe beim Feuer aufgestellt, ihre Messer und Tomahawks stacken in Scheiden an ihrer Seite.—Letztere durfte er, aus Furcht die Eigenthümer derselben zu erwecken, nicht berühren, allein erstere brachte er sorgfältig fort, mit Ausnahme zweier, und verbarg sie in den Wald, wo er wußte, daß die Indianer sie sobald nicht finden würden. Dann kehrte er zu der Stelle, wo dieselben noch immer schliefen, gänzlich unbekannt mit dem Schicksal, was sie erwartete;

nahm in jede Hand eine Flinte, legte die Läufe, sechs Fuß von den Opfern entfernt, auf einen Block, und nachdem er genau einem auf den Kopf, und einem andern auf das Herz gezielt hatte, drückte er beide in demselben Augenblick los. Beide erwiesen sich verderblich. Bei dem Knall ihrer Flinten sprangen die andern auf ihre Füße, und blickten wild um sich. M'Connel, welcher gleich zu der Stelle gelaufen war, wo er die Flinten versteckt hatte, ergriff schnell eine derselben, und schoß nach zwei seiner Feinde, welche zufällig in einer Linie standen. Der Vorderste fiel todt nieder, da er durch die Mitte seines Körpers geschossen war, der Andere fiel auch laut aufschreiend, allein schnell wieder zu sich kommend, sprang er auf, und hinkte in den Wald, so schnell er immer konnte. Der Fünfte und Einzige welcher unbeschädigt blieb, rann fort gleich einem Hirsch, mit einem Schrei, welcher eben so gut Furcht als Erstaunen aussprach. M'Connel, nicht wünschend, mehr solche Schlachten zu fechten, suchte seine eigene Büchse, und machte sich so schnell als möglich nach Lexington, wo er glücklich in zwei Tagen ankam.

Kurz nachdem bewirkte Frau Dunlap, von Fayette, welche eine Zeit lang bei den Indianern gefangen gewesen, ihre Flucht, und kam nach Lexington zurück. Sie berichtete, daß der Ueberlebende zu seinem Stamme zurückgekommen, und eine traurige Geschichte erzählt habe. Er erzählte, daß er einen schönen, jungen Jäger bei Lexington gefangen genommen, und ihn glücklich bis zum Ohio gebracht habe, während sie sich auf dem Ufer des Ohio gelagert hätten, hätte sie eine Parthie Weißer bei Nacht überfallen, und alle seine Gefährten, nebst dem armen vertheidigungslosen Gefangenen getödtet; letzterer habe an Händen und Füßen gebunden gelegen, und wäre daher unfähig sowohl zur Flucht als zur Vertheidigung gewesen!!



Robert und Samuel M'Afee.

Anfangs May, 1781, wurde M'Afee's Standposten, in der Nachbarschaft von Harrodsburg, beunruhigt. Samuel M'Afee verließ in Gesellschaft eines andern Mannes, am Morgen des 9ten May, das Fort um eine kleine Bauerei zu besuchen, als plötzlich, wie sie gegen dreihundert Schritte vom Thore entfernt waren, auf sie von einer Parthie Indianer, welche im Hinterhalt lagen, geschossen wurde. Der Mann, welcher ihn begleitete, fiel sogleich; und M'Afee versuchte das Thor zu erreichen. Wie er, um diesen Zweck zu erreichen, schnell lief, fand er sich plötzlich durch einen Indianer, welcher aus dem Rohrdickicht sprang, und sich in seinen

Weg pflanzte, aufgehalten. Es war keine Zeit Complimente zu machen. Jeder besah den Andern für einen Augenblick stillschweigend, beide hoben ihre Büchsen in demselben Augenblick, und drückten zugleich los. Des Indianers Büchse versagte, während M'Afees Kugel durch sein Gehirn fuhr. Da er keine Zeit hatte, seine Büchse wieder zu laden, so sprang er über den Körper seines Gegners, und setzte seine Flucht zum Fort fort. Wie er nicht mehr hundert Schritte vom Fort war, traf er auf seine beiden Brüder, Robert und Jacob, welche bei dem Knall der Flinten, schnell herausgekommen, um ihrem Bruder beizustehen. Samuel unterrichtete sie hastig von ihrer Gefahr, und ermahnte sie, zurückzugehen. Jacob war gleich bereit, allein Robert war taub gegen alle Warnungen, und erklärte, daß er vorher den todten Indianer sehen müsse. um seinen Zweck zu erreichen, lief er voran, und nachdem er seine Neugierde befriedigt hatte, schnell auf demselben Wege zurück, als er auf einmal fünf oder sechs Indianer zwischen sich und dem Fort erblickte, augenscheinlich darauf bedacht, ihn lebendig zu fangen. Alle seine Schnelligkeit und Gegenwart des Geistes wurde jetzt in Anspruch genommen. Schnell lief er von Baum zu Baum, sich bestrebend um ihre Flanke zu kommen und eines der Thore zu erreichen; nachdem er sich oftmals gewender und sich in dem dichten Gehölze hin und her gewunden, fand er sich nur von einem Indianer verfolgt. M'Afee warf sich schnell hinter einen Zaun, wendete sich gegen seinen Gegner, und zwang ihn Schutz hinter einem Baum zu suchen. Beide blieben für einen Augenblick ruhig; M'Afee hatte den Hahn gespannt, und seinen Blick auf den Baum gerichtet, auf die Stelle wo er vermuthete, daß der Indianer den Kopf vorstrecken würde, um nach seinem Gegner zu sehen. Nach einigen Secunden wurde er befriedigt. Der Indianer stellte langsam und vorsichtig einen Theil seines Kopfes blos, und erhob seine Büchse; sobald sich aber hinreichendes Ziel zeigte, schoß M'Afee, und der Indianer fiel. Wie er sich umdrehte, um seine Flucht fortzusetzen, schoßen sechs Andere auf ihn, und nöthigten ihn hinter einen Baum. Kaum hatte er dies vollführt, als auch schon von der andern Seite von drei Feinden nach ihm geschossen wurde; die Baumrinde flog um seinen Kopf und der Staub erhob sich in die Luft, von diesen Schüssen. Da ihm dieser Posten zu heiß wurde, so verließ er allen Schutz, und lief in gerader Richtung nach dem Fort, welches er, trotz allem Widerstand, zur unaussprechlichen Freude seiner Brüder, welche an seiner Rückkehr verzweifelten, erreichte.

Die Indianer eröffneten jetzt ein heftiges Feuer gegen das Fort, nach ihrer gewöhnlichen Art, allein da sie fanden, daß jeder Versuch nutzlos sei, brachen sie schnell ihr Lager auf, ohne weitern Verlust, als die zwei von den Händen der Brüder Gefallenen; und auch ohne der Besatzung weitern Schaden zugefügt zu haben. Nach einer halben Stunde kam Major M'Gary in vollem Galopp, mit einer Parthie von Harrodsburgh, vereinigte sich mit der Besatzung, und verfolgte den Feind mit aller möglichen Lebhaftigkeit. Bald wurde derselbe überholt, und ein scharfes Gefecht fand Statt. Die India=

ner waren in wenigen Minuten zerstreut, und ließen sechs Krieger todt auf dem Platze, hatten auch mehrere Verwundete, welche sie wie gewöhnlich mit sich fortnahmen. Die Verfolgung wurde einige Meilen weit fortgesetzt, allein wegen der Dichte des Gehölzes, und der äußersten Anstrengung und Benehmen des Feindes, war sie nicht sehr folgenreich. M'Gary verlor einen Todten, und einen Mann, der tödtlich verwundet war.

———0———

Bryant und Hogan.

Ungefähr zu derselben Zeit wurde Bryants Posten von kleinen Parthien Indianern sehr gequält. Dieser war ein Grenzposten, und empfing am ersten die Heftigkeit indianischer Feindseligkeit. Er wurde von vier Brüdern von Nord Carolina, im Jahr 1779, gegründet, einer dieser Brüder, Namens William, hatte die Schwester des Col. Boone geheirathet. Die Indianer lauerten beständig in der Nachbarschaft, verlegten die Wege, stahlen ihre Pferde und tödteten ihr Vieh. Endlich wurde es nöthig mit Parthien von 20 bis 30 Mann zu jagen, so daß man im Stande war, ohne Gefahr mit ihnen zusammen zu treffen und ihren Angriff abzuschlagen; welche fast mit jedem Tage kühner und häufiger wurden. Den Nachmittag des 20sten Mays, verließen William Bryant in Begleitung von zwanzig Mann das Fort, um einen Jagdausflug den Elkhorn Fluß hinunter zu machen. Sie bewegten sich mit Vorsicht vorwärts, bis sie an allen Punkten, wo gewöhnlich Hinterhalt gelegt wurde, vorbei waren; dann, wie sie keinen Feind sahen, wurden sie kühner, und beschlossen, sich in zwei Parthien zu theilen um einen größeren Theil des Landes bestreichen zu können. Eine dieser Parthien, von Bryant in Person begleitet, sollte den Elkhorn Fluß auf dem südlichen Ufer hinunter gehen, sich dort weit ausdehnen, und so viel Raum einnehmen als möglich. Die Andere unter Befehl des James Hogan, eines in guten Umständen sich befindenden Bauers, sollte sich in derselben Linie auf dem nördlichen Ufer fortbewegen. Die zwei Parthien wollten sich des Abends wieder vereinigen, und sich zusammen in der Mündung der Cane Run lagern. Jede befolgte pünktlich den ersten Theil ihrer Plane. Allein Hogan war kaum einige hundert Schritte vorangegangen, als er eine laute Stimme hinter sich in sehr gutem Englisch rufen hörte: "Halt, Freunde!" Schnell sahen sie sich um, und bemerkten einige Indianer, welche sie so schnell als möglich zu Fuß verfolgten. Ohne sich aufzuhalten, um die Anzahl zu zählen, spornten sie ihre Pferde, und stürzten sich in voller Eile durch den Wald, die Indianer blieben nahe bei ihnen,

und oft gewannen sie an Raum. Die Parthie hatte ein Packpferd bei sich, um auf dasselbe das erlegte Wild zu packen; dieses wurde aufgegeben, und fiel in die Hände der Indianer. Einige verloren in der Eile ihrer Flucht ihre Hüte; sobald sie aber in das offene Gehölz kamen, ließen sie ihre Verfolger so weit hinter sich zurück, daß sie Athem holen, und mit einander sich besprechen konnten, ob es wohl der Mühe werth gewesen sei, ihre Pferde so anzustrengen, ehe sie sich über die Anzahl ihrer Feinde vergewissert hätten; schnell beschlossen sie durch den Bach zu reiten, und die Ankunft der Indianer zu erwarten; sollten sie dieselben, wenn sie sich mit Bryants Parthie vereinigt hätten, überlegen finden, so wollten sie sich zum Fort zurückziehen; da, wenn sie ihren Marsch zur Cane Run fortsetzten, sie einen überlegenen Feind über ihre Freunde bringen, und so das Leben der ganzen Parthie gefährden würden. — Demgemäß ritten sie durch den Bach, stiegen ab, und erwarteten die Ankunft des Feindes. Während dem wurde es dunkel, und man konnte deutlich die Annäherung der Indianer auf dem andern Ufer hören; nach einer kurzen Pause stieg ein einzelner Krieger das Ufer hinab, und begann durch das Wasser zu waden. Hogan wartete, bis derselbe aus dem Schatten der Bäume, welche auf dem Ufer wuchsen, getreten war; doch sobald er die Mitte des Wassers erreicht hatte, zielte Hogan genau, und schoß; ein starker Schlag im Wasser wurde gehört, und sogleich war alles still. Die Verfolgung wurde nicht weiter fortgesetzt, die Parthie bestieg ihre Pferde und kehrte nach Hause zurück. Jedoch besorgt, Bryants Parthie von ihrer Gefahr zu benachrichtigen, verließen sie das Fort vor Tagesanbruch, und ritten eilig den Bach herunter, in der Richtung der Mündung der Cane. Wie sie noch einige hundert Schritte von der Stelle waren, wo sie das Lager vermutheten, hörten sie den Knall mehrerer Schüsse, in schneller Folge. Dafür haltend daß Bryant mit einer Heerde Büffel zusammen gekommen, beschleunigten sie ihren Ritt noch mehr, um Theil an der Jagd zu haben. Der Morgen war nebelig, und der Pulverdampf lag so schwer über dem Boden, daß man nichts erkennen konnte. Als sie sich auf zwanzig Schritte dem Bache genähert hatten, fanden sie sich auf Pistolenschußweite von einer Parthie Indianer entfernt, welche gelassen auf ihren Päcken saßen, und ihre Pfeifen zubereiteten. Beide Parthien stutzten, doch schnell sich zusammenraffend, schützten sie sich wie gewöhnlich, und das Gefecht begann mit großem Eifer. Die Indianer behaupteten ihren Stand ungefähr eine halbe Stunde, allein von vorne gedrängt, und in der Seite umgangen, zogen sie sich endlich zurück; und da sie heftig verfolgt wurden, wurden sie mit bedeutendem Verlust, welchen man aber nicht genau angeben konnte, endlich zerstreut. Von Hogan's Parthie wurde ein Mann getödtet; und drei andere, doch keiner tödlich, verwundet.

Es ereignete sich, daß Bryants Gesellschaft sich an der Mündung des Cane gelagert hatte, wie abgesprochen war, und konnten sich daher keinen Begriff davon machen, warum Hogan ausblieb. Gegen Tagesanbruch hörten sie eine Schelle in der Entfernung, wel-

che sie sogleich als diejenige erkannten, die das Packpferd von Hogans Parthie an sich hatte; und welches wie wir gehört haben, dem Feinde am vorhergehenden Abend überlassen wurde. Sie vermutheten nun, daß ihre Freunde in dem Nebel sich verirrt hätten, und das Lager nicht finden könnten; Bryant, von einem seiner Männer, Namens Grant, begleitet, machten sich beritten, und ritten nach der Stelle, wo man die Schelle noch immer hörte. Kurz nachher fielen sie in einen Hinterhalt, woraus auf sie geschossen wurde. Bryant wurde tödtlich und Grant stark verwundet; ersterer war durch die Hüfte und beide Knie, letzterer durch den Rücken geschossen. Da jedoch beide im Stande waren, sich im Sattel zu halten, spornten sie ihre Pferde, und erreichten kurz nach dem Frühstück das Fort. Während dem, hatten die Indianer das Lager überfallen, und zerstreut; und da sie sich bereiteten, nach ihrem Siege sich gütlich zu thun, wurden sie plötzlich, wie wir gehört haben, von Hogan angegriffen. Die Furcht der Parthie Hogan's bei der ersten Erscheinung der Indianer, war die Ursache von Bryants Tod. Dieselben Männer, welche den Abend zuvor so hastig geflohen, waren am nächsten Morgen im Stande, mit ein wenig Standhaftigkeit, dieselbe Parthie zu besiegen. Hätten sie zuerst gestanden, so würden sie wahrscheinlich einen gleichen Erfolg gehabt, und das Leben ihres Führers erhalten haben.

———o———

Adam Poe.

Einige Meilen oberhalb Wheeling gingen, Mitte July 1782, sieben Wyandotts über den Ohio, und verübten große Verheerungen auf dem südlichen Ufer, tödteten einen alten Mann, welchen sie in seiner Hütte allein fanden, und verbreiteten durch die ganze Gegend Furcht und Schrecken. Einige Stunden nachdem sie sich zurückgezogen, hatten sich acht Männer aus verschiedenen Gegenden der kleinen Ansiedelung versammelt, und verfolgten den Feind mit großer Schnelligkeit. Unter den lebhaftesten und tüchtigsten der Parthie waren zwei Brüder, Namens Adam und Andreas Poe. Adam war besonders beim Volke beliebt, in Stärke, Munterkeit und Kühnheit suchte er seines Gleichen, er war schön gebaut, und in allen Gefahren des Waldes abgehärtet. Sie waren noch nicht lange der Spur gefolgt, so wurden sie überzeugt, daß die Verwüster von Großfuß begleitet würden; einem berühmten Häuptling des Wyandott Stammes, welcher den Namen von seinen ungeheuern Füßen hatte. Seine Höhe überstieg bedeutend sechs Fuß, und seine Stärke wurde für herkulisch angesehen. Er hatte fünf Brüder, welche ihm





Lithog of J. T. Bowen, 94, W[illegible]

POE'S LEAP.

an Gestalt und Muth wenig nachgaben, und da sie fast immer beisammen waren, so waren sie der Schrecken des Landes. Adam Poe war voller Freude bei der Vorstellung, daß er seine Stärke mit der des berühmten Häuptlings messen könne, betrieb daher die Verfolgung mit solchem Eifer, daß sie bald in die Nähe des Feindes kamen. Die letzten Meilen führte sie die Spur am südlichen Ufer des Ohio, wo die Fußstapfen im Sande tief und deutlich waren, allein, wie sie noch einige hundert Schritte von der Stelle entfernt waren, wo Weiße sowohl wie Indianer gewöhnlich übersetzten, wand sie sich plötzlich vom Strom ab, und dehnte sich neben einem felsigen Hügel zu einem stumpfen Winkel mit der frühern Richtung. Hier hielt Adam für einen Augenblick, befahl seinem Bruder mit den andern jungen Männern der Spur mit gehöriger Vorsicht zu folgen, während er sich auf dem Pfad am Strom halten wolle, welcher durch eine Menge Weiden gerade zu der Stelle führte, wo er den Feind zu finden erwartete. Wie er das Pulver auf der Pfanne seiner Büchse untersucht hatte, kroch er vorsichtig durch das Gebüsch, bis er eine Ansicht des Platzes der Einschiffung hatte. Hier lagen zwei Kanoes ledig und augenscheinlich verlassen. Hiermit zufrieden, verlor er doch nicht seine Wachsamkeit, weil die Indianer nahe waren, und gewann einen hervorstehenden Felsen, welcher unmittelbar über die Kanoes hing. Hier hörte er von unten ein leises Gemurmel, sah vorsichtig hinunter, und hatte den Gegenstand seines Suchens vor sich. Der gigantische Großfuß lag unter ihm in dem Schatten einer Weide, und sprach in einem leisen tiefen Ton mit einem andern Krieger, welcher neben ihm ein bloßer Zwerg zu sein schien. Adam zog sich leise zurück und spannte den Hahn. Das Ziel war schön, die Entfernung überstieg nicht zwanzig Fuß, und sein Zielen untrüglich. Er hob seine Büchse vorsichtig und langsam, nahm ein sicheres Ziel auf Großfuß's Brust und drückte los. Die Pfanne brannte ab. Beide Indianer sprangen mit einem Ausruf des Erstaunens auf, alle drei starrten sich für einen Augenblick an; allein diese Unthätigkeit wurde schnell gehoben. Adam war zu sehr durch das Gesträuch gehindert, um sich zurück zu ziehen, und sein Leben auf einen Wurf setzend, sprang er über das Gesträuch, welches ihn verborgen, und alle seine Kraft zusammen nehmend, sprang er vom Felsen hernieder gerade auf Großfuß's Brust, welcher durch diesen Stoß zu Boden stürzte. Im Augenblick des Berührens, hatte Adam seinen rechten Arm um den Hals des kleinen Indianers geschlagen, so daß alle drei beisammen auf dem Boden lagen. In demselben Augenblick wurde ein starkes Schießen unter den Gesträuchen über ihnen gehört, dies bewieß, daß die andern Partheien aneinander waren, allein das Trio da unten war so sehr beschäftigt, daß sie auf nichts anderes achteten, als auf sich selbst. Großfuß war eine Zeit lang von dem Stoße betäubt, dadurch wurde Adam in den Stand gesetzt beide niederzuhalten; allein die Anstrengung um diesen Zweck zu erreichen, war zu anhaltend, als daß er sein Messer hätte ziehen können. Großfuß war bald wieder zu sich gekommen, und ohne den Versuch aufzustehen zu machen, schlug er seinen langen Arm um

Adams Körper, und drückte ihn gegen seine Brust, mit der erdrückenden Gewalt einer Boa Constrictor. Adam, wie wir schon bemerkten, war ein starker Mann, und hatte selten seines Gleichen gefunden, doch nie hatte er eine solche Umarmung gefühlt, als diese von Großfuß. Er ließ seinen Halt an dem kleinern Indianer fahren, welcher gleich aufsprang. Großfuß hieß ihn sein Tomahawk holen, welches zehn Schritte entfernt lag, und den Weißen tödten, während er ihn festhielt. Adam, seine Gefahr einsehend, strengte sich männlich an, sich von der Umarmung des Riesen zu befreien, doch vergeblich. Der andere Indianer näherte sich mit aufgehobenem Tomahawk, allein Adam bewachte ihn genau, und als der Indianer zum Hiebe bereit war, trat er ihn so plötzlich und gewaltig, daß ihm das Tomahawk aus der Hand flog, und er stolpernd zurück ins Wasser fiel. Großfuß machte bei der Fehlschlagung einen Ausruf der tiefsten Verachtung, und seine Stimme zum höchsten Punkt erhebend, donnerte er einige Worte in der indianischen Sprache, welche Adam nicht verstand, vermuthete aber, daß es ein Befehl zu einem neuen Angriff wäre. Der Indianer näherte sich aufs Neue, indem er sich sorgfältig vor Adams Beinen hütete, und machte mancherlei Bewegungen mit dem Tomahawk, um ihn über den Punkt, wo der Hieb hinfallen sollte, zu täuschen. Dieses währte einige Augenblicke, bis ein donnernder Ausruf von Großfuß ihn den Hieb zu thun nöthigte. Doch so war die Gewandtheit und Schnelligkeit Adams beschaffen, daß er den Hieb des Tomahawks in einer schiefen Richtung auf das Handgelenk erhielt; welcher ihn zwar tief verwundete, allein nicht unfähig machte. Jetzt machte er einen plötzlichen und verzweifelten Versuch, sich aus den Armen des Riesen zu befreien, und es gelang ihm. Gleich ergriff er eine Büchse, (denn der Indianer durfte nicht schießen, aus Furcht seinen Gefährten zu beschädigen,) und schoß den kleinern Indianer durch den Leib. Kaum hatte er dieses gethan, als Großfuß aufstand, ihn mit einer Hand auf der Brust und der andern an der Hüfte fassend, warf er ihn in die Luft, wie er ein Kind in die Luft geworfen haben würde. Adam fiel am Rande des Wassers auf den Rücken, allein ehe sein Gegner auf ihn springen konnte, war er wieder auf seinen Füßen, und wüthend bei der Vorstellung, daß er so leicht gehandhabt wurde, griff er seinen riesenhaften Gegner mit einer solchen Wuth an, daß diese die geringere Kraft ersetzte. Es begann nun ein schönes Faustgefecht, denn keiner hatte Muße genug bei diesem Kampfe, sein Messer zu ziehen. Adams überlegene Behendigkeit und Erfahrung als ein Faustkämpfer, brachte ihm großen Vortheil. Der Indianer schlug ungeschickt, und da er fand, daß er rasch zum Wasser getrieben wurde, machte er mit seinem Gegner kurzen Prozeß, und schleuderte ihnen nochmals zu Boden. Schnell rollten sie in den Strom, und der Kampf wurde hier mit unverminderter Wuth fortgesetzt, indem Jeder versuchte den Andern zu ertränken. Der Indianer war auf solche gewaltige Anstrengungen wenig geübt, und da er bei dem ersten Stoß in seiner Brust viel gelitten hatte, so war er nicht im Stande, dieselbe Kraft anzuwenden, welche ihm im Anfan-

ge eine so große Ueberlegenheit gegeben hatte; Adam ergriff ihn bei der Scheitellocke, zog seinen Kopf unter das Wasser, bis der schwache Widerstand des Indianers ihn zum Glauben bewegte, daß er ertrunken sei, er ließ daher seinen Halt fahren, und versuchte sein Messer zu ziehen. Der Indianer war jedoch nach Adams eigenem Ausdruck, nur ihn irre leitend. Er war schnell auf seinen Füßen, und brachte seinen Widersacher unter. In diesem Kampfe waren beide so weit in das Wasser gekommen, daß sie nicht mehr stehen konnten, daher wurden beide genöthigt, sich gegenseitig loszulassen, und für ihr Leben zu schwimmen. Da noch eine geladene Büchse am Ufer war, so versuchte jeder dieselbe zu erreichen, wie nun Adam sah, daß er zu spät kommen würde, weil der Indianer ein sehr fertiger Schwimmer war, wendete er sich, und schwamm in den Strom hinaus, um sich unterzutauchen, damit das Vorhaben des Indianers vereitelt würde. In diesem Augenblick kam Andreas, da er gehört hatte, daß sein Bruder allein mit zwei Indianern kämpfte, und in großer Gefahr sich befände; er lief eilends zu dem obern Ufer um ihm beizustehen; ein anderer weißer Mann folgte ihm. Wie er Adam mit Blut bedeckt und schnell vom Ufer abschwimmen sah, hielt er ihn für einen Indianer, schoß nach ihm, und verwundete ihn gefährlich in der Schulter. Adam wendete sich um, und wie er seinen Bruder sah, rief er ihm mit lauter Stimme zu, daß er den großen Indianer am Ufer tödten solle. Allein die Flinte des Andreas war leer, denn sie war eben abgeschossen. Zum Glück hatte Großfuß die leere Flinte ergriffen, mit welcher Adam den andern Indianer erschossen hatte, so daß beide sich gleich waren. Die Frage war nun, wer am ersten geladen habe. Großfuß hatte zuerst sein Pulver in den Lauf geschüttet, da er aber in zu großer Eile den Ladestock auszog, flog derselbe in's Wasser, wie er nun lief, denselben wieder zu erlangen, so hatte Andreas den Vortheil. Doch der Indianer war nur einen Augenblick zu spät, denn seine Flinte war an seiner Schulter, wie die Kugel des Andreas seine Brust traf. Die Flinte fiel aus seinen Händen, und er fiel vorwärts am Rande des Ufers auf sein Gesicht. Andreas, wegen seinem Bruder beunruhigt, welcher kaum im Stande war zu schwimmen, warf seine Flinte auf den Boden, und sprang in den Strom, um ihn an das Ufer zu bringen, allein Adam mehr darauf bedacht, den Scalp des Großfuß zu sichern, als für seine eigene Sicherheit, rief seinem Bruder laut zu, den großen Indianer zu scalpiren, und ihn sich selbst zu überlassen, da derselbe (aus einem romantischen Verlangen, dem indianischen Krieger eigen, seinen Scalp vor dem Feinde zu sichern) sich in den Strom zu rollen versuchte. Jedoch Andreas schlug es ab zu gehorchen, und bestand auf der Sicherung des Lebendigen, ehe er den Todten beachten wollte. Unter dieser Zeit hatte es Großfuß geglückt, ehe er starb, das tiefe Wasser zu erreichen; sein Körper wurde von den Wellen weggetragen, ohne den Stolz und die Zierde eines Indianers verloren zu haben.

Nicht einer der Indianer war entkommen; fünf der Brüder Großfuß's, die Blume des Wyandott Stammes, hatten ihn auf diesem

Zuge begleitet, und kamen alle um. Es ist gesagt worden, daß die Nachricht davon den ganzen Stamm in Trauer versetzt habe. Ihre bemerkenswerthe Größe, ihr Muth und ihr überlegener Verstand gab ihnen großen Einfluß, welcher sich sehr zu ihren Gunsten im Allgemeinen auf der Seite der Menschlichkeit zeigte. Ihre kräftige Verwendung, hatte manchen Gefangenen vom Pfahle befreit, und der Kriegsführung der Indianer in diesem Theile des Landes einen mildern Charakter gegeben. Adam Poe wurde von seinen Wunden wieder hergestellt, und lebte manches Jahr nach diesem denkwürdigen Gefecht, allein nie vergaß er die fürchterliche "Umarmung" in den Armen des Großfuß.

—0—

Frau Woods.

Gegen die Mitte des Sommers 1792, zog unbedachterweise ein Herr, Namens Woods, aus der Nachbarschaft eines Forts; und zum Besten seines Viehes ließ er sich auf einer einsamen Heide, nahe bei Beargraß nieder. Eines Morgens verließ er seine Familie, welche aus seiner Frau, einer noch nicht erwachsenen Tochter, und einem lahmen Neger bestand, und ritt nach dem nächsten Fort, nicht erwartend vor Nacht zurückzukommen. Frau Woods, welche in ihrem Milchhaus beschäftigt war, wurde sehr beunruhigt, wie sie mehrere Indianer sich schnell dem Hause nähern sah. Um Alarm zu machen, schrie sie laut, und lief mit der größten Eile, um vor ihnen das Haus zu erreichen. In diesem war sie glücklich, allein hatte nicht so viel Zeit die Thüre zu schließen, als der vorderste Indianer seinen Eintritt mit Gewalt erzwang. Sobald er eintrat ergriff ihn der lahme Neger und versuchte ihn auf den Boden zu werfen; allein er wurde selbst mit Gewalt zu Boden geworfen, und der Indianer fiel auf ihn. Frau Woods war zu sehr beschäftigt, die Thüre gegen die Außenstehenden zuzuhalten, als daß sie den Kämpfenden beistehen konnte, allein der lahme Neger, den Indianer in seinen Armen haltend, rief dem jungen Mädchen zu, demselben mit einer sehr scharfen Axt, welche unter dem Bette lag, den Kopf abzuhauen. Sie versuchte zu gehorchen, da sie aber mit einer zitternden Hand hieb, war der Hieb erfolglos. Unter den Befehlen des Negers wiederholte sie ihre Hiebe, und verwundete endlich den Indianer so stark, daß der Neger im Stande war aufzustehen, und die Verrichtung vollständig zu machen. Aufgeblasen durch den Erfolg, rief er seiner Herrin zu, sie solle noch einen hereinlassen, so wollten sie einen nach dem andern tödten. Während sie noch über diesen Vorschlag nachdachte, hörten sie ein heftiges Schießen, worauf sich

die Indianer schnell entfernten. Eine Parthie weißer Männer hatte sie in der Entfernung gesehen, und waren ihnen vorsichtig gefolgt; und hatten in einem sehr bedenklichen Augenblicke sich eingemischt, und so eine hülflose Familie vor gewisser Vernichtung bewahrt.

———o———

Davis, Caffree und M'Clure.

Im Frühling 1784, verfolgten drei Kentuckier, Davis, Caffree und M'Clure, eine Parthie südlicher Indianer, welche in Lincoln Caunty Pferde gestohlen hatten, da sie es unmöglich fanden, dieselben einzuholen, so beschloßen sie, in die nächste Indianer Ansiedelung zu gehen und Repressalien zu machen;—zu der Zeit war Pferdestehlen ein sehr gewöhnliches Vergnügen, und von beiden Seiten häufig begangen. Nach einer Reise von mehreren Tagen, kamen sie bis einige Meilen von einer Indianer Stadt am Tennessee Flusse, Chicacauga genannt. Hier trafen sie mit drei Indianern zusammen, da sie sich an Anzahl gleich fanden, so machten sie Zeichen des Friedens, schüttelten sich die Hände, und waren darin einverstanden zusammen zu reisen. Jedoch waren beide Parthien augenscheinlich argwöhnisch gegen einander. Die Indianer gingen auf der einen, die Weißen auf der andern Seite der Straße, sich gegenseitig aufmerksam betrachtend. Die Indianer fingen endlich ein leises ernstes Gespräch an, so daß die Weißen glaubten, sie hätten verrätherische Absichten, und beschlossen, ihnen darin zuvor zu kommen. Caffree war ein sehr starker Mann, und nahm auf sich, einen der Indianer zu ergreifen, während Davis und M'Clure die beiden andern tödten sollten. Der Plan war schlecht, wurde aber unglücklicherweise angenommen. Kühnlich sprang Caffree auf den nächsten Indianer, ergriff ihn bei der Gurgel, warf ihn zu Boden, und zog einen dünnen Strick aus der Tasche, womit er ihn zu binden versuchte. In demselben Augenblick versuchten Davis und M'Clure ihren Theil des Planes auszuführen. M'Clure erschoß seinen Mann, allein die Flinte von Davis versagte. Alle drei, das ist: die zwei Weißen und der Indianer, auf welchen Davis Flinte abgebrannt, sprangen gleich hinter Bäume und bereiteten sich für ein Scharmützel, während Caffree mit dem gefangenen Indianer auf dem Boden liegen blieb, wo sie beide den Schüssen der andern bloßgestellt waren. Einige Augenblicke nachher schoß der Wilde, hinter seinem Baume her, Caffree und versetzte ihm eine tödtliche Wunde, wurde aber dagegen von M'Clure augenblicklich erschossen. Caffree wurde sehr schwach, und rief Davis herbei, ihm beim Binden des Indianers behülflich

zu sein; kaum hatte er dies gethan, so starb er. Davis lief um seinem Freunde beizustehen, allein der Indianer, durch den Tod Caffrees befreit, sprang auf, ergriff Caffrees Flinte, und erhob sie drohend gegen Davis, dessen Flinte untauglich zum Kampfe war; dieser lief in den Wald, und nahe hinter ihm ihn verfolgend lief der Indianer. M'Clure lud hastig seine Flinte, nahm die Flinte von Davis, welche dieser hatte fallen lassen, und folgte ihnen eine Zeit lang in den Wald, indem er alle Signale machte, welche sie im Falle der Trennung verabredet hatten. Allein, alles war umsonst, er sah nichts mehr von Davis, und nie hat er sich mit dessen Schicksal bekannt machen können, weil derselbe nie wieder nach Kentucky zurückkam; er ist daher wahrscheinlich umgekommen.

M'Clure fand sich nun allein im feindlichen Lande, und von todten Körpern umgeben; hielt es daher für das Beste, das Vorhaben ihres Zuges aufzugeben, machte sich daher auf den Rückweg nach Kentucky, und nahm Davis Flinte zu der seinigen mit sich. Kaum war er eine Meile gegangen, als er von der andern Seite einen Indianer sich nähern sah, dieser saß zu Pferde, welches eine Schelle am Halse hängen hatte, und ein Knabe begleitete ihn zu Fuß; schnell ließ M'Clure eine Flinte fallen, welche sonst Verdacht erregt haben würde, und ging mit dem Anschein von Zutrauen auf den Indianer zu, bot ihm die Hand und machte sonstige Zeichen des Friedens. Die andere Parthei schien offenherzig die Vorschläge zu empfangen, stieg ab, setzte sich auf einen Block, nahm seine Pfeife, that einige Züge selbst, und überreichte sie dann M'Clure. Wenige Minuten nachher hörte man wieder eine Schelle in der Entfernung von ungefähr einer halben Meile, und bald machte eine zweite Parthie Indianer zu Pferde ihre Erscheinung. Der erste Indianer unterrichtete M'Clure nun kalt durch Zeichen, daß wenn die Reiter herankämen, er gebunden und als Gefangener mit fortgenommen, und seine Füße unter dem Bauche des Pferdes befestigt werden würden; um es ihm deutlicher zu machen, setzte er sich auf einen Block, und schloß seine Schenkel um denselben. M'Clure ihm innerlich für seine Offenheit dankend, beschloß ihm die Freude zu vereiteln; daher, wie der Indianer im Reiten seines Blockes fleißig sich abmühte, und die Geberden eines Gefangenen mimisch darstellte, schlug er ihm den Schädel ein, und entfloh in den Wald. Der Knabe des Indianers bestieg schnell das Pferd, und ritt in einer andern Richtung davon. M'Clure wurde eifrig durch einige kleine Indianerhunde verfolgt, welche ihm oftmals zwischen die Beine liefen und ihn zum Falle brachten. Nachdem er fünf oder sechsmal gefallen, waren seine Augen voller Staub, und er konnte daher nicht mehr sehen. Da er nun an dem Entkommen verzweifelte, legte er sich mürrisch auf sein Gesicht, und erwartete jeden Augenblick die Schneide eines Tomahawks zu fühlen. Allein zu seinem Erstaunen erschien kein Feind, und sogar die Hunde, wie sie eine Zeitlang an ihm gerissen, ja ihm buchstäblich die Hosen abgerissen hatten, verließen ihn und ließen ihn unbelästigt seine Reise fortsetzen. Da alles um ihn herum still war, erhob er sich nach einigen Augenblicken, und ging

seiner Wege nach Kentucky. Er erreichte sicher seine Heimath, und lebte noch im Jahr 1820. Diese Mittheilung ist aus seinem eigenen Munde, und man kann sie als wahr ansehen.

———0———

Col. Thomas Marshall.

Im Laufe des nächsten Jahres, kamen viele Familien in Booten den Ohio herunter, landeten zu Maysville, und setzten ihre Reise nach solchen Theilen des Landes, welche ihnen gefielen, zu Lande fort. Aus der Menge Begebenheiten, welche bei der Reise in Booten den Strom hinunter, vorfielen, habe ich zwei ausgesucht, welche mir bemerkenswerth schienen. Col. Thomas Marschall, früher Befehlshaber des dritten Virginier Regiments, (nach der Continental-Einrichtung,) und nachher den nämlichen Rang in der Virginier Artillerie begleitend, schiffte sich in einem Flachboot ein, und fuhr den Ohio hinunter, ohne daß etwas Bemerkenswerthes, bis zur Mündung der Kenawha, vorfiel. Hier wurde ihm Abends gegen zehn Uhr, vom nördlichen Ufer, durch einen Mann, in gutem Englisch, und welcher sich als James Girty, (Bruder von Simon) ausgab, zugerufen. Das Boot trieb langsam, in einer Entfernung von hundert und fünfzig Schritte, den Storm hinunter; da nun Girty eine entsprechende Bewegung machte, so wurde die Unterredung einige Minuten fortgesetzt. Er begann zuerst mit Nennung seines Namens, und verlangte den Namen des Herrn vom Boote zu wissen. Wie man ihn darin zufrieden gestellt, so versicherte er, daß er ihn gut kenne, ihn sehr hochachte u. s. w., und endigte mit einigen außerordentlichen Bemerkungen: "Er sagte, daß er hier auf Posten gestellt sei, und zwar von seinem Bruder Simon, um alle Boote vor der Gefahr zu warnen, sich an das Ufer locken zu lassen. Die Indianer wären auf ihn eifersüchtig geworden, und er habe daher allen Einfluß, welchen er früher unter ihnen hatte, verloren. Er bereue tief den Schaden, welchen er seinen Landsleuten zugefügt, und wünsche wieder in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Um dieselben von seiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, habe er ihn dahingestellt, um alle Boote vor den Schlingen, welche ihnen gelegt, zu warnen. Alles würde versucht, die Reisenden ans Ufer zu ziehen. Weiße Menschen würden an das Ufer kommen,—Kinder würden um Erbarmen schreien.—Allein, fuhr er fort, haltet euch nur mitten im Strom, und stählt eure Herzen gegen jede betrübte Anrede, welche an euch gemacht wird." Der Colonel dankte ihm für diese Nachricht, und setzte seinen Lauf fort.

Nie wurde wieder etwas davon gehört, daß Girty wünsche seinen

Stand in der Gesellschaft einzunehmen; allein seine Warnung, sei der Beweggrund was er wolle, hat vielen Familien gute Dienste geleistet.

———o———

Capt. James Ward.

Capt. James Ward, später ein sehr geachteter Bürger, in Mason Caunty, Kentucky, fuhr fast zu derselben Zeit, den Strom hinunter; unter Umständen, welche ein Gefecht mit den Indianern besonders fürchten ließen. Er, mit sechs Andern, wovon einer sein Neffe war, schifften sich in einem gebrechlichen Boote ein, welches fünf und vierzig Fuß lang, und acht Fuß breit war; ohne weiteren Schutz, als einem einfachen Tannenbrett, über jeder Seite des Bootes. Das Boot war sehr mit Gepäck beladen, und sieben Pferde waren auch darinnen. Da sie seit mehreren Tagen keinen Feind gesehen hatten, so wurden sie ganz sicher und sorglos, und ließen das Boot fünfzig Schritte vom Ufer treiben. Plötzlich zeigten sich mehrere hundert Indianer, welche kühn bis an den Rand des Wassers liefen, und ein heftiges Feuer auf das Boot richteten. Das Erstaunen der Mannschaft läßt sich denken. Capt. Ward und sein Neffe ruderten, wie der Feind erschien; da der Capitain wußte, daß ihre Sicherheit auf der Geschicklichkeit, die Mitte des Stromes zu erreichen, beruhte, so behauptete er standhaft seinen Sitz, und versuchte seine ganze Kraft am Ruder, allein sein Neffe sprang bei der Erscheinung des Feindes auf, ergriff seine Flinte, und wollte die anlegen, als er einen Schuß in die Brust erhielt, und todt niederstürzte. Zum Unglück fiel sein Ruder in den Strom, und der Capitain, da er kein Ruder hatte, um auf der anderen Seite zu rudern, näherte sich eher der feindlichen Küste, als daß er sich von derselben entfernte. Schnell nahm er ein Brett, gab sein eigenes Ruder zu einem der Mannschaft, nahm den Sitz seines Neffen, und unbeschädigt von den Kugeln, welche um ihn flogen, fuhr er fort sich zu bemühen, bis das Boot eine ansehnliche Entfernung erreicht hatte. Dann erst sah er sich nach dem Zustand der Mannschaft um. Sein Neffe lag in seinem Blut, durchaus leblos;—die Pferde waren entweder getödtet, oder tödtlich verwundet. Einige waren über Bord gefallen, andere strengten sich so gewalthätig an, daß ihre bebrechliche Barke so viel Wasser einnahm, um die größte Besorgniß zu erregen. Allein die Mannschaft gab die sonderbarste Ansicht. Ein Capitain, welcher mit Ehre im Continentalkriege gedient hatte, schien nun gänzlich seiner Geistesfähigkeit beraubt. Er lag auf seinem Rücken auf dem Boden des Bootes, die Hände emporgehoben, und mit einem Gesichte, in welchem Furcht personifi-

zirt war, während er in einem Tone der Verzweifelung ausrief: "O Herr! O Herr!" Ein Holländer, dessen Gewicht sich gegen drei hundert Pfund belaufen mochte, war sehr besorgt, Schutz für seine ungeschickte Person zu suchen, welches wegen den niedrigen Seiten, sehr schwierig war. Trotz seiner übermäßigen Anstrengungen, erschien doch ein Theil seines übermäßigen H.....n über dem niedrigen Seitenbrett, und gab den Feinden ein Ziel, welches eine beständige Kugelschauer um denselben hervorbrachte. Umsonst suchte er seine Lage zu verändern. Der Hügel machte beständig seine Erscheinung, und die Kugeln flogen noch immer um denselben, bis endlich der Holländer seine Geduld verlor, seinen Kopf erhob, und in einem Tone klagender Warnung ausrief: "O nun! laßt diesen Unsinn, ihr da—wollt ihr!" Nicht ein Schuß wurde vom Boote gefeuert. Zu einer Zeit, da sie beinahe die Strömung erreicht hatten, versuchte Capt. Ward seine Büchse auf sie zu richten, doch so stark war die Bewegung des Boots, von den wüthenden Anstrengungen der Pferde, daß er seine Flinte nicht ruhig halten konnte, um in einer Entfernung von zwanzig Schritten zu schießen; schnell legte er sie bei Seite, und fing wieder an zu rudern. Die Indianer folgten ihnen mehr als eine Stunde den Strom hinunter, da sie aber keine Kanoes hatten, konnten sie keinen Versuch machen, das Boot anzugreifen; und da endlich dieselben glücklich nach dem anderen Ufer kamen, gaben sie ihre Verfolgung auf, und verschwanden. Keiner der Mannschaft, den jungen Mann, wie früher bemerkt, ausgenommen, war beschädigt, obschon des Holländers Sitz der Ehren, als eine Schießscheibe, für mehr denn eine Stunde, gedient hatte; der Continental-Capitain kränkte sich sehr über den plötzlichen, und wie er sagte, "unerklärlichen" Schrecken, welcher ihn ergriffen hatte. Capt. Ward, wurde durch einen Pfosten, welcher an der Seite befestigt war, und er, um zu rudern sitzen mußte, geschützt.

———o———

Francis Downing.

Als junger Mann, wohnte Herr Francis Downing, im Jahr 1786, in einem Fort, wo nachher einige Eisenwerke von Herrn Jacob Myers, errichtet wurden, welche unter dem Namen, Slate Creek Works, bekannt sind. Gegen den 16ten August, ersuchte ein junger Mann, welcher zum Fort gehörte, Downing, ihm behülflich zu sein ein Pferd zu suchen, welches am vorhergehenden Abend fortgelaufen sei. Downing war gleich bereit; die beiden Freunde durchstrichen nun den Wald in jeder Richtung, bis sie sich endlich gegen Abend in ei-

nem wilden Thale fanden, welches sechs oder sieben Meilen vom Fort entfernt lag. Hier wurde Downing beunruhigt, und wiederholt versicherte er seinen älteren Gefährten, dessen Name Yates war, daß er Reiser knacken höre, und er gewiß sei, daß ihnen Indianer nachfolgten. Yates, welcher ein erfahrner Jäger und aus Gewohnheit gleichgültig gegen die Gefahren des Waldes war, belustigte sich sehr auf die Kosten seines jungen Begleiters, ihn oftmals fragend, wie hoch er seinen Scalp anschläge, und bot sich an, denselben für sechs Pence zu versicheren. Allein Downing war nicht so leicht befriedigt. Er bemerkte, daß in welcher Richtung sie sich wenden mochten, derselbe geheimnißvolle Ton hinter ihnen fortgesetzt wurde, und da Yates fortfuhr, mit der größten Gleichgültigkeit ihn mit seiner Furcht aufzuziehen, so beschloß er auf seine eigene Verantwortlichkeit Maßregeln zu ergreifen. Nach und nach verkürzte er seine Schritte, und ließ Yates zwanzig bis dreißig Schritte vorangehen, und gleich nachdem sie einen Hügel hinunter gestiegen waren, sprang er plötzlich auf die Seite, und verbarg sich hinter Heidelbeeren-Gesträuchen. Yates, welcher um diese Zeit einen Waldgesang mit voller Lunge sang, war viel zu sehr für seine Stimme eingenommen, als daß er auf Downing oder die Indianer achtete, und war bald ausser Gesicht. Kaum war er verschwunden, als Downing, zu seinem unaussprechlichen Schrecken, zwei Indianer die Stängel eines Rohrdickichts auseinander biegen sah; welche vorsichtig nach der Richtung, die Yates genommen, hinsahen. Furchtsam, daß diese ihn auf die Seite hätten springen sehen, beschloß er auf sie zu schießen, und seine Sicherheit seinen Fersen anzuvertrauen; allein seine Hand zitterte so sehr, daß, als er seine Flinte erhob, dieselbe losging, ehe er gezielt hatte. Er verlor keine Zeit sich aus dem Staube zu machen, und nachdem er 50 Yards gelaufen war, traf er auf Yates, welcher durch den Schuß beunruhigt war, und zurück kam, um zu sehen was es wäre. Es war nicht nöthig ihm die Ursache des Schusses zu sagen, denn die Indianer waren im Gesicht, und kamen mit großer Schnelligkeit näher, und "der T——l nehme den Hintersten," war in diesen Tagen an Tagesordnung. Yates hatte leicht Downing auslaufen können, lief aber nichts destoweniger an seiner Seite, obschon er beider Leben dadurch aufs Spiel setzte. Die Indianer waren sehr gut mit der Gegend bekannt, und wählten einen Pfad, welcher von dem, auf welchem die Weißen liefen, abwich, allein an einem andern Punkt sich wieder mit ihm vereinigte, und dieselbe Verwandtschaft besaß, wie der Bogen mit der Sehne. Die beiden Pfade waren nirgends mehr denn hundert Schritte von einander, so daß Yates und Downing leicht sehen konnten, daß sie im Vortheil gegen ihnen waren. Dennoch erreichten sie den Wiedervereinigungspunkt am ersten, kamen aber zu einem tiefen Graben, welchen sie entweder überspringen, oder zurückkehren mußten. Yates sprang ohne Schwierigkeit hinüber, allein Downing, welcher sehr ermattet war, sprang zu kurz, fiel mit der Brust gegen den gegenüberliegenden Rand, prallte zurück, und fiel der Länge nach auf den Boden. Die Indianer sprangen einige Schritte unterhalb über den Graben,

und da sie eifrig in der Verfolgung Yates begriffen waren, so schienen sie Downing nicht zu bemerken. Letzterer, welcher sich für verloren angesehen hatte, erhielt bald seine Stärke wieder, und begann langsam in dem Graben fortzugehen, da er sich fürchtete aus demselben zu gehen, weil ihn dann die Indianer gesehen haben würden. Allein wie er voran ging, wurde der Boden immer weicher, so daß er ihn endlich nicht mehr trug. Wie er sich umsah, sah er einen der Indianer zurückkommen, augenscheinlich um nach ihm zu sehen. Unglücklicherweise hatte er vergessen seine Flinte zu laden, während er im Graben war; da nun der Indianer sich schnell nahte, so blieb ihm keine andere Wahl als Flucht. Er warf seine nun unbrauchbare Flinte von sich, und gebrauchte seine Beine tüchtig, allein da er einen langen Hügel hinlief, so sah er, daß der Indianer sich immer mehr näherte, und verlor dadurch alle Hoffnung zu entkommen. Endlich kam er zu einem großen Pappelbaum, welchen der Wind umgeweht hatte, er lief nun an der einen, der Indianer an der andern Seite des Baumes, hoffend, ihn bei der Wurzel des Baumes abzuschneiden. Allein hier zeigte das Glück seine Uebermacht. Es ereignete sich, daß eine große Bärin ihre Jungen säugte, in einem Bett, welches sie sich in der Wurzel des Baumes zugerichtet hatte, und da der Indianer diesen Punkt zuerst erreichte, so sprang diese auf ihn, und ein erstaunlicher Lärmen nahm Platz. Der Indianer schrie und stach mit seinem Messer, die Bärin brummte, und begrüßte ihn mit einer ihrer zärtlichsten Umarmungen;—während Downing, ihr guten Erfolg wünschend, durch den Wald fortlief, ohne sich um den Ausgang des Kampfes zu bekümmern. Downing erreichte in Sicherheit das Fort, und fand Yates, sich von der heißen Jagd ausruhend; er hatte den Indianer getäuscht, und war zwei Stunden früher zum Fort gekommen. Am nächsten Morgen, sammelte sich eine Parthie, und ging nach dem Pappelbaum, allein es war weder von den Indianern noch vom Bären etwas zu sehen. Wahrscheinlich kamen beide mit dem Leben davon, allein nicht ganz ohne Beschädigung.

———0———

Wittwe Scraggs.

Das Haus einer Wittwe in Bourbon Caunty, wurde in der Nacht des 11ten Aprils, 1787, der Schauplatz eines Abentheuers, welches verdient, beschrieben zu werden. Die Wittwe besaß, was man eine doppelt gebaute Hütte nennt, in einer einsamen Gegend des Landes; eine Stube wurde von der Wittwe selbst, mit zwei erwachsenen Söhnen, und einer verwittweten Tochter, welche ein Kind säugte, be-

wohnt; die anderen hatte zwei unverheirathete Töchter von 16 bis 20 Jahren alt, und ein halberwachsenes Mädchen im Besitz. Es war nun elf Uhr Nachts; die Eine der unverheiratheten Töchter war noch fleißig auf dem Webstuhl beschäftigt, während die anderen Glieder der Familie, mit der Ausnahme eines der Söhne, sich zur Ruhe begeben hatten. Einige beunruhigende Zeichen hatten die Aufmerksamkeit des jungen Mannes, schon eine Stunde vorher, ehe etwas von entschiedenem Charakter vorfiel, erregt. Das Geschrei von Eulen wurde im anstoßenden Walde gehört, und auf eine ungewöhnliche Art beantwortet. Die Pferde waren nahe beim Hause eingesperrt, waren ungewöhnlich unruhig, und zeigten durch wiederholtes Schnauben und Galoppiren, die Gegenwart eines Gegenstandes des Schreckens. Der junge Mann war öfters auf dem Punkt, seinen Bruder zu erwecken, aber eben so oft, vor Furcht sich lächerlich zu machen, und sich Vorwürfe wegen Furchtsamkeit zuzuziehen, (welche unverzeihliche Schande, zu der Zeit, auf den Charakter eines Kentuckiers brachte,) zurückgehalten. Endlich, hörte er hastige Schritte im Hof, und gleich darauf wurde unter dem gewöhnlichen Ruf, in gutem Englisch: "W e r h ä l t h i e r H a u s!" mehrere Male an die Thür geklopft. Der junge Mann dachte, daß einige von der Nacht überfallene Ansiedler an der Thüre waren, stand schnell auf, und ging um die Stange, welche die Thür zuhielt, wegzunehmen; als seine Mutter, welche lange an der Grenze gewohnt, und wahrscheinlich den indianischen Ton, in dem Verlangen für Aufnahme, entdeckt hatte, aus dem Bette sprang, und ihrem Sohn befahl, sie nicht einzulassen, denn es seien Indianer. Schnell erweckte sie ihren anderen Sohn; und die jungen Männer ergriffen ihre Flinten, welche jederzeit bereit waren, den Feind abzuschlagen. Da die Indianer es für unmöglich fanden, unter dem angenommenen Charakter ins Haus zu kommen, so schlugen sie mit großer Gewalt gegen die Thür, allein ein Schuß durch eine Oeffnung nöthigte sie, ihren Angriff auf einer weniger ausgesetzten Stelle zu beginnen; sie fanden, zum Unglück, die andere Thür der Hütte, worin sich die drei Töchter befanden. Die Flinten der Brüder konnten nicht auf diesen Punkt gerichtet werden; durch Anwendung mehrerer Pfosten aus dem Hofzaun, wurde die Thür aus ihren Angeln geworfen, und die drei Schwestern, waren der Gnade der Wilden bloßgestellt. Eine derselben wurde gleich gesichert, allein die Aelteste vertheidigte sich verzweifelungsvoll mit einem Messer, welches sie auf dem Webstuhl gebrauchte, und stach einen der Indianer ins Herz, ehe sie mit dem Tomahawk getödtet wurde. Während dem, war das kleine Mädchen, in dem Eifer der Indianer, der Andern sich zu versichern, übersehen, und lief in den Hof; diese hätte wohl ihr Entkommen bewirkt, wenn sie den Vortheil, den ihr die Dunkelheit gewährte, benutzt hätte; anstatt dieses zu thun, lief dieses kleine, in Furcht gesetzte Wesen um das Haus, rang ihre Hände, und schrie: "meine Schwestern sind gemordet!" Die Brüder konnten das Geschrei nicht länger mehr hören, und wollten ihr Leben wagen, um sie zu erretten, daher sprangen sie zur Thür, um einen Ausfall zu machen,

allein ihre Mutter warf sich vor sie, und erklärte ruhig, daß das Kind aufgegeben werden müsse,—denn der Ausfall würde ihrer aller Leben gefährden, ohne dem Kind von Nutzen zu sein. Denselben Augenblick that das Mädchen einen lauten Schrei, welchem ein Gestöhne folgte, und alles war wieder still. Augenblicklich hörte man das Knistern der Flammen, von dem triumphirenden Geschrei der Indianer begleitet, welches anzeigte, daß sie den Theil des Hauses, welches von den Schwestern eingenommen war, in Brand gesetzt hatten.

Das Feuer ergriff bald den Rest des Hauses; und es wurde nöthig entweder sich herauszumachen, oder in den Flammen umzukommen. In einem Falle war noch Möglichkeit zu entkommen; im Andern war ihr Schicksal beides gewiß und furchtbar. Die schnelle Annäherung machte ihrem augenblicklichen Zweifel ein Ende. Schnell wurde die Thüre aufgerissen, und die alte Frau, unterstützt von ihrem ältesten Sohn, versuchten den Zaun an einem Punkte zu ersteigen, während die Tochter, ihr Kind in ihren Armen tragend, von ihrem jüngeren Bruder beachtet, in einer anderen Richtung lief. Das brennende Dach warf eine Helle über den Hof, welche dem Tageslicht gleich kam; und man sah die Wilden deutlich die Ankunft ihrer Opfer erwarten. Der alten Frau wurde erlaubt, die Steige zu betreten, allein wie sie überschreiten wollte, empfing sie mehrere Schüsse in die Brust und fiel todt nieder. Der Sohn wurde durch die Vorsehung unbeschädigt erhalten; und bewirkte durch außerordentliche Anstrengung, seine Flucht. Die andere Parthie erreichte auch unbeschädigt den Zaun, allein wie sie denselben überschreiten wollten, wurden sie von den Indianern heftig angegriffen, welche ihre Flinten von sich geworfen, und mit ihren Tomahawks auf sie zustürzten. Der junge Mann vertheidigte tapfer seine Schwester, schoß auf den Feind, wie er sich herannäherte, und schlug dann mit dem Kolben seiner Flinte, mit solcher Wuth um sich, daß er die ganze Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zog, und so seiner Schwester eine Gelegenheit zur Flucht gab, welche sie auch bewirkte. Allein er fiel bald unter den Streichen des Tomahawks, und wurde gegen Morgen, scalpirt und zermetzelt in einem fürchterlichen Zustand, gefunden. Von der ganzen, aus acht Personen bestehenden Familie, entkamen nur drei. Vier wurden auf dem Platze getödtet, und eine (die zweite Tochter) wurde als Gefangene mitgenommen.

Die Nachbarschaft war schnell unter den Waffen; gegen Tagesanbruch waren unter Befehl des Col. Edwards, gegen dreißig Männer versammelt. Es war in der zweiten Hälfte der Nacht etwas Schnee gefallen, daher konnte der Spur der Indianer im Galopp gefolgt werden. Sie führte gerade in das bergigte Land, welches an den Licking grenzte, und bewieß augenscheinlich, daß die Verfolgten große Eile gebrauchten. Unglücklicherweise hatten die Weißen einen Jagdhund bei sich, welcher, wie die Spur frisch, und der Geruch erwärmt wurde, dieselbe laut bellend verfolgte, und dadurch die Indianer alarmirte. Die Folgen dieser Unvorsichtigkeit bekam man bald zu Gesicht. Der Feind, wie er sah, daß er streng verfolgt wurde,

und wie er bemerkte, daß die Kräfte ihrer Gefangenen nachließen, hieb er ihr mit den Tomahawks in den Kopf, und ließ sie noch warm und blutend auf dem Schnee liegen. Wie die Weißen herankamen, erlangte sie noch so viel Stärke, ihre Hand zu bewegen, zum Zeichen ihrer Erkennung, und schien ihnen noch einige Belehrung über den Feind geben zu wollen, allein ihre Kraft war zu schwach. Ihr Bruder sprang vom Pferde, kniete an ihre Seite, und versuchte ihr das Blut zu stillen, allein umsonst; sie reichte ihm die Hand, murmelte einige unverständliche Worte, und verschied zwei Minuten nach der Ankunft der Parthie. Die Verfolgung wurde nun mit größerem Eifer fortgesetzt, und man bekam in zwanzig Minuten den Feind zu Gesicht. Sie hatten von einem steilen schmalen Hügel Besitz genommen, und schienen darauf bedacht, ihre Anzahl in den Augen der Weißen zu vergrößern, indem sie schnell von Baum zu Baum liefen, und ein beständiges Geschrei in ihren schrecklichsten Tönen unterhielten. Allein die Verfolger waren zu erfahren, um sich durch eine so gewöhnliche List betrügen zu lassen, und da sie nun wußten, daß der Feind ihnen an Anzahl nicht überlegen war, so stiegen sie ab, banden ihre Pferde an, suchten den Feind so zu nehmen, daß er immer mehr zusammen gedrängt wurde, und erstiegen den Hügel so schnell als es nur bei der Sicherheit ihrer Personen möglich war. Das Schießen nahm seinen Anfang, und jetzt fand man zuerst, daß man nur zwei Feinde vor sich habe. Diese hatten sich für die Sicherheit des Haupttrupps geopfert, und war ihnen geglückt die Verfolgung so lange aufzuhalten, bis ihre Freunde die Berge erreicht hatten. Einer von ihnen wurde erschossen, und der Andere schwer verwundet, welches man aus dem Blut an seiner Decke, so wie an dem, welches man auf seiner Spur in einer großen Strecke fand, schloß. Die Verfolgung wurde erneuert, und heftig bis zur Nacht fortgesetzt, wo die Spur an einem fließenden Wasser endigte, und verloren war. Am nächsten Morgen war der Schnee geschmolzen, und jede Spur des Feindes vertilgt. Diese Begebenheit ist für die Geschicklichkeit, das Benehmen und die Thätigkeit der Indianer sehr ehrenvoll, und die Selbstaufopferung des Nachzuges ist ein lebhafter Beweis von Seelengröße, welcher sie zuweilen fähig sind, und welches um destomehr bemerkenswerth ist, da sie sonst so äußerst vorsichtig und behutsam mit ihrem eigenen Leben sind, und welches gewöhnlich ihre Krieger berühmt macht.

Begebenheiten bei der Entwischung eines weißen Mannes von einer Parthie Indianer.

Einige Wochen nach dem vorhergehenden traurigen Vorfall, geschah eine bemerkenswerthe Begebenheit in derselben Gegend. Eines Morgens, gegen Sonnenaufgang, stand plötzlich ein junger Mann, von roher und wilder Aussicht, hinter einem Gebüsch auf, welches nahe vor einem Haus wuchs, und rief das Haus in einem barbarischen Dialect an, welcher weder gut indianisch noch englisch, sondern eine Vermischung von beiden war, wo aber die Schönheiten derselben gänzlich ausgeschlossen waren. Seine Haut war einstens weiß gewesen,—aber dadurch, daß er beständig dem Wetter ausgesetzt war, hatte sie eine bräunliche Farbe angenommen. Seine Kleidung war in jeder Hinsicht indianisch, so waren auch seine Geberden, Töne und Ausrüstung, und sein Alter konnte nicht über zwanzig Jahre sein. Er sprach beweglich, doch ungeschlacht, legte die Hand auf die Brust, machte heftige Geberden, und schien sich ernstlich anzustrengen, um etwas mitzutheilen. Man lud ihn ein in die Hütte zu kommen, und schnell versammelten sich die Nachbarn um ihn; unfreiwillig schrack er vor der Berührung derselben zurück; seine Augen rollten schnell von Einem zum Andern mit einem mißtrauischen Ausdruck, und sein ganzes Wesen war gleich dem eines wilden Thieres, welches eben gefangen, und daher vor dem Griff seiner Besieger zurück schreckt. Da einige der Gegenwärtigen die indianische Sprache verstunden, so wurden folgende Umstände, so genau als sie übersetzt werden konnten, gesammelt, und zwar aus einer Sprache, welche ein "Omnium gatherum," von allem was schlecht, ungeschlacht und barbarisch zu sein schien. Er sagte, daß er von einem Indianer als Kind mitgenommen, könne aber sich seines Namens eben so wenig als seines Geburtslandes erinnern,—und sei von einem indianischen Krieger mit seinen andern Söhnen auferzogen, ohne den geringsten Unterschied unter ihnen zu machen, und daß er unter seines Vaters Dach bis zum letzten Monate glücklich gelebt habe. Vor einigen Wochen habe sein Vater, von ihm und einem jüngeren Bruder begleitet, am Flusse Miami gejagt, ungefähr 40 Meilen von der Stelle wo jetzt Cincinnati steht; und nachdem sie ihr Fleisch, Häute u. s. w. sicher verwahrt hatten, so beschloß der alte Mann, um seine Söhne zu vergnügen, einen Kriegszug nach Kentucky zu machen. Demzufolge erbauten sie ein Rinden-Kanoe, und überfuhren in diesem den Ohio, nahe bei der Mündung der Licking; wie sie den Kanoe eingegraben hatten, um ihn vor der Gewalt der Sonne zu bewahren, gingen sie weiter ins Land, und lagerten sich fünfzehn Meilen

vom Strom. Hier wurde sein Vater von einem sonderbaren Eulenschrei beunruhigt, welcher, wie er sagte, ihnen entweder Tod oder Gefangenschaft bedeute, wenn sie ihren Zug fortsetzten,—und sprach seinen Entschluß aus, ohne Zeitverlust wieder zurückzukehren. Beide Söhne waren eifrig dagegen, und endlich erlangten sie vom alten Manne, daß er den Eulenschrei nicht beachten, und wie er versprochen, mit ihnen gegen die Grenzer in Kentucky ausziehen wolle. Sie legten sich dann zur Ruhe, wurden aber bald vom Vater erweckt, welcher aufs Neue durch einen Traum gewarnt wurde, daß sie der Tod in Kentucky erwarte, ersuchte abermals seine Kinder, ihm sein Versprechen zu erlassen, und augenblicklich zurückzukehren. Nochmals bewogen sie ihren Vater, die Warnung in den Wind zu schlagen, und auf dem Marsch zu beharren. Er gab seine Einwilligung, erklärte aber keinen Augenblick länger in dem Lager, wo sie sich befanden, bleiben zu wollen; demgemäß verließen sie augenblicklich ihr Lager, gingen die Nacht durch, ihren Weg nach Bourbon Caunty richtend. Gegen Abend näherten sie sich einem Hause, welches dasselbe war, was er angerufen, und in welchem er sich jetzt befinde. Plötzlich füllte der Gedanke, sich an sein Volk wieder anzuschließen, so stark sein Gemüth, daß alle andere Vorstellungen ausgeschlossen waren, und die erste günstige Gelegenheit ergreifend, verbarg er sich in ein Gebüsch, und setzte alle Signale hinten an, welche sie unter sich, im Falle sie zerstreut würden, und um sich wieder zu sammeln, abgesprochen hatten. Dieser Bericht war so außerordentlich, und des jungen Mannes Aussicht war so wild und verdächtig, daß manche der Nachbarn ihn eines Verraths beschuldigten, und für gut hielten, daß man ihn als einen Spion festnehme; allein Andere waren dagegen, und gaben seiner Erzählung vollen Credit. Um aber sich vollständig darüber zu überzeugen, verlangten sie, daß er sie sogleich zu der Stelle, wo sie den Kanoe vergruben, hinführen solle. Diesem setzte sich der junge Mann heftig entgegen, und sagte: wenn er auch seinen Vater und Bruder verlassen, so wolle er sie doch nicht verrathen. Diese Gefühle waren zu zart um Mitgefühl bei den rauhen Grenzern zu erregen, welche um ihn herum waren, und es wurde ihm zu verstehen gegeben, daß nichts Geringeres, als die Begleitung nach dem Einschiffungsplatze, als Beweis seiner Aufrichtigkeit angenommen würde. Mit deutlichem Widerwillen sagte er endlich zu. Zwischen zwanzig und dreißig Mann waren bald versammelt; auf guten Pferden, und unter Führung des Ausreißers, ritten sie schnell gegen die Mündung des Licking. Auf dem Wege unterrichtete sie der junge Mann, daß er sie zuerst nach dem Lager, wo sie den Eulenruf hörten, begleiten wolle, wo sie einen eisernen Topf in einem hohlen Baum versteckt hätten. Er richtete dieses wahrscheinlich so ein, um seinen Freunden mehr Zeit zum Entkommen zu verschaffen, und ihnen Gelegenheit zu geben, in Sicherheit über den Strom zu kommen. Wenn dieses seine Absicht war, so konnte keine Maßregel übler gewählt sein. Die Weißen näherten sich in tiefem Stillschweigen dem Lager, und erblickten zwei Indianer, einen alten Mann und einen Knaben, welche beim Feuer saßen, und damit beschäftigt waren, sich

Wildpret zu kochen. Der Ausreißer wurde bei diesem Anblick sehr bewegt, und flehte seine Landsleute so inständig, sie nicht zu tödten, daß es ihm zugesagt wurde; sie umzingelten daher das Lager, und versuchten sie zu Gefangenen zu machen; allein der Widerstand der Indianer war so verzweifelt, und ihre Versuche zu entfliehen so entschlossen, daß die Weißen genöthigt wurden, auf sie zu schießen; worauf der alte Mann tödtlich verwundet niederfiel; während der Knabe, durch eine unglaubliche Darstellung von Gewandtheit und Schnelligkeit, in den Stand gesetzt wurde, zu entfliehen. Wie der Ausreißer seinen Vater fallen sah, warf er sich vom Pferde, lief zu der Stelle wo sein Vater blutend, aber noch seiner Sinne mächtig, lag, warf sich auf seinen Körper, bat um Vergebung, daß er die unwillkührliche Ursache seines Todes sei, und weinte bitterlich. Augenscheinlich erkannte ihn sein Vater, reichte ihm die Hand, allein gleich darauf verschied er. Die Weißen verlangten nun von ihm, daß er sie im Galopp zu der Stelle führen solle, wo der Kanoe vergraben sei, da sie vermutheten, diese Stelle eher als der Indianerknabe zu erreichen, um denselben aufzufangen. Umsonst stellte ihnen der Ausreißer vor, daß sie doch mit seinen Gefühlen Nachsicht haben möchten. Er sagte, daß er schon hinreichend genug gethan habe, um die Wahrheit seiner früheren Aussage zu bestätigen, sogar auf Kosten des Lebens seines Vaters, und bat sie ernstlich seinen jüngeren Bruder entkommen zu lassen. Allein seine Gefährten waren unerbittlich; nichts als das Blut des jungen Indianers konnte sie befriedigen, und der Ausreißer war genöthigt, wieder als Führer zu dienen. Innerhalb zwei Stunden erreichten sie die bezeichnete Stelle. Der Kanoe war noch da, keine Spur im Sande zu sehen, daher war es augenscheinlich, daß ihr Opfer noch nicht angekommen. Hastig stiegen sie ab, banden ihre Pferde an, und verbargen sich in kurzer Schußweite vom Kanoe. Innerhalb zehn Minuten nach ihrer Ankunft erschien der Indianer, schnell auf sie zukommend. Er ging gerade auf die Stelle zu, wo der Kanoe vergraben war, und begann ihn auszugraben, als er auf einmal mehrere Kugeln in den Leib bekam; er sprang in die Höhe, und fiel todt nieder auf den Sand. Man scalpirte und begrub ihn auf der Stelle wo er fiel, ohne seinen Bruder gesehen zu haben, und wahrscheinlich die Verrätherei nicht wissend, durch welche er und sein Vater ihr Leben einbüßen mußten. Der Ausreißer blieb nur eine kurze Zeit in Bourbon, allein nie erlangte er seine Ruhe des Gemüthes wieder. Kurz nachdem verschwand er, ob nun seine Verwandte in Virginien oder Pennsylvanien zu suchen, oder ob er, durch die Grausamkeit der Weißen abgeschreckt, wieder zu den Indianern ging, hat man nie erfahren. Nie hat man wieder etwas von ihm gehört.

Abentheuer des Johann Merril.

Während des Sommers, wurde von den Indianern das Haus des Herrn Johann Merril, in Nelson Caunty, Kentucky, angegriffen, und mit besonderem Eifer und Glück vertheidigt. Merril wurde durch das Bellen eines Hundes beunruhigt; wie er nun ging, um die Thür zu öffnen, um sich über die Ursache der Störung zu vergewissern, wurde von sechs bis sieben Indianer auf ihn geschossen, und dadurch sein Schenkel und Arm gebrochen. Er sank auf den Boden, und rief seiner Frau zu, die Thüre zu schließen. Kaum hatte sie dies gethan, als ein gewaltsamer Angriff mit dem Tomahawk auf dieselbe gemacht wurde, und bald war eine große Oeffnung bewirkt. Allein Frau Merril, eine Amazone, sowohl in Stärke als Muth, bewachte sie mit einer Axt, und war so glücklich vier der Angreifer entweder zu tödten oder gefährlich zu verwunden, wie sie versuchten, sich gewaltsam Eingang in die Hütte zu verschaffen. Da erstiegen die Indianer das Dach, um durch den Schornstein in das Innere des Hauses zu kommen; allein auch hier wurden sie von demselben entschlossenen Feinde empfangen. Frau Merril nahm das einzige Federbett, welches im Hause war, schnitt dasselbe auf, und warf den Inhalt ins Feuer. Eine wüthende Flamme, und ein erstickender Rauch stieg im Schornstein auf, und bald fielen zwei der Feinde herunter, welche einige Augenblicke der Gnade dieser Dame überlassen, auf dem Boden lagen; schnell ergriff sie die Axt, und fertigte auch diese ab. Doch gleich wurde sie zur Thüre gerufen, wo der einzige übriggebliebene Wilde nun erschien, und während sie am Kamin beschäftigt war, den Versuch machte einzudringen. Bald hatte er einen Hieb über die Wange, welcher ihn nöthigte mit einem lauten Schrei sein Vorhaben aufzugeben, und hastig nach Chillicothe zurückzukehren, wo er, nach der Aussage eines Gefangenen, einen übertriebenen Bericht von der Wuth, Stärke und dem Muth der "Langmesser Frau" machte.

Ward, Calvin und Kenton.

Eine Anzahl Pferde, welche Capt. Luther Calvin, von Mason Caunty gehörten, wurden im April, 1792, von den Indianern gestohlen; bald sammelte sich eine starke Anzahl Freiwilliger, um den Feind zu verfolgen, und das Eigenthum zurück zu bringen. Die Parthie bestand aus sieben und dreißig Mann; meistens junge Bauern, welche noch nie mit dem Feinde zusammen getroffen, und wurde von den Capitainen Calvin und Kenton befehligt. Sie kamen auf dem Kentucky Ufer, Ripley gegenüber, zusammen, fuhren in einem kleinen Fährboote über den Ohio, und verfolgten die Spur 5 bis 6 Meilen weit mit großem Eifer.—Allein hier wurde eine Probe des Eigensinns und der Unsicherheit, welche die Bewegungen der Miliz begleiten, gegeben. Einer dieser Parthie, dessen Stimme so lange man sich auf dem Kentucky-Ufer befand, laut und entschlossen war, schien jetzt auf einmal entdeckt zu haben, daß der Auszug zu rasch, schlecht überlegt, und wenn fortgeführt, sich unglücklich erweisen würde. Ein heftiger Wortwechsel entstand, in welchem der junge Spencer Calvin, zu der Zeit ein Jüngling von achtzehn Jahren, den obigen Herrn öffentlich der Feigheit beschuldigte, und drohte das Maß seines Rückens auf der Stelle mit seinem Ladstock zu nehmen. Durch das kräftige Eintreten des älteren Calvin und Kenton, legte sich der Zorn des jungen Mannes; und es wurden alle, welche Sicherheit der Ehre vorzogen, eingeladen, sogleich zurück zu treten. Die Erlaubniß wurde schnell angenommen, und nicht weniger als funfzehn Mann, von dem Feiglinge angeführt, wendeten ihre Pferde, und gingen über den Ohio zurück. Die Uebrigen, fast alle erfahrne Krieger, setzten die Verfolgung fort.

Die Spur führte sie nach dem Miami herunter, und am zweiten Tage des Nachmittags, hörten sie eine Schelle vor sich, welche unstreitig von einem grasenden Pferde getragen wurde. Vorsichtig näherten sie sich demselben, und bald sahen sie einen einzelnen Indianer zu Pferde, welcher sich langsam ihnen näherte. Einige ihrer besten Scharfschützen schossen ihn nieder. Nach einer kurzen Berathschlagung wurde beschlossen, seiner Spur zurück zu folgen, um sich zu versichern ob noch mehr in der Gegend wären. Ein kleiner, thätiger und entschlossener Wildschütze, Namens M'Intyre, von 3 Anderen begleitet, wurde voraus geschickt, (während das Haupttrupp ihnen langsam nachfolgte,) um frühzeitig von der Annäherung des Feindes Nachricht zu geben.—Innerhalb einer Stunde kam M'Intyre zurück, und benachrichtigte: daß sie sich nicht weit von einer starken Parthie Indianer befinden, welche dem Anschein nach, ihnen weit überlegen wären; daß diese sich in einem Thal am Ufer eines

Baches gelagert hätten, wo sie sich belustigten; augenscheinlich die Ankunft des Indianers erwartend, welcher erst eben getödtet wäre, denn sie schrieen gelegentlich laut ihr Halloh, und lachten dann unmäßig, wahrscheinlich glaubend, daß ihr Gefährte den Weg verloren habe. Die Nachricht fiel gleich einem Regenschauer auf den Muth der Parthie; sie hielten daher für das Klügste einen größeren Zwischenraum zwischen sich und dem Feind zu machen; spornten ihre Pferde, und galoppirten in derselben Richtung, die sie gekommen, zurück. So heftig war der Schrecken, daß einer der Fußgänger, ein sehr großer schwerfälliger Geselle von sechs Fuß Höhe, in seinem Eifer für seine Sicherheit, hinter Capt. Calvin aufsprang, (welcher Capt. Wards Pferd ritt, der, um ihm auszuhelfen, abgestiegen war,) und nichts Geringeres konnte denselben zum Absteigen bringen, als die Drohung, ihm den Schädel einzuschlagen. Auf diese unordentliche Art, liefen sie verschiedene Meilen durch den Wald, als sie den Befehlen Kentons und Calvins gehorchten, hielten, und sich zum Widerstand gegen den Feind, welcher sie wahrscheinlich entdeckt habe, und in der Verfolgung begriffen sein könne, vorzubereiten. Kenton und Calvin waren allein in tiefer Berathung begriffen. Es wurde vorgeschlagen, eine Anzahl Bäume zu fällen, und von denselben eine zeitgemäße Brustwehr zu errichten; während die Füglichkeit dieser Maßregel in Untersuchung war, blieben die Männer sich selbst überlassen.

Capt. Ward, welchen wir früher schon bemerkt haben, war zu dieser Zeit noch sehr jung und ungebildet. Er hatte sich gewöhnt, auf einen Mann, als auf einen vollkommenen Hector zu blicken, da er allezeit gehört hatte, daß er als ein Mann von unbezweifeltem Muth in seiner Nachbarschaft angesehen wurde, und ein vollkommener Kannibale unter den Indianern sei. Wie sie hielten, sah er sich natürlich gleich nach seinem Freunde um; um aus seinen Mienen, sonst so stark und zuversichtlich, Sicherheit, Muth, und Versicherung des Erfolgs zu lesen. Doch, ach! der tapfere Krieger war traurig, zerfallen. Es war sonst ein röthlicher Flecken auf der Spitze seiner Nase, welchen Einige dem Aufbrausen, einer heißen Tapferkeit, während Andere, mehr zur Tücke geneigt, ihn dem Dunste des Branntweins zuschrieben. Sogar dieses brennende Lärmzeichen war verschwunden, und hatte einer aschgrauen Farbe, noch dunkler, wenn möglich, als die seiner Lippen, Platz gemacht. Capt. Ward dachte, die Gefahr müsse sehr groß sein, welche die Hitze eines Mannes, wie ——, einer war, löschen könne, er war daher heftig erschrecken, und die Ansteckung schien sich schnell auszubreiten, als Kenton und Calvin sich mit ihnen vereinigten, und in einem fröhlichen zuversichtlichen Tone mit ihnen sprachen, welches in kurzer Zeit ihren Muth erneuerte.

Da sie sich nicht verfolgt sahen, wie sie erwartet hatten, so wurde beschlossen in ihrer jetzigen Stellung bis gegen Nacht zu bleiben, wo sie dann einen schnellen Angriff in zwei Abtheilungen auf das Lager der Indianer beginnen wollten, unter dem Einfluß der Dunkelheit der Nacht, und der Bestürzung der Feinde, hofften sie einen Vor-

theil zu bekommen, den sie schwerlich bei Tage zu bekommen hoffen konnten. Demzufolge hielten sie sich stille bis gegen Abend, dann erstiegen sie ihre Pferde, und schnell, doch stillschweigend, ritten sie gegen das Lager der Feinde. Man hatte sich versichert, daß die gestohlenen Pferde sich in einem reichen Thal, unterhalb dem Lager weideten. Wie sie nun zum Angriff voranschritten, beorderte Calvin seinen Sohn in Begleitung einiger Männer, (mit einigen Halftern, welche er von der Mannschaft lieh) die Pferde wieder zu erlangen, und sich bereit zu halten, daß wenn sie vom Feinde überwältigt würden, dieselben fortzuführen. Der Angriff wurde in zwei Abtheilungen gemacht; Calvin führte die obere, Kenton die untere Abtheilung; das Gehölz war dicht, allein der Mond schien so hell, daß man die Gegenstände mit hinreichender Genauigkeit unterscheiden konnte. Calvins Partbie kam zuerst mit dem Feinde in Berührung. Sie waren bis auf dreißig Schritte von einem großen Feuer, welches vor einer Anzahl Zelte brannte, gekommen, als ein Hund, der sie schon einige Minuten beobachtet hatte, laut zu bellen anfing. Augenblicklich erschien ein Indianer, und kam vorsichtig auf sie zu, dann und wann zu dem Hunde auf indianisch sprechend. Diese Ansicht war zu versuchend um sie unbenutzt vorübergehen zu lassen. Calvin hörte auch schon den Knall von einem Dutzend Flintenhähnen, welche seine Partbie spannte, um zu schießen. Der Indianer war zu nahe, um zu erlauben, daß er zu seinen Leuten sprechen konnte, daher wehrte er mit der Hand gegen sie, daß sie stille sein sollten; erhob dann vorsichtig seine Büchse, und schoß, nachdem er gut gezielt hatte, gerade wie der Indianer das Feuer erreichte, und dem Scheine desselben ausgesetzt war. Der Schuß brach die Stille der Nacht, und bald waren ihre Ohren von dem Geschrei ihrer Feinde betäubt. Der Indianer, nach welchem Calvin geschossen hatte, war vorwärts in das Feuer auf die glühenden Brände gefallen, wie er nun kämpfte, sich von denselben zu befreien, so warf er die Brände so auseinander, daß das Licht fast ganz verschwand. Einige dunkle Gestalten, welche sich schnell für einen Augenblick vor ihnen her bewegten, zogen sich eine Ladung der Leute Calvins zu, allein mit welchem Erfolg, konnte man sich nicht versichern. Calvin, welcher seine Büchse entladen, drehte sich so schnell, so daß er mit seinem Ladstock gegen einen Baum stieß, und ihn so feststieß, daß es einige Minuten erforderte, ihn wieder loszumachen; durch diesen Umstand zerbrach er zwei seiner Zähne.

Jetzt begann ein heftiges Schießen vom Lager, welches mit demselben Eifer von den Weißen erwiedert wurde, allein ohne viel Erfolg auf beiden Seiten. Bäume wurden entrindet, Hunde bellten, die Indianer schrieen, die Weißen jauchzten, die Weiber kreischten und ein ungeheurer Aufruhr entstand, welcher gegen fünfzehn Minuten anhielt, als auf einmal Calvin den Bericht erhielt, daß Kentons Partbie überwältigt und in vollem Rückzug begriffen sei. Es war nicht nöthig Befehle zu einer besondern Bewegung zu geben; kaum war der Bericht empfangen, als die Kentuckier der obern Abtheilung aus den Linien brachen, und versuchten sich so gut als sie

konnten, zu retten. Bald hatten sie die untere Parthie überholt; jetzt fand ein Gedränge wegen der Pferde statt. Einer rief dem Andern zu, er solle auf ihn warten, bis er sein Pferd gefangen, welches den Zügel zerrissen, allein der Bitte wurde kein Gehör gegeben. Einige flohen auf ihren eigenen, Andere auf ihrer Freunde Pferde. "Erst gekommen, erst bedient," schien der Befehl für diese Nacht zu sein, und eine närrische Verwirrung des Eigenthums nahm Platz, in Folge dessen, zu ihrem größten Schrecken, einige genöthigt wurden, zu Fuß zu gehen. Die Flucht wurde ursprünglich durch den Schrecken einer Person vorbereitet.

Wie die untere Abtheilung sich zum Angriff bewegte, schien der größere Theil der Männer mit Heiterkeit voran zu gehen. Es geschah, daß Capt. Ward neben M'Intyre gestellt, welcher ein tüchtiger Wildschütze und besonders fertiger Scharfschütze war. Hierzu war er jederzeit der Erste in jeder Gefahr, und war wegen seinem Benehmen, Thätigkeit und Kühnheit, welche er zeigte, berühmt geworden. Wie sie die kleine Erhöhung, auf welcher das Lager stand, hinanschritten, schien er sehr niedergeschlagen, und sprach verzweifelnd vom Unternehmen. Er sagte: daß ihm in einem Traume in der vorhergehenden Nacht offenbart sei, daß ihre Anstrengungen vergeblich, und er bestimmt sei, umzukommen; daß er nichts desto weniger entschlossen sei zu fechten, so lange ein Mann ihrer Parthie auf dem Platze sei, allein wenn die Weißen klug wären, so würden sie ihr Unternehmen gegen den Feind aufgeben, und so schnell als möglich über den Ohio zurückgehen. Diese Bemerkungen machten geringen Eindruck auf Ward, allein schienen tiefe Wurzeln in dem Gemüthe des Herrn zu schlagen, dessen bleiches Gesicht die Mannschaft bei der Verschanzung beunruhigt hatte. Gleich darauf begann der Angriff, und bei den ersten Schüssen der Indianer fiel ein junger Kentuckier, Namens Barre, an der Seite ———'s. Dieser Umstand warf vollends seinen Muth über den Haufen, welcher sichtbarlich seit dem Morgen niedergebeugt war; er erhob nun seine Stimme zu den höchsten Tönen, und schrie laut: "Freunde! es thut hier kein Gut für uns,—Barre ist todt, und die Indianer gehen über den Bach!" Bonaparte sagte: es ist in jeder Schlacht eine bedenkliche Periode, wo der tapferste Mann eine Entschuldigung sucht um fortzulaufen. Diese Bemerkung ist doppelt wahr in Bezug auf Militz. Kaum war die Rede von einem, den man noch nie der Feigheit beschuldigen konnte, gehalten, als der Lärm begann, und alle Befehle für Nichts geachtet wurden. Zum Glück war der Feind eben so erschrocken, und würde wahrscheinlich geflohen sein, wenn die Weißen ihnen Zeit gegeben hätten. An eine Verfolgung wurde daher in einigen Stunden nicht gedacht, und dann wurde das Hauptcorps noch nicht verfolgt. Unglücklicherweise geschah es, daß M'Intyre, anstatt sich dem Zuge anzuschließen, von der Hauptstraße abwich, und zu der Verschanzung zurückging, um etwas Mehl und Wildpret zu holen, welches dort zurückgelassen wurde. Die Indianer wurden bald diesen Umstand gewahr, folgten ihm schnell, und holten ihn ein, wie er am folgenden Morgen sich ein Frühstück be-

reitete; mit dem Tomahawk tödteten und scalpirten sie ihn. So wurde der Traum in Erfüllung gebracht. Die Vorhersagung in diesem, wie in andern Fällen, brachte wahrscheinlich die Verwirrung seines Gemüthes zur Erfüllung, und benahm ihm seine sonstige Munterkeit und Erfahrung. Sicherlich forderte er sein Schicksal heraus, durch seine ungewöhnliche Unklugheit.

Anmerkung. Es ist bemerkenswerth, daß ein Bruder des Capitain Ward, während dem Angriff sich in dem Lager der Indianer befand. Dieser wurde von den Indianern im Jahr 1758, weggenommen; er war zu der Zeit drei Jahre alt, wurde als Glied des Schawaneesen Stammes angenommen, heirathete nachmals eine Indianerin, mit welcher er einige Kinder hatte, und welche alle, sammt der Mutter im Lager gegenwärtig waren. Capt. Ward unterrichtete den Schreiber dieses, daß, einige Augenblicke früher ehe das Schießen begann, während er in Schußweite vom Lager stand, ein indianisches Mädchen, augenscheinlich fünfzehn Jahre alt, seine Aufmerksamkeit fesselte. Sie stand einen Augenblick in einer beunruhigenden Stellung, vor einem der Zelte, und sah aufmerksam nach der Stelle wo er stand. Nicht gleich bemerkend, daß es ein Mädchen war, hob er seine Flinte, und war auf dem Punkte loszuschießen, als ihre offene Brust ihr Geschlecht verrieth; und ihre besonders helle Farbe machte ihn für einen Augenblick zweifelhaft, ob es eine Indianerin bei Geburt sein könne. Später erfuhr er, daß es seines Bruders Kind war.

———o———

Ward, Baker und Kenton.

Es ist noch bemerkenswerther, daß gerade ein Jahr nachher, in einem Nachtgefecht, welches dem Beschriebenen ziemlich ähnlich war, der von den Indianern angenommene Johann Ward, nochmals gegen einen seiner Brüder, Capt. James Ward, focht. Capt. James Ward, mit Kenton, Backer und dreißig Andern, waren auf der Verfolgung einiger gestohlenen Pferde begriffen, als sie auf eine frische Indianerspur trafen, welche den Weg durchschnitt, den sie verfolgten. Augenblicklich gaben sie ihr früheres Vorhaben auf, und verfolgten die frische Spur mit großer Heftigkeit; als sie, kurz nachdem es dunkel geworden, auf das Lager stießen. Wie sie es mit der größten Aufmerksamkeit untersucht hatten, beschlossen sie, bis gegen Tagesanbruch sich ruhig zu verhalten, und dann, wie zuvor in zwei Abtheilungen, eine von Kenton, die andere von Baker befehligt, sich auf den Feind zu stürzen. Alles blieb ruhig bis gegen vier Uhr Morgens, wo sich Baker mit seiner Abtheilung vorwärts

bewegte, um seinen Posten einzunehmen, (welcher sehr vortheilhaft war, und in Verbindung mit Kenton den Feind ganz umzingelte,) während Kenton stehen blieb und das Signal des Angriffs erwartete. Durch Mißverstand bewegte sich Baker in einer falschen Richtung, und anstatt den Feind zu umgehen, traf er, zu beiderseitigem Erstaunen, gerade auf denselben. Ein heftiges Schießen, und das gewöhnliche Geschrei, machten Kenton bald bekannt mit der Sache, welcher dann hastig vorwärts schritt, um seinen Freunden beizustehen. Es war noch sehr dunkel, und das Schießen geschah auf das Gerathewohl. Baker, in dessem feurigem Charakter Muth die Oberhand über alles hatte, verlor alle Geduld wegen der Hindernisse, welche sie hatten, und bestand heftig darauf, daß man sich auf den Feind stürzen, und so das Gefecht mit dem Tomahawk auf einmal zur Entscheidung bringen solle. Kenton, welchen wiederholte Unglücksfälle sehr vorsichtig gemacht hatten, bestritt es so feurig, daß man es nicht that. Einer ihrer Leute war gefallen; so konnten sie auch einen Indianer, augenscheinlich nicht weiter als dreißig Schritte entfernt, tief stöhnen, und gelegentlich mit seinen Gefährten in der Indianersprache sich unterhaltend, hören. Der Verwundete war der unglückliche Johann Ward, dessen hartes Schicksal es war, in einer Schlacht gegen die Weißen zu fechten, in welcher sein Vater fiel; zweien seiner Brüder im Felde entgegen zu stehen, und in einem Nachtgefecht tödtlich verwundet zu werden, wo sein Bruder ihm gegenüberstand und sein Gestöhn hören konnte. Sein Vater kam in der langen Schlacht am "Point," wie man sie nannte, um, nahe bei der Mündung der Kenawha. Die ganze Macht der Schawaneesen war auf dieser Stelle versammelt, und es ist daher kein Zweifel, daß, da Johann Ward zu der Zeit neunzehn Jahre alt, er auch gegenwärtig war.

———o———

May, Johnston, Flinn und Skyles.

Herr Johann May von Virginien, war schon früh als Vermesser der Kentucky Ländereien angestellt, und wurde mit Geschäften überhäuft, daß sie die Hülfe eines Schreibers erforderten. Im Jahr 1789, beschäftigte er, Herrn Karl Johnston, einen jungen Mann von kaum zwanzig Jahren, in dieser Lage. Johnston begleitete seinen Herrn, im Sommer '89, nach Kentucky, von wo er im Herbste, ohne ein bemerkenswerthes Abentheuer, nach Virginien zurückkehrte; im Monat Februar 1790, wurde es nöthig, daß sie wieder nach Kentucky gingen, um die Geschäfte, welche im vorjährigen Sommer unbeendigt geblieben, zu beendigen. Früher waren sie zu Land ge-

reist; allein bei dieser Gelegenheit beschloß May zu Wasser, den großen Kenawha und Ohio hinunter, zu reisen. Demnach reisten sie die gewöhnliche Straße nach dem Gerichtshause zu Green Briar (wo später die Stadt Lewisburgh erbaut wurde) von hier durchschritten sie die Wildniß welche zwischen hier und der großen Kenawha liegt. Nachdem sie viel vom Wetter, welches sehr kalt war, gelitten hatten, erreichten sie endlich Kelly's Standposten an der Kenawha; an diesem Punkte hatte sich May vorgenommen sich einzuschiffen. Nachdem er ein solches Boot, wie sie gewöhnlich zur Beschiffung der westlichen Gewässer gebraucht wurden, gekauft hatte, so schifften sie sich in Gesellschaft eines Herrn aus Virginien, Namens Jakob Skyles, (dieser hatte Waaren welche nach Lexington bestimmt waren) ein; und erreichten ohne besondere Zufälle, in einigen Tagen Point Pleasant. Hier vermehrte sich ihre Gesellschaft um drei Personen, einem Manne, Namens Flinn, und zwei Schwestern, Namens Fleming. Flinn war ein abgehärteter Grenzer, von Jugend auf an die Gefahren der Grenze gewöhnt; die zwei Schwestern Fleming waren von niederm Stand. Diese waren Eingeborne von Pittsburg, und auf ihrem Weg nach Kentucky.

Während ihrem kurzen Aufenthalt zu Point Pleasant, erfuhren sie, daß sich räuberische Horden Indianer, fast beständig auf beiden Ufern des Ohio herumtrieben, welche unter allerlei Vorwänden die Boote an das Ufer zu locken suchten, und dann entweder die Mannschaft ermorden oder gefangen nehmen; sie beschlossen daher, wie sie Point Pleasant verließen, daß nichts sie verleiten solle, sich einem oder dem andern Ufer zu nähern, daß sie gegen jede Bitte verhärtet durchaus die Mitte der Strömung halten, und unglücklichen Personen sich selbst zu helfen überlassen wollten. Wie sie ihre Beschlusse ausführten, wird die Folge zeigen. Das ausgetretene Frühlingsgewässer, hatte zur Zeit ihrer Einschiffung den höchsten Punkt erreicht, daher trieb ihr Boot mit der größten Schnelle stromunter. Man hatte nicht nöthig, die Ruder zu gebrauchen, es war nur allein nöthig, daß eine Person über Nacht Wache hielt, das Boot zu steuern, um es in der Strömung zu erhalten. So lange sie so thaten, hatten sie keine Furcht vor den Indianern nöthig, es mochten ihrer so viele sein, als nur wollten, da diese um Boote anzugreifen noch nicht eingerichtet waren, und auch dafür hielten, daß so lange sich Waffen in dem Boote befänden, der Angriff unausführbar sei.

Am Morgen des 20sten März, als sie dem Einflusse des Scioto nahe waren, wurden sie durch Flinn erweckt, der gerade auf der Wache war. Dieser benachrichtigte sie, daß Gefahr bei der Hand sei. Alle sprangen auf, und eilten, ohne ihre Nachtmützen abzulegen und sich gehörig anzukleiden, auf das Verdeck. Die Ursache der Beunruhigung Flinns wurde bald sichtbar. Weit stromunter wurde Rauch gesehen, welcher in dicken Wirbeln über die Bäume aufstieg, und dann in dünnern Massen über das Strombett dahinzog. Alle waren darin übereinverstanden, daß dieser nur von einem großen Feuer entstehen könne,—wer war nun da um dieses Feuer in der

Wildniß, welche es umgab, anzuzünden? Keiner bezweifelte, daß sich Indianer dort befänden, und die einzige Frage, auf welchem Ufer es sei, blieb zu beantworten übrig, denn die Krümmung des Stromes, und die Entfernung des Rauches, machte es unmöglich, wenigstens im ersten Augenblicke, den Punkt, wo dasselbe sich befinde, genau anzugeben. Allein wie das Boot weiter hinunter getrieben, wurde es klar, daß es sich auf der Ohio Seite befand, und man beschloß, sich auf die gegenüberliegende Seite zu begeben. Doch ehe dieses ausgeführt werden konnte, kamen zwei weiße Männer zu dem Ufer gelaufen, rangen ihre Hände auf die traurigste Art, und ersuchten die Mannschaft sie in das Boot zu ne' men. Sie sagten: daß sie vor einigen Tagen von einer Parthie Indianer in Kennedy's Bottom, gefangen genommen—wären über den Ohio gebracht, und hätten ihre Flucht bewirkt. Sie setzten hinzu, daß der Feind nahe hinter ihnen wäre, und wenn sie nicht ins Boot aufgenommen würden, ihr Tod gewiß sei. Ihrem Entschlusse treu, sich in der Mitte der Strömung zu halten; und da sie die Vermuthung hegten, daß die Bittsteller Verräther seien, so gaben sie den Vorstellungen kein Gehör, verfolgten ihren Weg stromunter, und waren bald eine gute Strecke voraus. Die zwei Weißen liefen in einer gleichlaufenden Linie mit dem Boot den Fluß entlang; ihre Vorstellungen wurden jetzt in erschütterndes Geschrei und Wehklagen verwandelt, da sie sahen, daß ihre Bitte nicht geachtet wurde. Die Hartherzigkeit der Mannschaft schien bald nachzulassen. Flinn und die beiden Frauenzimmer, von ihrer Jugend auf gewöhnt, Gefahren von Indianern gering zu achten, bestanden ernstlich darauf, sich dem Ufer zu nähern, um die Weißen aufzunehmen; selbst May's Unglaube schwankte bei der beharrlichen Zudringlichkeit der Bittsteller. Ein Gespräch über diesen Gegenstand fand Statt.—May rief ihnen vom Verdeck des Bootes zu, und verlangte zu wissen, was es mit dem Feuer für eine Bewandtniß habe, dessen Rauch sie so sehr beunruhigt hatte. Die beiden Männer verleugneten durchaus, daß ein Feuer sich in ihrer Nähe befinde. Diese Lüge war so handgreiflich, daß May's früherer Entschluß sich noch mehr verstärkte, und heftig auf die Fortsetzung ihrer Reise bestand, ohne weiter von dem Gesuch der Männer Notiz zu nehmen. Dieser Entschluß wurde von Johnston und Skyles standhaft unterstützt, und eben so heftig von Flinn und den beiden Schwestern widersprochen; denn, gegen alle Verfahrungsart, wurde den beiden Frauenzimmern eben so gut eine Stimme erlaubt, wie den Männern an Bord des Bootes. Flinn behauptete, daß die Männer jeden Beweis von wirklichem Unglück gäben, welchen man nur verlangen könne, und wiederholte so manche besonderen Umstände, welche ihre Gefangenschaft und Flucht begleiteten; so daß man nicht glauben könne, daß ihre Erzählung bloß für diese Gelegenheit eingerichtet wäre; und, setzte er hinzu, es müsse ihnen für immer eine brennende Schaam verursachen, wenn sie bei geringer Wagniß zugeben wollten, daß zwei ihrer Landsleute ein Opfer der Wuth der Wilden fielen. Er gab zu, daß sie in Hinsicht des Feuers gelogen; er erklärte sich aber in diesem Punkte zufrieden gestellt, weil sie die=

ses wohl aus Furcht, die reine Wahrheit zu sagen, gethan hätten; damit die Mannschaft nicht glauben solle, daß Indianer in der Nähe versteckt wären. Der Streit wurde warm, und während seiner Dauer, trieb das Boot so weit hinunter, daß es schien, als wenn die Männer die Verfolgung in Verzweifelung aufgegeben hätten.

Um diese Zeit, machte Flinn einen anderen Vorschlag, welcher, nach seinem Gespräch zu urtheilen, ohne die geringste Wagniß für einen Anderen, ausgeführt werden konnte. Sie waren nun mehr als eine Meile unterhalb den Männern. Sein Vorschlag war, daß May nur so nahe ans feindliche Ufer fahren solle, daß e r ans Land springen könne; daß es unmöglich für Indianer sei, (wenn er zugeben wolle, daß derselben da wären,) so schnell am Boote anzukommen, um es nehmen zu können, und sollten sogar einige kommen, so könnten sie ja gleich abstoßen, und i h n seinem Schicksal überlassen. Er wäre sicher, daß er im Stande sei, diese rothen Teufel auszulaufen, wenn sie ihn zuerst sähen; und wäre eben so versichert, daß er s i e, so bald als sie i h n, sehen würde. May warnte gegen eine solche Bloßstellung, allein Flinn war unbiegsam;—und in einer bösen Stunde, wurde das Boot gegen das Ufer gerichtet. Bald wurden sie inne, daß das Boot nicht so rasch mehr trieb, als in der Strömung, und hatten daher mehr als doppelt die Zeit nöthig um an das Ufer zu kommen, als sie gedacht hatten. Wie man das Ufer erreichte, sprang Flinn furchtlos auf das feindliche Ufer, das Boot aber stieß auf den Sand. In diesem Augenblicke, kamen fünf oder sechs Indianer außer Athem, aus dem anstoßenden Walde, an das Ufer gelaufen, ergriffen Flinn, und fingen an, auf die Mannschaft des Bootes zu schießen. Johnston und Skyles sprangen nach ihren Waffen, um die Schüsse zu erwiedern, während May ein Ruder ergriff, um den Versuch zu machen, die Strömung wieder zu erreichen. Jedoch, Indianer kamen auf Indianer, in rascher Folge, so daß das Ufer bald von ihnen bedeckt war; May aber rief seinen Gefährten, das Schießen aufzugeben, und die Ruder zu ergreifen. Dies wurde gethan, allein es war zu spät.

Der Strom war, wie schon früher bemerkt, sehr hoch, und ihr schwerfälliges, unlenkbares Boot, hatte sich in die Zweige der Bäume, welche am Ufer standen, verwickelt, so daß nach einem verzweifelten Versuch, dasselbe zu befreien, sie genöthigt waren, diesen Versuch in Verzweifelung aufzugeben. Während dieser ganzen Zeit, schossen die Indianer beständig ins Boot, aus einer Entfernung, welche nicht zehn Schritte betrug. Ihre Pferde, welcher sie eine ziemliche Anzahl an Bord hatten, hatten ihre Halftern zerrissen, und toll vor Schrecken, sprangen sie wüthend herum, so daß sie von diesen nicht viel geringere Gefahr hatten, als vom Ufer. Nun kam noch hinzu, daß keiner, mit Ausnahme May, einen feindlichen Indianer gesehen hatte; sie wurden daher, durch ihre wüthende Geberden und ihr furchterregendes Geschrei, so in Schrecken gesetzt, daß sie ihrer Geistesfähigkeiten fast nicht mehr mächtig waren. Da sie sahen, daß es unmöglich wäre, sich herauszuwickeln, legten sie sich alle auf ihre Gesichter, in solchen Theilen des Bootes, wo sie vor den Pfer-

den sicher waren, und erwarteten in unthätiger Hülflosigkeit, die Annäherung ihrer Besieger. Allein der Feind griff noch immer nicht das Boot an, sondern schoß beständig in dasselbe, wodurch alle Pferde getödtet wurden, und bald auch verderblich auf die Mannschaft wirkte. Eines der Frauenzimmer bekam eine Kugel durch den Mund, welche über Johnston's Kopf geflogen, und fast augenblicklich verschied sie. Skyles, fast gleich nachher, wurde stark in beide Schultern verwundet; die Kugel streifte das rechte Schulterblatt, und fuhr quer über seinen Rücken. Das Schießen schien jeden Augenblick zuzunehmen; als endlich May aufstand, und seine Nachtmütze über dem Kopf schwenkte, als ein Zeichen der Ergebung. Augenblicklich erhielt er eine Kugel in die Mitte seiner Stirne, und fiel todt zur Seite Johnston's hin, ihn mit seinem Blute bedeckend.

Nun, endlich versuchte der Feind an Bord zu kommen. Fünfzehn bis zwanzig warfen sich in das Wasser, mit ihren Tomahawks in den Händen, schwammen zum Boot, und kletterten in dasselbe; Johnston stand bereit, sie zu begrüßen, reichte mit Erfolg jedem Indianer seine Hand, und half zwanzig derselben ins Boot steigen. Nichts konnte freundlicher sein, als diese Zusammenkunft. Jeder Indianer schüttelte ihm, mit der gewöhnlichen Begrüßung, in schlechtem Englisch: "Wie gehts," die Hand; während Johnston, ihnen mit einem zärtlichen Händedruck, und einem erzwungenen Lächeln, in welchem Furcht und Höflichkeit rang, entgegen kam. Dann gingen die Indianer weiter zu Skyles, und der überlebenden Jungfrau Fleming, wo die vollkommene Beweisführung gegenseitiger Freude nicht so lebhaft waren. Skyles litt an einer schmerzhaften Wunde, und das Mädchen saß bei dem todten Körper ihrer Schwester. Nachdem sie die Hände mit allen ihren Gefangenen geschüttelt, gingen die Indianer hin, die Todten zu scalpiren, welches mit großer Kaltblütigkeit verrichtet wurde; die rauchenden Scalps wurden auf Reife gespannt, um sie zu trocknen, dieses alles geschah vor den Augen der Ueberlebenden. Das Boot wurde nun an das Ufer gezogen, und der Inhalt mit großer Gierigkeit durchsucht. Der arme Skyles mußte nun noch, bei seinen Schmerzen, zusehen, wie sein Eigenthum durch diese gierigen Zerstörer, gänzlich verdorben wurde; sie warfen seine Seiden- und feine Leinenwaaren, so wie sein wollenes Tuch, mit der sorglosesten Gleichgültigkeit in den Schmutz. Endlich stießen sie auf ein kleines Faß Branntwein; diese Beute wurde gierig angegriffen, und alles Andere aufgegeben. Der Indianer, welcher es gefunden, trug es zum Ufer, und alle folgten in tumultuarischer Freude. Es wurde dann ein Feuer, nahe an fünfzig Fuß lang, angezündet, und Sieger sowohl wie Besiegte, setzten sich ohne Unterschied rund um dasselbe. Es war noch kein Versuch gemacht, die Gefangenen zu entkleiden, allein Johnston war unglücklicherweise mit einem feinen Tuchüberrock bekleidet, hatte eine rothe Weste, schön in Falten gelegtes Hemd, und ein neues Paar Stiefeln an. Die Indianer fingen an, ihn aufmerksam zu betrachten; endlich aber kam einer, der ein Schawaneesen-Häuptling war, und dessen Name,

wie er nachher erfuhr, Chick-a-tommo war, zu ihm, zog zwei bis drei Mal heftig an den Schößen seines Rockes, und machte dabei verschiedene Geberden, welche nicht mißverstanden werden konnten. Johnston zog ihn aus, und überreichte ihm denselben sehr höflich. Seine rothe Weste war nun dem Auge ausgesetzt, und erregte große Aufmerksamkeit. Chick-a-tommo rief aus: "Hugh; Ihr groß Captän!" Johnston versicherte ihn, daß er irre, daß er kein Offizier sei, und keine Bekanntschaft mit militairischen Gegenständen besitze. Der Indianer warf sich in die Brust, zeigte mit dem Finger auf dieselbe, und rief: "Ich Captän, all dies (auf seine Leute zeigend,) mein Soldat." Die rothe Weste begleitete den Oberrock, und Johnston stand, sich schüttelnd vor Kälte, in seinem Hemde und Hosen. Nun kam ein alter Indianer zu ihm, legte seine Hand auf sein eigenes Hemd, (ein schmieriges Gewand, welches wahrscheinlich in sechs Monaten nicht gewaschen war,) und die Andere auf Johnston's, und rief auf Englisch: "Tausch'! Tausch'!" zu derselben Zeit gab er dem Hemde einen freundschaftlichen Ruck. Johnston kämpfte bei diesem Vorschlag seinen Verdruß nieder, und war bereit zu willfahren, hatte auch schon das Hemd über den Kopf gezogen, als es mit Gewalt von einem anderen Indianer wieder zurück gezogen wurde, dessen Name, wie er nachher erfuhr, Thomas Lewis war. Sein neuer Verbündeter verwies dem andern Indianer ernstlich seinen Wunsch, das Hemd des Gefangenen bei diesem kalten Wetter zu nehmen, und gleich nachdem warf er seine eigene Decke über Johnston's Schultern. Diese That wurde mit einem Blick so voll von Mitleid und Güte begleitet, daß Johnston, welcher eine bei weitem andere Behandlung vermuthete, erstaunt war. Er überzeugte sich nun, daß angeborne Güte des Herzens, und Großmuth der Gefühlen, auf keinen Fall selten, sogar nicht bei Wilden wären.

Die beiden weißen Männer welche sie an das Ufer gelockt hatten, und deren Namen Divine und Thomas waren, erschienen nun auch, und nahmen ihre Sitze neben den Gefangenen ein. Fühlend, daß sie sich einer schändlichen That schuldig gemacht hatten, suchten sie sich schnell wegen ihrem Betragen zu entschuldigen. Sie erklärten, daß sie wirklich vor einigen Tagen in Kennedy's Bottom gefangen genommen, und daß die Indianer sie, durch die Drohung eines augenblicklichen Todes genöthigt, so zu handeln, wie sie gethan hätten. Sie schlossen mit einigen allgemeinen Ausdrücken der Reue, über das Unglück, welches sie herbei geführt hätten, und erklärten, daß ihr eigenes Unglück durch den Anblick des Unglücks ihrer Landsleute noch vermehrt wäre. In einem Wort, Worte waren wohlfeil bei ihnen, und wurden im Ueberfluß ausgeschüttet. Allein die Leiden Johnston's und Skyles waren zu ernstlich, als daß ihr Unwille durch solche geringe Genugthuung besänftigt wäre. Ihr Verdacht von dem Bestehen einer freiwilligen und bösartigen Verrätherei von Seiten dieser weißen Männer (zum wenigsten von einem dieser,) wurde durch den Bericht eines Negers, der schnell herzu kam, und auch, wie es schien, einige Tage vorher in Kentucky gefangen genommen wurde, gerechtfertigt. Dieser erklärte, daß Thomas sehr abgeneigt gewesen, An-

theil bei dieser Verrätherei zu nehmen, wurde aber durch Divine geleitet. Letzterer hatte diese Sache allein entworfen, und war am meisten bei der Ausführung thätig gewesen; er hatte ein Versprechen von den Indianern erhalten, daß, im Falle guten Erfolgs, seine eigene Freiheit ihm wieder zurück gegeben werden solle. Dieser Bericht wurde vollkommen durch spätere Zeugnisse bestätigt.

Wenige Minuten nachher kamen sechs, meistens sehr alte Weiber, in Begleitung zweier weißen Kinder, einem Knaben und einem Mädchen, zum Feuer, und setzten sich nieder. Die Kinder waren in Kentucky mitgenommen. Skyles' Wunde wurde jetzt außerordentlich schmerzhaft; da nun Flinn, im Laufe seines abentheuerlichen Lebens, einige Kenntnisse der Wundarzneikunst aufgefaßt, so wurde ihm erlaubt, dieselbe zu untersuchen. Er fand bald, daß ein Einschnitt gemacht werden müsse, welches er auch geschickt mit einem Rasirmesser that. Eine alte Frau wusch dann die Wunde, und nachdem sie das blutige Wasser in einem Blechgeschirr aufgefangen, reichte sie es zu Skyles, mit dem Ersuchen, dasselbe zu trinken, ihn versichernd, daß dieses sehr seine Besserung beschleunigen würde. Er hielt es für klug zu willfahren.

Während dieser ganzen Zeit, rauchten die Indianer stillschweigend ihre Pfeifen, oder lagerten sich faul um das Feuer. Keine Wache wurde, um einen Ueberfall zu verhüten, ausgestellt, allein eines jeden Mannes Flinte, stand unmittelbar hinter ihm, mit der Schwanzschraube auf der Erde, und den Lauf gegen eine Stange gelehnt, welche horizental auf zwei Gabeln lag. Bei der geringsten Beunruhigung, konnte jeder seine Flinte ergreifen. Die Sieger waren aus kleinen Abtheilungen von verschiedenen Stämmen zusammengesetzt; bei weitem der größere Theil gehörte zu den Schawaneesen; die Uebrigen aber, waren Delawaren, Wyandotts und einige herumstreichende Cherokeesen. Wie sie geraucht hatten, schritten sie zur Vertheilung der Gefangenen. Flinn wurde einem Schawaneesen Krieger, — Skyles einem mürrischen, wilden Indianer desselben Stammes übergeben, während Johnston einem jungen Häuptling der Schawaneesen übergeben wurde, von welchem er schreibt, daß er eine Denkart besessen, welche jedem Alter und jedem Volke zur Ehre gereichen würde. Sein Name war Messhawa, und kaum war er zum Manne herangewachsen; seine Gestalt war schlank, und drückte mehr Behendigkeit als Stärke aus; seine Miene war edel, und seine Gesichtszüge sanft, offen, und besonders einnehmend. Augenscheinlich besaß er großen Einfluß unter denen seiner eigenen Nation, welchen, wie die Folge zeigen wird, er mit großer Behendigkeit auf Seiten der Menschlichkeit, benutzte. Die überlebende Jungfrau Fleming, wurde den Cherokeesen übergeben, während die Wyandotts und Delawaren ledig ausgingen. Dennoch wurde keine Unzufriedenheit geäußert. Die Theilung wurde von einem alten Häuptling mit lauter Stimme bekannt gemacht, und ein kurzer guttural Ausruf, sprach ihre Uebereinstimmung aus. Nach der Vertheilung der Gefangenen, wurden Flinn, Divine und Thomas befehligt, noch vier Ruder zu bereiten, denn sie hatten beschlossen, das Boot, wel-

ches sie genommen, zu bemannen, und andere Boote, welche während ihrem Aufenthalte am Ohio, passiren sollten, damit anzugreifen. Diese und andere Vorbereitungen nahmen den Rest des Tages.

Am andern Morgen, standen die Indianer früh auf, und bereiteten sich für ein Gefecht, weil sie hofften, daß wie gewöhnlich, Boote vorbeikommen würden. Sie schmückten ihren Scalpbüschel, und färbten sich ihr Gesicht vor einem Taschenspiegel, deren jeder einen bei sich trug, auf die am meisten beliebte Art; machten Grimmassen und erzürnte Blicke, um ihr Gesicht zuzurichten, die fürchterlichsten Leidenschaften zu zeigen. Es mochte ungefähr 10 Uhr gewesen sein, als man ein Kanoe erblickte, in welchem sich sechs Männer befanden, welches langsam und arbeitend am Kentucky Ufer hinauf fuhr. Augenblicklich wurde allen Gefangenen befohlen, das Ufer hinabzusteigen, um den Kanoe in den Bereich der Flinten der Indianer zu locken. Johnston wurde, wenn auch mit Widerwillen, genöthigt, die Uebrigen zu begleiten. Divine, war sowohl bei dieser, als bei der früheren Gelegenheit, sehr thätig und erfinderisch in Kriegslisten. Er ersann eine bedauernswürdige Geschichte, daß nämlich ihr Kanoe umgeschlagen, und sie nun vor Hunger umkommen müßten, da sie weder Flinten noch Aexte besäßen. Mit Angst sah Johnston den Kanoe sich vom dem Kentucky Ufer entfernen, und sich schnell auf sie zu bewegen, allein die Strömung war so stark, daß sie weit hinunter getrieben, und so verhindert wurden, die wiederholten Signale Johnstons, sie zu warnen nahe zu kommen, zu bemerken. Wie die Indianer sahen, wie weit der Kanoe hinabgetrieben war, so liefen sie schnell, unter dem Schutze des Waldes, am Strom hinunter, und verbargen sich unter den Weiden, welche häufig am Ufer wuchsen. Die keinen Verdacht hegenden Leute im Kanoe kamen bald näher; als sie aber noch sechzig Schritte entfernt waren, wurde auf sie geschossen, und alle an Bord wurden getödtet. Einige fielen in den Strom, und bewirkten, daß das Kanoe umschlug, dieser trieb schnell stromunter, und so geschah es auch mit den Körpern der Erschlagenen. Die Indianer sprangen ins Wasser, zogen sie ans Land, erschlugen zwei, welche Lebenszeichen von sich gaben, mit dem Tomahawk, und scalpirten alle.

Kaum war dies geschehen, als eine glänzendere Beute sich sehen ließ. Es geschah, daß Capt. Thomas Marshall, von der Virginier Artillerie, nebst einigen andern Herrn den Ohio hinabfuhren; sie hatten sich einen Tag später, als May, eingeschifft. Sie hatten drei sehr schwach bemannte, aber sehr schwer mit Pferden und Waaren beladene Boote, und wollten nach Lexington. Es mochte zwölf Uhr Mittags, am zweiten Tage der Gefangenschaft Johnstons sein, wie diese kleine Flotille an der Stelle erschien, wo sich die Indianer befanden. Augenblicklich war alles thätig. Die neu verfertigten Ruder wurden am Ufer befestigt, die Wilden sprangen an Bord, die Gefangenen wurden genöthigt, ihren Stand an den Rudern zu nehmen, und mit augenblicklichem Tode bedroht, wenn sie nicht die größten Anstrengungen machten, daß sie an die Seite des Feindes kämen.

Die drei Boote kamen schnell herunter, und waren bald gerade ihren Feinden gegenüber. Die Indianer eröffneten ein heftiges Feuer auf sie, und trieben ihre Ruderer zu der äußersten Anstrengung an. Die Mannschaft der Boote wurden bald ihre Gefahr inne. Ein warmer Streit der Fertigkeit und Stärke fand jetzt statt. Es war ein Zwischenraum von hundert Schritt zwischen jedem der Boote; das Hinterste war eine Zeitlang in großer Gefahr, denn da es nur ein Paar Ruder hatte, und schwach bemannt war, so war es nicht im Stande, gegen das Indianerboot anzurudern, welches nicht allein an Anzahl sondern auch an Ruderern überlegen war. Bald waren die Indianer in Schußweite, und reinigten das Verdeck mit unaufhörlichen Schüssen, welche es durchaus gefährlich für die Mannschaft machten, sich zu zeigen. Capt. Marshall war an Bord des hintersten Bootes, behauptete seinen Posten am Steuerruder, und bot der Schauer von Kugeln, die um ihn flogen, Trotz. Er stand in Hemdärmeln, mit einem rothen seidenen Tuch um seinen Kopf gebunden, welches den Indianern eine gute Zielscheibe gewährte; nichts desto weniger steuerte er mit gleicher Beständigkeit und Fertigkeit, während die Mannschaft sich mit dem Rudern ablößte. Die Feinde verloren an Grund, aus zweien Umständen; in ihrem Eifer die Weißen zu überholen, verließen sie die Strömung, und versuchten den Strom querüber von Punkt zu Punkt, zu durchschneiden, um die Entfernung zu verkürzen. Jedoch, wie sie so thaten, verloren sie die Macht der Strömung, und fanden sich bald unerwartet hinter dem Boote treiben. Zudem betrugen sich die Weißen mit gleicher Kälte und Gewandtheit; das zweite Boot wartete auf das Hinterste, nahm die Mannschaft desselben auf, und gaben ohne Bedenklichkeit, das Boot mit den Gütern und Pferden, dem Feinde preis. Da das zweite Boot nun besser bemannt war, so fuhr es schnell vorwärts, und hatte bald das Erste eingeholt, welches, auf dieselbe Art, die Mannschaft aufnahm, und die Ladung preis gab; nun hatte das Boot sechs Paar Ruder, und da es nun stark bemannt war, war es bald aus dem Bereich der Feinde. Die Jagd dauerte länger als eine Stunde; während der ersten halben Stunde, hing das hinterste Boot in kläglicher Ungewißheit; und mit Angst säh Johnston auf die Unwahrscheinlichkeit des Entkommens. Die Gefangenen wurden genöthigt, hart an den Rudern zu arbeiten, allein sie nahmen sich wohl in Acht, jemals den Stoß zusammen zu geben, und versuchten jedes Mittel, die Flucht ihrer Freunde zu begünstigen.

Wie die Indianer sahen, daß sie das Boot nicht erreichen konnten, gaben sie die Verfolgung auf, und richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die verlassenen Boote. Die Beute übertraf ihre lebhafteste Erwartung; es waren mehrere schöne Pferde an Bord, und Weizenmehl, Zucker und Chocolade im Ueberfluß; noch ein anderes Fäßchen Brantwein wurde gefunden, welches dieselbe unmäßige Freude, wie früher, erregte. Es wurde nun einmüthig beschlossen, ein Fest zu veranstalten, und gleich wurden Anstalten getroffen ihr Vorhaben in Ausführung zu bringen. Es wurde in einen großen Kessel Chocolade und Zucker gethan, (letzterer bildete den größeren

Theil,) und derselbe aufs Feuer gesetzt; eine alte Frau rührte nun in dem Kessel mit einem schmutzigen Stock. Johnston wurde zum Koch ernannt, und empfing den Befehl, Weizenmehlkuchen im Feuer zu backen. Eine Hirschhaut, welche früher als Satteldecke gedient, und ekelhaft befleckt war, da sie gebraucht war, wie das Pferd einen wunden Rücken hatte; wurde ihm als eine Speisetrage übergeben; wie ihm nun mehrmals "mach schnell" befohlen war, so trat er sein Amt mit dem größten Eifer an. Er vermischte eine große Menge Zucker mit Klößen, welche er in Chocolade gekocht hatte, und befriedigte die Gaumen der Indianer so sehr, daß sie begeistert in ihrem Lobe wurden, und ihr Vorhaben aussprachen, ihn in seinem jetzigen Stande, so lange er bei ihnen bleiben würde, zu halten. Die zwei Fäßchen Branntwein, welche gut bewacht waren, wurden jetzt herbeigebracht, und bald hatte die Fröhlichkeit keine Grenzen. Ein ausgesuchter Trupp, blieb wie gewöhnlich nüchtern, um Ordnung zu erhalten, und sie vor einem Ueberfall zu bewachen; allein die Gefangenen wurden eingeladen, sich mit ihren rothen Brüdern volle zu saufen. Johnston und Skyles schlugen die Einladung ab, doch Flinn, ohne zu warten, daß er zum zweiten Male gefragt wurde, vereinigte er sich mit den Lärmern, und wurde bald eben so betrunken. In diesem Zustande gerieth er in einen heftigen Zank mit einem Indianer, welcher nach vielen Schimpfreden von beiden Seiten, sich in einer Schlägerei endigte, worin der Indianer tüchtig durchgeprügelt wurde. Mehrere seines Stammes zogen ihre Messer, und stürzten voller Wuth auf Flinn zu, allein hier wurden sie mit großem Gelächter von den Anderen zurück gehalten, welche erklärten, daß sich Flinn als Mann erwiesen, und gleiches Recht haben solle.

Unter dieser Zeit, waren Johnston und Skyles gebunden, und in eine angemessene Entfernung von der Trinkparthie gebracht, mit der doppelten Absicht, ihr Leben zu sichern, und sie gegen Flucht zu bewachen. Wie sie so, durchaus unfähig sich selbst zu helfen, da lagen, sahen sie zu ihrem größten Schrecken, einen der Lärmer auf sich zu schwanken, mit dem blanken Messer in der Hand, und eine Menge Flüche murmelnd. Einige Schritte von ihnen blieb er stehen, redete sie mit großer Heftigkeit, für ungefähr eine Minute an, bis er sich in eine tolle Wuth gearbeitet hatte, als er plötzlich einen erschrecklichen Schrei that, auf den niedergeworfenen Skyles sprang, und ihn bei den Haaren ergriff, um ihn zu scalpiren. Glücklicherweise war er zu sehr betrunken, um dies mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit auszuführen, und ehe er sein Vorhaben ausgeführt, kam die Wache in voller Eile, ergriff ihn bei den Schultern, und warf ihn mehrere Schritte zurück. Das betrunkene Vieh rollte auf dem Boden, und kam mit Schwierigkeit wieder auf die Füße, schwankte auf, während er Flüche gegen den weißen Mann, die Wache, sich selbst und die ganze Welt murmelte. Skyles hatte bloß die Schneide des Messers gefühlt, allein hatte seinen Scalp für verloren angesehen, und rieb mehrmals die Krone seines Hauptes mit fieberischer Besorgniß, ehe er sich überzeugen konnte, daß er seinen Scalp noch besaß.

Es geschah kein anderes Ereigniß während der Nacht, und am folgenden Morgen trennten sich die Indianer. Diejenigen, zu welchen Flinn gehörte, blieben am Strom, um andere Boote zu erwarten, während Johnstons Parthie, in gerader Richtung zu ihren Städten, durch die Wildniß zog. Während ihrer ersten Tagereise, machte Johnston seinen Besiegern viel Vergnügen. In dem von Capt. Marschall aufgegebenen Boot war eine Milchkuh auf die gewöhnliche Art befestigt. Wie sie den Strom verließen, übergaben sie dieselbe der Sorgfalt Johnstons, der sie an der Halfter führen solle. Gänzlich unbekannt mit dieser Reisemethode, bewies sie sich in hohem Grade widerspänstig und schwierig. Nahm er eine Seite des Baumes, so nahm sie regelmäßig die andere. Wenn er sie zu führen versuchte, so stellte sie ihre Beine fest, und war nicht aus der Stelle zu bringen. Wenn er sie treiben wollte, so lief sie ins Gebüsch, und that nicht geringen Schaden, sowohl an seiner Person als an seiner Kleidung. Die Indianer lachten den ganzen Tag, und schienen höchlich entzückt über seine Verlegenheit. Gegen Abend erreichten sie ein kleines Lager, wo sie ihre Weiber und Kinder gelassen hatten. Hier wurde Johnston zu seiner größten Freude von seiner Last befreit, und sah sie mit dem größten Vergnügen schlachten. Diese Nacht hatte er viel zu leiden, weil der gutgesinnte Messchawa, dessen Aufsicht er übergeben, abwesend war. Die Indianer waren wegen einem Ueberfall besorgt, und beorderten Messchawa mit einigen Kriegern, den Nachzug herbeizubringen, und sie gelegentlich, vor einem Versuch der Weißen ihre Gefangenen wieder zu erlangen, zu warnen. In der Abwesenheit des Messchawa, war Johnston einem Indianer übergeben, welcher einen ganz entgegengesetzten Charakter hatte. Während sein neuer Herr im Begriff war, ihn für die Nacht zu binden, wagte Johnston zu äußern, daß die Stricke zu fest angezogen wären, und ihm unnöthige Schmerzen verursachten. Der Indianer gerieth in Zorn, rief: "Verd——t seist du!" und zog die Stricke mit aller möglichen Gewalt an, bis sie durchaus im Fleisch begraben schienen. In Folge dieses, schlief Johnston keinen Augenblick, und lag die ganze Nacht in fürchterlichen Schmerzen. Gegen Morgen kam Messchawa zurück, da er seinen Gefangenen in einem Fieber, und seine Hände ganz aufgeschwollen fand, so zerschnitt er die Stricke und wechselte über diesen Gegenstand einige heftige Worte mit dem andern Indianer.

Der Marsch wurde bald wieder angetreten, und Johnston konnte nicht unterlassen, sich jeden Augenblick Glück zu wünschen, daß er Messchawa zu seinem Führer habe. Der Herr des Skyles schien das größte Vergnügen daran zu finden, ihn zu peinigen. Zu einer großen Menge Gepäck zwang er ihn seine Flinte zu tragen, dadurch wurde die rohe Wunde unaufhörlich gereizt und vom Heilen abgehalten. Messchawa erlaubte Johnston bei jeder Gelegenheit mit ihm zu essen, während der Wilde, zu welchem Skyles gehörte, ihm für den Tag kaum zwölf Mundvoll erlaubte, und dann niemals ohne ihm seine wenige Speise mit Flüchen oder Schlägen zu verbittern. In einigen Tagen erreichten sie den Scioto Fluß, welcher jedoch

durch den anhaltenden Regen zu sehr angeschwollen war, um ihn zu durchwaden. Die Indianer waren gleich beschäftigt ein Floß zu erbauen, dadurch wurde es nöthig einen sehr großen Balken einige hundert Schritte weit zu tragen; zwei Indianer mit einem Pfahl trugen das leichtere Ende, während das dicke Ende, sehr liebreich, Johnston allein übergeben wurde. Da er nicht murren durfte, so wendete er seine ganze Stärke an, und von einigen Indianern unterstützt, glückte es ihm endlich, diese schwere Last auf die Schulter zu bekommen. Bald fand er aber, daß die Last seine Kräfte überstieg, und da er wünschte, seine vordern Gefährten über seine Unfähigkeit länger diese Last zu tragen, in Kenntniß zu setzen, so rief er ihnen auf Englisch zu: "gebt Acht!" Allein sie verstanden ihn nicht und gingen weiter, da warf er, wie er sah, daß er in Gefahr war zu Tode gedrückt zu werden, plötzlich den Balken hin, wodurch die beiden Indianer niedergeschlagen wurden, und einige Zeit sinn- und bewegungslos liegen blieben. Doch bald sprangen sie wieder auf, nahmen ihre Tomahawks, und würden gleich Johnston aller Mühe überhoben haben, hätten sie nicht andere Indianer unter großem Gelächter, zurückgehalten, und sie genöthigt ihren Zorn in Flüchen auszuassen, welche auch über "Ketepels" (wie er genannt wurde) mit großer Wuth, während einer ganzen Stunde, ausgestoßen wurden.

Wie sie den Scioto überschritten hatten, machten die Indianer eine Anordnung um zu faullenzen und sich die Zeit zu vertreiben; welches wenig mit Johnstons Gefühlen übereinstimmte, weil er besorgt war, so schnell als möglich ihre Städte zu erreichen, in der Hoffnung, dort einen wohlwollenden Handelsmann anzutreffen, welcher ihn von den Indianern erkaufen und ihm seine Freiheit wiedergeben würde. Sie belustigten sich mit einem Spiel, welches "Nosey" genannt wurde; sie hatten dazu ein Spiel Karten, das sie in dem preisgegebenen Boote fanden. Das Spiel Karten wurde in gleichen Theilen unter zwei Indianer vertheilt, und durch ein Verfahren, welches aber Johnston nicht verstand, suchte jeder des andern Karten in seinen Besitz zu bekommen. Der Gewinner hatte das Recht dem Andern zehn Nasenstüber zu geben, welche der Letztere mit unerschütterlichem Ernst aushalten mußte, weil, im Fall daß er lächle, der Gewinner das Recht hatte, ihm noch zehn andere zu geben. Bei diesem Spiel konnten sie Tage lang mit dem größten Interesse bleiben; die Umstehenden sahen mit dem größten Vergnügen, kaum geringer als das der Spieler, zu; und wenn die Strafe vollzogen wurde, lachten sie unmäßig.

Sobald sie am Spiel waren, waren sie gütig gegen ihre Gefangenen, allein dieser Sonnenstrahl wurde gewöhnlich sehr schnell verdunkelt. Johnston wagte einen alten Schawaneesen Häuptling zu fragen, wie weit sie noch reisen müßten, um ihre Städte zu erreichen? Der alte Mann machte es ihm sehr gutmüthig durch eine geometrische Figur, welche er mit einem Stock in den Sand zeichnete, klar; er bezeichnete die Lage des Ohio und Scioto, sowohl wie die verschiedenen Indianer-Städtchen, zeigte dann nach der Sonne, und

winkte mit der Hand um einen Tag zu bezeichnen; jeder Wink bezeichnete einen Tag, den sie noch zu reisen hatten. Johnston wagte dann zu fragen: "wie viel Einwohner seine Stadt enthalte?" Der alte Mann erwiederte: daß einst der Schawaneese Stamm ein großes Volk gewesen, allein (hier glühte sein Auge, und seine Leidenschaften begannen sich zu regen) die Langmesser haben beinahe das ganze Volk getödtet. "Dennoch," fuhr er fort, "so lange ein Schawaneese lebt, wollen wir fechten! fechten! fechten! Nur dann soll es ruhen, wenn kein Schawaneese mehr da ist!"

Jedesmal, wenn die Indianer durch einen Wald gingen, welcher vermessen war, (welches man an den Zeichen, mit der Art an den Bäumen gemacht, sehen konnte) waren die Gefangenen in der größten Gefahr. Sie blieben dann stehen, und nach einigen Minuten langem Stillschweigen, stießen sie das fürchterlichste Geschrei aus, hieben mit ihren Beilen in die Bäume, und fluchten ihren Gefangenen mit solcher Wildheit, daß sie alle Hoffnung für ihr Leben aufgaben. Bei einer Gelegenheit gingen sie von dem wildesten Zustand der Anregung, plötzlich zum entgegengesetzten Punkt von Fröhlichkeit über; dies geschah bei einem geringen Unfall, welcher Johnston betraf. Sie waren oft genöthigt, Bäche zu durchwaden, allein bei einer Gelegenheit suchten sie einen Bach mit Hülfe eines Baumstammes zu überschreiten. Der Morgen war bitter kalt und frostig, da der Stamm geschält war, so war er folglich glatt. Wie Johnston diese Brücke überschritt, glitt sein Fuß aus, und er fiel mit einem so plötzlichen und hellen Schrei in das kalte Wasser, daß die ganze Parthie, welche kurz vorher wuthentflammt war, in ein lautes Gelächter ausbrach, welches mit Zwischenräumen mehrere Meilen weit fortgesetzt wurde. Oftmals vergnügten sie sich damit, ihre Gefangenen zum Tanzen zu zwingen; und sie zu veranlassen, in einem Tone, welcher an Musik grenzte, folgende Worte: "Mom-ne-kah, He-kah-kah! Was-sat-oo Hos-ses-kah!" auszusprechen; und diese eintönige und ermüdende Uebung, wurde gelegentlich mit der mehr ermunternden, über das Feuer zu springen, wenn die Flamme am höchsten, abgelöst, in welcher sie nur dann ohne Schaden davon kamen, wenn sie behende waren.

Die beschwerliche Reise hatte nun beinahe einen Monat gewährt, und die Indianerstädte waren noch immer in einer großen Entfernung. Bis jetzt waren Johnston und Skyles immer zusammen gewesen, durch die wunderlichen Grillen ihrer Besieger wurden sie nun getrennt. Skyles wurde nach den Miami Städten gebracht, während Johnston für Sandusky bestimmt war. Einige Tage nach der Trennung, traf Johnstons Parthie mit einem Wyandott und einem Neger zusammen; letzterer, welcher aus Kentucky fortgelaufen, wurde von dem Wyandott angenommen, um ihn als Beistand in einem sehr einträglichen Geschäft, welches er mit den Indianern im Innern betrieb, beizubehalten. Er kaufte gewöhnlich in Detroit, meistens auf Credit, Branntwein, Pulver, Decken u. s. w., packte sie auf Pferde, ging ins Innere, und vertauschte diese Sachen, mit einem Nutzen von beinahe tausend Prozent, gegen Pelze und Häute.

Diesem gelegentlichen Zusammentreffen in der Wildniß, folgte gewöhnlich große Freude auf beiden Seiten. Der Handelsmann zeigte seinen Rum, der Schawaneese seine Güter, und bald begann ein lebhafter Tauschhandel. Johnstons Stiefeln wurden für eine halbe Maaß Rum, und andere Gegenstände nach einem verhältnißmäßigen Preis verkauft. Johnston wurde, wie früher, von der unmittelbaren Gesellschaft der Reisenden getrennt, und zwei nüchternen Indianern zur Aufsicht übergeben, mit pünktlicher Vorschrift, die Flucht des Gefangenen zu verhüten. Demzufolge wurde er vorsichtig gebunden, und die Ende der Stricke unter ihren eigenen Körper gelegt. Dann legten sich an jeder Seite des Gefangenen einer, und schlief ein. Um Mitternacht wurde Johnston durch einen starken Regen geweckt, allein seine Wächter schliefen beneidenswerth fort. —Da er nicht im Stande war, sich loszumachen, aus Furcht sie zu erwecken, so mußte er sich bemühen, den Regen mit Geduld zu ertragen, als der Neger erschien und ihn freundschaftlich ersuchte, Schutz im Zelte, welches keine fünfzig Schritte von da entfernt stand, zu suchen. Johnston wollte seinen schwarzen Freund auf die Unmöglichkeit aufzustehen, ohne die Erlaubniß seiner Wächter zu haben, aufmerksam machen; als plötzlich diese aufsprangen, den Neger bei der Gurgel, und Johnston bei dem Kragen ergriffen, und ihr Alarmgeschrei in den durchdringendsten Tönen ausstießen. Der ganz betrunkene Indianerhaufen wiederholte das Geschrei, und kamen mit den Tomahawks in der Hand, und mit den wüthendsten Geberden herzu. Johnston gab sich verloren, und der Neger war fast weiß vor Schrecken; allein ihre Feinde betrugen sich mit mehr Klugheit, als man ihrem betrunkenen Zustande nach, hätte denken sollen. Sie ergriffen Johnston, und fragten genau nach dem Gespräch, was er mit dem Neger gehabt hatte. Er sagte ihnen einfach und klar die Wahrheit. Dann nahmen sie den Neger, zeigten ihm ihre Messer, und drohten ihn auf der Stelle zu scalpiren, wenn er nicht die Wahrheit sage. Seine Geschichte stimmte ganz mit der Johnston's überein, dadurch wurden die Indianer zufrieden gestellt, daß keine Verschwörung zwischen ihnen verabredet sei. Dieser Vorfall hatte sie durchaus nüchtern gemacht, und einige Stunden wurde das Rumfaß auf die Seite gesetzt, und machte dem Tanzkreis Platz, welcher gerade vor des Negers Zelt geschlossen wurde, worin Johnston, nachdem der Alarm aufgehört, Schutz vor dem Regen erlaubt ward. Bald fiel er in Schlaf, wurde aber jämmerlich vom Alp geplagt. Er träumte, daß er in einem Bach, welchen sie am Morgen durchwaden hatten, am Ertrinken sei, sein Athemholen wurde dadurch so beschwerlich und mühsam, daß er erwachte. Der Gesang und Tanz dauerte noch immer fort, und die Ursache seines Traumes wurde ihm bald klar, es hatte sich nämlich ein großer Indianer auf seine Brust gesetzt, rauchte eine lange Pfeife und sah den Tanzenden zu; dem Ansehen nach sehr wohl mit seinem Sitz zufrieden. Johnston drehte sich auf die Seite und warf den Indianer ab. Dieser schien am Wechsel des Platzes keinen großen Gefallen zu finden, nahm

sich aber schnell zusammen, und rauchte seine Pfeife mit ungestörtem Ernst.

Bei Tagesanbruch zeigte sich eine neue Scene. Die Krieger hatten sich mit den furchterregendsten Farben bemalt, und machten mit den gewöhnlichen Begleitungen einen Kriegstanz. Ein Pfahl mit abwechselnden Streifen von schwarz und roth bemalt war in den Grund befestigt, und die Tänzer bewegten sich in schnellen aber abgemessenen Wendungen um denselben. Sie wiederholten mit großer Heftigkeit das Unrecht was ihnen von den Weißen zugefügt wäre.—Ihr Land war ihnen weggenommen—ihr Korn abgeschnitten—ihre Städte verbrannt—ihre Freunde gemordet—jeder Schade, der ihnen zugefügt, wurde erörtert, bis ihre Leidenschaften über alle Maßen entbrannt waren. Plötzlich sprang Chickatommo aus dem Kreise der Tänzer, und lief mit feuersprühenden Augen zu der Stelle, wo Johnston saß, welcher mit Ernst das Schauspiel vor sich betrachtete. Wie er ihn erreichte, versetzte er ihm einen wüthenden Schlag mit der Faust, und bereitete sich, denselben zu wiederholen, als ihn Johnston bei den Armen ergriff, und hastig nach der Ursache dieser unangereizten Gewaltthat frug. Chickatommo knirschte vor Wuth mit den Zähnen, und rief: "Setz dich nieder! Setz dich nieder!" Johnston gehorchte, und der Indianer, da er die beiden weißen Kinder zehn Schritte von sich sah, ergriff ein Tomahawk, und ging mit raschen Schritten und entschlossenen Mienen auf sie zu. Die erschreckten Kinder liefen schnell von dem Stamm, auf welchem sie saßen, liefen in den Wald, und stießen ein herzdurchdringendes Geschrei aus; während ihr Verfolger sich schnell mit aufgehobenem Tomahawk ihnen näherte. Das Mädchen, welches das jüngste war, war bald eingeholt, und würde getödtet worden sein, wäre nicht Messchawa zu ihrer Befreiung schnell wie ein Hirsch herbeigekommen. Kam hatte er noch Zeit, das aufgehobene Tomahawk zu fangen; nach welchem er ihn beim Kragen nahm, und ihn mit Macht einige Schritte rückwärts schleuderte. Er nahm das Kind auf den Arm, und lief dessen Bruder nach, um ihn auch vor der Wuth seines Gefährten zu schützen, allein der Knabe, welcher sein Vorhaben mißverstand, setzte seine Flucht mit solcher Schnelligkeit fort, und wand sich mehrere Male hin und her mit solcher Gewandtheit, daß die Jagd mehrere hundert Schritte fortgesetzt werden mußte. Endlich glückte es Messchawa ihn einzuholen. Der Knabe, da er sich für verloren hielt, that einen wilden Schrei, welcher von seiner Schwester wiederholt wurde, wurden aber gleich still. Messchawa nahm sie in seine Arme, sprach gütig zu ihnen, und überzeugte sie bald, daß sie nichts zu befürchten hätten. Er kam bald zurück, sie gutmüthig bei der Hand führend, und schmeichelte ihnen in der Indianersprache, bis sich beide an ihn drängten und Schutz bei ihm suchten. Kein anderer Vorfall unterbrach den Fortgang der Ceremonien, noch schien Chickatommo das gewaltsame Eintreten Messchawas übel zu nehmen.

Ihr Rum war noch nicht erschöpft, und nach der Beendigung des Kriegstanzes, kehrten sie mit neuem Eifer zu demselben zurück.

Kurz nachdem kam ein lahmer Mingo, welcher allein auf einem Jagdzug begriffen war; dieser wurde mit trunkener Gastfreundschaft genöthigt, sich mit ihnen zu betrinken. Bald wurden sie zutraulich; und der Mingo, den Vortheil der augenblicklichen Großmuth, welche durch Rum hervorgebracht wird, benutzend, wagte zu verlangen, daß Johnston ihm, für einen besondern Zweck, welchen er ihnen klar machte, übergeben werde. Er sagte, er habe vor Kurzem einen Krieger des Wyandott Stammes erschlagen, dessen Wittwe tobend verlangt habe, daß er (der Mingo) ihr entweder einen andern Gemahl verschaffe, oder sein Leben für das des Erschlagenen hergeben müsse. Er setzte hinzu, daß er zu arm sei ihr einen andern Gemahl zu verschaffen, er müsse dann selbst dieses Amt übernehmen, wozu er gar keinen Trieb fühle, denn die Frau wäre wohlbejahrt, leidlich schief, und vor allem eine furchtbare Zänkerin; daher müsse er sich der andern Nothwendigkeit unterwerfen, und sein Leben verlieren, wenn die Schawaneesen nicht Mitleid mit ihm hätten, und ihm Johnston übergeben wollten; welcher (wie er sagte) jung und schön sei, daher gewiß von der Frau angenommen werden würde, um ihr treues Herz über den Verlust ihres frühern Gemahls zu trösten. Er betrieb seine Sache mit so großer Ernsthaftigkeit, daß die Schawaneesen nachgaben, und ihn versicherten, daß Johnston ihm übergeben werden solle. Dies wurde demzufolge gethan, ohne die geringste Rücksicht auf Johnstons Gefühle zu nehmen; und in Zeit von einer Stunde, nahm die ganze Parthie Abschied von ihm, schüttelten ihm herzlich die Hand, wünschten ihm Glück zu seiner sich nähernden Seligkeit, und sagten ihm, daß eine schöne Frau ihn in einer Wyandott Stadt erwarte. Johnston hätte die Aufnahme ohne Braut besser gefallen als mit derselben, allein, dachte er, wenn sie auch eine der Furien wäre, so wäre sie doch noch dem Pfahl und dem heißen Eisen vorzuziehen; und beschloß daher, seine Fessel sich so leicht als möglich zu machen, bis sich eine Gelegenheit zeige, sein Entfliehen zu bewerkstelligen. Sein neuer Herr, nachdem er fast den ganzen Tag sich um das Lager herumgetrieben, warf endlich seinen Quersack auf den Rücken, und zog dieselbe Straße, welche die Schawaneesen genommen. Des Nachmittags am andern Tage, traf er wieder mit ihnen zusammen, wo sich eine sonderbare Scene ereignete. Sobald die Schawaneesen nüchtern geworden, bereuten sie ihre Freigebigkeit, und beschlossen ihren Gefangenen zurück zu verlangen. Der Mingo wich standhaft aus, und eine lange Widerlegung fand Statt, mit lebhaften Geberden und nicht wenigen Schwüren von beiden Seiten begleitet. Endlich machte Messchawa dadurch dem Streit ein Ende, daß er ein Pferd beim Zügel ergriff, und Johnston augenblicklich aufzusteigen befahl, er sprang dann auf ein anderes, und brauchte die Peitsche so stark, daß er bald mit seinem Gefangenen ausser dem Bereich der Stimme des Mingo war. Nach dem Reiten einer Stunde kamen sie nach Ober-Sandusky, wo sie abstiegen und die Ankunft Chickatommo's erwarteten. Er erschien bald von seiner Parthie begleitet, und von dem unzufriedenen Mingo gefolgt. Letzterer sah

Johnston von Zeit zu Zeit mit solcher ernsten Miene an, und schien den Wunsch zu äussern sich ihm zu nähern, so daß Letzterer beunruhigt wurde, daß derselbe in der Wuth der Vereitlung, die Rache, welche er nicht an den Schawaneesen auslassen durfte, an dem Gefangenen ausüben werde. Allein seine Furcht wurde bald gehoben. Der Mingo war seinem mürrischen Wesen so treu, daß er endlich, wie er allein war, auf ihn zu kam, und sich ihm mit einem gutmüthigen Lächeln nähernd, reichte er Johnston ein Heftchen, welches er am vorhergehenden Tage hatte fallen lassen; dann schüttelte er ihm die Hand, und verließ augenblicklich die Stadt.

Hier in Sandusky, wurde Johnston mit Herrn Duchouquet bekannt, welcher ein französischer Handelsmann war, mehrere Jahre bei den Indianern gewöhnt, und den Pelzhandel sehr im Großen trieb. Diesem erzählte er seine Schicksale, und bat ihn alles Mögliche zu thun, um ihn von den Indianern zu befreien. Duchouquet war gleich bereit ihn zu versichern, daß jeder Versuch, um diesen Zweck zu erreichen, gemacht werden solle; und verlor keine Zeit seine Bürgschaft auszulösen. Denselben Abend sprach er mit Chickatommo, und bot ein freigebiges Lösegeld für den Gefangenen, allein seine Bemühungen waren vergeblich. Der Schawaneesen Häuptling hatte nichts gegen den Preis einzuwenden, sondern sagte: keine Summe könne sie verleiten denselben loszugeben, er müsse vorerst in ihren Städten gewesen sein. Diese Antwort wurde Johnston berichtet, welche ihn mit Verzweifelung füllte. Da die Schawaneesen Parthie wieder ein Trinkgelag hielt, so ersuchte er Duchouquet, den günstigen Augenblick zu benutzen, wenn ihre Herzen mit Rum berauscht wären, und nochmals das Angebot zu machen. Der Franzose willfahrte, doch es wurde ihm nochmals hartnäckig abgeschlagen. Johnston ersuchte ihn nun, von Chickatommo den Namen der Stadt, zu welcher er gebracht werden solle, und das Schicksal, welches ihn dort erwarte, zu erfahren. Die erste Frage wurde ohne Weiteres von Chickatommo beantwortet, daß nämlich der Gefangene zu den Miamistädten gebracht werden solle; allein auf die zweite gab er keine genügendere Antwort, als, er wisse es selbst noch nicht, er sei über diesen Gegenstand gänzlich unwissend. Die Bemerkung "Miami-Städte" tödtete gänzlich jeden Funken von Hoffnung, welcher sich noch in der Brust Johnston's befand; da diese Städte aller Weißen Grab geworden, welche in sie gekommen waren; so hatte er auch gehört, daß die Indianer das Schicksal, welches ihre Opfer erwartete, sorgfältig vor denselben geheim hielten, entweder aus einigen angebornen Gefühlen des Mitleids, oder mehr aus Klugheit, um die verzweifelten Bemühungen zu entfliehen, welche von denen, die von ihrem Schicksal unterrichtet waren, gemacht wurden, zu verhüten. Unter diesen Umständen übergab er sich trübsinnig der Verzweiflung, und unterlag in hülfloser Erwartung seinem Schicksal. Allein kaum hatte er seine Sache verloren gegeben, als das Glück, wie öfter ihr Rad drehte, und seine launige aber allmächtige Gewalt zeigte; wegen welcher dasselbe so lange und verdientermaßen berühmt ist. Derselbe Wyandott Handelsmann, welcher mit

ihnen in der Wildniß zusammentraf, machte in Sandusky seine Erscheinung, und brachte mehrere Pferde mit Rumfässern beladen mit sich; und in dem Laufe zweier Tage hatte er sie gänzlich um jede Haut, Decke oder sonstigen Handelsartikel gebracht, welche früher seiner Raubsucht entgangen waren.

Am Morgen des dritten Tages erwachten Chickatommo und seine Gefährten aus ihrem Traum, und fanden sich arm, entblößt, verrissen und hungrig, ohne die Mittel sich einige ihrer Bedürfnisse zu verschaffen. Da sie eine prächtige Beschreibung ihres Wohlstandes nach ihren Städten vorausgeschickt, schämten sie sich dahin zurückzukehren, und beschlossen nach dem Ohio zu gehen, um sich ihre Beutel auf Kosten der Emigranten zu füllen. Demzufolge erschienen sie aus sich selbst vor Duchouquet, und erklärten, daß da Johnston's Scalp leichter fortzubringen sei, als seine Person, so hätten sie sich entschlossen, denselben gegen Abend zu verbrennen—allein, sollte er noch immer wünschen, ihn zu kaufen, so wollten sie um seinetwillen ihre Unterhaltung aufgeben, und ihren Gefangenen ihm auf gute Bedingungen übergeben. Duchouquet ergriff eifrig das Angebot, und zählte gleich sechshundert silberne Brustschnallen, den gewöhnlichen Preis eines Gefangenen ab. Die Indianer verloren keine Zeit ihren Gefangenen dem Handelsmanne zu übergeben, nahmen einen freundlichen Abschied von ihm, und machten sich auf den Weg nach dem Ohio.

Johnstons Vergnügen kann man sich leicht denken, allein am folgenden Tage kehrte seine Besorgniß mit voller Kraft zurück. Zu seinem größten Erstaunen erschienen Chickatommo und seine Parthie nochmals zu Sandusky, da sie ihre vorgehabte Reise nach dem Ohio aufgegeben; und schlenderten mehrere Tage in der Stadt herum, ohne sichtbare Ursache für ein solch veränderliches Betragen. Wie Johnston an den launigen Handel mit dem Mingo dachte, so befürchtete er, daß dieselbe Scene wiederholt werden solle; er beschloß nun, daß sie ihn nicht lebendig fangen sollten, bewaffnete sich und erwartete ruhig ihren Entschluß. Seine Befürchtung war jedoch durchaus grundlos. Verschiedene Male gingen sie neben ihm vorbei, ohne daß es schien, daß sie ihn bemerkten, und endlich machten sie sich auf den Weg nach Detroit, ihn in voller Freiheit bei seinem Freunde Duchouquet lassend.

Am Abend ihrer Abreise kam ein Delaware von den Miami Städten, und brachte die herzzerreißende Nachricht, daß sein unglücklicher Gefährte Flinn vor einigen Tagen am Pfahl verbranntworden sei. Der Wilde erklärte, daß er selbst bei diesem Schauspiel gegenwärtig gewesen sei, er habe bei der Marter geholfen, und nachher ein Stück seines Fleisches gegessen, welches, wie er sagte: "süßer denn Bärenfleisch" war. Diese Nachricht wurde am folgenden Tage durch einen Canadischen Handelsmann, welcher gerade von den Miami Städten kam, vollkommen bestätigt. Er berichtete, daß Flinn nach diesen Städten gebracht wurde, und es wurde zuerst starke Hoffnung unterhalten, daß er aufgenommen werden solle, da sein kühner, freier und furchtloser Charakter einen

starken Eindruck auf die Indianer gemacht hatte. Allein durch die Ankunft einiger wilden Häuptlinge, aus dem äussersten Norden, von welchen die Meisten Cannibalen waren, wurden seine Aussichten gänzlich geändert. Eine wilde Rathsversammlung wurde gehalten, in welcher die fürchterlichsten Gesinnungen, in Hinsicht der Weißen ausgesprochen wurden. Der gewöhnliche Gebrauch der Aufnahme der Gefangenen wurde ungehalten als kleinlich und ungereimt verworfen, und der Entschluß bekannt gemacht, daß hinfort kein Alter, Geschlecht noch Stand Schonung finden solle. Demzufolge wurde Flinn ergriffen und an den Pfahl befestigt. Der Handelsmann war einer der Zuschauer.—Flinn bemerkte ihn, und frug ihn, ob er sich nicht schäme, das Unglück eines Mitgeschöpfes auf diese Art anzusehen, ohne sich zu bemühen, ihn diesem Schicksal zu entziehen; darauf sei dieser gleich nach der Stadt gelaufen, brachte einige Fäßchen Rum, und bot sie ihnen als Lösegeld des Gefangenen an. Die Indianer, welche zu dieser Zeit in einer furchtbaren Wuth waren, schlugen dies Anerbieten mit Heftigkeit aus, spalteten die Boden der Fäßchen, und ließen diese geistigen Getränke nicht geachtet auf den Boden fließen. Der getäuschte Handelsmann lief nochmals zurück, und brachte sechshundert silberne Bruſtschnallen. Mit größerer Wuth wurde auch dieses ausgeschlagen, und nicht ohne Drohung, ihn auf dieselbe Art zu behandeln, wenn er nochmals käme. Der Handelsmann, jede Bemühung vergeblich findend, theilte den übeln Erfolg Flinn mit; welcher ihn mit Fassung anhörte, und kaum erwiederte: "Dann ist alles was ich zu sagen habe, Gott sei meiner Seele gnädig!" Dann begann die Marter unter Geschrei und Gejauchze, welches den Handelsmann in Furcht und Schrecken versetzte, allein vom Gefangenen mit der heldenmüthigsten Festigkeit getragen wurde. Nicht ein Seufzer entwischte ihm. Er ging ruhig mehrere Stunden lang um den Pfahl, bis sein Fleisch geröstet und das Feuer niedergebrannt war. Eine alte Frau näherte sich, um es wieder anzuzünden, allein Flinn, welcher die Gelegenheit wahrnahm, versetzte ihr einen so heftigen Tritt auf die Brust, daß sie sinnlos hintenüber fiel, und einige Minuten unfähig war, an der Feierlichkeit Theil zu nehmen. Die Krieger durchbohrten dann seine Knöchel, zogen Riemen durch seine Sehnen, und befestigten dieselben an den Pfahl, so daß er nicht im Stande war, weitern Widerstand zu leisten. Sein Leiden dauerte mehrere Stunden, bis es endlich mit dem Tomahawk beendigt wurde.

Einige Tage nachher hörte er auch von Skyles. Nachdem dieser Herr Johnston verlassen hatte, wurde er nach einer der Städte, an dem Miami von dem See, nicht weit von dem Ort, wo Flinn hingerichtet wurde, gebracht, wo er, wie gewöhnlich, genöthigt wurde, Spießruthen zu laufen. Die Indianerknaben waren seine Hauptpeiniger. Einer dieser kleinen Knaben zeigte eine besondere Geschicklichkeit und Gewandtheit in seiner teuflischen Kunst. Er versah sich mit einer starken Ruthe von einem Dornbaum, an welcher er einen langen Dorn ließ. Als Skyles neben ihm vorbei kam, so schlug er diesen scharfen Dorn bis zu Ende in den nackten Rücken. Die Ru-

the wurde ihm aus der Hand gerissen, und von Skyles getragen, und blieb bis zum Ende seines Laufes, in seinem Rücken stecken. Er blieb unter den Händen desselben mürrischen Indianers, welcher schon sein Vergnügen hatte, ihn auf dem Marsche zu peinigen, aber bald fand er Mittel sich bei seiner Frau beliebt zu machen, so daß ihm seine Zeit angenehmer verfloß, als er geglaubt hatte. Er trug Wasser für sie, sammelte Holz, und besänftigte ihren plötzlichen Zorn durch tausenderlei Kunstgriffe, so daß ihr Ehegemahl, welcher einige Furcht vor seiner Gehülfin hatte, genöthigt wurde, seine Grobheit in etwas zu vermindern. Endlich reiften die Früchte seiner Höflichkeit. Eines Abends kam die Frau allein zur Hütte, und unterrichtete Skyles im Vertrauen, daß im Rath sein Tod beschlossen, und daß der folgende Tag zu seiner Hinrichtung angesetzt sei. Im Anfang bezweifelte er die Wahrheit dieser furchterregenden Nachricht; nachdem er sich zur Ruhe gelegt hatte, stellte er sich, als wenn er schliefe, horchte aber aufmerksam auf die Unterhaltung der alten Frau und ihrer Tochter, einem Mädchen von 15 Jahren. Jetzt wurden seine Zweifel schnell gelößt. Seine herannahende Hinrichtung war der Gegenstand ihrer Unterhaltung, und ihr Gespräch wurde bald warm. Die alte Frau bestand darauf, daß er ein guter Mann sei, und sollte gerettet sein; während das junge Mädchen, bei der Vorstellung, daß sie Zeuge seiner Peinigung sein sollte, frohlockte; und wiederholt erklärte, "daß die Weißen alle Teufel seien," und sollten zu Tode gebracht werden. Endlich endigte sich ihr Streit, und sie begaben sich zur Ruhe. Skyles stand sogleich auf, nahm seines Herrn Büchse herunter, so wie Schrotbeutel und Korntasche, trat leise über die Körper der Familie, und hatte bald den Wald gewonnen, wo er seine Schritte gegen den Miami wendete. Ohne sich zu bedenken, sprang er in den Strom und schwamm hinüber. Allein hierdurch verdarb er seine Büchse, und war genöthigt sie wegzuwerfen. Seinen Quersack mit geröstetem Welschkorn behaltend, richtete er seinen Weg südlich; um, wenn möglich, an die Ansiedelungen von Kentucky zu streichen; allein er war ein so schlechter Waldmann, daß, nachdem er sechs Stunden lang stark marschirt war, er wieder auf den Miami, ungefähr hundert Schritte von der Stelle, wo er ihn früher durchschwommen hatte, stieß.—Während er ängstlich nachdachte, welches die besten Mittel, den Gefahren, welche ihn umgaben, auszuweichen sein möchten; hörte er das Geklingel einer Schelle, ungefähr hundert Schritte von der Stelle wo er stand, hastig richtete er seine Schritte dorthin, und sah ein Pferd ruhig in dem großen Grase der Wiese, grasen. Schnell erstieg er es, und versuchte nochmals sich nach Süden zu begeben, allein wurde durch die Dicke des Gehölzes, und der großen Menge gefallenen Holzes, oftmals seine Richtung zu ändern, genöthigt, dadurch wurde er ganz irre, er ließ nun sein Pferd gehen, und beschloß seinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Der Tag fand ihn in einem dicken Wald, ohne Pfad sich darauf zu richten, ohne Mittel sich Lebensmittel zu verschaffen, und ohne die geringste Kenntniß von den Zeichen, durch welche erfahrne Waldmänner im Stande sind, ihren Weg durch spurlose Wildnisse mit solcher untrüglichen

Genauigkeit zu finden. Aus Furcht, unversehens auf eine Indianer Stadt zu stoßen, verbarg er sich bei Tage, und bei Nacht setzte er seine Reise fort. Allein bei jedem Schritte, erwarteten ihn neue Schwierigkeiten. Er traf beständig entweder auf kleine Städtchen, oder auf einzelne Hütten, von welchen ihn oftmals Indianer Hunde verjagten, so daß er mehr als einmal versucht wurde zu glauben, daß Entdeckung unvermeidlich sei. Auf diese Art wanderte er mehrere Tage durch den Wald, bis, schwach von Hunger, er beschloß, auf jede Gefahr, in eine Indianer Stadt zu gehen, und entweder Lebensmitttel zu bekommen, oder bei dem Versuch umzukommen. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, ging er kühn auf dem ersten Pfad den er fand, voran; er verfolgte denselben mit munteren und standhaften Schritten, sorglos wohin er führe. Gegen vier Uhr, Nachmittags, stieß er so plötzlich auf eine Indianer Stadt, daß, sich zurückziehen, ohnfehlbar ihn der Entdeckung bloßgestellt hätte, und da er es für Thorheit hielt, dieselbe bei Tage zu betreten, so verbarg er sich hinter einem alten Block, bis die Nacht eingetreten war; dann ging er umher, wie eine Eule oder ein Wolf, etwas zu suchen, um die heftige Qual des Hungers zu stillen. Nichts konnte am Rande des Städtchens aufgefunden werden, da weder die Zeit der Kornähren noch der Gartenfrüchte war, es wurde daher nöthig, entweder in die Stadt zu gehen, oder vor Hunger umzukommen. Zum Glück fand er die Ueberbleibsel eines ausgelöschten Feuers, mit welchen er sich sein Gesicht und seine Hände schwarz färbte; wie er sich auf diese Art unkenntlich gemacht, so ging er kühn in die feindliche Stadt, um solch ein Schicksal zu erdulden, als es der Himmel ihm senden würde. Er hatte glücklicherweise ein Stück einer Decke bei sich, welches er auf die gewöhnliche Art der Indianer um sich schlug, ahmte zugleich ihren unordentlichen Gang nach, und hielt die Mitte der Straße, ungefragt von Weibern oder Kriegern. Zu seinem Glück waren die Straßen fast ganz verlassen, und, wie er später erfuhr, waren die meisten Krieger abwesend. Um Sicherheit war es ihm nicht sowohl zu thun, als um Lebensmittel, welche nun freilich höchst nöthig geworden waren. Allein wie sollte er diese erlangen? Er würde zu stehlen nicht gescheut haben, wenn er gewußt hätte, wo die Speisekammer sich befände; noch zu betteln, wenn er nicht eben so gut wußte, daß er mit dem Tomahawk begrüßt würde. Während er sich langsam durch das Städtchen fortbewegte, und über einen nur eben möglichen Plan, um sich seine Bedürfnisse zu verschaffen, nachdachte, sah er in einer Hütte, welche etwas entfernt stand, Licht, als wenn hier eines Handelsmannes Bude sich befinde. Wie er sich vorsichtig näherte, wurde er bald überzeugt, daß er sich in seiner Vermuthung nicht getäuscht habe. Ein weißer Mann stand hinter einem Ladentisch, und überreichte verschiedene Sachen einigen Weibern, welche um ihn standen. Nach einiger Unschlüssigkeit, trat Skyles in den Laden, und verlangte, in schlechtem Englich, Rum. Der Handelsmann betrachtete ihn nachlässig, ohne daß er sich über seine Kleidung oder Manieren zu verwundern schien, und erwiederte: er habe keinen im Hause, wolle aber gehen und welchen holen, wenn er einige

Augenblicke warten wolle. So sagend sprang er sorglos über den Ladentisch, und verließ den Laden. Skyles folgte ihm augenblicklich, stellte ihn auf der Straße; er erzählte ihm ganz kurz seine Geschichte, und bat ihn ernstlich um Hülfe, denn er müsse sich seiner Gnade übergeben. Der Handelsmann schien sehr erstaunt und sichtbarlich unschlüssig. Bald aber zu sich selbst kommend, versicherte er Skyles, daß er jede Bemühung anwenden werde, ihn zu retten, jedoch, wenn er es thäte, so würde er sich selbst großer Gefahr aussetzen. Er unterrichtete ihn dann, daß eine Bande Schawaneesen an demselben Morgen ihre Erscheinung gemacht, welche auf scharfer Verfolgung eines Gefangenen begriffen wären, welcher, (wie sie gesagt hatten,) einige Tage vorher ihnen entflohen, und sie hielten dafür, daß er sich noch in der Gegend aufhalten müsse, wegen dem Zickzack in welchem er gegangen sei. Viele Krieger des Städtchens seien augenblicklich mitgegangen, um ihnen bei der Jagd behülflich zu sein.—Er setzte hinzu, daß man ihre Rückkehr gegen Morgen erwarte; in dem Falle, daß er entdeckt würde, wäre sein Tod gewiß. Skyles hörte mit der größten Unruhe diesen Bericht, über die Gefahren, welche ihn umringten. Wenn er das Städtchen verließ, so konnte er kaum erwarten, den zahlreichen Banden der Indianer, welche den Wald seinetwegen durchstrichen, zu entgehen.—Wenn er blieb, wo er war, so war die Gefahr noch größer. Unter diesen Umständen, erbat er ernstlich den Rath des Handelsmannes, ihm die besten Mittel, seinen Feinden zu entgehen, anzugeben. Dieser Mann erwiederte ihm, daß er augenblicklich das Städtchen verlassen müsse, da gegen Morgen scharfe Augen auf ihn gerichtet, und s e i n Vorhaben entdeckt werden würde; er müsse sich daher in einem Haselgesträuch (welches er ihm beschrieb) verbergen, wo er in kurzer Zeit mit ihm zusammentreffen und ihm Essen bringen würde, wo sie dann einen möglichen Plan zu entkommen, entwerfen wollten.—Dann trennten sie sich, der Handelsmann ging zum Laden zurück, und Skyles begab sich zu dem freundlichen Dickicht. Hier wurde er bald von seinem Freunde besucht, welcher ihm sagte: daß er nur eine mögliche Art zu entkommen, wüßte. Es würde eben so unmöglich sein zu bleiben, als den Versuch, die Ansiedelungen der Weißen zu erreichen, zu machen; allein wenn er emsig und thätig sein würde, so könne er vielleicht ein Boot einholen, welches denselben Morgen nach dem See Erie abgefahren, und bot ihm für diesen Zweck seinen Kahn an. Er setzte hinzu, daß das Boot mit Pelzen beladen, und von einem englischen Capitain befehligt würde, welcher ihn mit Freude aufnehmen würde. Skyles ergriff eifrig dieses Anerbieten; und sie begaben sich ohne weiteren Aufenthalt nach dem Flußufer, wo ein schöner Kahn mit zwei Rudern, zur Abfahrt bereit lag. Nachdem er einen zärtlichen Abschied von dem Handelsmanne genommen, stieß Skyles vom Ufer, gewann bald die Strömung, und ruderte bis gegen Tagesanbruch, mit dem Eifer eines Mannes, welcher den Werth des Lebens und der Freiheit kennt. Seine größte Furcht war, daß seine Flucht eher entdeckt werden würde, als bis er das Boot erreichen könne; daher machte jedes Geräusch am Ufer, oder jedes Eulengeschrei, welches

aus der dichten Waldung aufstieg, ihm das Blut zum Herzen zurück laufen, und bildete sich dann ein, daß der Feind nahe sei. Endlich, in der Dämmerung, erblickte er das Boot, welches er so eifrig verfolgt hatte, kaum einige hundert Schritte vor sich, langsam und ruhig den Strom hinunter treiben. Er verdoppelte seine Anstrengungen, und war in einer halben Stunde so nahe, daß er es anrufen konnte. Er rief laut zu halten, allein es wurde keine Antwort gegeben. Wie er nun an die Seite des Bootes kam, sah er keinen einzigen Mann an Bord. Er hielt nun dafür, daß die Mannschaft schlief, erstieg die Seite des Schiffes, und sah den Steuermann sich eines gemächlichen Schlafes erfreuen, in der beneidenswerthen Nichachtung der Gefahren, welche sie vielleicht in den Gewässern des Erie See's, welchen man sehen konnte, erwarteten. Der Steuermann schrack zusammen, rieb seine Augen, sah um sich, und nachdem er den Besucher begrüßt hatte, bemerkte er: "er sei bald in Schlaf gefallen." Skyles war darin mit ihm einverstanden, und frug ängstlich nach dem Capitain.—Letzterer erschien bald mit einer wollenen Nachtmütze, und die Unterhandlung begann. Der Capitain frug ihn: "wer er sei, und was die Ursache seines frühen Besuches wäre". Skyles war zu ängstlich, seinen wahren Charakter durch eine zu voreilige Enthüllung bloßzustellen, und erwiederte: daß er ein Abentheurer sei, welcher sich wegen Land an dem Auglaize umgesehen; wäre aber durch die Furcht vor den Gewalthätigkeiten der Indianer, welche vor kurzem sehr entrüstet gegen die Weißen geworden, vom Lande getrieben. Der Capitain erwiederte kalt: daß er gehört hätte, ein weißer Mann sei vor wenigen Tagen in einer der Miami-Städten verbrannt worden, und wie er verstanden, sei ein Anderer durch die Flucht seinem Schicksal entgangen, welcher, wenn auch nicht gefangen, doch umkommen würde, weil er sich als ein schlechter Waldmann gezeigt habe, und daß zahlreiche Parthieen ihn verfolgten. Nach einer augenblicklichen Unschlüssigkeit, bekannte sich Skyles frei für den unglücklichen Verfolgten, und übergab sich ganz der Gnade des Capitains. Der englische Capitain hörte ihn augenscheinlich ohne Erstaunen an, und gestand ihm seine Bitte, ohne Schlüssigkeit zu. Alles wurde mit der größten Gleichgültigkeit abgemacht. In kurzer Zeit erreichten sie Detroit, wo er, zu seinem nicht geringen Erstaunen, Chick-a-tommo, Messchawa nebst ihrer Parthie, antraf, welche eben von Sandusky, nach dem Verkaufe Johnston's, angekommen. Sorgfältig vermied er diese, und hielt sich in dem Hause eines Handelsmannes, bis zum nächsten Tage eingeschlossen; als eine andere große Parthie, in seiner Verfolgung begriffen, ankam; (diese waren seiner Spur bis zum Erie See gefolgt;) sie gingen mehrere Tage in den Straßen der Stadt auf und ab, und führten laute Beschwerde gegen solche, welche sie um den Gefangenen gebracht hätten. Der arme Skyles unterhielt mehrere Tage die größte Furcht, wurde aber endlich durch deren Abreise davon befreit. Sobald als möglich erlangte er eine Reisegelegenheit nach Montreal, und kehrte in Sicherheit nach den Vereinigten Staaten zurück.

Bei der Aufmerkung der Schicksale der Gefährten Johnston's,

werden wir natürlich genöthigt, auch etwas über das Schicksal des einzigen Frauenzimmers unter denselben zu sagen. Der Leser kann nicht vergessen haben, daß eine der Jungfrauen Fleming auf dem Ohio getödtet, und die Andere den Cherokeesen als Gefangene übergeben wurde. Johnston war über ihre leichtfertige Aufführung, wie sie gefangen wurde, sehr erstaunt. Anstatt, daß sie über den Tod ihrer Schwester, und das noch fürchterlichere Schicksal ihrer Freunde niedergeschlagen erschien, erschien sie niemals liebenswürdiger und besser mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, denn während der Zeit als ihre Besieger sich an dem Ufer des Ohio herumtrieben. Nachdem die Parthie aufgebrochen, führten die Cherokeesen ihre Gefangene nach den Miami Städten; und Johnston sah und hörte nichts mehr von ihr, bis nach seiner eigenen Befreiung. Während er sich in dem Hause des Herrn Duchouquet aufhielt, kam die kleine Parthie Cherokeesen, zu welcher sie gehörte, plötzlich nach der Stadt, in einem so zerrissenen und zerfallenen Zustand, daß jeder sich überzeugen konnte, daß alle ihre Beute, durch ihre gewöhnliche Unvorsichtigkeit, verschwendet war. Die Aussicht der Jungfrau Fleming, hatte sich vor allem, sehr geändert. Ihre Leichtfertigkeit, welche Johnston an dem Ufer des Ohio so sehr in Erstaunen gesetzt hatte, war gänzlich vergangen. Ihre Kleidung war verrissen, ihre Wangen eingefallen, ihre Augen durch vieles Weinen erloschen, kurz alles zeigte die herzbrechendste Armseligkeit. Johnston redete sie mit Güte an, und verlangte die Ursache einer so großen Aenderung zu wissen, allein ihre ganze Antwort war Händeringen und eine Tränenfluth. Ihr Herr nahm sie schnell fort, und am nächsten Morgen nach ihrer Ankunft wurde sie genöthigt die Stadt zu verlassen und ihn nach Nieder-Sandusky zu begleiten. Einige Tage nachher, folgte ihnen Johnston, mit seinem Freunde Duchouquet, nach diesem Platz, einestheils wegen Geschäften, anderntheils um ihre Befreiung versuchen. Wie er sich nach den Cherokeesen erkundigte, hörte er, daß sich dieselben ungefähr eine viertel Meile von der Stadt, mit ihrer Gefangenen gelagert hätten; daß sie sich von den Uebrigen sehr zurückhielten, und mit einem eifersüchtigen Auge ihre Gefangene bewachten.—Johnston wendete sich an die Handelsleute in Sandusky, um hier gute Dienste zu leisten; und, wie gewöhnlich wurde der Bitte willfahrt. Sie gingen alle zusammen nach dem Lager, von einem weißen Manne, Namens Whittacker, (welcher von den Indianern als Kind in Virginien mitgenommen, und vollständig angenommen war,) begleitet.—Dieser Whittacker war mit der Jungfrau Fleming persönlich bekannt, da er oftmals Pittsburg besucht hatte, wo ihr Vater eine kleine Schenke hielt, welche von Indianern sowohl als Handelsleuten fleißig besucht wurde. So bald sie ihn sah, lief sie zu der Stelle wo er stand, und in eine Thränenfluth ausbrechend, bat sie ihn, sie von dem schrecklichen Schicksal, welches sie ohne Zweifel erwartete, zu befreien. Er beschäftigte sich nun mit großem Eifer in ihrem Dienste, allein wie er fand, daß alle Angebote der Handelsleute mit entschlossener Hartnäckigkeit abgewiesen wurden, so ging er nach Sandusky zurück, und forderte die Vermittelung eines alten Häuptlings auf, (welcher unter dem Namen,

"der alte König Crane," unter den Weißen bekannt war,) und versicherte ihn, daß die Gefangene seine Schwester, (eine sehr verzeihliche Lüge) sei. König Crane horchte mit großem Ernst der Appellation Whittackers zu, erkannte die Schicklichkeit, in der Sache eines so nahen Verwandten, sich ins Mittel zu legen; und ging bedachtsam nach dem Lager der Cherokeesen hinaus, um die Wirksamkeit seiner eigenen Beredsamkeit, zu Gunsten der weißen Frau, zu versuchen. Allein er fand ihren Herrn durchaus unerbittlich. Das Gespräch wurde nach und nach warm, bis endlich der Cherokeese wüthend wurde, und dem alten Manne sagte: daß es eine Schande, für einen Häuptling, gleich ihm, wäre, sich auf gleiche Stufe mit dem "weißen Volk" zu setzen, und daß sie auf ihn sähen, als auf nichts besseres als "Koth."

Bei dieser unerträglichen Beschimpfung, gerieth nun König Crane auch in Wuth, und es entstand eine sehr erbauliche Scene, in welcher jeder den andern, mehrere Minuten lang, mit einer Menge Schimpfwörtern befleckte; endlich bedachte sich König Crane hinlänglich, um einzusehen, daß das Beste wäre, was er thun könne, für den Augenblick abzuziehen, um Maßregeln zu überdenken, daß er Beistand erlange. Er ging mit einer sich verstärkenden Leidenschaft nach der Stadt zurück, und sprach seinen Entschluß, seine jungen Männer zu sammeln, und mit Gewalt die weiße Frau zu nehmen, aus; sollten aber die Cherokeesen wagen, sich zu widersetzen, so schwor er, daß er dann ihre Scalps auf der Stelle nehmen würde. Whittacker lobte ihn seines wackeren Entschusses wegen, warnte ihn aber ja nicht zu säumen, da die Cherokeesen, durch die Vorstellung ihre Gefangene zu verlieren, versucht sein möchten, sie ohne weiteren Aufschub zu tödten. Diese Hinweisung wurde, als von Gewicht, anerkannt, und vor Tagesanbruch des folgenden Tages sammelte König Crane seine jungen Männer, und ging vorsichtig nach dem Lager der Cherokeesen. Er fand hier alle, mit Ausnahme der unglücklichen Gefangenen, in tiefem Schlaf. Sie war nackend, ihren Körper scharz gefärbt, an den Pfahl gebunden, um welchen Hickoryholz bereits gelegt, und jede Voranstalt um sie lebendig, so bald der Tag angebrochen, zu verbrennen, gemacht war. Sie winselte in einem leisen Tone, wie sich ihre Befreier näherten, und war so abgespannt, daß sie deren Annäherung nicht bemerkte, bis König Crane bereits mit seinem Messer die Stricke, welche sie banden, durchgeschnitten hatte. Er befahl dann seinen jungen Leuten, ihr bei Anlegung ihrer Kleidung behülflich zu sein, welches sie mit der größten Gleichgültigkeit auch thaten. So bald ihre Toilette gemacht war, weckte der König ihre Herrn auf, und unterrichtete sie, daß jetzt die weiße Frau **sein** wäre! daß wenn sie sich ruhig verhielten, so wäre es gut!—wo nicht, so wären er und seine junge Leute fertig für sie. Die Cherokeesen, wie man sich leicht vorstellen kann, protestirten laut gegen solches ungerechte Verfahren, allein was helfen Worte gegen Tomahawks und Uebermacht? Endlich machten sie ihre Willigkeit, der weißen Frau zu entsagen, kund—hofften aber, daß König Crane nicht ein solches "Vieh" sein würde, und ihnen das

Lösegeld, welches er ihnen den Tag zuvor angeboten habe, vorzuenthalten. Der König erwiederte kalt: daß er nun die Frau in seiner Hand habe, und sie gerecht bedient würden, wenn er ihnen nicht das Geringste geben wolle, allein er verachte etwas aus ihren Händen zu bekommen, ohne mit gleichem Werth dafür zu bezahlen! er wolle ihnen daher sechs hundert Brustschnallen geben. Dann ging er mit seiner befreiten Gefangenen nach Nieder Sandusky zurück. Sie wurde dann von Whittacker als eine Indianerfrau bemalt, und, unter der Aufsicht zweier zuverlässigen Indianern, nach Pittsburg geschickt, wo sie wohlbehalten, im Laufe der nächsten Woche, ankam.

Gegen Abend, gingen die Cherokeesen in den Straßen Sanduskys auf und ab, gerüstet und bemalt, als ob sie auf einem Kriegszug wären, und beklagten sich laut über die Gewalt, die sie erlitten. Sie erklärten, nicht eher die Stadt zu verlassen, als bis sie das Blut eines Weißen vergossen hätten, als Wiedervergeltung für ihre ihnen weggenommene Gefangene. Johnston und Duchouquet waren daher genöthigt, sich einige Tage eingeschlossen zu halten; bis zu ihrer großen Freude, endlich die Cherokeesen die Stadt verließen, und nicht mehr gesehen wurden.

Das Uebrige von Johnston's Erzählung ist leicht abgefertigt. Er verließ bald nachher Nieder Sandusky, und schiffte sich mit einem Boot, welches mit Pelzen beladen war, nach Detroit ein. Nachdem er sich einige Tage hier aufgehalten, nahm er Reisegelegenheit nach Montreal, und hatte für das erste und letzte Mal Gelegenheit, die ungeheuren Fälle des Niagara* zu sehen. Wie er wohlbehalten in Montreal angekommen, so blieb er einige Tage dort, um seine Angelegenheiten zu ordnen; so bald aber als möglich, setzte er seine Reise nach Neu York, über Fort Stanwix, fort. Hier hatte er eine Zusammenkunft mit dem Präsidenten Washington, welcher, als er von seinem Entkommen hörte, ihn zu sich einlud, um einige Fragen über die Stärke der Stämme, mit welchen er zusammen gekommen, die Macht und den Zustand der brittischen Besatzungen, und den Grad des Ansehens, welchen sie unter den feindlichen Indianern erlangt, zu thun. Nachdem er denselben, von Allem was er wußte, unterrichtet hatte, wurde er mit Freundlichkeit entlassen, und fand sich im Laufe der nächsten Woche, im Schooß seiner Familie.

Da der Leser wahrscheinlich einiges Interesse haben wird, das Schicksal der Indianer, welche wir anmerkten, zu erfahren, so sind wir im Stande, etwas über diesen Gegenstand zu sagen. Chick-akommo wurde in der entscheidenden Schlacht bei den "Fallen Timber," getödtet; hier wurde die vereinigte Macht der nordwestlichen Stämme, durch Gen. Wayne, geschlagen. Messchawa focht auf demselben Platz, entkam aber, und wurde später ein ergebener Anhänger, des gefeierten Tecumseh. Er focht zu Tippecanoe, Raisin, und endlich an dem Flusse Thames, wo er, wie man glaubt, getödtet

*) Dies ist ein Irokeesenwort, welches in ihrer Sprache "der Donner des Gewässers" bedeutet! Es wird ausgesprochen: O-ni-aa-gaa-ra.

wurde. König Crane erlebte ein hohes Alter; war bei der Niederlage St. Clairs, und in der Schlacht der "Fallen Timber," gegenwärtig, söhnte sich endlich mit den Amerikanern aus, und focht unter Harrison an der Thames. Whittacker, der weiße Mann, war bei St. Clairs Niederlage, und später mit den Indianern gegen General Wayne. Tom Lewis focht in allen nordwestlichen Schlachten gegen die Amerikanern, bis zum endlichen Frieden im Jahr 1796. Dann war er einer der Deputation, welche nach Waschington City kamen; hier sah ihn Johnston im Jahr '97. Später stieg er bis zum Range eines Häuptlings, unter den Schawaneesen, allein da er eine unheilbare Neigung zum Rum und Diebstahl hatte, wurde ihm dieser Rang genommen, und zog mit einer Anzahl seiner Landsleute zu den westlichen Ländern des Mississippi.

———o———

Capitain William Hubbell.

Im Jahr 1791, als die Indianer noch immer, besonders am Ufer des Ohio hin, sehr unruhig waren, reisete Capt. William Hubbell, (der von Vermont nach Kentucky gezogen war, und seine Familie in Frankfort gelassen hatte, welches in dieser Zeit eine Grenz-Ansiedelung war,) zum zweiten Mal in Geschäften nach seiner neuen Heimath. An einem kleinen in den Monongahela sich ergießenden Fluß, verschaffte er sich ein flaches Boot, und ging mit Herrn Daniel Light und William Plascut und seiner aus acht Gliedern bestehenden Familie, nach Limestone, in Kentucky. Auf ihrem Weg den Ohio hinab, bald nachdem sie Pittsburg passirten, sahen sie am Ufer sichere Spuren der Indianer, und man hat Ursache zu glauben, daß ein Boot, welches sie einholten, und welches man aus Nachlässikeit an ein Eiland anlanden ließ, ein Opfer dieser unbarmherzigen Wilden wurde. Obschon Capt. Hubbell und seine Parthie eine Zeitlang weiter hinab im Strom auf dasselbe wartete, so sahe und hörte man dennoch nichts weiter von ihm. Ehe sie die Mündung des Großen Kenhawa erreichten, hatten sich durch einigen Zuwachs ihre Zahl bis auf 20 verstärkt, bestehend aus 9 Männern, 3 Weibern und 8 Kindern. Nebst den schon benannten, waren noch ein gewisser Johann Stoner, ein Irländer und ein Deutscher, deren Namen man sich nicht erinnert; die Herren Ray und Tuckert, Herr Kilpatrick und dessen 2 Töchter. Die Nachricht die man in Galliopolis erhielt, bestärkte die Vermuthung, die man vorher schon hegte, daß ein ernsthaftes Gefecht mit den Indianern zu erwarten sei, und da Capitain Hubbell zum Commandeur des Bootes bestimmt war, wurden alle nöthige Maßregeln veranstaltet, um einen kräftigen und erfolg-

reichen Widerstand leisten zu können. Die neun Männer wurden in drei Nachtwachen vertheilt, welche alle zwei Stunden mit einander abwechseln sollten. Die Waffen im Boote (hauptsächlich alte, und nicht sehr gute Musketen) wurden gesammelt, geladen und auf das Beste für den Dienst versehen. Ungefähr um Sonnenuntergang dieses Tages, (März 23, 1791,) holte unsere Parthie eine Flotte von sechs Booten ein, die mit einander den Strom hinabfuhren. Man wollte zuerst mit ihnen; da aber die Passagiere mehr zum Tanz als zum Krieg geneigt zu sein schienen, und sie bald nachdem es finster geworden, wirklich zu spielen und zu tanzen anfingen, anstatt sich auszuruhen, und für den Angriff zu rüsten, (wogegen der Capitain umsonst Vorstellungen gemacht hatte.) So hielt man es für das Klügste, sich von solcher leichtfertigen Gesellschaft zu trennen. Jedoch, ein Boot das zur Gesellschaft gehörte, beschloß dem Beispiel Capt. Hubbells zu folgen, und beide gebrauchten ihre Ruder, um sich schnell fortzuschaffen. Dieses Boot, das von Capitain Greathouse befehligt wurde, blieb aber bald zurück, indem die ganze Mannschaft einschlief; daher war Capt. Hubbell und dessen Parthie ganz allein. Früh in der Nacht, sahe man undeutlich ein Kanoe den Strom hinab gleiten, in welchem vermuthlich Indianer spionirten; auch andere deutliche Merkmale bemerkte man in der Nachbarschaft, welche feindliche Absichten einer starken Indianer-Macht vermuthen ließen. Man kam zum Entschluß, daß, wenn kein Angriff vor Morgen gemacht werden würde, (was sich doch erwarten ließ,) ein jeder vor Tagesanbruch aufstehen solle, um ein so imponirendes Ansehen rücksichtlich der Zahl und Stärke als möglich zu machen; und im Fall das Gefecht anfinge, sollten die Weiber und Kinder sich auf den Boden der Kajüte legen, und sich so gut wie möglich mit den Kisten und anderem Geräth beschützen. In dieser verzweifelten Lage, blieben sie die Nacht hindurch, und der Capitain, der nicht über eine Stunde, seit er Pittsburg verließ, geschlafen hatte, fühlte zu lebhaft die Gefahr seiner Lage, um in dieser Nacht ruhen zu können.

Der Tag graute im Osten, und noch waren die Männer nicht auf ihrem Posten, als man eine klägliche Stimme, etwas weiter hinunter, bitten hörte, doch ja an das Ufer zu kommen, da einige weiße Leute gern mit ihnen auf dem Boote reisen möchten. Der Capitain sahe dieses natürlich und folgerecht, als einen Kunstgriff der Indianer an, daher war das Einzige was damit bezweckt wurde, daß die Männer erweckt, und auf ihre Posten gestellt wurden. Allein die klägliche Stimme wechselte sich bald in eine drohende und beleidigende—und das Plätschern der fernen Ruder im Wasser verkündete den sich ihnen nähernden Feind. Endlich sah man drei Kanoes durch den grauen Morgenduft schnell herbeikommen. Der Capitain und seine Gefährten bereiteten sich in möglichster Fassung, dieselben zu empfangen. Die Tische, Stühle, u. dgl., wurden in den Strom geworfen, um das Vorderdeck zu räumen. Ein jeder nahm nun seine Stellung, und war beordert, nicht eher zu feuern, bis man (in den Worten des Capitains) "den Wilden nahe genug sei, mit dem brennenden Pulver der Zündpfanne ihre Augenwimpern zu sengen."

Auch wurde besonderer Befehl gegeben, Einer sollte nach dem Andern schießen, damit keine Pause statt fände. Als die Kanoes ankamen, ergab es sich, daß etwa 25 bis 30 Indianer in einem jeden Kanoe waren. Sobald sie sich bis auf Schußweite genähert hatten, wurde ein allgemeines Feuer von dem einen Kanoe gemacht, wodurch Herr Tucker durch die Hüfte dergestalt verwundet wurde, daß sein Bein blos an dem Fleische fest hing—auch wurde Herr Licht unter die Rippen geschossen. Die Kanoes stellten sich jetzt vorne, hinten und zur rechten Seite des Bootes, so daß sie Gelegenheit hatten, dasselbe von jeder Richtung aus zu säubern. Jetzt begann das Feuer vom Boot, und brachte das Zutrauen und den Muth der Indianer nicht wenig zum Stocken. Der Capitain, nachdem er sein eigenes Gewehr abgeschossen hatte, ergriff er das eines der Verwundeten, legte dasselbe an, und war fertig zum Abdrücken, als eine Kugel daherzischte und das Schloß abschlug. Kaltblütig drehte er sich herum, griff einen Feuerbrand vom Kessel, der als Küchenverschlag diente, hob ihn an die Zündpfanne, und entlud seine Büchse nicht ohne Erfolg. Nun entstand ein regelmäßiges Feuern auf beiden Seiten. Soeben war der Capitain im Begriff seine Büchse zum dritten Mal zu erheben, als eine Kugel durch seinen rechten Arm eindrang, und ihn für einen Augenblick unfähig machte. Kaum hatte er sich von dem Schrecken erholt, und den Gebrauch seiner Hand wieder erlangte, als er die Indianer in einem der Kanoes sich dem Boote nähern sahe, in der Absicht an Bord zu kommen, wo man die Pferden hingestellt hatte. So nahe waren sie gekommen, daß sie wirklich mit ihren Händen die Seite des Bootes schon ergriffen hatten. Schwer wie er verwundet war, ergriff er hastig ein Paar Reiter-Pistolen, um sie vom Boote abzuhalten. Bei seiner Ankunft zogen sich die Indianer zurück, und er feuerte seine Pistole mit gutem Erfolg nach dem Vordersten. Als er die Zweite abgeschossen hatte, mußte er, weil er sonst kein Gewehr hatte, sich zurück ziehen; als er aber zurück auf einen Haufen für den Kessel bereitetes Holz trat, dachte er, daß dieses zur Vertheidigung des Feindes dienen könne, und sofort fing er an damit drein zu schlagen, und zwar dermaßen, daß sie nicht in das Boot eintreten konnten; und endlich verwundete er einen so hart, daß sie unter fürchterlichem Geschrei davon abließen. Alle Kanoes gaben nun den Kampf auf, und wendeten sich an das nahe herangekommene Boot des Capt. Greathouse. Hier zeigte sich aber keine solche Tapferkeit wie im ersteren Boote. Anstatt sich zu vertheidigen, verkroch sich die Mannschaft in die Kajütte. Die Indianer nahmen dasselbe ohne Widerstand ein, und ruderten es zum Ufer, wo sie den Capitain und einen 14jährigen Knaben tödteten. Die Weiber wurden in die Mitte ihrer Kanoes gethan, mannten dieselbe aufs Neue, und gingen wieder auf Capt. Hubbell und seine Leute los. Diese braven aber beinahe muthlosen Männer hatten jetzt eine schauderhafte Wahl zu machen:—entweder in die Hände der Wilden zu fallen, oder Gefahr zu laufen die Weiber zu erschießen, welche die Indianer in die Kanoes gethan hatten, in der Hoffnung, durch dieselben geschützt zu werden. Allein "Selbster-

haltung ist das erste Gesetz der Natur," und der Capitain machte die ganz richtige Bemerkung, daß die Selbstaufopferung den Weibern nicht viel helfen könne, indem jene alsdann in die Hände wilder Barbaren fallen würden.

In Capt. Hubbells Boot waren jetzt nur vier Mann übrig, und der Capitain war selbst an zwei Stellen verwundet. Jedoch dem zweiten Angriff wurde mit unglaublichem Muth widerstanden. Wann die Indianer sich empor richteten um zu feuern, so wurde von ihren Gegnern gewöhnlich zuerst geschossen, welches sich beinahe jedes Mal tödtlich erwies. Trotz der ungleichen Macht, und des geschwächten Zustandes derer im Boot, wurden die Indianer dennoch endlich muthlos, und hoffnunglos zogen sie sich an das Ufer zurück. Als eben der letzte Kanoe abging, rief Capt. Hubbell dem Indianer der vorne stand, und als dieser sich herumdrehte, feuerte jener sein Gewehr nach ihm. Nachdem der Rauch verflogen war, sah man ihn auf dem Rücken liegen.—Er schien schwer, vielleicht tödtlich verwundet.

Zum Unglück wurde das Boot jetzt gegen das Ufer getrieben, wo die Indianer versammelt waren—etwa 400 bis 500—welche sogleich das Ufer hinunter liefen. Ray und Plascut, die beiden Einzigen, die nicht verwundet waren, wurden an das Ruder gestellt, und indem das Boot nur etwa 20 Yard vom Ufer war, so glaubte man es am sichersten, sich flach auf den Boden zu legen, und so schnell als möglich voranzurudern. Während sie in dieser Lage waren, wurden 9 Kugeln in ein Ruder geschossen, und 10 in das Andere, ohne die, welche ruderten, im Mindesten zu beschädigen, da sie die Seite des Bootes und die Decken am Vorderende, zu ihrem Schutzbenutzten. Während diesem heftigen Schießen der Wilden, welches etwa 20 Minuten anhielt, bemerkte Herr Kilpatrick einen besonderen Indianer, den er für ein gutes Ziel seiner Büchse hielt, und, trotz der Warnung des Capitains, erhob er sich ihn zu erschießen. Er erhielt aber sogleich eine Kugel in seinen Mund, welche am hinteren Theil seines Hauptes heraus kam, und wurde darneben auch noch durch das Herz geschossen. Er fiel unter die zu gleicher Zeit getödteten Pferde, und bot einen herzzerreißenden Anblick für seine Töchter und Reisegefährten dar, welche Augenzeugen eines so traurigen Vorfalls sein mußten—eines Vorfalls, dessen Beschreibung wir nicht weiter auszudehnen wünschen.

Jetzt trieb das Boot glücklicherweise ganz plötzlich in die Mitte des Stroms, und gleitete so schnell hinab, daß der Feind es nicht erreichen konnte. Unser kleines Häufchen, zusammengeschmolzen, verwundet und fast erschöpft vor Ermüdung, hatte dennoch seinen Muth nicht verloren; und als sie sich alle in ihrer Stärke wieder beieinander fanden—Männer, Weiber und Kinder—erhuben sie ein dreimal wiederholtes Freudengeschrei, und riefen den Indianern zu, sie möchten wieder kommen, wenn es ihnen beliebe.

So endete dieser schreckliche Kampf, in welchem nur zwei Männer aus neun unbeschädigt davon kamen. Tucker und Kilpatrick wurden auf der Stelle getödtet, Stoner wurde tödtlich verwundet, und starb als er nach Limestone kam, und die Uebrigen, ausgenommen Ray

und Plascut, wurden alle schwer verwundet. Die Weiber und Kinder kamen alle unverwundet davon, ausgenommen ein kleiner Sohn des Herrn Plascut, welcher, nach Beendigung des Treffens, zum Capitain kam, und ihn mit der größten Kaltblütigkeit bat, doch eine Kugel aus seinem Kopf zu nehmen! Es fand sich, daß eine Kugel, nachdem sie durch die Seite des Bootes eingedrungen war, den kleinen Kerl auf die Stirne traf, und unter der Haut stecken blieb. Der Capitain nahm dieselbe heraus, worauf der Knabe erwiederte: "Das ist aber noch nicht alles,"—hob seinen Arm auf, und zeigte auf einen abgeschossenen Knochen, der blos bei der Haut am Ellenbogen hing. Auf die Frage seiner Mutter:—"Warum hast du mir nichts davon gesagt?" erwiederte er eben so kaltblütig: "Der Capitain hieß uns während dem Gefecht stille sein, und ich dachte, Ihr würdet Lärm machen, wenn ich es Euch sagte!"

Das Boot fuhr den Strom hinab, so gut es konnte, und man beabsichtigte noch in derselben Nacht nach Limestone zu kommen. Der Arm des Capitains hatte stark geblutet, und er mußte den Aermel seines Rockes zubinden, um dasselbe zu stillen. In diesem Zustand, unter den empfindlichsten Schmerzen, und geschwächt durch den großen Blutverlust, war er genöthigt, das Boot mit seiner linken Hand bis 10 Uhr des Nachts zu steuern, wo er alsdann durch Herrn William Brooks, (der am Ufer des Stromes wohnte, und dessen Hülfe man erbeten hatte,) abgelößt wurde. Durch diese Mithülfe, und die Hülfe Anderer, auf ähnliche Weise erlangt, wurden sie in Stand gesetzt um 12 Uhr Nachts, Limestone zu erreichen.

Sobald Herr Brooks den Capitain abgelößt hatte, sank dieser ganz entkräftet unter der Last seiner Leiden wie ohnmächtig dahin. Als man nach Limestone kam, war er unvermögend zu gehen, und mußte zum Gasthaus getragen werden. Hier wurde seine Wunde verflegt, wo er einige Tage blieb, bis er vermögend war, sich nach Hause zu wenden.

Als sie zu Limestone angekommen waren, fanden sie eine ziemliche starke Mannschaft, die bereit war gegen die nämlichen Indianer auszuziehen, von denen sie angefallen und so viel erlitten hatten. Sie hörten auch nun, daß diese nämlichen Indianer Sonntags vorher eine Abtheilung der Weißen, die von Fort Washington den Ohio hinauf gingen, abgeschnitten, und an der Mündung des Licking Flusses, 21 aus den 32 mit ihren Tomahawks getödtet hatten, ohne dabei eine Flinte abzuschießen.

Schaaren von Menschen kamen jetzt, wie es sich wohl denken läßt, um das Boot und die heldenmäßige kleine Schaar zu sehen, welche der Gegenstand solcher schauderhaften Scenen, gewesen war. Bei der Untersuchung ergab es sich, daß die Seiten des Bootes buchstäblich mit Kugeln und Kugellöchern angefüllt waren. Etliche Personen, welche neugierig genug waren, die Zahl der Löcher in den Decken, welche vorne am Boot als Vorhänge dienten, zu zählen, behaupteten, daß in einem Quadrat Fuß, nicht weniger als 122 Kugellöcher

gewesen wären. Aus den 5 Pferden, waren 4 getödtet, und Wunder ist es, daß das Fünfte in einem solchen Kugelregen davon kam.

Den Tag nach der Ankunft des Capt. Hubbell, kamen auch die 5 anderen Boote, an denen sie vorbeigefahren waren, nach Limestone. Sie sagten, daß sie während dem Gefecht das Blitzen der Schüsse gesehen, aber nichts gehört hätten. Es scheint, daß der Widerstand eines einzigen Bootes sich zu mächtig erwiesen hatte, um sich an eine ganze Flotte zu wagen, daher ließen die Indianer sie ungestört passiren—und seit jener Zeit weiß man von keinem Boote auf dem Ohio, das von den Indianern wieder angefallen worden wäre.

Die Mannschaft, welche ausging, um diese starke Indianermacht zu zerstreuen, fand etliche Indianer todt am Ufer, wo das Gefecht statt fand, so wie auch den Leichnam von Capt. Greathouse und einigen anderen Männern, Weibern und Kindern, die zu seinem Boote gehört hatten. Die meisten schienen zu Tode gepeitscht zu sein, indem man sie entkleidet an Bäume gebunden fand, mit Merkmalen der Hiebe an ihren Körpern. Auch fand man große Peitschen, welche benutzt zu sein schienen, nahe bei ihnen liegen.

———o———

Die Johnson's.

Früh im Frühjahr 1793, spielten zwei Knaben, Namens Johnson, an dem Ufer der Short Creek, nahe an der Mündung des Muskingam, und warfen dann und wann Steine über das Wasser, so daß sie über dasselbe hüpften — der eine war neun, der andere zwölf Jahre alt. Diese sahen in der Ferne zwei Männer, in der gewöhnlichen Kleidung der dasigen Ansiedler, welche ihnen langsam entgegen kamen, und ebenfalls von Zeit zu Zeit gleich den Knaben Steine in das Wasser warfen. Endlich, als sie etwa auf hundert Schritte herzugekommen, entlarvten sie sich, eilten auf die Knaben zu, und machten sie zu Gefangenen. Es zeigte sich, daß sie zum Delaware Stamm gehörten. Sie nahmen die Knaben in ihre Arme und flohen nach dem Wald, wo sie, nachdem sie etwa sechs Meilen weit entfernt waren, übernachten wollten. Nachdem sie ein Feuer angezündet und ihre Büchsen und Tomahawks an einen Baum gelehnt hatten, legten sie sich zur Ruhe, ein jeder mit einem Knaben in den Armen. Die Knaben waren, wie sich leicht denken läßt, zu erschrocken um zu schlafen. Der Aelteste fing endlich an seine Beine zu bewegen, und als er fand, daß der Indianer der ihn hielt, fest schlief, lößte er sich aus seinen Armen, ging auf das halberloschene Feuer zu, wo er einige Minuten stand, unentschlossen was er thun solle. Nachdem er das Feuer geschürt und einen Blick

nach den Waffen der Feinde gethan hatte, flüsterte er seinem Bruder zu, daß er sich auch losschaffen solle. Der kleine Bursche that also, und beide standen etliche Minuten unentschlossen an dem Feuer. Endlich machte der Aelteste (der ein sehr herzhafter Junge war) den Antrag, die schlafenden Indianer zu tödten und nach Hause zu kehren. Er wies auf eine der Büchsen hin, und versicherte seinen Bruder, daß wenn er nur den Drücker ziehen würde, nachdem er ihn in die Ruhe gesetzt habe, so wolle e r für den andern Indianer sorgen. Der Plan war gemacht. Die Büchse wurde auf einen nahe gelegenen Klotz angelegt, und der Kleinere erhielt Befehl, nicht loszudrücken, bis er es ihm befehlen würde; während er, der Aeltere das Tomahawk ergriff und behutsam auf den andern Schlafenden zuging. Allein der Jüngere war so beängstigt, daß er zu frühe losdrückte, wodurch der andere Indianer aufgeweckt wurde, ehe sein Bruder völlig bereit war. Jedoch, er versetzte einen kräftigen Hieb, wiewohl er in der Eile mit dem dicken Ende darauf schlug, welches den Indianer blos betäubte. Schnell wiederholte er den Hieb mit der Schneide, und verwundete den Indianer am Kopf, und nach wiederholten Hieben blieb er leblos auf dem Platz. Der jüngere Bruder erschrack über das Getöse seiner eigenen Büchse, und hatte sich schon aus dem Staube gemacht, so daß sein Bruder große Schwierigkeit hatte, ihn wieder einzuholen. Nachdem sie wieder den Weg erreichten, den sie hergebracht worden, hing der Aelteste seinen Hut auf einen Strauch, um den Ort zu bezeichnen, und bei Tagesanbruch waren sie wieder daheim. Sie fanden ihre Mutter in dem größten Jammer wegen ihrer Abwesenheit, denn sie wußte nicht, ob sie ertrunken oder von den Indianern genommen wären. Ihre Geschichte wurde mit Erstaunen, allein nicht ohne Unglaube angehört, und einige der Nachbarn bestanden darauf, mit nach dem Ort zu gehen, wo ein solch ausserordentlicher Zufall sich ereignet hatte. Der Ort war bald gefunden, und die Wahrheit ihrer Aussage vollkommen bestätigt. Der mit dem Tomahawk getödtete Indianer lag in seinem Blute da, aber der Geschossene war nicht zu finden. Ein breiter Strom Bluts setzte sie aber in den Stand ihm nachzuspüren, und in kurzer Zeit holte man ihn ein. Er sah gräßlich aus; seine untere Kinnlade war gänzlich weggeschossen, und seine Brust und Hände waren mit geronnenem Blute bedeckt. Obschon er sehr ermattet war, hielt er sich seine Verfolger doch vom Leibe, und drehte sich etliche Male mit einer dreisten Miene herum. Entweder sein blutiges Ansehen, oder die Furcht es möchten noch mehr Indianer in der Gegend sein—hatte solche Wirkung auf seine Verfolger, so viel ihrer auch waren, daß sie ihn entkommen ließen. Ob er am Leben blieb oder nicht, konnte man nie erfahren; allein die Wunde war zu schwer, um nicht vermuthen zu können, daß er gestorben sei.

Der Krieg in Nord-Westen.

General Harmar.

Bisher waren unsere Erzählungen auf die Abentheuer einzelner Personen, oder wenigstens auf unregelmäßige Scharmützel unabhäng ger Freiwilligen beschränkt. Wir kommen aber jetzt zu Begebenheiten im Großen, und zu Erörterungen von allgemeinen und nicht einzelnen Anstrengungen. Ehe wir aber in aller möglichen Kürze die Begebenheiten des Nordwestlichen Kriegszuges berühren, mögen einige vorläufige Bemerkungen erforderlich sein, über die Ursachen eines so lange dauernden Krieges, welchem die westlichen Staaten ausgesetzt waren, während diejenigen an der Meeresküste alle Segnungen des Friedens genoßen.

Bei dem Friedensschluß 1783, wurden einige Bedingungen festgesetzt, welche aber von beiden Seiten nicht gehalten wurden. England hatte zugestanden, sobald als möglich alle nordwestliche Posten zu verlassen, welche sich im Bezirk der Vereinigten Staaten befanden—wohingegen der Congreß unsererseits versprach, keine gesetzlichen Hindernisse den englischen Kaufleuten in den Weg zu legen, um die vor dem Kriege von den hiesigen Kaufleuten gemachten Schulden einzucassiren. Die amerikanischen Kaufleute hatten im Jahr '73 und '74 große Einfuhren auf Credit gemacht, und da aller Verkehr zwischen den beiden Nationen während des Krieges bis zur Friedenszeit eingestellt war, so waren die brittischen Creditoren unvermögend ihre Schulden einzutreiben. Nachdem die Friedensunterhandlung endlich geschlossen war, waren sie, wie man leicht denken kann, sehr begierig ihr Eigenthum zu erhalten, und ihre Schuldner waren eben so begierig es nicht zu bezahlen. Der Congreß hatte beschlossen, daß keine gesetzmäßigen Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten; aber man weiß wohl, daß der Congreß unter der alten Vereinigung viel mehr "Beschlüsse" und "Empfehlungen" als G e s e tz e passirte. Ein jeder Staat mochte denselben nachkommen, oder es auch bleiben lassen, wie es ihm beliebte. Folglich, wenn es vom Congreß anempfohlen wurde, die schuldigen Gelder an die Staats Regierungen zu entrichten, so beschloßen die Staats-Regierungen, daß es unthunlich sei, dieses zu befolgen. Der Brit-

tische Creditor klagte es seiner Regierung; die Regierung machte Vorstellungen an den Congreß für eine solche schändliche Verletzung der Friedensbeschlüsse — der Congreß wandte sich wieder an die Staats Regierungen — diese blieben stumm und widerspänstig, und so blieb es. — Als die Frage wegen Verlassung der Posten berührt wurde, wurden nun auch die Brittischen widerspänstig, und beschlossen dieselben so lange in Besitz zu halten, bis die Staats Regierungen ihre Beschlüsse, wegen Verhinderungen der Schuldenzahlungen widerrufen würden. Man machte gegenseitig viele Vorstellungen, allein alles ohne Erfolg.

Mittlerweile wurden die Indianer, wie immer, durch brittische Beamte versorgt, und wenn nicht öffentlich dazu aufgemuntert, so wurden gewiß ihre oft wiederholten Verheerungen an den Grenzen im Geheimen gebilligt. Diese wurden endlich so ernsthaft, daß sich die Regierung damit befassen mußte.

Im Herbst des Jahres 1790 wurde daher General Harmar an der Spitze von 300 Mann regulären Truppen, nebst mehr als 1000 Mann Militz beordert, nach ihren Dörfern an den Landseen zu ziehen, und sie dermaßen zu züchtigen, daß sie in Zukunft ihre Verheerungen bleiben ließen.

Am 20sten September, sammelten sich die verschiedenen Truppen, die für diesen Zug bestimmt waren, zu Fort Waschington (jetzt Cincinnati), und am folgenden Tag begannen sie ihren Marsch nach den Miami Dörfern. Die Gegend war rauh, sumpfig, und an vielen Orten beinahe undurchdringlich, so daß 17 Tage erfordert wurden, ehe das ganze Corps in die Nähe des Feindes kam. Wegen Mangel an Lebensmitteln, wurde es nöthig, daß zahlreiche kleine Abtheilungen den Wald durchstrichen; da nun der Wald voller räuberischen Indianerbanden schwärmte, so wurde der größere Theil dieser Abtheilungen abgeschnitten.

Endlich kam das Hauptcorps, durch diese Scharmützel ziemlich zusammengeschmolzen, bis auf etliche Meilen von den Indianerdörfern. Der General stellte nun den Capt. Armstrong an die Spitze von 30 Regulären, und den Col. Harden, von Kentucky, mit 150 Mann Militz, um vor zu gehen und den Feind zu erspähen. Als sie in der Ausübung dieses Befehls begriffen waren, fanden sie sich plötzlich von einer weit größeren Indianermacht umringt, welche in dem Gebüsch auf sie lauerten und nun ein heftiges Feuer auf sie gaben. Die Militz zog sich bald zurück, aber die Regulären, die mehr an Ordnung gewöhnt waren, versuchten sich ordnungsmäßig zurück zu ziehen. Der Feind fiel sie mit dem Tomahawk in der Hand an, und umringte sie. Vergeblich wollten die Regulären sich durch ihre Bajonetten einen Ausgang verschaffen. Sie wurden alle bis auf den Capitain und Lieutnant niedergemetzelt. Capt. Armstrong war ein besonders starker und thätiger Mann, und ihm gelang es, doch nicht ohne einige schwere Wunden zu erhalten, sich durch die Reihen des Feindes zu schlagen. Als er sich so nahe verfolgt sah, daß er sich nicht mehr helfen konnte, warf er sich in einen tiefen und schlammigen Sumpf, wo er ungefähr 200 Schritte von dem India=

nerlager die ganze Nacht über blieb, wo er das Tanzen und Freudengeschrei der Indianer für ihren erhaltenen Sieg mit ansehen konnte. Der Lieutnant (Haitshorn) rettete sich dadurch, daß er zufälligerweise über einen Block und in eine Grube fiel, wo er durch das hohe Gras in derselben verborgen lag. Der Verlust der Militz war nur gering. Trotz diesem Vorfall machte sich Harmar dennoch mit seiner Hauptmacht nach den Dörfern, welche sie aber in Flammen und verlassen fanden. Die Indianer hatten dieselben mit eigenen Händen in Brand gesteckt. Man fand auch etliche hundert Acker Welschkorn, welches völlig zerstört war. Nun ging er nach den benachbarten Dörfern, welche aber ebenfalls im Brand und verlassen waren. Nachdem er alles Welschkorn zerstört hatte, zog sich die Armee zurück, denn man glaubte, die Indianer wären jetzt genug abgeschreckt worden. Nachdem man etwa zehn Meilen auf dem Rückweg gekommen war, erhielt der General Nachricht, die ihn zu glauben bewog, daß eine starke Indianermacht zurückgekehrt und Besitz von dem zuletzt verlassenen Dorf genommen hätten. Er gab dem Major Wellys 80 reguläre Soldaten, und dem Col. Harden beinahe die ganze Militz, mit dem Befehle alle daselbst befindlichen Feinde zu zerstreuen. In aller Eile traten sie den Rückmarsch an, und befürchteten nichts so sehr, als daß der Feind von ihrem Anmarsch Kenntniß erlangen möge und sich davon machen würde. Die Militz ging in gleichgültiger Ordnung voran—die Regulären, in einem hohlen Viereck sich bewegend, machten den Nachtrab. Auf der Ebene, unmittelbar vor dem Dorf, sah man eine Anzahl Indianer, zwischen welchen und der Militz ein scharfes Treffen erfolgte. Nach etlichen Salven von beiden Seiten, und zwar mit bedeutendem Erfolg, flohen die Wilden in größter Unordnung, und wurden von der Militz hitzig verfolgt, welche in ihrem Eifer eine ziemliche Strecke von den Regulären sich in den Wald entfernten. Plötzlich fielen einige hundert Indianer auf die verlassenen Regulären. Major Wyllys der ein tapferer und erfahrener Offizier war, brachte seine Männer in ein Viereck, und suchte einen bessern Standpunkt, wurde aber daran durch den hitzigen Angriff des Feindes verhindert. Durch das mörderische Schießen, welches fort und fort auf sie von allen Seiten des Vierecks losbrannte, rannten sie unerschrocken in einer Masse mit ihren geschwungenen Tomahawks bis zu den Spitzen der Baionette, und indem sie dieselben mit ihren Händen auf die Seite schoben, oder mit dem Leibe wegdrückten, wurden sie bald mit den Truppen handgemein und handhabten ihre langen Messer mit furchtbarem Erfolg. In zwei Minuten war der blutige Kampf vorüber. Major Wyllys nebst 73 Gemeinen und einem Lieutnant fielen in dieser Schlacht.. Ein Capitain, ein Fähndrich und 7 Gemeine (wovon 3 verwundet waren) waren die Einzigen, die nach diesem kurzen aber furchtbaren Gefecht übrig blieben. Der Verlust der Indianer war nicht geringe, indem sie einige schwere Salven aushalten mußten; und da sie in dichten Massen standen, und auf die Truppen zueilten, ohne die geringste Vorsicht zu beobachten, so müssen sie großen Schaden erlitten haben. Ihre Absicht war, die

Regulären zu überrumpeln, ehe die Militz zurückkehre, und nur zu gut wurde dieses Vorhaben ausgeführt. In kurzer Zeit kehrte die Militz von der Verfolgung der ausgerissenen Parthie, welche sie in die Ferne gelockt hatte, zurück, aber es war zu spät, um das verscherzte Glück zurückzubringen. Nach einem hitzigen Gefecht zogen sie sich zum Haupt-Corps zurück, mit dem Verlust von etwa 108 Getödteten und 28 Verwundeten. Diese schreckliche Schlacht hatte die Armee des Gen. Harmars, so wie deren Muth, dermaßen geschwächt, daß er froh war, sich ungehindert zurückziehen zu können. Der Zweck dieser Expedition mißlang gänzlich, und wohl hauptsächlich wegen der Anordnung in Abtheilungen zu marschiren, wodurch mehr als die Hälfte der regulären Macht verloren ging. Dieser fehlgeschlagene Zug hatte zur Folge, daß der Feind noch mehr ermuthigt und mit größerem Hasse ihre Einfälle machten.

———0———

General St. Clair.

Wir kommen jetzt an eines der traurigsten Ereignisse in der Geschichte des Indianischen Kriegs. Das Fehlschlagen Gen. Harmars machte auf die Amerikanische Nation einen tiefen Eindruck, und die Folge war, daß man eine stärkere Macht mit einem erfahreneren General verlangte. General Arthur St. Clair war damals Gouvernör des Nordwestlichen Gebiets, und ihm stand es daher zu, den Befehl über solche Truppen, die in seinem Gebiet aufgestellt werden würden, zu übernehmen. Dieser Herr war immer als ein tapferer und patriotischer Offizier angesehen, obschon er unglücklicher als irgend ein anderer im Amerikanischen Dienste gewesen war. Er hatte den Befehl 1777 in Ticonderoga gehabt, und hatte einen der unglücklichsten Rückzüge machen müssen, der sich im ganzen Revolutionskriege ereignete. Nichts desto weniger wurde er von allen seinen Mitoffizieren hochgeschätzt, und besaß die Zuneigung Waschingtons. Er wurde jetzt als die schicklichste Person, um in Nordwesten alles wieder in Ordnung zu bringen, ausersehen, und wurde an die Spitze einer regelmäßigen Truppenmacht von fünfzehn hundert Mann gestellt, welche mit Artillerie wohl versehen war. Auch hatte er das Recht, solche Militzverstärkung, als nothwendig erachtet werden würde, herbeizurufen. Cincinnati war, wie vorher, der Sammelplatz.

Im October, 1791, war eine Armee daselbst versammelt, die an Zahl, Offizieren und Rüstung alles übertraf, was je im Westen der Art gewesen. Die Truppenmacht bestand aus drei vollen Infanterie (Fußvolk) Regimentern, zwei Compagnien Artillerie, und eine Com-

pagnie Reiterei. Die Militz, welche sich ihm an Fort Waschington anschloß, bestand aus 600 Mann, wovon die meisten im Indianerkrieg sehr geübt waren. Der General begann seinen Marsch, und kam, auf demselben Weg den Harmar genommen, ohne besondern Verlust zu erleiden, nach Fort Jefferson—mußte aber manches Ungemach wegen Mangel an Lebensmitteln ertragen. Die Kentucky Rängers, etwa 200 an der Zahl, begegneten etlichen kleinen Indianerpartbien, aber noch hatte sich nichts Erhebliches zugetragen. Bald nachdem sie Fort Jefferson verließen, beschloß ein Militz Regiment, daß es nicht thunlich sei weiter zu gehen, und mit ihrer gewöhnlichen Hintansetzung von Allem was Zucht und Ordnung anbelangt, sonderten sie sich ab, und gingen schnellen Schrittes auf das Fort und die Heimath zu. Diese unglückliche Meuterei machte nicht nur die Uebrigen muthlos, sondern nöthigte den General ihnen mit dem ersten Regiment nachzusetzen, und sie entweder zurückzubringen, oder sie doch wenigstens zu verhindern, den im Fort gesammelten Vorrath zu zerstören. Mit dem übrigen Truppencorps, aus etwa 1200 Mann bestehend, setzte er seinen Marsch nach den großen Miami Dörfern fort.

Am Abend des 3ten Novembers schlug er sein Lager auf einer schönen Anhöhe am Ufer eines kleinen in den Wabasch sich ergießenden Stromes auf (nicht St. Marys, wie Gen. St. Clair unrichtig in seinem amtlichen Brief angiebt). Hier warf er ein leichtes Bollwerk auf, um ihre Schnappsäcke und anderes Gepäck zu schützen, indem er nach den, noch etwa 12 Meilen entlegenen Miami Dörfern ziehen wollte, sobald als das erste Regiment wieder zurückgekommen wäre. Den übrigen Theil des Abends brachte man zu, um Anstalten mit Major Ferguson, Kriegsbaumeister, wegen besagten Werken zu treffen; und als die Schildwachen des Nachts ihre Posten eingenommen hatten, war alles so stille wie man es nur hätte wünschen können. Die Truppen waren in zwei Linien gelagert, mit einem etwa 70 Schritte weiten Zwischenraum, welches so viel war, als die Lage des Grundes erlaubte. Die Bataillone der Majore Butler, Clarke und Patterson nahmen die vordere Linie ein, und das Ganze war unter dem Befehl des General-Majors Butler, einem Manne von ausgezeichnetem und wohlverdientem Ruhm. Die Front der Linie wurde durch einen Bach, die rechte Seite durch den Strom, und die linke durch ein starkes Corps Fußvolk bedeckt. Die zweite Linie bestand aus den Bataillonen der Majore Gaither und Bedinger, und dem zweiten Regimente unter dem Befehl des Lieut. Col. Darke. Diese, wie die vorige Linie, war beschützt durch den Strom auf der einen, und der Reiterei und der Feldwache auf der andern Seite *). Die Nacht verging ohne eine

*) Die Militz, die sich auf etwa 250 Mann belief, wurde jenseits des Baches aufgestellt, ungefähr 300 Schritte vor der ersten Linie, und eine kleine Abtheilung der Regulären unter dem Befehl von Capt. Slough, wurde noch weiter vorgerückt, um es unmöglich zu machen überrascht zu werden.

Beunruhigung. Die Schildwachen waren auf der Hut *), und die Offiziere sehr wachsam.

Einige Stunden vor Tagesanbruch ließ St. Clair den Wirbel schlagen, und die Truppen unter die Waffen treten, mit der Erwartung, daß vermuthlich ein Angriff gemacht werden würde. In diesem Zustand verblieben sie bis gegen Tagesanbruch, wo sie entlassen wurden, und nach ihren Zelten gingen. Einige versuchten noch ein wenig zu schlafen, andere machten sich zum Marsch bereit, als auf einmal ein Büchsenschuß von der etliche hundert Schritte entfernten Militz fiel, worauf sogleich ein starkes Schießen von der nämlichen Richtung her gehört wurde. Die Trommeln riefen sogleich zu den Waffen—die Offiziere flogen in jeder Richtung—und in zwei Minuten waren die Truppen in Schlachtordnung gestellt. Bald stürzte die Militz zum Lager herein, und zwar in der größten Unordnung, und hintendrein folgten Schaaren von Indianern; ja, manchmal waren diese schon unter jene vermengt und hieben dieselben mit ihren Tomahawks nieder. Das Bataillon des Major Butler erhielt den ersten Stoß, und wurde durch das Durcheinanderfliehen der Militz in Verwirrung gebracht, welche in ihrem Eifer zu entfliehen, alles vor sich niederrissen. Hierher stellte sich nun der General Major Butler, und hierher richtete St. Clair seine Aufmerksamkeit, um die Unordnung zu verhüten, welche längs der ganzen Linie hin auszubrechen drohte. Die Indianer brachen jetzt frech herein, und waren mit den Truppen im Handgemenge ehe man es sich versah. Der General Major Butler wurde im ersten Feuer verwundet, und ehe seine Wunde verbunden werden konnte, drang ein Indianer durch das Regiment, lief auf ihn zu und tödtete ihn mit dem Tomahawk, ehe die Umgebenden ihn davon abhalten konnten. Der wüthende Wilde wurde sogleich getödtet. Mit vieler Mühe wurde Butlers Bataillon in Ordnung gebracht, und das schwere und anhaltende Schießen der ersten Linie nöthigte den Feind Einhalt zu thun und sich zu beschützen. Es dauerte aber nicht lange. Ein unsichtbares aber fürchterliches Schießen wurde jetzt auf das ganze Lager von vorne gerichtet, welches sich bald zur Rückseite desselben erstreckte, bis die Truppen von allen Seiten umringt waren. St. Clair, obschon er damals durch ein Fieber ermattet war, so daß er unvermögend war sein Pferd zu besteigen, bemühte sich dennoch, wie von allen Seiten zugegeben wird, mit einer Tapferkeit und Geistesgegenwart, welche wohl ein besseres Schicksal verdient hätte. Er ließ sich mit seiner Sänfte zur Rechten der hintern Linie

*) Capt. Slough wurde in der Nacht durch das Annahen einer großen Anzahl des Feindes, sowohl in der Front als zu beiden Seiten beunruhigt. Kurz vor Tagesanbruch hatten sie sich so verstärkt, daß er nicht wenig erschrack, und sich nach der Militz zurückzog. Sogleich setzte er den General Butler davon in Kenntniß, allein unglücklicherweise achtete dieser Offizier nicht darauf, und glaubte es nicht von hinlänglicher Bedeutung, um den Oberbefehlshaber davon zu benachrichtigen.

tragen, wo der heftigste Angriff stattfand, und sehr viele, besonders Offiziere, fielen. Hier befehligte Darke—ein Offizier, welcher während dem Revolutionskriege zu beschwerlichen Diensten gebraucht ward, und der sich aus allen Kräften bemühte, der Muthlosigkeit zu steuern, die jetzt anfing allgemein zu werden. St. Clair befahl ihm, mit dem Bajonett einen raschen Angriff zu machen, um den Feind aus seinem Versteck zu jagen. Der Befehl wurde augenblicklich ausgeführt. Ganze Schwärme schwarzgelber Menschen erhoben sich aus dem hohen Grase, und flohen vor dem Regiment in der größten Verwirrung; da aber die Truppen dieselben nicht einzuholen vermochten, kam ihnen der Muth wieder, und sie unterhielten ein solches heftiges Feuer, daß die ermüdeten Truppen ihrerseits sich nun auch zurückziehen mußten. Jetzt richteten die Indianer ihr Feuer auf die Mitte der ersten Linie, welches alles was es erreichen konnte zu vernichten drohte. Auch dorthin ließ sich der unglückliche General hintragen, und befahl zum zweiten Male einen Angriff vermittelst des Bajonetts zu machen. Rasch wurde der Befeh wieder befolgt, und zwar, wie vorhin vor kurze Zeit, eben so glücklich. Aber der Angriff wurde bald sonstwohin gerichtet, wo man ihnen auf dieselbe Art und mit den nämlichen Folgen begegnete. Die Indianer zogen sich von ihnen zurück, während sie fortfuhren ein tödtliches Feuer zu erwiedern, bis die andern ebenfalls genöthigt waren sich zurückzuziehen. St. Clair ließ die Artillerie anrücken um das Gebüsch mit Traubenschüssen zu reinigen; allein die Pferde und Artilleristen wurden durch das fürchterliche Schießen des Feindes getödtet, ehe etwas ausgerichtet werden konnte. Ihre Stellen wurden sogleich durch die Reiter eingenommen, aber eben so geschwind büßten auch sie ihr Leben ein.

Furchtbar war jetzt das Gemetzel geworden. Vier Fünftheile der Offiziere, und die Hälfte der Mannschaft waren entweder getödtet oder verwundet. Die Erde war mit Menschenkörpern bedeckt, und der Graben der nach dem Strom hinführte, trieb voller Blut. Das Schießen des Feindes hatte noch nicht abgenommen, und die Truppen fielen durch dasselbe haufenweise in jedem Theile des Lagers. Seinen Standpunkt länger zu behaupten, würde nur zur gänzlichen Vernichtung der Truppen gedient haben, ohne die geringste Hoffnung den Feind zu beunruhigen, der sich nur dann sehen ließ, wann er gelitten hatte, und dessen Zahl nach dem starken Schießen zu schließen, weit größer als die Unsrige gewesen sein muß. Unsere Leute waren sehr niedergeschlagen, aber die Offiziere, welche meistens Helden der Revolution gewesen, blieben noch immer standhaft und strengten alle ihre Kräfte bis zum letzten Augenblick an. Unter diesen Umständen beschloß St. Clair die noch Ueberlebenden, wenn möglich, zu schonen, und zu dem Ende sammelte er die Ueberbleibsel der verschiedenen Bataillons in ein Corps, stellte den Lieut. Colonel Darke an die Spitze desselben, und befahl ihm, einen raschen, mächtigen Angriff auf den Feind zu machen, um einen Durchgang für den übrigen Theil der Armee zu bewirken. Darke führte den Befehl mit Begeisterung aus, und trieb die Indianer eine Viertel Mei-

le zurück. Sogleich drängte sich der übrige Theil der Armee durch die Oeffnung, welche er gemacht, um die Straße zu erreichen. Major Clarke folgte mit dem Ueberreste seines Bataillons und machte den Nachtrab, um die Indianer zurückzuhalten *).

Aber bald wendete sich das Blatt, und die sich zurückziehenden schlugen alles in die Flucht. Die Offiziere die dem Schrecken gesteuert hatten, opferten sich nun selbst auf. Clarke, der Führer des Nachtrabs, fiel bald in diesem gefährlichen Dienst, und sein Corps ward gänzlich zerstört. Offiziere und Soldaten waren gänzlich durcheinander gemengt, und das Sprichwort "Nimm den Letzten zum Besten", war an der Tagesordnung. Der Feind war anfangs eifrig im Verfolgen; allein die Plünderung des Lagers brachte sie bald zurück, und die ermatteten, verwundeten und muthlosen Flüchtlinge ließ man ungestört ziehen. Sie setzten ihren Weg bis nach Fort Jefferson, 29 Meilen vom Schlachtfeld, fort. Das Gefecht hatte drei Stunden gewährt, während welcher Zeit das Schießen stark und unaufhörlich fortgedauert hatte.

Der Verlust, im Verhältniß zu der Anzahl die im Treffen waren, war erschrecklich und ohne Gleichen, wenn man den Verlust in dem Gefecht des General Braddock ausnimmt. Es wurden 68 Offiziere auf dem Platze getödtet, und 28 verwundet. Aus den 900 Gemeinen blieben 550 todt auf dem Felde, und von den Ueberlebenden waren viele verwundet. Gen. St. Clair blieb unangetastet, obschon 8 Kugeln durch seine Kleider und seinen Hut drangen, und etliche Pferde unter ihm erschossen wurden. Der Verlust der Indianer wurde von ihnen selbst auf 58 Getödtete und Verwundete angegeben, welches ohne Zweifel nicht zu gering angegeben war, da man sie nach dem ersten Angriff nicht wieder sah, als bis man sie mit dem Bajonette angriff. Die Anzahl der in diesem Gefecht begriffenen Indianer, wird auf 12—1500 angegeben—da beinahe die ganze Zahl der nordwestlichen Stämme versammelt waren. Gewiß waren sie viel zahlreicher als ihre Gegner, denn in wenigen Minuten nach dem ersten Schießen war das ganze Lager mit solchem heftigen Schießen umzingelt und gesäubert, daß die ältesten Offiziere bekannten, nie ein Gleiches an Heftigkeit und Dauer gesehen zu haben. Im Fort Jefferson kamen die Flüchtlinge und das erste Regiment zusammen, welches wie oben bemerkt, den Ausgerissenen nachgeschickt worden war. Hier hielt man einen Kriegsrath, in welchem einmüthig beschlossen wurde, daß trotz der Vereinigung mit dem ersten Regiment, es doch nicht rathsam sei, in den gegenwärtigen Umständen einen neuen Angriff auf den Feind zu machen, und daß die Armee ohne Verzug nach Fort Waschington zurückkehren solle. Dies wurde demzufolge vollzogen, und so endigte der zweite Feldzug gegen die Indianer.

*) Die Pferde des St. Clair und dessen Gehülfen wurden getödtet. Er wurde auf einem abgenutzten Pferde, das man nicht aus dem Schritt peitschen konnte, dem Nachtrab der Truppen nachgebracht.

Privat-Begebenheiten, welche mit St. Clairs Niederlage zusammenhängen.

Der verstorbene William Kennan, von Fleming Caunty, Kentucky, ein damals 18jähriger Jüngling, gehörte zu dem Streifcorps, welches die Hauptmacht begleitete. Er war als ein starker und thätiger Mensch bekannt. Auf dem Marsch von Fort Waschington hatte er häufige Gelegenheit seine besondern Eigenschaften an den Tag zu legen, und war als der flinkste Läufer im ganzen Corps gehalten. Abends vor dem Gefecht wurde sein Corps einige hundert Schritte vor die erste Linie der leichten Infanterie aufgestellt, um zeitlich Nachricht von der Ankunft des Feindes zu geben. Als eben der Tag zu grauen anfing, sah er etwa 30 Indianer, hundert Schritt von dem Feuer der Wache entfernt, die sich ganz schlau dem Orte näherten, wo er und 20 andere standen. Da er sie für eine bloße Streifpartbie hielt, die nicht stärker als sie selbst wäre, sprang er einige Schritte vorwärts um sich in dem hohen Grase zu verstecken, und feuerte schnell und besonnen auf den vordersten Indianer, legte sich alsdann flach auf das Gesicht nieder, um wieder zu laden, die Hoffnung hegend, seine Kameraden würden ihm beistehen und ihren Stand behaupten. Jedoch, die Indianer stürzten in solcher Masse hervor, daß jene sich flüchten, und den jungen Kennan, ohne seine Gefahr zu wissen, zurücklassen mußten. Glücklicherweise hatte der Capitain seiner Compagnie ihn gesehen, als er sich ins Gras warf, der ihm nun laut zurief: "Kennan, fort! fort! sonst bist du des Todes!" worauf er sich aufraffte und die Indianer 19 Schritte von sich entfernt bemerkte, während die Compagnie schon hundert Schritte vor ihm war. Fort lief er aus allen Kräften, und wurde von einem Dutzend Wilden unter lautem Schreien verfolgt. Zuerst lief er gerade aus nach der gewöhnlichen Fuhrt des Baches, der zwischen ihrer Compagnie und der Armee durchlief, aber etliche Indianer, die schon an ihm vorbei waren, ehe er sich aus dem Grase aufgerichtet hatte, verhinderten ihn, und hielten ihn daher ab um den andern nachzukommen. Durch ausserordentliche Anstrengung lief er allen seinen Verfolgern vor, ausgenommen einem jungen Chef, (wahrscheinlich Messchawa) der sich so schnell und ausdauernd wie er selbst erwies. Der Umkreis den Kennan machen mußte, machte einen Wettlauf von mehr als 400 Schritten nöthig. Die Entfernung zwischen ihnen war etwa 18 Fuß, und Kennan konnte eben so wenig gewinnen, als der Indianer zu verlieren schien. Ein jeder schien sich für Leib und Leben zu laufen. Soviel als Kennan vermochte, richtete er sein Auge auf seinen Verfolger, aus Furcht jener möchte das Tomahawk werfen, welches er in drohender Stellung

emporhielt; und als er endlich fand, daß kein anderer Indianer nahe sei, beschloß er die Stärke des Chefs auf eine andere Weise zu versuchen, und fühlte nach seinem Tomahawk um dem Indianer Stich zu halten. Aber siehe da! es war ihm aus der Scheide ins Gras gefallen, und sein Haar stellte sich krausend in die Höhe, als wolle es ihm seine Kappe vom Kopfe heben, da er sich gänzlich entwaffnet fänd. Indem er einen Augenblick langsamer gegangen war, hatte der Indianer ihn beinahe erreicht, als er auf das Neue seinen Lauf begann. Der Gedanke, ohne Waffen zu sein, beflügelte ihn, und zum ersten Male sah er, daß er Raum gewann. Er hatte aber seinen Verfolger zu genau bewacht, um die Lage des Weges hinlänglich zu betrachten, und plötzlich fand er sich vor einem großen umgefallenen Baum, auf welchem Reisig und andere Sachen waren, die es 8 bis 9 Fuß erhöhten. Der Indianer, der bisher keinen Laut von sich gegeben hatte, stieß nun einen lauten Ruf aus, als ob er nun seiner Beute gewiß sei. Kennan hatte keinen Augenblick Zeit um nachzusinnen. Er mußte entweder mit einem Sprung hinüber oder—st e r b e n! Er sammelte alle seine Kräfte, und mit einer Kraft, die ihn selbst in Erstaunen setzte, flog er in die Höhe über Aeste, Reisig und alles Andere, und kam auf der andern Seite wohlbehalten auf seine Füße! Ein lautes Geschrei des Erstaunens erscholl von allen seinen Verfolgern, von welchen keiner es wagte dieses Wagestück nachzuahmen. Kennan hatte keine Zeit, um seinen Triumph zu genießen, sondern warf sich in den Bach hinein, an dessen Ufer dieser Sprung gethan wurde, dessen hohes Ufer ihn vor den Schüssen des Feindes schützte, und daher lief er den Strom hinauf, bis er an einen gelegenen Ort kam, um hindurch zu gehen, wo er sich wieder an seine Kameraden am hintern Ende des Lagers, beinahe ausser Athem anschloß, nach einer Anstrengung, die nur selten ihres Gleichen findet.

Als man angefangen hatte sich zurückzuziehen, gehörte Kennan zu Major Clarke's Bataillon, welches deu gefährlichen Dienst hatte, den Nachtrab zu beschützen. Dieses Corps verlor bald seine Befehlshaber und wurde gänzlich aufgelößt. Als die Flucht anfing, war Kennan unter den Hintersten, allein durch Anstrengung seiner Kräfte die ihn des Morgens gerettet hatten, erlangte er bald das Vorderende, indem er etlichen Reitern in der Flucht vorkam. Hier sah er einen Kameraden, einen guten Bekannten, mit gebrochenem Schenkel auf dem Boden liegen, der in den kläglichsten Tönen jeden Reiter, der vorbei kam, bat, ihn doch hinter sich zu nehmen. Sobald er Kennan kommen sah, reckte er seine Hände aus und rief ihm laut zu, sich doch seiner zu erbarmen. Trotz seiner gefährlichen Lage, konnte er dennoch einem solchen gefühlvollen Anersuchen nicht widerstehen. Er nahm ihn auf seine Arme, legte ihn auf seinen Rücken und trug ihn im Sprung etliche hundert Schritte. Ein Reiter nach dem andern kam vorbei, und alle weigerten sich ihn seiner Bürde zu entledigen. Endlich aber kam der Feind ihm immer näher, da er wohl wußte, daß das Leben Beider eingebüßt werden müsse, wenn er sich von seiner Last nicht befreie. Er sagte seinem

Freunde, daß er alles in seinen Kräften gethan habe, ihn zu retten, es sei aber alles umsonst, nun müsse er ihn aber loslassen, oder sie würden beide sterben. Der arme Mensch achtete es aber alles nicht, schloß sich nur desto fester an ihn an, und verhinderte ihn so, daß die Vordersten des Feindes, mit bloßen Tomahawks bewaffnet, ihnen auf 20 Schritte nahe waren. Kennan zog nun sein Messer aus der Scheide, und schnitt seinem Kameraden die Finger ab, um ihn mit Gewalt von sich zu bringen. Der arme Mensch wälzte sich ganz hülflos auf der Erde herum, und Kennon sahe ihn verstümmeln, ehe er 30 Schritte fort war. Jetzt floh er abermals vorwärts und kam noch einmal zum Corps. Aber hier mußte er wiederum seine eigene Sicherheit versäumen, um Andern abzuwarten. Der gewesene Gouvernör Madison, von Kentucky, der nachher das Commando jenes edlen Corps hatte, das sich so brav bei Raisin vertheidigte —ein Mann, dessen Liebenswürdigkeit mit der unüberwindlichsten Tapferkeit verbunden war, war damals ein Unteroffizier in St. Clairs Armee; und weil er einen schwächlichen Körper hatte, war er durch die Anstrengungen am Morgen ganz ermüdet, und saß auf einem Block, ganz ruhig, um die Ankunft des Feindes zu erwarten. Kennan redete ihn hastig an, und frug ihn um die Ursache seiner Zögerung? Madison wies auf eine Wunde hin, welche stark geblutet hatte, und antwortete, daß er nicht mehr weiter könne, da er kein Pferd habe. Kennan lief sogleich zurück, wo er ein ermattetes Pferd gesehen hatte, brachte es zurück, half Madison darauf, und ging ihm zur Seite, bis sie ausser Gefahr waren. Zum Glück wurde bald die Verfolgung aufgegeben, indem die Versuchung zum Plündern den Feind zurückhielt. Die Freundschaft, welche hierdurch zwischen diesen jungen Männern angeknüpft wurde, dauerte zeitlebens ununterbrochen fort. Herr Kennan wurde nie wieder völlig hergestellt, wegen der ausserordentlichen Anstrengung, die er bei dieser Gelegenheit machen mußte. Er ließ sich in Fleming County nieder, und war für viele Jahre ein ausgezeichnetes Glied der Baptisten Kirche. Er starb in 1827.

Die Erhaltung des Lieut. Col. Darkes war beinahe wundervoll. Er war ein sehr langer, ansehnlicher Mann, in voller, stattlicher Uniform, und trefflich beritten; er hatte drei furchtbare Angriffe auf den Feind geleitet, und in jedem derselben war er eine ausgezeichnete Zielscheibe des Feindes. Seine Kleider waren vielfältig zerfetzt, allein er kam mit einer geringen Fleischwunde davon. In dem letzten Angriff wurde der Fähndrich Wilson, ein Jüngling von 17 Jahren durch das Herz geschossen. Ein Indianer, der durch die stattliche Bekleidung angezogen wurde, sprang aus dem Gras hervor, und lief hin, ihn zu scalpiren. Darke, der soeben etwas hinter seinem Regiment her ritt, wandte sich schnell um, schlug von seinem Pferd mit dem Schwerdt nach dem Indianer, und spaltete ihm seinen Schädel, was aber das Losbrennen von mehr als einem Dutzend Büchsen auf ihn verursachte. Er kehrte jedoch wohlbehalten nach seinem Regiment zurück, mußte aber den Leichnam des jungen Wilsons in den Händen des Feindes lassen.

Einige Tage nach St. Clairs Niederlage, sammelte Gen. Scott, so bald er von diesem Unglück gehört hatte, ein freiwilliges Reiter-Corps, und schickte sie aus, um zu kundschaften, und den Zustand des Feindes zu berichten. Sie gingen sogleich im Geheimen nach dem Schlachtfeld, und sahen es im Besitz des Feindes, etlichen hundert an der Zahl, im höchsten Triumph über ihren gehabten Sieg. Viele von ihnen waren betrunken, und unvermögend, weder zu fliehen, noch sich zu wehren; andere ritten auf Ochsen umher, mit dem Gesicht nach dem Schwanz zugekehrt, und alle waren in Saus und Brauß. Sie eilten zurück, und berichteten diesen Zustand des Feindes an Gen. Scott, der schleunig diese Gelegenheit zu benutzen suchte. Durch einen beschleunigten Marsch, brachte er eine ziemliche Anzahl Truppen zum Lager, vertheilte sie in drei Theile, fiel plötzlich auf den Feind, der gänzlich unvorbereitet war, und trieb ihn unter großem Lebensverlust hinweg. Mehr als zwei hundert vom Feind, blieben todt auf dem Feld, und viele andere wurden verwundet. Alle Artillerie und Gepäcke was noch auf dem Feld geblieben war, wurde wieder erlangt, nebst mehr denn sechs hundert Musketen, von welchen viele im Wald von den erschrockenen Flüchtlingen umhergestreut waren. Dieses war sicherlich der herrlichste Auftritt in diesem ganzen Krieg, und zollt der Tapferkeit, und der Kriegskunst des General Scott nicht geringe Ehre. Es trug ungemein viel im Westen dazu bei, um die trüben Wolken des Mißmuths zu verscheuchen, welche durch das Unglück des Gen. St. Clair herbei geführt wurden.

———o———

General Wayne.

Während dem beinahe überall lautgewordenen Gemurmel über die Niederlage des unglücklichen St. Clair, entging selbst General Waschington nicht ganz dem Tadel. Die Anstellung eines alten, gebrechlichen, und besonders, eines stets u n g l ü c k l i c h e n Generals als Befehlshaber, der vor allen andern Thätigkeit, Gewandtheit und starke Leibeskräfte besitzen solle, wurde scharf getadelt. Der Wille des Volks forderte laut und unzweideutig eine bessere Auswahl für den dritten angreifenden Kriegszug, und St. Clair wurde daher nothwenigerweise übergangen. Die Anstellung eines schicklichen Nachfolgers, wurde zum allgemeinen Gespräch gemacht, und machte nicht geringe Schwierigkeiten. Viele Offiziere der Revolution bewarben sich für die Stelle, unter welchen General Wayne, von Pennsylvanien, und der ehemalige General Heinrich Lee, von Virginien, die vorzüglichsten waren. Waschington

schien der Meinung zu sein, als sei Lee zu einem solchen Commando besonders geeignet, und man hat noch einen Brief von ihm, welcher beweißt, daß ihn nichts würde abgehalten haben, Lee anzustellen, als die Unzufriedenheit wegen seiner Jugend, von Seiten derer, die im früheren Krieg in einem höheren Rang wie er gestanden hatten. Bei Wayne fiel diese Ausnahme weg, und da er sich zu wiederholtenmalen als ein kühner und tapferer Befehlshaber erwiesen hatte, so war seine Anstellung nur denen anstößig, die nicht angestellt wurden—eine Classe von Menschen, die nicht leicht befriedigt werden kann. Wayne war als Colonel eines Regiments in der Pennsylvanischen Linie in die Armee gegangen, und zeichnete sich zuerst in dem canadischen Kriegszug aus. Er zeigte hier ein so heftiges Wohlgefallen am Gefecht, bei allen Gelegenheiten, und unter jeder Bedingung; gefährdete sein eigenes Leben und das seiner Leute mit solcher Verwegenheit, und hatte sich es zur Gewohnheit gemacht, in der Hitze des Gefechts so leichtfertig zu schwören, daß er von den gemeinen Soldaten bald den Beinamen "der wüthende Anthony," erhielt. Er war nie besonders, wegen seiner Umsicht, Wissenschaft und Vereinigung der Truppenstärke, berühmt; und bei einer Gelegenheit besonders, wurde er von dem berühmten Englischen Partheigänger, Grey, überrascht, und ihm eine solche Niederlage beigebracht, die derjenigen des St. Clair nahe gestellt werden kann. Aber als ein Offizier die Befehle auszuführen, war er ohne Gleichen. Er schien der Meinung, daß die ganze Wissenschaft des Krieges darin bestehe, heftige Schläge zu geben und zu nehmen; und wie wir einst von Einem, der lange unter ihm gedient hatte, hörten, so wäre sein Lieblings-Commando gewesen: "Fallet auf die infamen Lumpenhunde mit dem Bajonnett!" Sollte blos ein kühner, rascher Angriff gemacht werd n (wie z. B. an Stony Point) so war kein Besserer als General Wayne zu finden; aber bei anderen Gelegenheiten verleitete ihn oft seine heftige Kriegslust zu unbesonnener Aussetzung seiner Truppen. In Virginien entging er einstens mit knapper Noth, durch allzuheftiges Zudringen auf den Englischen Lord Cornwallis, einer gänzlichen Vernichtung, der nachher oft bemerkte, daß eine halbe Stunde länger Tageslicht hinreichend gewesen wäre, um seinen unbedachtsamen aber tapferen Feind zu vernichten; und später hin, wurden seine Quartiere in den Carolinas verstört und sein ganzes Lager durch eine kleine Parthie Creek Indianer, in Verwirrung gebracht, welche plötzlich auf ihn fielen, als wenn sie aus der Erde gewachsen wären. Mehrere schwere Einbüßungen hatten ihn jedoch etwas behutsamer gemacht; und weil er unter den gemeinen Soldaten allgemein beliebt war, (und diese können besser ein Urtheil fällen, über die gewöhnliche Eigenschaft der Tapferkeit, als über die höheren Kriegseigenschaften,) so glaubte man ihn trefflich geeignet, um den gefallenen Muth der Truppen wieder zu erheben. Zwischen der Niederlage St. Clairs und der Bestallung seines Nachfolgers verstrich mehr als ein ganzes Jahr. Wayne begab sich nun ohne Zeitverlust nach dem Hauptquartier der westlichen Armee, und erreichte Fort Wa-

schington im Frühjahr, 1793. Beinahe beständig langten Verstärkungen der Truppen an, und zu dem gewöhnlichen Reiter und Artilleriekorps wurde auch noch eine starke Legion nach der Landeseinrichtung aufgebracht, und unter seinen Befehl gestellt. Zudem wurde er auch bevollmächtigt sich an den Governör Shelby, von Kentucky, zu wenden, und so viel berittene Militz von ihm zu fordern, als nöthig sein möchte. Es war aber schon so spät in der Jahreszeit, ehe alle Truppen gesammelt, und die erforderlichen Lebensmittel erhalten werden konnten, daß er es für das rathsamste hielt, bis zum Frühling seinen Angriff aufzuschieben. Die freiwillige Reiterei wurde mit einigen Lobeserhebungen für ihren Eifer und Geschicklichkeit entlassen, und die Militz wurde für den Winter einquartiert. Die Freiwilligen kehrten nach Kentucky zurück, mit den besten Erwartungen eines glücklichen Ausgangs von einer solchen kräftigen Truppenmacht, wie die des General Wayne. Die schnelle Folge von Mißgeschicken, welche den Verrichtungen der Regulären, in Vereinigung der Militz, folgten; hatten einen Abscheu gegen solche zusammengesetzte Truppenmacht erzeugt, es verursachte daher große Schwierigkeit, eine hinreichende Anzahl Berittener zur Mitwirkung herbeizuziehen. Allein, wie man die Ordnung, Thätigkeit und den Eifer, welche Waynes Beruf als Offizier bezeichnete, und den unermüdlichen Fleiß, mit welchem er die Truppen zu einer fertigen Ausführung der Bewegungen einübte, sah; so schwand die Abneigung der Mitwirkung mit Regulären, und im nächsten Frühjahr, boten die Freiwilligen mit der größten Bereitwilligkeit ihre Dienste an.

Den Winter hindurch blieb Wayne an einem von ihm erbauten Fort, an der westlichen Gabel des kleinen Miami, dem er den Namen, Greenville, beigelegt hatte. Durch Abtheilungen regulärer Truppen, wurde er in Stand gesetzt, die Gegend zwischen ihm und den Miami Dörfern vom Feind zu reinigen, und da er den Platz besetzt hatte, wo St. Clair geschlagen wurde, errichtete er ein kleines Fort daselbst, welches er "Recovery" (Wiedererhaltung) nannte. Seine ausdrückliche Befehle waren, auf billige Bedingungen Friede zu erlangen, wenn es möglich wäre, ohne gewaltsame Mittel zu gebrauchen; und daher fing er öfters Unterhandlungen mit den wilden Stämmen während dem Winter an. Manche der Häuptlinge besuchten ihn in seinem Lager, und untersuchten seine Truppen, Artillerie, u. dgl., mit vieler Aufmerksamkeit, und äußerten öfters den Wunsch, "das Beil zu begraben;" doch konnte man nichts Gewisses von ihnen entlocken, und die wohlbekannte Lust des General Wayne, durch das Schwerdt zu entscheiden, läßt vermuthen, daß er nicht sonderlich darauf gedrungen habe, seine Anerbietungen anzunehmen. So wie der Frühling herbeinahete, wurden die Besuche der Indianer seltener, und ihre Versicherungen der Freundschaft waren weniger ernsthaft. Im Februar warfen sie auf einmal die Larve ab, und machten einen kühnen Versuch, den entfernten Außenposten (Fort Recovery) durch einen Handstreich zu nehmen. Jedoch, dies mißlang ihnen durch die allzuwachsame Besatzung; und als sie fanden, daß Wayne weder hintergan-

gen noch überrascht werden konnte, sammelten sie ihre ganze Macht, mit dem Vorsatz sich dem Kriegszug entgegen zu stellen.

Im Frühjahr, ersuchte der General den Gouvernör von Kentucky, um eine Abtheilung Reiterei, welche ihm sogleich zu Hülfe kamen, und zwar in zwei Brigaden unter Todd und Barbee, das ganze von Major General Scott befehligt. Sie waren alle in indianischer Kriegskunst wohl geübt, und beliefen sich auf mehr denn fünfzehn hundert Mann. Die reguläre Truppenmacht (Reiter und Artillerie mitgerechnet,) belief sich auf etwa zwei tausend Mann, mit allem Nöthigen wohl versehen, gutes Muthes und begierig auf das Gefecht. Man wußte, daß die Indianermacht nicht über zwei tausend Mann zählte, und daß sie sich in der Nähe des brittischen Forts, an den Schnellströmungen (Rapids) des Miami, versammelt hatten.

Es war spät im Juli, als Wayne von Greenville abzumarschiren bereit war, und wegen der Beschaffenheit des Landes sowohl, wie auch wegen der nöthigen Vorsicht, sich vor Ueberraschung zu schützen, mußte er gemächlich voranziehen. Am 19ten August, als sie noch eine Tagesreise von dem feindlichen Lager entfernt waren, beschloß er, einen Boten mit dem letzten Anerbieten des Friedens vorauszuschicken. Für diesen gefährlichen, und dem Anschein nach, nutzlosen Dienst, wählte er einen gemeinen Freiwilligen, Namens Miller, der ehedem von den Indianern genommen worden war, und viele Jahre unter ihnen am Ufer des Miami gewohnt hatte. Miller schien jedoch seinen eigenen Kopf mehr zu schätzen, als der General, denn er protestirte laut gegen diesen Dienst, und betheuerte, daß es nicht nur für die Armee nutzlos, sondern auch zu gleicher Zeit für ihn gefährlich sein würde. Er hielt dafür, daß nach gewissen unbezweifelten Zeichen, die Indianer durchaus Krieg haben wollten, und von sonst nichts zu hören verlangten. Er setzte hinzu, daß er sie von früher her kenne, und gewiß sei, sie würden ihn lebendig braten, trotz seiner weißen Fahne und seines ehrenvollen Berufs als Gesandter. Wayne wollte aber sein Vorhaben durchsetzen. Er versicherte Miller, daß er 8 oder 10 Indianern, die damals in seinem Lager waren, zum Pfand für seine sichere Zurückkunft behalten wolle, daß, wenn der Feind ihn braten würde, so betheuerte er ihm, daß ihm ein unvergeßliches Grabmahl errichtet werden solle, indem jeden dieser Indianer dasselbe Loos betreffen sollte; und schloß mit der Versicherung, daß die Indianer, nachdem sie seine Absicht erführen, ihn gewiß im Frieden entlassen würden, um das Leben der Anderen zu retten. Endlich ging er, aber ungern, mit vielen Ahnungen der schrecklichen Dingen die über ihn kommen würden, und nachdem er von seinen Freunden Abschied genommen hatte, machte er sich mit schnellen Schritten nach dem indianischen Lager ab. Als er sich demselben näherte, steckte er seine weiße Fahne auf eine Stange, und ging raschen Schrittes vorwärts, wohl wissend, daß es in diesem, so wie in beinahe jedem Unternehmen, der kühnste, und auch der beste Weg sei. So bald sie ihn herbeikommen sahen, liefen sie ihm mit lautem Jubelgeschrei entgegen, schwungen ihre Tomahawks, und

riefen in ihrer eigenen Sprache aus: "Tödtet den Ausreißer!" Miller, der ihre Sprache gut verstand, redete sie sogleich ernsthaft an, und mit wenigen Worten kündete er ihnen die Absicht seines Besuchs an, und die Versicherung, welche Wayne für sein sicheres Zurückkommen behalten habe. Den ersten Theil seines Anerbietens hörten sie mit Verachtung an. Eine lange Unterredung folgte, in welcher viele Chefs sprachen, aber man kam zu keiner Entscheidung.

Am nächsten Tag befahlen sie dem Miller, mit einer zweideutigen Antwort, um den General in guten Launen zu halten, bis sie einen Weg einschlagen könnten, ihre Freunde zu befreien, zum General Wayne zurückzukehren. Nun verließ er sie, und zwar recht gerne, und eilte mit aller möglichsten Schnelligkeit zurück, als er dem General im vollen Marsch gegen den Feind begegnete, da er auf die Zurückkunft des Botens nicht länger warten wollte.

Der General empfing Millers Bericht, ohne sich im geringsten aufzuhalten, bis er den Feind ansichtig wurde. Die regulären Truppen formirten die mittlere Colonne; eine Brigade freiwilliger Reiter ging zur Linken unter General Barbee; die Andere machte den Nachtrab unter Todd. Der rechte Flügel wurde vom Strom gedeckt; und Major Price, mit einem ausgesuchten freiwilligen Reiterkorps wurde etwa 5 Meilen voran geschickt, mit dem Befehl, die Lage des Feindes zu erkunden, und dann zur Hauptmacht zurückzukehren. Gegen Mittag wurde von dem verborgenen Feind ein solch heftiges Feuer auf die vorausgeschickten Truppen begonnen, daß sie flüchten mußten. Die vordere Colonne der anmarschirenden Armee, erreichte bald den Kampfplatz, und hatte den Feind vor sich. Der Boden war etliche Meilen weit mit dichter Waldung bewachsen, welches für die Reiter sehr hinderlich war. Die Indianer hatten einen dichten Wald inne, wo eine große Anzahl Bäume durch einen Sturm umgeworfen worden waren, deren Zweige dergestalt in einander hingen, daß es den Truppen zum größten Hinderniß war. Der Feind hatte sich in drei geraden Linien, welche mit dem Strom rechte Winkel machte, aufgestellt, und bildeten eine zwei Meilen lange Vorderseite. Wayne ritt voran, um ihre Stellung auszuspähen; als er sich nun durch die Stärke ihres Feuers überzeugte, daß sie ihre ganze Macht hier gesammelt hatten, machte er sogleich Anstalten zum Angriff. Sämmtliche freiwilligen Reiter, mußten einen Umkreis machen, um den rechten Flügel der Indianer zu umgeben—die Reiterei sollte hinter dem Ufer des Stromes voranrücken, und wenn möglich, sich links wenden, während das Fußvolk sich in einem dichten Walde, vor dem "Gefallenen Holz" formirte, mit dem Befehl, sobald das Zeichen gegeben würde, sich rasch vorwärts zu ziehen, ohne einen Schuß zu thun, sondern zuerst den Feind aus seinem Versteck mit dem Bajonett zu vertreiben, dann aber ein starkes Feuern auf den Rücken des Feindes zu unterhalten, und ihn so zu drängen, daß er nicht Zeit habe, seine Gewehre wieder zu laden. Alle diese Befehle wurden auf das Pünktlichste befolgt. Die freiwilligen Reiter bewegten sich rasch fort, um ihren angewiesenen Posten einzuneh-

men, und die erste Linie Fußvolk, wurde unter den Augen des Anführers für den gefährlichen Frontangriff aufgestellt.

Sobald sich die verschiedenen Corps an ihren angewiesenen Posten eingefunden hatten, wurde der Befehl, Vorwärts, gegeben, und das Fußvolk, das sich durch ein fürchterliches klein Gewehrfeuer hinstürzte, und über alle Hindernisse hinweg sprang, eilte den verborgenen Feind herauszutreiben, um auf gleiche Bedingung mit ihm zu kämpfen. Obschon ihr Verlust iu diesem verzweifelten Angriff bedeutend war, so war der Erfolg dennoch entscheidend. Der Feind erhob sich und floh nahe bei zwei Meilen vor ihnen her, mit bedeutendem Verlust, da sie durch die Maßregeln Waynes beinahe eben so viel blosgestellt waren, als die Truppen. So schnell war der Angriff gemacht, und so eilfertig die Flucht, daß nur ein geringer Theil der Freiwilligen zeitlich genug zum Kampfsplatz kommen konnten; obschon es keinem Zweifel unterliegt, daß ihre Gegenwart und drohende Bewegungen neben dem heftigen Angriff des Fußvolks, nicht wenig zum Siege dieses Tages beitrug. Die zerstreuten Ueberreste der Indianischen Armee, wurde bis unter die Kanonen des Brittischen Forts verfolgt; und so hitzig waren Waynes Leute, und so grimmig der Haß gegen die Englischen, daß sie mit Schwierigkeit abgehalten wurden, das Fort sogleich zu bestürmen. So wie es war, gingen manche der Kentucky Truppen bis auf Schußweite hinzu, und beleidigten die Besatzung mit Verwünschungen und Hohn, was dem Brittischen Befehlshaber wohl eine hohe Meinung von den feinen Sitten unserer Backwoods-Leute gegeben haben muß. Er schrieb auch sogleich einen ungehaltenen Brief an Gen. Wayne, in welchem er sich über dieses Betragen beklagte, und ihn frug, aus was für einer Authorität er sich unterstehe, die heiligen Grenzen einer Brittischen Besatzung zu übertreten! Nun war aber der "wüthende Anthony" der letzte Mann in der Welt, der sich in die Höflichkeit hinein zwingen ließ, und daher antwortete er ziemlich in der nämlichen Sprache seiner Kentuckier, und sagte dem Capt. Campbell, dem Brittischen Befehlshaber, ein für allemal, daß seine Einzige Sicherheit Stillschweigen und gute Manieren sei. Nach einigen scharfen Botschaften von beiden Seiten, hörte der Federkrieg auf, und das Zerstören des Eigenthums begann. Häuser, Waarenlager, Welschkornfelder, Baumgärten — waren bald in Flammen oder bis auf den Grund niedergerissen. Die Wohnung und der Kaufladen des Indianer-Agenten, Col. M'Kee, erfuhr ein ähnliches Schicksal. Alles dieses geschah vor den Augen des Capitain Campbell, der stillschweigend, und ohne es verhüten zu können, zusehen mußte. Es ist jetzt gar kein Zweifel mehr, daß die Indianer in ihren Feindseligkeiten nicht nur von den Englischen Händlern aufgehetzt, sondern daß sie auch wirklich auf Befehl des Englischen Befehlshabers, Col. England, in Detroit, mit Lebensmitteln, Waffen und Ammunition versehen wurden. Man besitzt noch einen Briefwechsel zwischen diesem Herrn und Colonel M'Kee, in welchem dringende Ersuche für frischen Vorrath von Ammunition, gemacht werden, und die Ankunft "des Feindes" (wie Wayne genannt

wird,) wird mit Aengstlichkeit gemeldet. Nach der Schlacht an den "Rapids" schreibt er, daß die Indianer sehr muthlos wären, und daß es "viel Anstrengung erfordere, sie bei einander zu behalten." Hätte Wayne diese Umstände genau gewußt, so würde er wohl seine Leute nicht abgehalten haben, ihren Unwillen noch deutlicher an den Tag zu legen.

Nachdem die Indianer vollkommen geschlagen, ihre Felder zerstört, und ihre Häuser in Schutt gelegt waren, zog sich Wayne von der Gegend und dem Brittischen Fort zurück; und um die Indianer in Zukunft im Zaum zu halten, errichtete er ein Fort am Zusammenfluß des Auglaize und Miami, in der Mitte des Indianer-Landes, dem er den Namen, "Defiance" beilegte. Da dieses mit Fort Waschington durch verschiedene Verschanzungen verbunden war, konnte er nicht fehlen, den Feind im Zaum zu halten, der auch in kurzer Zeit ernstlich und einstimmig um Friede bat.

Zu keiner gelegenern Zeit hätte ein Sieg erhalten werden können, als dieser Sieg durch Wayne. Die verschiedenen Indianer-Stämme, durch die ganzen Vereinigten Staaten, wurden durch die wiederholten Unglücke unserer Armee im Nordwesten, stolz und anmaßend in ihrem Verkehr mit den Weißen. Die Creeks und Cherokeesen im Süden, hatten schon zu den Waffen gegriffen, während die Oneidas, Tuscarawas, und andere, im Norden sich gleichfalls dazu vorbereiteten. Aber der Stoß des Sieges an den "Rapids," wurde bei Allen gespürt. Die Südlichen baten bald um Frieden—die Oneidas, ihrer bösen Gesinnungen sowohl wie der schrecklichen Folgen bewußt, wurden auf einmal kriechend freundlich, und in einigen Monaten genossen alle Grenzer, Ruhe und Frieden. Wayne berichtete 33 Getödtete, und 100 Verwundete. Den Verlust der Indianer konnte man nicht erfahren, aber man glaubte, daß er den der Amerikaner weit übersteige. Dies ist jedoch zweifelhaft, weil sie sich sogleich zurückzogen, und auch nicht so ausgesetzt waren, wie wirklich die Amerikaner.

Ein Umstand während dieser Flucht ist bemerkenswerth. Drei Indianer wurden von den Reitern auf der Einen, und von dem Fußvolk auf der anderen Seite so stark verfolgt, daß sie sich in den Strom stürzten, um das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Ein davongelaufener Neger, der sich an die Amerikanische Armee angeschlossen hatte, war auf jener Uferseite in dem Gebüsch versteckt, und als er die Indianer herbeikommen sahe, und bange war, er sei vor ihnen nicht sicher, faßte er allen Muth zusammen, um seine Büchse auf den Vordersten anzulegen, als er am Schwimmen war, und schoß ihn durch den Kopf. Die zwei andern Indianer hielten sogleich ein, und versuchten den todten Indianer zum Ufer zu ziehen. Während der Zeit lud der Neger wieder, und schoß den Zweiten auf der Stelle todt. Der Ueberlebende faßte nun beide Leichname, um sie ans Ufer zu bringen — ein rührender Beweis menschlicher Treuherzigkeit. Der Neger, welcher Zeit hatte zum Zweitenmal zu laden, feuerte auf den noch lebenden Indianer, der sich mit den Leichnamen beschäftigte, und versetzte ihm eine tödtliche Wunde. Nun ging er auf sie

zu, und nach den ähnlichen Gesichtszügen sowohl als der treuen Freundschaft, die sie bewiesen, zu urtheilen, schloß man, daß sie Brüder gewesen seien. Nachdem er sie scalpirt hatte, ließ er ihre Leichname den Strom hinunter treiben.

Vom Frieden in 1794, bis zur Erneuerung des Kriegs im Nordwesten, unter Tecumseh und dem Propheten, trug sich nichts zu, das bemerkt zu werden verdient. Der Krieg war über, und selbst die Individuellen und Privat-Angriffe waren sehr selten. Die Gegenden, wo solche heiße Gefechte vorfielen, wurden mit einer der Welt bisher unbekannten Schnelligkeit bewohnt. Die Wälder nahmen bald ab, und das Wildprett wich ihnen. Viele Dörfer entstanden täglich, als durch Zauberkunst hervorgerufen, wo in diesen früher furchtbaren Wäldern, ein Kenton, Crawford, Slover, Johnston, und manche andere Vorläufer, so viel Ungemach ertragen mußten; und die zahlreichen und grimmigen Indianer schmolzen allmählig bis auf einige wenige schmuzige Wanderer zusammen, welche sich auf den Stellen ihres früheren Glanzes als unruhige Geister herumtrieben, oder mit Unwillen vor den Thüren der Ansiedler abgewiesen wurden, wo sie beständig für Speise und Rum baten. Solche Wanderer wurden oftmals von nichtswürdigen Weißen ermordet, welche, wie die Herumstreicher von Alters, behaupteten, daß "kein Friede jenseits den Grenzen wäre;" und weil solche Verbrechen nur selten bestraft wurden, so kamen die Indianer nach und nach zu dem Resultat, daß sie entweder aus dem Gebiet der Weißen fort, oder einen Versuch machen mußten, um das sinkende Glück ihres Geschlechts wieder zu erlangen. T e c u m s e h war das große Werkzeug, der diesen beinahe ersterbenen Sinn auf das Neue belebte; und das ist gewiß, sein Genie und seine Beharrlichkeit waren eines besseren Schicksals würdig. Da aber diese Begebenheiten nicht mit dem Zweck dieses Buches übereinstimmen, so müssen wir den Leser, welcher wünscht sich über diese zu unterrichten, auf die Geschichten der damaligen Zeit, welche diese Begebenheiten beschreiben, hinweisen.



Anhang.

In einigen der vorstehenden Geschichten, hatten wir Gelegenheit, verschiedene Personen und Umstände namhaft zu machen, welche, um den Faden und Zusammenhang des Ganzen zu erhalten, damals nur in der Kürze berührt wurden, in der Absicht, uns etwas weiter hier, als an seinem rechten Ort, damit zu befassen. Wir beziehen uns auf den wohlbekannten Krieg an der Kenhawa, wohl bekannt als "Dunmores Feldzug"—in welchem die Namen eines Logan, Lewis, Girty, Cornstalk, u. a. m., eine ausgezeichnete Rolle spielten. Verschiedene Ursachen für diesen Krieg werden angegeben. Einige haben es der Ermordung der Familie Logans zugeschrieben; andere, der gleich schrecklichen Ermordung des kühnen Adlers, (Bald Eagle) eines berühmten Delawaren Chefs. Vielleicht haben Beide zu einem Ausbruch beigetragen, welcher jedoch, ohne irgend eine der angegebenen Ursachen, seinen Fortgang gehabt haben würde. Die Ursache dieses, so wie jedes anderen Indianerkriegs ist wohl in der Eifersucht und Unbehaglichkeit zu suchen, mit welchen die Indianer den schnellen Anwuchs der weißen Ansiedelungen zusehen mußten. Nach dem Frieden, 1763, wurde ein großer Strich Land im Westen, solchen Offizieren und Soldaten als Belohnung angewiesen, welche während der Dauer des Krieges gedient hatten. Demzufolge, sahe man gleich nach dem Frieden eine große Anzahl Auswanderer im Westen, mit dem gewöhnlichen Schwarm von Landmessern, Speculanten, u. dgl., begleitet. Die Bewohner der Grenzen wurden folglich mit den Indianern gemischt. Sie besuchten, und erhielten Besuche, und begegneten einander öfters auf ihren Jagdgesellschaften. Zwar bestand Friede zwischen beiden Nationen; aber der alte Groll, der von beiden Seiten durch Beleidigungen entstanden war, war noch nicht aus dem Busen einzelner Personen ausgerottet. Freundschaftsbezeugungen folgten bald Mordthaten—und diese leiteten zur Wiedervergeltung—Gegenvorstellung—Versprechungen von Abhelfung, und diese wieder zu frischen Mordthaten.

Die Ermordung "Bald Eagles," eines alten Delaware Chefs, war jener kriegerischen Nation besonders kränkend. Er sprach sehr gut Englisch, und da er ein großer Freund des Tabaks und süßer Leckerbissen, so wie des Rums war, was ihm in vollem Maas in den

Ansiedelungen gegeben wurde, so besuchte er sehr oft das an der Mündung des Kenhawa errichtete Fort, wo er selbst mit den Kindern ganz vertraut war. Gewöhnlich fuhr er in einem Kanoe allein den Strom hinauf, und wegen seinen öfteren und unschuldigen Besuchen, erregte seine Gegenwart nicht die geringste Furcht. Einmal begegnete ihm Abends ein Weißer, der viel von den Indianern erlitten hatte. Der alte Chef war allein auf dem Strom, auf seinem friedlichen Heimweg von seinem gewöhnlichen Besuch. Es folgte eine Unterredung, welche sich in Streit endete, und der alte Greis wurde auf der Stelle getödtet. Nachdem der Mörder ihn scalpirt hatte, richtete er den Leichnam in sitzender Stellung in den Vordertheil des Kanoes, steckte ihm die Pfeife wieder in den Mund, stieß den Kanoe ab, und ließ ihn den Strom hinab gleiten. Viele Ansiedler sahen ihn bei seiner Hinabfahrt, aber die aufrechte Stellung des alten Mannes, verleitete sie zu glauben, daß er bloß von einem Besuch von den Weißen zurück kehre. Allein die Wahrheit kam bald ans Licht, und erbitterte den ganzen Stamm der Indianer bis zum höchsten Grad. Rache wurde für diese Greuelthat geschworen, und strenge gefordert.

Endlich wurden die Feindseligkeiten an diesen fernen Grenzen so ernsthaft, daß die Regierung ihre Aufmerksamkeit darauf richten mußte. Einer der verwegendsten dieser Streifzüge wurde von Logan persönlich angeführt. Indem er vermuthete, daß die Einwohner im Innern sich von der Indianern sicher glaubten, und sich daher nicht so vorgesehen haben würden, wie die Grenzer gethan hatten, nahm er eine kleine aber ausgesuchte Gesellschaft mit sich, um in die stark bewohnten Gegenden an den obern Gewässern des Monongabela zu dringen, und seine Rache an den friedlichen Einwohnern auszuüben. Der Marsch wurde mit der den Indianischen Kriegern gewöhnlichen Heimlichkeit betrieben, und zwar mit großem Erfolg. Viele Scalps und Gefangene wurden genommen, und durch das schlaue Verfahren ihres Anführers, vermochten sie mit denselben in Sicherheit, und ohne einmal eingeholt zu werden, nach ihren Dörfern zurückzukehren. Ein Umstand der sich, unter andern, bei dieser Gelegenheit zutrug, und der den Charakter Logans in etwas beleuchtet, mag hier angeführt werden. Während er mit seinen Nachfolgern um eine dichtbewohnte Gegend herumstrich, kam er plötzlich an ein kleines vor kurzem urbar gemachtes Feld, wo drei Männer am Flachs Ausrupfen beschäftigt waren. Er ließ den größten Theil seiner Leute wo sie waren, und mit zweien derselben, kroch er bis auf Schußweite hinzu, und feuerte auf sie. Ein Mann fiel todt nieder, die zwei Uebrigen suchten zu fliehen. Der Aelteste derselben, (Hellew,) wurde bald eingeholt, und gefangen genommen, während Logan selbst seine Büchse hinwarf, und dem jüngsten, (Robinson,) nachfolgte. Für einige hundert Schritte blieb der Wettlauf zweideutig; allein zum Unglück sah Robinson zurück, um nach seinem Verfolger zu sehen, und lief so hastig gegen einen Baum, daß er für einige Minuten sinnlos da lag. Als er wieder zu sich selbst kam, fand er sich auf seinem Rücken, und gebunden, mit Logan an

seiner Seite sitzen, der mit ruhigem Ernst auf die Zurückkunft seines Bewußtseins zu warten schien. Nun mußte er mit ihnen nach anderen Theilen der Ansiedelungen auf ähnliche Angriffe, und einige Tage nachher machten sie sich schnellen Marsches nach ihren Dörfern in Ohio. Während dem Marsch, blieb Logan still und melancholisch; vielleicht dachte er über die gänzliche Zerstörung seiner Familie nach. Die Gefangenen wurden jedoch gütig behandelt, bis sie nach einem Indianerdorf an dem Muskingum kamen. Als sie noch eine Meile vom Dorf waren, wurde Logan heiterer, und stieß das "Scalp Halloh" etliche Mal, und in den furchtbarsten Tönen, aus. Die niefehlende Scene der Beleidigung und Peinigung fing jetzt an. Ganze Schaaren kamen ihnen entgegen, und man bildete eine Reihe um Spießruthen zu laufen. Logan nahm keinen Antheil an dieser Gräuelthat—aber er suchte sie auch nicht zu verhindern. Er gab jedoch dem Robinson (den er als seinen Gefangenen ansah,) einige Regeln an, wodurch er am schnellsten und ohne Beschädigung nach dem Rathhaus kommen könne, und schien sehr um ihn besorgt zu sein, während der arme Hellew unwissend gelassen wurde, und sich so gut er konnte, hindurchwinden mußte. Unter der Leitung Logans entkam Robinson mit einigen Hieben aber Hellew, der nicht wußte wohin zu laufen, wurde fürchterlich zugerichtet, und wahrscheinlich getödtet sein würde, hätte nicht Robinson mit eigener Lebensgefahr ihn bei der Hand ergriffen und ins Rathhaus gezogen.

Am folgenden Morgen wurde Rath gehalten, was mit ihnen geschehen solle, in welchem sich Logan mehr als alle anderen hervorthat. Hellews Schicksal kam zuerst zur Sprache, und wurde bald und einstimmig beschlossen, daß er angenommen werden solle. Mit Robinson war es schwerer zu entscheiden. Eine Mehrheit vom Rath (theils durch Rache angetrieben wenigstens e i n e n zu tödten; theils aber auch vielleicht aus Neid gegen den hervorragenden Charakter Logans) wollten ihn durchaus getödtet haben. Logan sprach mehr als eine Stunde, und wenn man Robinson glauben darf, mit einem Eifer, einer Würde und Reichhaltigkeit, die dem großen Henry Ehre gemacht haben würde. Er schien keinen Mangel an Worten oder Gedanken zu haben; seine Stimme war tief und musikreich, und wurde von der Versammlung mit Todesstille angehört. Aber alles umsonst. Robinson wurde verurtheilt, und eine Stunde nachher, an den Pfahl gebunden. Logan stand mit verschränkten Armen etwas von dem Volkshaufen zurück, und blickte mit Unwillen auf die Scene hin. Als eben das Feuer angezündet werden sollte, schritt er in den Kreis hinein—schob diejenigen die im Weg standen auf die Seite—ging stracks zum Pfahl hin—schnitt die Stricke mit seinem Tomahawk durch—nahm den Gefangenen bei der Hand, und führte ihn mit einer entschlossenen Miene in seine eigene Hütte. Diese That war so unerwartet, und das Benehmen des Häuptlings so entschlossen, daß er an die Thüre seiner Hütte kam, ehe sich Jemand unterstand, ihm Einhalt zu thun. Es wurde große Unzufriedenheit an den Tag gelegt, und drohende Zeichen eines Aufruhrs zeigten sich; allein seine Authorität war so tief gewurzelt, daß in einigen Stun-

den alles stille war, und Robinson ohne Anstand in eine Indianerfamilie aufgenommen wurde. Er blieb bei Logan, bis zum Friedensschluß in Fort Pitt, welcher im Herbst des folgenden Jahres geschlossen wurde, wo er dann nach Virginien zurück kehrte. Er hatte immer die größte Hochachtung für Logan, und erklärte oft, daß wenn er im Sprechen begriffen, seine Gesichtszüge mehr Nachdruck, Veränderung und Eindruckmachendes als er je gesehen, an den Tag gelegt hätten. Und wenn man erwägt, daß er öfters einen Lee und Henry (zwei berühmte Redner) in ihrem höchsten Glanz gehört hatte, so muß man es als ein nicht geringes Compliment ansehen.

Dieses nebst vielen anderen Plünderungszügen, meistens aus kleinen Partheien bestehend, leitete den Gouvernör von Virginien, (Dunmore) dazu, eine starke Macht zu berufen, und den Krieg in ihr eigenes Gebiet zu führen. Der Plan desselben war bald gemacht. Drei volle Regimente sollten auf der westlichen Seite der Blauen Gebirge zusammen gebracht werden, unter dem Befehl des Gen. Andreas Lewis; und eine ähnliche Anzahl, im Innern, wurde in eigener Person von Dunmore befehligt. Beide sollten an der Mündung des großen Kenhawa zusammen kommen, und unter Dunmore sich nach den in Ohio gelegenen Indianerdörfern begeben.

Am 1sten September, 1774, sammelte sich ein Theil von General Lewis Abtheilung, aus zwei Regimentern, unter Befehl von Charles Lewis, dessen Bruder, und Col. William Fleming, von Botetourt, bestehend, zu Camp Union, (jetzt Lewisburg, Virginien,) wo sie sich mit einem unabhängigen Regiment von Freiwilligen der Grenze vereinigten, befehligt von Col. Johann Fields, einem sehr berühmten Offizier, der unter Braddock gedient hatte. Hier blieben sie, und warteten auf die Ankunft des Col. Christian, welcher beschäftigt war, ein anderes Regiment aufzubringen. Durch das Zusammentreffen mit Fields, belief sich Lewis Macht auf etwa elf hundert Mann, wohl geübt und mit den besten Grenz-Offizieren versehen. General Lewis, sowohl wie dessen Bruder, waren bei Braddocks Niederlage zugegen, und beide Unteroffiziere in zwei Compagnien Virginischer Schützenmänner, welche den Vortrab der Englischen Armee ausmachte, gewesen.

Wir wollen hier einige Umstände jenes traurigen Vorfalls berühren, welche in keiner andern Geschichte zu finden sind. Braddocks Schlachtfeld war ein kleines Stück Uferland, nicht mehr denn zwei Acker groß, östlich an den Monongahela und westlich an eine steile, hohe Kluft gränzend, welche nebst dem Strom das Ganze umgab. Nahe in der Mitte dieser Kluft läuft ein tiefer Graben hindurch, dessen Seiten beinahe senkrecht in die Höhe gehen, und damals mit Bäumen, hohem Gras und vielem Gebüsch bewachsen waren. An dieser Kluft hatte sich die Indianer Armee versteckt, und lauschte auf die Ankunft ihrer Gegner. Für die Englischen war kein anderer Zugang, als durch besagten Graben, welcher sich gerade vor der Fuhrt befand. Die zwei Compagnien Rängers gingen vor den Truppen über den Strom, und ohne etwas zu befürchten, so-

gleich in besagten Graben. Braddock folgte in dichten Reihen nach, und die getreue Armee war bald auf dem beschriebenen Boden, mit dem Strom zur Seite—die Kluft vor sich, wo der Graben der einzige Weg war nach dem Französischen Fort zu kommen. Auf einmal geschah ein heftiges Feuern von der Kluft herab, und da die kleine Wiese mit Englischen bedeckt war, hatte es die furchtbarste Wirkung. Mittlerweile waren die bereits benannten zwei Compagnien schon etwa 100 Schritt vorangerückt und in der Mitte des Graben. Als sie das Schießen hinter sich hörten, wollten sie der Armee zu Hülfe kommen, aber ein ausgesuchtes Indianercorps stürzte von der Kluft herab und verhinderte sie zurückzugehen. Nun entstand ein schrecklicher Kampf. Die Indianer konnten unmöglich weichen, weil beide Ufer zu steil waren, um in jener Richtung entfliehen zu können, und wollten sie sich durch die Mündung des Grabens in die Wiese zurückziehen, so würden sie mitten unter die Englischen gekommen sein. Anderntheils wollten die Virginier schlechterdings sich mit ihren Kameraden vereinigen, welches sie aber nicht, ohne vorher die Indianer aus dem Wege zu räumen, thun konnten. Und also wurde der Graben der Schauplatz eines besonderen Gefechts, und zwar weit schrecklicher als das in der Wiese oder droben auf den Felsen. In diesen zwei Compagnien waren Viele, deren Namen nachher im Indianischen sowohl als Brittischen Krieg sehr berühmt waren. Hier war General Lewis und seine 5 Brüder; Col. Matthew, welcher nachher so berühmt bei Germantown ward, nebst seinen 4 Brüdern; Col. John Fields, nachher bei Point Pleasant getödtet; Col. Grant, von Kentucky, John M'Dowel und einige Andere, nachher in Virginien und Kentucky wohlbekannt. Der Druck war zu groß, um die Büchsen zu handhaben. Messer und Tomahawks waren ihre einzige Waffen, und, der Anzahl nach, war das Gemetzel beiderseits ausserordentlich groß. Die Hälfte der Virginier blieben todt im Graben, und die Mehrzahl der übrigen wurden schwer verwundet. Die Indianer litten nicht weniger, und wurden endlich so wenig, daß die Virginier im Stande waren, hindurch zu ihren Kameraden zu kommen. Hier war alles Schrecken und Tod. Braddock, der wegen der Lage des Orts keinen wirksamen Angriff machen konnte, und zu ehrgeizig war, um vor einem Feind, den er der Achtung nicht werth hielt, sich zurückzuziehen, war sehr thätig und so kaltblütig, als wenn er auf der Parade wäre, um seine Truppen in einem Feuer, welches ihnen allen den Tod drohte, aufzustellen. Der Ausgang ist allen wohlbekannt.

Sobald Braddock fiel, wichen die Truppen, gingen wieder über das Wasser und schloßen sich an den Hintertheil der Armee an, nach einer Niederlage, die damals in dem Indianerkrieg seines Gleichen nicht hatte. Gen. Lewis diente nachher als Major in Waschingtons Regiment, und war von jenem ausgezeichneten Befehlshaber sehr hoch geachtet. Er begleitete Grant bei seinem unglücklichen Handstreich, und wurde bei seinem tapfern Versuch das verscherzte Glück des Tages zurückzubringen, verwundet und von den Franzosen zum Gefangeuen gemacht. Als er und Grant im Fort Du

Quesne auf ihr Ehrenwort gefangen waren, geriethen sie in Streit, worüber die Franzosen sich nicht wenig belustigten. Grant hatte ihn zu seinem Sündenbock in seinen Amtsberichten gemacht, und das ganze Fehlschlagen des Zugs ihm aufgebürdet. Diese Berichte fielen in die Hände einiger Indianer, welche sie dem französischen Befehlshaber brachten. Capt. Lewis war gerade zugegen als dieselben geöffnet und der Inhalt wurde ihm ohne Weiteres mitgetheilt. Ohne ein Wort zu sagen, ging er sogleich um Grant aufzusuchen. Er hielt ihm seine Unwahrheiten vor, legte die Hand an den Degen und befahl seinem ehemaligen Befehlshaber zu ziehen und sich auf der Stelle zu vertheidigen. Grant schlug es höhnisch ab, worauf Lewis übler Laune wurde, ihn einen Lügner und feige Memme schalt, und ihm, in Gegenwart zweier französischen Offiziere in das Gesicht spie! General Lewis war stark sechs Fuß hoch, und hatte einen starken, ansehnlichen Körperbau. Seine Miene war ernst und männlich — und drückte jene Furchtlosigkeit und Geistesstärke, wofür er so berühmt war, deutlich aus. Sein Benehmen war einfach, kalt und unbiegsam, und sein Gespräch einsylbig, kräftig und betraf nur das Nothwendigste. Bei dem allgemeinen Friedensschluß mit den Indianerstämmen 1763, war Gen. Lewis zugegen, und sein schönes, kriegerisches Ansehen erregte große Aufmerksamkeit, und erfüllte die mehr friedlichen unter den Deputirten mit Ehrfurcht. Der Gouvernör von Neu York erklärte, daß er "wie der Genius des Waldes aussehe und schiene, als ob die Erde unter seinen Tritten erbebe."

So wie wir ihn jetzt beschrieben haben, wurde er jetzt an die Spitze von tausend Mann gestellt, mit dem Befehl sich mit Dunmore an Point Pleasant zu vereinigen. Nachdem er einige Tage in Lewisburg auf Col. Christian gewartet, ohne von ihm zu hören, beschloß er ohne Weiteres voranzurücken. Am 11ten September verließ er Lewisburg, und erreichte den bestimmten Sammelplatz, ohne daß sich etwas von Bedeutung zugetragen hatte. Dunmore war noch nicht da, und Lewis wartete einige Tage sehnlich auf ihn. Endlich berichtete ihn der Gouvernör, daß er seinen Plan verändert, und beschlossen habe, geradeaus nach den Scioto Dörfern zu marschiren, und befahl Lewis über den Strom zu gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Obschon die schnelle Veränderung eines Planes, welcher bedachtsam überlegt worden, ihm etwas unangenehm war, befliß er sich dennoch zu gehorchen, und hatte schon Befehle gegeben um Boote und Flöße zu errichten, um auf denselben über den Ohio zu gehen, als am Morgen des 10ten Octobers zwei seiner Jäger in das Lager kamen, und die Nachricht brachten, daß eine große Anzahl Indianer (groß genug um 4 Acker zu decken) nahe bei der Hand wären. Hierauf wies der General seinen Bruder Col. Charles Lewis an, (doch vorher mußte er sein Pfeifchen anzünden!) sogleich mit seinem eigenen Regiment und dem des Col. Fleming, die Stellung des Feindes zu untersuchen, während er selbst den übrigen Theil der Armee bereit hielt, um jenen zu unterstützen. Col. Charles Lewis ging sogleich den Befehl in Ausführung zu bringen, und in einer meilen-

weiten Entfernung, sah er den Feind schnell daher kommen, in der Hoffnung, das Virginische Lager zu überraschen. Es war so eben Sonnenaufgang als der Kampf begann, und in einigen Minuten wurde derselbe sowohl blutig als hitzig. Col. Charles Lewis, der in voller Uniform und dem Feuer sehr blosgestellt war, wurde gleich im Anfang tödtlich verwundet, sowie auch Col. Fleming der zweite im Befehl. Die Truppen wurden, weil sie großes Zutrauen in Col. Lewis setzten, sehr muthlos, und da sie vom Feind hart gedrängt waren, wichen sie endlich, und suchten das Lager zu erreichen. In dieser krittischen Lage, befahl Gen. Lewis dem Regiment des Col. Fields vorzurücken, welches durch seinen tapfern Andrang das Glück des Tages wieder herbeibrachte. Die Indianer mußten jetzt weichen, und flohen nach einem Ort, wo sie ein rauhes Bollwerk von Blöcken errichtet hatten.

Das Treffen hatte in der spitzigen Ecke, welche durch den Zusammenfluß des Ohio und Kenhawa gebildet wurde, Statt gefunden. Das Bollwerk der Indianer erstreckte sich von einem Strom zum andern, so daß es die Virginier in der Spitze einschloß. Hier boten sie alle Kräfte auf, und schienen entschlossen zu sein, sich der Virginischen Macht zu widersetzen, es koste auch was es wolle. Logan, Cornstalk, Elenipsica, Red Eagle und manche andere berühmte Chefs waren da, und man hörte sie öfters ihre Krieger aufmuntern. Besonders zeichnete sich aber Cornstalk, der Oberhäuptling der Schawaneesen, aus. So wie die wiederholten Angriffe der Weißen hitziger wurden, um das Bollwerk zu nehmen, fingen die Reihen der Indianer zu schwanken an, und einige sah man weichen. Sogleich war Cornstalk an der Stelle, und mit lauter Stimme, die das Gewühl der Schlacht übertönte, hörte man ihn ausrufen: "Seid stark! Seid stark!" Er hieb mit seinem Beil einen seiner Krieger nieder, und höhnend beschämte er die übrigen, so daß er die Schlacht wieder neu belebte, welche bis 4 Uhr des Nachmittags ununterbrochen fortdauerte. Die Virginier fochten tapfer, und in ihren wiederholten Angriffen auf das Bollwerk mußten sie schwer büßen, und konnten doch nichts ausrichten. Gegen Abend schickten die Indianer einen Theil ihres Heeres über den Strom, um die Virginier, im Fall sie die Schlacht verlieren würden, am Entfliehen zu verhindern.

Endlich als General Lewis über seinen Verlust und die Hartnäckigkeit des Feindes verlegen ward, beschloß er die Flanke des Feindes vermittelst dreier Compagnien zu umgehen, und ihn von Hinten anzugreifen. Vermöge eines kleinen Baches, der sich in den Kenhawa, etwas oberhalb seiner Mündung, ergießt, vermochte er mit einer kleinen Schaar, welche von Capitain (nachher Gouvernör) Isaac Shelby befehligt wurde, die hintere Seite des Feindes zu erreichen. Cornstalk befahl sogleich den Rückzug, welcher auch auf eine meisterhafte Weise und mit geringem Verlust gemacht wurde, in welchem die Indianer abwechselnd zurückwichen und wieder vorgingen, und zwar so, daß sie die Weißen beschäftigten, bis es dunkel wurde, wo sie alsdann alle verschwanden. Der Verlust der Virginier war groß, und

belief sich an Getödteten und Verwundeten auf den vierten Theil ihres ganzen Heeres. Der Verlust der Indianer war im Verhältniß nur gering. Diesem Treffen folgte ein Frisdensschluß, bei welchem alle Chefs zugegen waren, Logan allein ausgenommen, der damit nichts zu thun haben wollte. Er wanderte einige Jahre unter den nordwestlichen Stämmen mit rastlosem Geist herum, und wurde endlich ein Spieler und Trunkenbold. Er wurde zuletzt auf einer einsamen Reise, von Detroit nach dem östlichen Theile von Ohio, und zwar, wie geglaubt wird, von seinem eigenen Neffen ermordet.

Es ist wohl merkwürdig, daß die drei ausgezeichneten Chefs, welche am Point commandirten, alle sollten ermordet werden, und daß ihrer zwei dieses Schicksal auf dem nämlichen Orte betraf, wo sie sich bestrebten der Ausdehnung der Ansiedelungen der Weißen Einhalt zu thun. Cornstalk und dessen Sohn, Elenipsico, wurden auf einem friedlichem Besuch nach Point Pleasant, im Sommer 1775, nur etliche Monate nach der obigen Schlacht getödtet. Die damit verbundenen Umstände erzählt Col. Stewart, wie folgt :—

"Ein gewisser Capitain Arbuckel commandirte die Besatzung des Forts, welches im October 1774 nach der zwischen Gen. Lewis und den Indianern zu Point Pleasant gefochtenen Schlacht errichtet worden. Im darauf folgenden Jahr, als der Revolutionskrieg ausgebrochen war, bemühten sich die brittischen Agenten die Indianer gegen die Vereinigten Staaten anzureizen. Die Mehrheit der Schawaneesen waren heftig gegen die Amerikaner erbittert. Jedoch zwei ihrer Chefs, nämlich: Cornstalk und Red Hawk, welche keinen Antheil an diesem Zwist nahmen, gingen zur Besatzung, wo Arbuckel befahl. (Col. Stewart war da als ein Freiwilligen, und war daher Augenzeuge dessen, was er erzählt.) Cornstalk erklärte sich abgeneigt, Antheil am Krieg auf Seiten der Brittischen zu nehmen; sagte aber, daß seine Nation, mit Ausnahme seiner selbsten und seines Stammes, entschlossen wären, gegen uns zu fechten, und er dächte, er und seine Leute müßten auch mit dem Strom schwimmen. Darauf beschloß Arbuckel, die zwei Chefs, und noch einen Schawanesen, der mit ihnen zum Fort gekommen war, als Geisseln zurück behalten, in der Erwartung, dadurch feindselige Ausbrüche von seiten der Nation zu verhindern. Tags zuvor, ehe diese unglücklichen Indianer Opfer der Wuth der Besatzung fielen, kam Elenipsico (Cornstalks Sohn) nach Point Pleasant, um seinen Vater zu besuchen, und am nächsten Tag gingen zwei zu der Besatzung gehörige Männer, Hamilton und Gillmore, über den Kenhawa, um auf die Jagd zu gehen. Als sie von der Jagd zurück kamen, waren einige Indianer, welche die Lage des Forts zu erkunden, gekommen waren, nahe an der Mündung des Kenhawa, im Gras versteckt, und erschossen Gillmore im Vorbeigehen. Col. Stewart und Capt. Arbuckel standen am Ufer jenseits des Stroms, und waren erstaunt, daß eine Büchse so nahe dem Fort abgefeuert wurde, da solches ausdrücklich verboten war. Hamilton lief zum Ufer hinab, und rief aus: Gillmore ist todt. Capt. Hall befehligte die Compagnie zu welcher Gillmore gehört hatte. Seine Leute sprangen in ein Kanoe, um dem

Hamilton zu Hülfe zu kommen. Sie brachten den mit Blut bedeckten und scalpirten Leichnam Gillmore's, über den Strom. Kaum war das Kanoe am Lande, als Hall's Leute ausriefen: "Laßt uns die Indianer im Fort todt machen." Capt. Hall stellte sich vor seine Soldaten hin, und sie erstiegen blaß vor Wuth, und mit geladenen Büchsen in ihren Händen, das Ufer. Umsonst bemühten sich Col. Stewart und Capt. Arbuckel, um die wegen dieser Gräuelthat erbitterten Menschen, von ihrem schrecklichen Vorhaben abzuhalten. Sie spannten ihre Gewehre, und droheten diesen Herrn mit augenblicklichem Tode, wenn sie nicht nachgäben; und stürmten zum Fort hin.

Das Weib des Dolmetschers, welche eine Gefangene unter den Indianern gewesen, und sehr für sie eingenommen war, lief zu ihrer Hütte, und sagte ihnen, daß Hall's Soldaten daher kämen, um ihr Leben zu nehmen, weil man glaubte, die Indianer, welche Gillmore getödtet hätten, wären am vorigen Tag mit dem Sohn des Cornstalk gekommen. Dieses läugnete der junge Mann, und betheuerte, er wisse nichts von ihnen. Als sein Vater sahe, daß Elenipsico in großer Unruhe war, ermuthete er ihn, und rieth ihm, sich nicht zu fürchten. "Wann der große Geist," versetzte er, "dich hieher geschickt hat, um zu sterben, so solltest du sterben wie ein Mann!" Als die Soldaten sich der Thüre näherten, stand Cornstalk auf, um ihnen entgegen zu gehen, und er erhielt 7 oder 8 Kugeln, welche sogleich sein Leben endeten. Sein Sohn wurde auf seinem Sitz, den er inne hatte, todtgeschossen. Red Hawk versuchte den Schornstein zu ersteigen, fiel aber durch den Schuß eines der Leute des Capt. Hall. "Der andere Indianer," sagte Col. Stewart, "wurde schändlich zermetzelt, und es schmerzte mich, daß ich ihn so langsam sterben sehen mußte."



Uebersicht.

Der Große Westen.(*

Manche mögen, und manche Leser werden, ohne Zweifel, einen Vergleich zwischen dem vergangenen und gegenwärtigen Zustand des großen Westen als unbedeutend ansehen; aber ich hoffe, daß ihrer doch noch mehr sind, die gerne mit mir einen Rückblick des Vorhergehenden vorzunehmen, Willens sind. In früheren Mittheilungen, habe ich einen Umriß von der geographischen Naturlage des oberen Theils von dem Ohio Thal zu geben gesucht. Ich gedenke jetzt einige Züge von dessen Geschichte zu liefern. Denjenigen, die zuerst in die westliche Wildniß hineindrangen, bleiben wir eine nie zu bezahlende Schuld schuldig; sind sie aber schon dahin versetzt, wo unsere erkenntliche Stimme des Danks nicht mehr von ihnen gehört werden kann, so können wir dennoch nicht umhin das gegenwärtige Geschlecht zu erinnern, wie viel ihres gegenwärtigen Genusses sie dem Schweiß, dem Leiden und dem Blut ihrer Voreltern oder Vorfahren zu verdanken haben. Es ist eine zu gewöhnliche Meinung gewesen, die auch immer noch fort besteht, daß die ersten Grenzbewohner rauhe, grobe, unwissende und verbrecherische Menschen gewesen seien; während man wohl auf das dreisteste behaupten kann, daß im Gegentheil bei weitem die größte Anzahl so wohlunterrichtet, ordnungsmäßig, und eifrig gewesen sind, das Wohl der Religion, der guten Sitten, und der Gesetze aufrecht zu erhalten, als Diejenigen, welche sie in den mehr ruhigen östlichen Grenzen verlassen hatten. Als Beleg dieser Behauptungen diene dieß, daß das Erste was von diesen Grenzern errichtet wurde, das hölzerne Schulhaus, und dann die Kirche, oder das

---

*) Für das hier folgende ist der Herausgeber dieses Buches einem wohlunterrichteten Schreiber in dem "National Intelligencer" verbunden, in welchem Blatt dieses in Bruchstücken mitgetheilt wurde. Man glaubte es nicht nur an und für sich selbst interessant, sondern auch als Schluß dieses Werkes ganz passend zu sein.

Versammlungshaus war. Rauh ungeschmückt waren ihre eigene Hütten, so waren es auch ihre Schul- und Versammlungshäuser, und so waren es ihre Kleider und ihre Speise; aber bieder und warm ihre Herzen, und für den Fremdling ihre Thüre stets offen. Der Zuwachs der Einwohner, also begonnen, ist zwar eine Merkwürdigkeit von großem Interesse in der politischen Geschichte dieses Landes, jedoch weit wichtiger sind die Fortschritte intellectueller Bildung im Westen. Die Verhandlungen und Debatten in den Hallen unserer Allgemeinen Regierung geben sattsame Beweise des Gesagten. Im Verfolg, scheint es sich auch zu bestätigen, daß die ersten Ansiedler irgendwo folgende Schlußfolge gelesen und angenommen hatten, welche im Jahr 1525, von Philipp Melanchton, abgefaßt, und bei Eröffnung einer Lehranstalt in Nürnberg, vorgetragen wurde:—

"In der gehörigen Grundverfassung eines Staates sollten daher vor allem andern, Lehrschulen als nothwendig erachtet werden, in welchen das herannahende Geschlecht, als die Stützen einer künftigen Nation, unterrichtet werden sollten; denn es ist ein verkehrter Gedanke zu erwarten, daß etwas gründlich Gutes ohne Unterricht erlangt werden könne; eben so wenig kann Jemand fähig sein, einen Staat zu regieren, ohne jene Grundsätze einer guten Regierung zu kennen, welche man durch Unterricht erlangen kann."

Indem ich einigen unserer großen Herren des jetzigen Zeitalters, vorstehende Worte, eines der ausgezeichnetsten Männer, zur Beherzigung anempfehle, fahre ich fort, einige Umrisse von der Geschichte des "Großen Westen" zu geben. Da ich selbst an den Indianischen Grenzen erzogen, und von der Kindheit an, Augenzeuge von dem Zuwachs der Weißen, und Abnehmen der Indianer gewesen bin; und da ich jetzt am Abend meines Lebens bin, wo diejenigen, an deren Ruhm und Schicksal, ich in meiner Jugend am meisten Antheil fand, größtentheils zu ihrer Ruhe gegangen sind; so hoffe ich, mich frei aussprechen zu dürfen.

Schon in meiner Jugend, und ehe ich noch den entferntesten Gedanken hegte, über diesen Gegenstand zu schreiben, schien es mir oft, daß man in einen großem Irrthum hinsichtlich der Anzahl der Indianer sei—nicht nur in Beziehung auf das Ohio Thal, sondern überhaupt auf die nördlichen Gegenden Amerikas, nämlich: daß man die Anzahl viel zu hoch anschlage.

"'Wo sind dann die Indianer alle hingekommen?" ist eine Frage die von allen Seiten her gemacht wird; und man kann, wenn nicht völlig, dennoch im Allgemeinen die Frage beantworten mit: "Daß ihre Anzahl bei weitem nicht so groß gewesen sei, als geglaubt wurde." Man mag vielleicht denken, daß dieses eine kühne Behauptung sei; und hätte man nicht hinlängliche Beweise für dieselbe, so könnte mit Recht also geurtheilt werden. Wir wollen diese Beweise jetzt aufsuchen.

Die Engländer siedelten natürlicheweise sich zuerst, an oder nahe an den Seeküsten, an. Die erste dauerhafte Ansiedelung jenes Volks wurde 1607, in Ost Virginien gemacht; und von da an bis 1650,

hatten sie den unteren Theil von Virginien und Maryland angebaut, und die östlichen und südlichen Theile von Massachusetts, Rhode Island, und Connecticut. Die Holländer hatten eine Ansiedelung an dem Hudson Strom; die Schweden eine an der Delaware; und die Franzosen hatten Canada angebaut, und wohnten längs dem St. Lawrence Strom sehr dünne. Funfzig Jahre später, hatten die Franzosen eine kleine Ansiedelung nahe der Mündung des Mississippi angelegt. Aber nach Verlauf von andern funfzig Jahren, (1750,) welche Beschaffenheit hatten nicht alsdann die ungeheuern Landstriche, aus welchen der Mississippi Strom entsteht?—Der Schreiber des Grenzer Krieges, antwortet also:—

"So wie die Ansiedelung sich von den Seeküsten weiter einwärts ausdehnten, wichen die Massawonies allmählig zurück; und als die Weißen die Blauen Berge erreichten, war das Thal zwischen demselben und dem Allegheny gänzlich unbewohnt. Die anmuthige Gegend war damals bloß zum Jagen gebraucht, und als eine Heerstraße für streitende Partheien verschiedener Indianerstämme, in ihren kriegerischen Angriffen gegen einander. Wegen den beinahe beständigen Feindseligkeiten zwischen den nördlichen und südlichen Indianern, wurden diese Angriffe häufig, und hatte die Folge die Ansiedelung des Thals zu verzögern, und eine Wohnung daselbst gefährlich und unangenehm zu machen. Zwischen den Allegheny Gebirgen und dem Ohio Strom, (wo jetzt Virginien einnimmt) waren einige kleine zerstreute Dörfer von nur wenigen Indianern bewohnt. So wie die Weißen zunahmen, wichen sie nordwestlich von dem Strom. Einige blieben jedoch, nachdem Ansiedelungen in jener Nachbarschaft gemacht wurden.

"Nördlich der jetzigen Grenzen Virginien, besonders in der Nähe wo der Allegheny und Monongabela zusammen fließen, (wo jetzt Pittsburg steht) und der Umgegend, waren die Indianer zahlreicher, und ihre Dörfer größer. Als Georg Waschington, 1753, die französischen Posten am Ohio besuchte, war der Ort, den die Ohio Gesellschaft für die Errichtung eines Forts ausgesucht hatte, von Shingess, dem König der Delawaren; und andere benachbarte Orte von den Mingoes und Shawaneesen bewohnt. Als die Franzosen genöthigt waren, ihre Stellung, die sie an der Gabel des Ohio eingenommen hatten, zu verlassen, zogen die meisten Stämme jener Gegend weiter nach Westen; so daß, als die Waldungen im nordwestlichen Virginien (so wie auch im nordwestlichen und westlichen Pennsylvanien) bewohnt wurden, die meisten Indianer schon jene Gegenden verlassen hatten; und mit Ausnahme einiger streifenden Jäger und Krieger, die ihre Rache kühlen wollten, waren kaum andere Innhaber der Waldung zu finden, als Thiere."

Folgender Tabellen-Entwurf wurde aus den besten Quellen geschöpft, und in so fern er richtig ist, zeigt er den Zustand der Indianerstämme westlich von dem Hauptrücken des Allegheny Gebirges, im Ohio Thal, und den benachbarten Gegenden, etwa ums Jahr 1775:—

Munsees, Senecas, Cayugas, und Saponies, wohnhaft an den Allegheny und Susquehanna Strömen, und in der Gegend des See's Ontario	1,380
Delawaren, wohnhaft am Big Beaver, Cuyahoga und Muskingum	600
Shawaneesen, wohnhaft am Muskingum und Scioto	300
Chippawas, nahe bei Michilimackinac . .	400
Cahunewagoes, am Sandusky Fluß .	300
Wyandotten, am Maumee Fluß . . .	250
Twightwees, ebenfalls am Maumee Fluß .	250
Miamies, am Miami Fluß	300
Ottawas, auf der Halbinsel Michigan, gegen Detroit	550
Ottawas, auf der Halbinsel Michigan gegen Michilimackinac	250
Chickasaws, im westlichen Theil des Landes, was jetzt Tennessee, und im nördlichen, was jetzt Mississippi ist, ...	750
Cherokeesen, im westlichen Theil von Nord Carolina, und den angrenzenden Gegenden, . . .	2,500
Zerstreute Stämme, ...	2,170
Zusammen, ...	10,000

Liest man die Geschichte der westlichen Indianerkriege, die dem Revolutionskrieg folgten, ohne das Verhältniß ihrer Anzahl zu untersuchen, und sieht dann eine solche Darstellung, wie die Obige, so kann man nicht anders als erstaunen, oder gar ungläublich werden, und doch kann man es nach genauer Untersuchung als Thatsache annehmen, daß wenn man zu Obigem alle Stämme der Creeks, Choctows, und aller anderen von den Canadischen Landseen bis zum Merikanischen Meerbusen mitgerechnet, und westlich in gerader Linie von St. Louis, so waren 1755, in diesen ausgebreiteten Regionen keine dreißig tausend Indianer vorhanden! Dieser bezeichnete Landstrich begreift eine Fläche von mehr denn 450,000 Quadrat Meilen in sich, oder mehr als 15 Quadrat Meilen zu einem Indianer. Die Oberfläche übersteigt die gesammte Fläche von Portugal, Spanien und Frankreich, und in diesen Ländern wohnen jetzt etwa Fünfzig Millionen Menschen.

Nie hat sich wohl in menschlichen Angelegenheiten ein Fall zugetragen, wo sich jene tiefe metaphysische Wahrheit: "Worte sind Dinge," sattsamer bewiesen hat, als in der Geschichte der Indianer in den Landstrichen des Ohio und Mississippi. Der großklingende Titel, Nation, wurde gebraucht, und nun stellte man sich bei diesem Titel eine wirkliche Nation vor, da doch damit nichts mehr als Stämme, ja sogar oft ganz geringe Stämme bezeichnet wurden.

Seit der ersten Landung der Englischen an Jamestown, bis zum Friedensschluß zu Greenville, (möchte man nicht sagen bis zum Jahr 1839?) war längs den Grenzen kein einziges Jahr völlig Frieden. Die Indianer haben ihren Untergang vorher gesehen; haben sich zusammengekettet, um die Weißen entweder zu vertreiben oder zu zerstören, und dennoch waren sie noch nie im Stande an einem Ort eine 2000 Mann starke Armee aufbringen zu können. Und warum? Einzig und allein, weil ein solches Heer alle ihre Mannschaft war, die sie in einem Landstrich so groß wie Pennsylvanien, Maryland, Virginien und Ohio, zusammengenommen, hatten aufbringen können.

So wie die Weißen sich näherten, die Waldungen wegräumten, und das Licht des Tages auf die Erde dringen ließen, verschwanden die Indianer, so wie der Nebel vor der aufgehenden Sonne verschwindet. Um die vorhergehenden Bemerkungen noch deutlicher zu machen, so laßt uns eine Landkarte der Vereinigten Staaten vor uns legen, und eine Linie von der Stadt Albany nach Linchburg, in Virginien ziehen. Alsdann laßt uns annehmen, daß die nämliche Linie in beiden Richtungen fortgesetzt werde, so ist das eine Ende am Merikanischen Meerbusen, etwas westlich von der Mündung des Appalachicola Stroms, und das Andere, nachdem es durch den südlichen Theil von Vermont, und dem Nördlichen von Neu Hampschire, verläßt es die Vereinigten Staaten, am oberen Theile von Maine. Wenn wir auf der angenommenen Linie, Martinsville, Henry Caunty, Virginien, als einen Ansatzpunkt nehmen, und Nordostwärts gehen, so würden wir alle starkbewohnten Ansiedelungen der damaligen (1755) Englisch-Nordamerkanischen Ansiedelungen zur Rechten, oder gegen das Meer haben. In der entgegengesetzten Richtung, oder westlich von der Linie, in Virginien, Maryland, Pennsylvanien, Neu York und Vermont, waren zerstreute Ansiedelungen innerhalb den vorhergehenden 40 Jahren gemacht worden; ging man jenseits dieser bezeichneten Linie, so fand man diese Ansiedelungen mehr und mehr zerstreut, bis gegen den westlichen Rücken der Appalachischen Gebirge, Pittsburg und einige andere Forts die entferntesten bezeichnete.

Würde man nun wieder nach Martinsville zurückgehen, und besagter Linie in einer südwestlichen Richtung folgen, so würden wir, (1755,) zur Rechten etliche Ansiedelungen in Nord Carolina gefunden haben, einige in Süd Carolina, in Georgien noch weniger, und ehe man den Merikanischen Meerbusen erreicht hätte, würde man eine noch gänzlich unbewohnte Indianergegend gefunden haben.

Würde man ferner eine zweite gleichlaufende Linie ziehen, nur 150 Meilen nordwestlich von der Vorhergehenden entfernt, so würde diese zweite Linie, die Mündung des Mobile Stroms am Mericanischen Meerbusen verlassen, nahe bei Knorville, Tennessee durchpassiren—östlich Kentucky, und den westlichen Theil von Virginien, zwischen 10 und 40 Meilen östlich vom Ohio Strom durchschneiden—nahe am südwestlichen Winkel würde dieselbe, bei Pittsburg, durch Pennsylvanien gehen, und durch den westlichen Theil Pennsylvani-

ens und Neu York nach dem Ontario See, etwas westlich von der Mündung des Oswego Stroms; aber nachdem dieselbe den östlichen Winkel jenes Sees durchgeschnitten hätte, würde dieselbe durchgängig dem St. Lawrence Strom bis zum 45sten Grad, nördlicher Breite, folgen.

Das gleichlaufende Viereck welches diese Linien bilden, enthält in sich eine Länge von 1200 Meilen, mit einer Breite von 150 Meilen, welches ein hundert, achtzig tausend Quadrat Meilen in sich fassen würde—von welchem der größte Theil des Appalachischen Gebiets eingeschlossen ist—ein Gebiet, welches alles was zum Glück und Wohlstand gehört, besitzt, und ohne Zweifel seines Gleichen nirgends, wenn man die Landstrecke betrachtet, zu finden ist. Die gegenwärtige Zahl der Einwohner jenes Landstrichs, auf Vier Millionen angegeben, ist ohne Zweifel zu gering; und doch läßt es sich aus guten Quellen vermuthen, daß der nämliche Landstrich vor achtzig Jahren nicht den tausendsten Theil einer solchen Anzahl versorgte.

Der südliche Theil obiger gleichlaufenden Linien war damals (1755) von den Creek Indianern; der Nördliche von den Senecas, und andern zerstreuten Stämmen bewohnt, aber der mittlere und bei weitem der größeste Theil war eine düstere, dunkele und schwammige Einnöde in Hinsicht menschlicher Cultur, und das Sonderbarste ist, daß es scheint, daß keine dauerhafte Ansiedelung von Indianern der jetzigen Stämme, jemals daselbst gemacht worden war. Erdhügel von verschiedenen Gestalten, welche noch zu sehen sind, beweisen, daß ein älteres und verschiedenes Volk dort gewesen — aber alles zeigt an, daß Jahrhunderte seit jenen einfachen Denkmälern verstrichen sind. Als unsere Väter und Groß-Väter vor noch nicht hundert Jahren daselbst eindrangen, war noch, wie schon gesagt, keine Spur menschlicher Bildung zu finden, obgleich die Natur im Thier- und Pflanzenreich gleichsam prangte. Büffel, Hirsche, Elend- und andere unschuldige Thiere hatten sich gegen die verschiedenen hund- und katzenartigen Thiere, so wie auch gegen zwei oder drei Arten des Bären zu wehren. Ich kam in jene Gegend 1781, also 26 Jahre nach 1755, und viele Jahre nach meiner Ankunft, wurden viele Mordthaten östlich von Ohio von den Indianern verübt; und in der jetzt starkbewohnten Gegend von Waschington, Pennsylvanien, habe ich ungeheure Heerden wilder Welschhühner und Hirsche am hellen Tage aus den Häusern gesehen, und ganz oft das furchtbare Geheul der Wölfe gehört. Dies mag dem gegenwärtigen, in jenem lieblichen Städtchen wohnenden Geschlecht wohl befremdend vorkommen, aber ich bin im Stande, ihnen eine noch mehr befremdendere Thatsache vorzulegen. Der untere Theil des Städtchens war ursprünglich ein durcheinander gewachsenes Gebüsch, und in demselben habe ich das Mark und Bein erschütternde Geschrei des Panthers gehört—ein durchdringendes Geschrei, wie in Gottes Natur sonst nicht zu finden ist. Das Geheul des Wolfs ist eine sanfte Musik gegen das Schreien eines hungrigen Panthers. Und dann wimmelte im Sommer der Wald mit jenem schrecklichsten aller Ge-

würme—der Rasselschlange. Diese Merkmale der Wüstenei—und jene vermischten Töne des Schreckens, erhöht durch das Zetergeschrei roher Indianer, tönte in den Ohren und schwebte beständig vor den Augen, und machte die Einnöde vom Lawrenze Strom bis zum Mexikanischen Meerbusen noch um so viel schrecklicher. Es sind noch hie und da welche aus der vorigen Generation zu finden, welche sich noch an Leiden und Entbehrungen erinnern, von welchen das jetzt lebende Geschlecht sich gar keinen Begriff machen kann.

Aber an der innern Grenze dieses länglichen Vierecks, sind wir erst am Anfang des ungeheuern Ohio und Mississippi Gebietes. Wir wollen daher eine dritte Linie annehmen, anfangend zu Michilimackinac, durch St. Louis hin, und von dort nach dem nordwestlichen Winkel von Louisiana. Diese letztere Linie ist mit den Vorhergehenden beinahe gleichlaufend, und beinahe 400 Meilen nordwestwärts von der mittlern Linie. Dieses innere längliche Viereck ist ebenfalls etwa 1200 Meilen in Länge, welches mit einer Breite von 380 Meilen, eine Fläche von 456,000 Quadratmeilen ausmacht, oder etwas über zwei und ein halbes Mal so groß, als das Vorhergehende. Dieser ungeheure Landesstrich begreift das Herz des großen Westen in sich, und schließt den äussersten westlichen Theil von New York und Pennsylvanien, drei Viertel von Tennessee, zwei Drittel von Alabama, und die Hälfte von Arkansas in sich; ohngefähr ein Viertel von Missouri, und eine Hälfte von Illinois, sammt dem Ganzen von Louisiana, Mississippi, Kentucky, Ohio, Indiana und Michigan, und versorgt eine Gesammtzahl von nicht viel weniger denn fünf Millionen Einwohner, wo vor 60 Jahren, so viel man aus den besten Quellen schließen kann, keine 30,000 menschliche Wesen zu finden waren.

Es war jedoch nicht die über diesem großen Gebiete ausgestreckte Verwüstung, wo die Natur unter den Schatten ihrer Bäume die reichsten Schätze verborgen zu haben schien, welches die Aufmerksamkeit der wenigen überlegenden Weißen, welche hineindrangen, auf sich richtete.—Nein; das größte Räthsel war, der Charakter des Volks selbst. Dieses Räthsel wurde noch nie vollkommen gelößt; auch erscheine ich jetzt nicht vor dem Leser mit dem Schlüssel dieses Geheimnisses, sondern blos mit einfachen Thatsachen. Ich muß jedoch hier diese Voraussetzung machen, daß wenn der Mensch zu dem ihm bestimmten Standpunkte hervorschreiten soll, er eben so sorgfältig gepflegt werden muß, als die Erde die ihn trägt. Der Mensch nährt eben so leicht Unkraut als Weizen, und giebt demjenigen den Vorzug, was zuerst gesäet werden kann.

Die zerstreuten Indianerstämme waren sich in einem Stück alle gleich—in ihrem Durst nach Rache—in andern Worten, der Krieg blieb, und bleibt noch, in seinem Urstande bei ihnen. Obschon in mancher Hinsicht von gänzlicher Verwilderung entfernt, dennoch blieben sie und bleiben noch im Krieg vollkommene Wilde. Und was haben die Weißen gethan, um diesen rohen Geist zu besänftigen? Was, um ihnen die ersten Lehren der Menschlichkeit, des

Mitleids und der Verpflegung der Gefangenen beizubringen? Die Antwort würde den Weißen nicht zur Ehre gereichen.

Die schon gegebene Tabelle zeigt, daß man die Indianerzahl bisher viel zu hoch angeschlagen habe, und ich denke jetzt zu beweisen, daß man sich eine unrichtige Vorstellung von dem Charakter des Indianers gemacht habe. Der Indianer wurde gewöhnlich, wegen seinem tiefsinnigen, eingezogenen Wesen, für dumm oder unachtsam gehalten. Hätte man doch nur die einfache Wahrheit, welche unter cultivirten Völkern so gut bekannt ist, beherzigt—nämlich, daß die größten Denker diejenigen sind, welche gleichsam in sich hinein schauen, so würde man den Charakter der Indianer besser verstanden haben. So weit sich ihre Ideen erstrecken, denken sie tief und mit richtiger Beurtheilung.

"Ihre ungestümmen und gehässigen Leidenschaften," sagen einige, "benimmt dem Indianer den Gebrauch seines guten Verstandes." Läßt man nun dieses Urtheil für wahr gelten, und liest die Geschichte Europäischer Nationen in jedem Grad ihres moralischen und intellektuellen Fortschreitens, und vergleicht dann die nämlichen Menschen zu verschiedenen Zeiten daselbst; wer mag sich dann unterstehen, die Indianer ausschließlich zu beschuldigen, daß sie sich selbst und ihre Feinde der Rache opferten?

Ohne uns harter Beschuldigungen zu bedienen, oder in Muthmaßungen einzulassen, dürfen wir blos einen Rückblick machen, und das Schicksal der Indianer, seit dem die Weißen zuerst Nord Amerika eingenommen haben, bis auf den heutigen Tag zu durchschauen. In Virginien, Massachusetts, Plymouth, Connecticut, New York, Pennsylvanien, Georgien, die Carolinas, und in den neuen Staaten—kurz, in allen weißen Ansiedelungen, sieht man eine verschiedene Verfahrungsart mit den Indianern, und dennoch sieht man in denselben allenthalben dieselben Folgen—das Verschwinden der Indianer. Manche Stämme sind gänzlich ausgestorben, und viele Ueberbleibsel anderer Stämme zeugen nur desto deutlicher von dem traurigen Schicksal dieses Geschlechts. Das Grab der Todten redet nicht so mächtig an unsere Sinnen, und rührt weniger unsere Herzen, als der abgelebte, eingefallene und zitternde Anblick der sterbenden Natur.

Unter den Heiden stand Ceres*) höher als Cadmus**); und man lehrte den Menschen Brod bauen, ehe man sie schreiben lehrte. In den Englisch-Amerikanischen Ansiedelungen, stellte man den Religionslehrer vor den Pflug (oder vielmehr an dessen Statt) unter die Indianer. Die edlen Grundsätze des Evangeliums wurden ihnen zwar theoretisch vorgetragen; aber die Brittischen und Franzosen legten dieselben so aus, daß sie sich mit ihnen um Krieg zu führen vereinigen sollten. Sie hörten Worte des Friedens, während man sie lehrte, sich mit Feuergewehren zu üben. In Worten rede-

*) Bei den Griechen die Göttin des Ackerbaues. [d. Uebersetzer.]

**) Dieser lehrte die Griechen die phönizische Buchstabenschrift. [d. Uebersetzer.]

te man sie als menschliche Wesen an, aber in der That behandelte man sie, nach dem man ihrer bedurfte, wie unvernünftige Thiere. Dieses Verfahren war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich, wie Ansiedelungen der Weißen westlich von den Allegheny Gebirgen angefangen wurden. Ohne hier die wahrscheinlichen Folgen eines entgegengesetzten Verfahrens zu untersuchen, fahren wir fort zu zeigen, was die wirklichen Folgen des Besagten gewesen sind.

Zwischen den Jahren 1735 bis 1750 gingen die Weißen über das Blaue, sowie auch über das Allegheny Gebirge, und südwestlich des Susquehanna Stroms. Winchester in Virginien ist die älteste Stadt in dem großen Thal zwischen den Blauen und Allegheny Gebirgen, und südlich von dem obern Thal der Susquehanna in den Vereinigten Staaten. Es war eine Handels=Station schon im Jahr 1730, und wuchs nach und nach zu einem Städtchen heran; lange Zeit, wie ich mich sehr gut erinnern kann, blieb es der Haupt=Handelsplatz für die an den obern Zweigen des Potomac, und die am Youghiogeny und Monongahela, ja, selbst am Ohio wohnenden Einwohner. So wie die Ansiedelung wuchs, und ehe noch ohne die größte Schwierigkeit, Fuhren über die Berge kommen konnten, waren Winchester und Hagerstaun sehr wichtige Außenposten und Güter Niederlagen.

Hier sei es mir vergönnt eine bisher ungenannte, aber nach meinem Dafürhalten eine der größten Schwierigkeiten anzuführen, die die Ansiedelung des Westen verhinderte, nämlich, der ungeheure Preis des Salzes. Gar wohl erinnere ich mich noch, als man fünf bis zehn Thaler für das Buschel bezahlen mußte, und man bedenke, daß der Geldeswerth damals noch einmal so groß war wie jetzt. Dieser Druck war nicht blos eine kurze Zeit, sondern dauerte gegen 30 Jahre. Viele sind, der jetzt reichen Familien (die ich theils nennen könnte) deren Großmütter und Großtanten, grobe Leinwand spannen und webten, und alsdann von ihren Männern, Vätern oder Brüdern auf Packpferden über die Gebirge genommen wurden, um damit das jetzt so wohlfeile Salz zu kaufen.

Obschon in weitentlegenen Punkten von einander in Wyoming, in Pennsylvanien, bis nach Holston, im westlichen Virginien, wurden doch schon Ansiedelungen auf der westlichen Seite von dem Hauptkamme der Gebirge gemacht. Der wahre und entscheidende Zeitpunkt jener großen innern Ansiedelungen schreibt sich auf das Jahr 1752, als Robert Dinwiddie als Gouvernör von Virginien nach Amerika kam. Mit diesem großen Mann (denn dieses Titels ist er würdig) kam Johann Stuart und drei seiner Stiefkinder: der eine, John Paul, wurde oder war ein Römisch=Katholischer Priester, und starb als solcher an der östlichen Küste Marylands; der zweite, Audley Paul, wurde als Brittischer Offizier berühmt; und ihre Schwester Mary, nachher die Gattin von George Matthews, ein Colonel im Revolutionskrieg, dann General, und zweimal Gouvernör von Georgien.

Jedoch die Hauptbegebenheit, welche der Amtsführung des Gouv. Dinwiddie—nicht nur eine nationelle, sondern allgemeine Wichtig=

keit verschaffte, war, daß während derselben ein Mann in das thätige Leben trat, dessen Wirken den Gang der Geschichte veränderte, und dessen Einfluß weit in die Zukunft hinaus sich erstreckte, wie das der Fall mit solchen Männern ist. George Waschington war der dritte Sohn des Augustin Waschington, eines Pflanzers in Virginien, und war eben im 20sten Jahr, als Dinwiddie sein Amt als Gouvernör antrat. Obwohl jung an Jahren, war doch diese Pflanze der Allmacht reif an Verstand, und weit über die gewöhnlichen Menschen hervorragend, und hatte schon seine militärische Laufbahn gegen das nämliche Volk begonnen, dessen Geschichte wir jetzt beschreiben.

Das lodernde Feuer der gesitteten Welt (der Friedenstraktat zu Aachen, welcher den 30sten April, 1748, geschlossen wurde, hatte, in den Worten eines trefflichen und bündigen Geschichtschreibers, "die verzehrende Flamme mit einer Hand zugedeckt, und mit der andern brennbare Materialien gesammelt. Es fehlte nur noch der Tod des Königs von Spanien (Ferdinand VI.) um den Krieg und dessen Folgen in Europa aufs Neue zu beleben; und der geringste Funke würde wieder den Krieg zwischen Frankreich und England anzünden, hinsichtlich ihrer Grenzen in Canada, welche in frühern Friedensschlüssen so unbestimmt gelassen worden waren."

Es war zwar kein Krieg im Innern von Nord Amerika anzuzünden; denn dieser, in seiner furchtbarsten Gestalt, hatte noch nie auf jenem blutigen Grunde aufgehört.

Ich will jetzt einige Begebenheiten, als dem Leser bekannt, voraussetzen, und in den Worten eines einflußreichen Theilnehmers an den Angelegenheiten jener Vorfälle, den damaligen Zeitgeist schildern. Es war zur Zeit des ausdrücklich sogenannten "Französischen Kriegs," und die handelnde Person, der Ehrwürdige Samuel Davis, welcher später, President des Princeton Collegiums war. Dieser gelehrte und beredte Mann gab jedoch seinem ganzen Einfluß einen Anstrich von dem tiefgewurzelten Unwillen eines Englischen jener Zeit, und natürlicherweise paarte er die Franzosen und ihre verbündeten Indianer zusammen, als seien sie gleich strafbar. In einer am 17ten August, 1755, der unabhängigen Compagnie Freiwilliger, des Capt. Overton, welche in Hanover Caunty, Virginien, gesammelt wurde, gehaltenen Predigt, führt er folgende Sprache über den Text:

2 Samuel, 10, 12.—"Sei getrost, und laß uns stark sein für unser Volk, und für die Städte unseres Gottes; der Herr aber thue was ihm gefällt."

"Hundert Jahr Friede und Freiheit in einer Welt wie Diese" ruft der Prediger aus, "ist etwas sehr Ungewöhnliches; und doch ist unser Land der beglückte Ort gewesen, wo solche ausgezeichneten und lange anhaltenden Segnungen, mit wenig oder gar keiner Unterbrechung, genossen wurden. Unsere Lage (Virginien) in der Mitte der Brittischen Colonien, und unsere Absonderung von den

Franzosen (diesen ewigen Feinden der Freiheit und der Britten,) eines Theils durch das Atlantische Meer, andern Theils durch eine lange Bergkette und eine sich weit erstreckende Wildniß; während andere Nationen im Krieg begriffen waren, wurden wir nicht durch den Trompetenschall erschreckt, und sahen kein Gewand mit Blut bedeckt.

"Jetzt aber hat sich die Scene verändert, jetzt erfahren wir auch die Schicksale anderer Nationen. Unsere Gebiete sind durch die Macht und Treulosigkeit Frankreichs eingenommen; unsere Grenzen werden von unbarmherzigen Wilden verheert, und unsere Mitbrüder?—sie sind durch die furchtbaren Künste der Indianischen und Papistischen Martern ermordet worden. Zum Unglück ist unser General gefallen; eine Armee von 1300 auserlesenen Männern ist geschlagen; unser schöner Zug Artillerie weggenommen, und dieses Alles, O! welch demüthigender Gedanke! dieses Alles durch vier bis fünfhundert feiger und hinterlistiger Barbaren!

"Diese Leiden sind nicht unversehens über uns gekommen; wir waren längst schon mit den ehrgeizigen Planen unserer Feinde und ihrer Absicht, dieselben auszuführen, bekannt; und hätten wir zeitlich Mittel gebraucht, so konnten sie erstickt werden, ehe sie zu solcher Riesenmacht heranwuchsen. Allein wie haben wir uns in solcher kritischen Lage im Allgemeinen verhalten? Leider! unser Land ist in einen tiefen Schlaf versunken; eine stumpfe Sicherheit hat die Einwohner unthätig gemacht; sie konnten sich keine Gefahr, welche 300 Meilen entfernt, vorstellen; konnten nicht beredet werden, daß selbst französische Papisten uns im Ernst Schaden zuzufügen gedächten; und daher wurde Nichts zur rechten Zeit zur Vertheidigung unseres Landes gethan, als nur durch Zwang der Regierung. Und jetzt, da die Wolke dicker über unsern Häuptern schwebt, deren Annäherung jedes nachdenkende Gemüth in Schrecken setzt, sind ihrer doch noch viele, befürchte ich, welche noch immer in gleichgültiger Sicherheit getrennt oder mit einem weichlichen, feigen Geiste entnervt sind.

"Wie die traurige Nachricht von dem Schicksal unserer Armee unter Braddock zuerst zu unsern Ohren kam, da sahen wir, wie natürlich es für den Vorwitzigen ist, auf den äußersten Punkt unmännlicher Verzagtheit und Furchtsamkeit zu gerathen, und wie wenig ein Mensch in solcher plötzlichen Ueberraschung zu seiner eigenen Vertheidigung vermag. Auch ließen wir unsere armen Mitmenschen an den Grenzen ein Opfer blutdürstiger Wilden werden, ohne denselben jene Hülfe zu leisten, welche wir als Glieder desselben bürgerlichen Körpers schuldig gewesen; was sie mit Recht von uns erwarten konnten. Besser wären sie im rohen Naturstand geblieben, als daß sie sich der Gesellschaft der Menschen angeschlossen und man sie in einer solchen gefährlichen Lage sich selbst überlassen hätte. Die blutigen Barbaren haben an Manchen die empörendsten und peinlichsten Martern ausgeübt, und Andere haben sie in ihren Betten oder in andern unbewachten Stunden ermordet. Wer kann solche Schreckbilder, ohne zu schaudern, betrachten? Seht dort die

haarigen Kopfhäute, starrend von Blut! die verstümmelten Glieder! seht die Weiber mit aufgeschnittenem Leibe! Herz und Eingeweide sich noch regend, dampfend auf der Erde liegen! Seht die Wilden sich mit ihrem Blute sättigen, und wie sie sich dadurch zu größerer Wuth anfeuern! Wahrlich, dies können keine Menschen, auch keine Raubthiere sein, sie sind noch schlimmer; sie müssen höllische Furien in Menschengestalt sein. Und wir haben mit müßigen Händen zugesehen, wie sie diese höllische Grausamkeiten an unsern Mitmenschen — an unsern Mitunterthanen — an unsern Brüdern ausübten! O! mit welchem Abscheu müssen wir auf uns selbst sehen, die wir nicht besser, als Mitschuldige an dem Blut unserer Brüder sind!

"Und sollen diese Wilden ungezügelt fortfahren? Soll Virginien die Schuld und die ewige Schande tragen, leichtfertig ihre Freiheit, ihre Religion und ihr Alles, *für gallische Macht und für Papistische Sklaverei, Tyrannei und Gemetzel umzutauschen*? Daß sich der Himmel erbarme! sind denn keine ihrer Kinder, welche alle Segnungen ihres Friedens genoßen, welche sich jetzt nicht ihrer annehmen, und in der Zeit der Noth ihr beistehen wollen? Sind Britten so durch die kleine Entfernung von ihrem Mutterlande ausgeartet? Ist der Geist der Vaterlandsliebe gänzlich unter uns erloschen? Mein Vaterland! soll ich dich und alles was mir mit diesem Wort lieb ist, für verloren ansehen? Muß ich auf dich als eine von Frankreich und streifenden Indianern überwundene und unterjochte Provinz blicken? Mein Herz will mir bei dem Gedanken brechen. Und müßt ihr, unglückliche Brüder an den Grenzen, müßt ihr die Einzigen sein, die das geraubte Land zu vertheidigen suchen—ohne Hülfe, ohne Freunde, ohne Mitleid? Muß ich solche niederschlagenden Gedanken bei mir unterhalten?

"Nein; der ermunternde Anblick vor meinen Augen läßt es nicht zu. Ist es ein angenehmer Traum? oder sehe ich wirklich eine Anzahl tapferer Männer vor mir—ungezwungen durch die Regierung, ohne Hoffnung des Gewinnstes—die sich freiwillig zusammen verbunden haben, um über pfadlose Gebirge, in die Behausung wilder Thiere und roher Wilden, in düstere Waldungen zu gehen, um ihren hülflosen Brüdern beizustehen, und ihr Vaterland zu schützen? Ja, meine Herren! ich sehe euch zu diesem Zwecke hier; und wäret ihr mir durch die liebsten Bande der Natur oder der Freundschaft verwandt, mein Herz könnte nicht wünschen, euch in einer edleren Sache beschäftigt zu sehen."

Nie drückten so wenige Worte den damals sich regenden Geist der Zeit besser aus; nie wurde eine Rede gehalten, die mehr geeignet war, die schlummernden Gefühle der Colonisten rege zu machen; und es regte sie auf, und trieb sie in der Folge zu solchen Schritten, die weit die prophetische Vorausverkündigung, und ebensoweit die damaligen Wünsche des Herrn Davis überstiegen. Aber ein anderer Abschnitt in derselben Predigt erlangte eine mehr denn gewöhnliche geschichtliche Berühmtheit:—

"Unser Land," ruft der kräftige Redner aus, "scheint ein Schau-

platz des Krieges zu werden; und wir werden in Zukunft keinen andern Weg vor uns haben, unsere Rechte zu vertheidigen, bis daß die verschiedenen Völker, welche Ansiedelungen angelegt haben, ihre Grenzen mit dem Schwerdt bezeichnet haben. Und hat es Gott gefallen, einige Funken des Kriegsfeuers in unserem Lande anzuzünden? Ich glaube er hat; ob er gleich durch den langen Frieden, und eine Ueberschwemmung von Ueppigkeit und Vergnügen beinahe erloschen war, so lebe ich doch der Hoffnung, daß es jetzt zu brennen anfängt. Und darf ich mich nicht auf Euch, meine Brüder, die ihr jetzt zum Marsch bereit seid, als Beweise hievon berufen? Wohlan, nährt dieses heilige Feuer, lasset das eurem Lande zugefügte Unrecht jenem Feuer Nahrung geben, und zündet es auch in der Brust derer an, wo der Funke bisher erstickt oder unthätig gewesen ist."—[Predigten des Erw. Samuel Davis, Band 5, Seite 220.]

Merkwürdigere Worte fielen nie ohne göttliche Eingebung von den Lippen oder aus der Feder eines Mannes, als diejenigen in der angeführten Predigt, die in der Folge der Zeit sich bewiesen. Wenige Jahre nachdem diese Predigt gehalten wurde, erschien sie im Druck, (ich glaube 1762) und an den letztangegebenen Satz wurde folgende Bemerkung angehängt:—

"Als ein bemerkenswerthes Beispiel hievon sei es mir erlaubt, das Publikum auf jenen heldenmüthigen Jüngling, Colonel Waschington, aufmerksam zu machen; von dem ich nicht anders hoffen kann, als daß ihn die Vorsehung bisher so ausgezeichnet am Leben erhalten habe, wegen wichtiger Dienste, welche er seinem Vaterlande noch leisten soll."

Wann die von alten und aufgeklärten Personen mir oft gemachten Bemerkungen gegründet sind, (wie ich sicherlich glaube) so steht diese eben angeführte Bemerkung einzig und allein in der Geschichte, als die Worte enthaltend, welche am meisten Gewicht hatten, das Schicksal unserer Freiheit zu entscheiden. Jene angehängte Note oder Anmerkung wurde mir zuerst in einer Hütte, nahe bei Natchez, durch einen alten Mann, im Jahre 1801 gezeigt. Dieser Mann hatte ein Exemplar der ersten Auflage jener Predigt, von welcher obige Auszüge genommen sind, als ein heiliges Gut bewahrt. Er sagte mir, er sei zugegen gewesen, und habe die Predigt selbst mit angehört. Von seiner Glaubwürdigkeit und seinem wahrhaften Charakter war ich damals vollkommen überzeugt, und bezweifelte seine Aussage nicht im Mindesten, welche auch durch mehr Erfahrung und Lesen sich bestätigte. Herr Davis wurde später Präsident am Princeton Collegium, und seine Predigten die gedruckt wurden, fanden allgemeinen Beifall. Unter vielen andern, welche seine Predigten gelesen hatten, und den Prediger genau kannten, war der Ehrw. Dr. Witherspoon, welcher großen Einfluß im Congreß hatte, und als die Anstellung eines Oberbefehlshabers besprochen wurde, las er die oben angeführte Bemerkung vor, und entschied die Anstellung zu Gunsten Waschingtons.

Hier drängt sich meinem Verstande eine Betrachtung auf, deren Darstellung der Leser verzeihen wolle. Die Vorherverkündung des Herrn Davis war der Funke, der auf die Gemüther derer fiel, welche die wichtige Frage entscheiden sollten: "Wer soll unsere Kriegsheere zur Schlacht anführen?" Der einmal ausgesprochene Name fand Widerklang in so vielen Herzen, daß die Vorhersagung zu ihrer Erfüllung beitrug. Wenn aber Herr Davis, die Beschaffenheit, den Umfang und die Hülfsquellen der Dienste Waschingtons, für welche er so wundervoll war erhalten worden, hätte voraussehen können, so ist aus dem ganzen Gang seiner Predigt leicht zu ersehen, daß er vor Entsetzen zurückgebebt sein würde, es sei denn, er habe auch die gänzliche Veränderung in seinen politischen und religiösen Meinungen voraussehen können. Waschington an der Spitze unserer wie der französischen Armee zu sehen—zu sehen, wie diese in Vereinigung den brittischen Feind schlagen, und dessen Herrschaft über so viele Colonien zerstören würden—dies ging weit über alle Erwartungen dieses Predigers. Sein Vortrag war der eines Boten des Friedens, und doch ist das Angeführte, nicht an harten Ausdrücken gegen die Indianer und ihre Verbündeten, die Franzosen, gegen dasjenige zu vergleichen, wie es in andern Theilen jener Predigt zu finden ist; als der Krieg anfing, waren beide, oder alle Partheien mit Rachbegierde angefüllt. Aber wie ungleich war der Kampf von Seiten der Indianer, auch selbst wenn man die Hülfe, die sie von den Franzosen in ihren hie und da zerstreuten Ansiedelungen erhielten, in Betracht nimmt? Auf Seiten der Brittischen, waren die schon stark angewachsenen Ansiedelungen, und auch die Hülfe des Mutterlandes mit seiner Flotte und Armee. Was waren die Indianer anders, als einige zerstreute Stämme von Wilden, welche beiderlei Geschlechts keine 20,000 aufbringen konnten?

Gegenwärtig, da die Indianer unterdrückt; da Millionen Weiße jene unermeßlichen Regionen inne haben, wo früher der Kriegsjäger seine Hütte aufschlug; wo neue Menschengeschlechte aufgestanden sind—sollten wir jetzt nicht in Muße das Vergangene uns vorhalten? Wann wir uns die Gräuelthaten der Indianer vorstellen, sollten wir uns nicht auch vorstellen, was sie verloren, und wir gewonnen haben? Blicken wir auf den langen an den Grenzen geführten Krieg, wie können wir, die wir Kriegsleute sind, ihnen anders als Lob und Bewunderung für ihre Tapferkeit zollen? Sie, die nur eine handvoll nackter Krieger waren, einen dreißigjährigen Krieg auszuhalten, mit einem solchen geringen Heere, und andern nöthigen Mitteln.—Ich will aber mit dem Hauptzweck meiner Uebersicht fortfahren.

Selbst als das Land in den Händen der Franzosen war, ließen sich einige englisch-amerikanische Familien nahe am Zusammenfluß des Monongahela und Allegheny nieder; wo sich ebenfalls ein organisirter Körper unter dem Namen "Indianische Händler" gebildet—und keine andere Classe von Menschen wirkte mit schlimmeren Folgen auf ihre Anzahl als sie. Keiner Obrigkeit verantwortlich,

unter keiner bürgerlichen oder moralischen Zucht, an nichts gebunden, als was ihnen ihr Eigennutz vorschrieb, waren diese Händler nichts als Werkzeuge des Mordes. Die brititische Regierung schätzte den Handel mit den Indianern viel höher, als er wirklich war—wollte daher die Fortschritte der Franzosen, sowie deren Handel hemmen, und aus den mörderischen Händen einzelner Personen zu nehmen, deshalb privilegirte sie die "Ohio Gesellschaft." Unter diesem Freibrief wurden die ersten kräftigen Versuche von Seiten der brittischen und englisch-amerikanischen Ansiedler gemacht, um sich längs dem Ohio auszudehnen. Das Interesse der Händler, und das jener Gesellschaft wirkte schnurstracks gegeneinander, und daher die Zwistigkeit unter ihnen, welche sich bald äusserte. Um die Gesellschaft zu hintergehen, wurden die Franzosen von diesen Händlern aufgehetzt, um ein Fort an jener Spitze zu errichten, wo der Allegheny und Monongahela den Ohio Strom bilden—welches auch, 1754, geschah.

So viele und widersprechende Nachrichten und Muthmaßungen haben ihre Erscheinung, hinsichtlich Braddocks Niederlage, und der von ihm 1755 befehligten Armee, gemacht, daß die wahren Ursachen sich in Dunkel verloren haben. Da ich an keinen besondern Plan geschichtlicher Erzählungen gebunden bin, will ich Folgendes hierher setzen, wie es mir gegeben wurde.

Im Januar, 1824, begegnete ich James Roß, Esq., von West Pennsylvanien, den ich von Jugend auf gekannt hatte. Während dem Erzählen längstvergangener Begebenheiten, die seinem höheren Alter wegen ihm besser wie mir bekannt waren, lenkte sich unser Gespräch auf Braddocks Niederlage, worauf er bemerkte: "Ich kann erzählen, was in meiner Gegenwart von unserem Landesvater (Waschington) selbst erzählt wurde"—und fuhr dann also fort:—

"In jenem Theil der Kriegsführung, welche darin besteht, dem Feind aufzulauern," sagte Waschington, "sind die Indianer wahre Meister, und Braddocks Armee wurde durch indianische Spionen und etliche französische Soldaten, die von den Indianern unterrichtet worden waren, genau beobachtet. Außer den Indianern, war damals in Fort Du Quesne kein Heer, welches sich mit einiger Hoffnung zu siegen, den Brittischen und Amerikanern hätte entgegenstellen können, und der französische Befehlshaber im Fort erklärte, daß es nöthig für sie sein würde, entweder sich zu ergeben oder zurückzuziehen. Mehr durch Zufall, als mit Absicht oder Verabredung, waren etwa 400 bis 500 Indianer am Fort. Ein französischer Subaltern-Offizier wollte durchaus haben, daß man doch, um die Ehre zu retten, einigen Widerstand leisten solle. Dieser junge Mann besprach sich mit den Indianern, und etwa 400 boten sich freiwillig an. Der junge Held erhielt nach vieler Schwierigkeit Erlaubniß von seinem Befehlshaber, eine Anzahl Franzosen, welche willens waren, diesen verzweifelten Angriff zu machen, nach einer gewissen Entfernung hinaus zu führen. Es waren ihrer 30 Franzosen, und mit diesen 430 Mann machte sich der wackere Fran-

zose auf den Marsch, gegen eine Kriegsmacht mehr wie dreimal so groß.

"Mittlerweile wurden Gegegenvorstellungen von unsern Offizieren, ja, von Waschington selbst an Braddock gemacht, allein jedesmal von diesem abgewiesen; er ging vorwärts, als ob er sein Verderben suchte, und kam blos so weit, wie der Feind es wünschte. Als er einmal in der Falle war, konnte nichts anders als die Nielage und die Tödtung der Hälfte der Armee erfolgen.

Wie der Sieg dem Befehlshaber des französischen Forts bekannt gemacht wurde, hatte sein Entzücken keine Grenzen. Der Heldenjüngling wurde mit offenen Armen empfangen, mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und in einigen Tagen mit dem Siegesbericht nach dem Gouvernör in Canada geschickt. Aber siehe da! als die Briefe geöffnet wurden, wurde er in denselben der Untreue als Zahlmeister auf das härteste verklagt, so wie auch wegen andern Vergehungen. Ueber diese Beschuldigungen wurde dieser verlästerte Mann verhört, abgesetzt und zu Grunde gerichtet. Und so verblieb es auch bis zum Revolutionskrieg, wo das Gespräch zwischen Waschington und Lafayette sich auf Braddocks Niederlage lenkte. In diesem Gespräche wurde das wahre Verhalten der Sache dem Lafayette geschildert, der sehr darüber erstaunte. Sein Gerechtigkeitsgefühl trieb ihn an, alles zu thun, was in seinem Vermögen stand. Er notirte sich alles sorgfältig, und als er nach Europa zurückkehrte, erkundigte er sich, und fand den armen Mann in dem größesten Elend, durch sein Alter und die unverschuldete Schmach niedergebeugt. Die Sache wurde vor die französische Regierung gebracht, und da sich alles richtig erweisen ließ, wurde der Offizier zu seinem Rang und in seiner Ehre wieder hergestellt."

Ich will nicht sagen, daß ich die Erzählung des Herrn in seinen Worten geliefert habe—ebenso gab er nicht vor die genauen Worte Waschingtons zu geben—aber an dem Hauptinhalt ist gar kein Zweifel; wer soll aber zwischen der Niedrigkeit des Generals in dem Fort, und dem ausserhalb des Forts entscheiden?

Noch Etwas, welches, wie ich glaube, auf Wahrheit gegründet ist. Wie ich von meinen Eltern in jene Nachbarschaft versetzt wurde, war es die allgemeine Sage, daß Braddock seine tödtliche Wunde von einem Mann, Namens Faußett, erhalten habe.—Als mein Vater mit seiner Familie nach dem Westen zog, hielt einer der Faussetts ein Wirthshaus, östlich von und nahe dem Ort, wo jetzt Uniontown, in Fayette Caunty, Pennsylvanien, erbaut ist. Bei diesem Mann waren wir über Nacht, am 10ten October, 1781—sechs und zwanzig Jahre und etliche Monate nach Braddocks Niederlage, und da wurde ganz und gar nicht verhehlt, daß einer jener Familie dem brittischen General den Todesstreich versetzt habe.

Dreizehn Jahre später begegnete ich dem Thomas Faußett in Fayette Caunty, der damals, wie er mir sagte, in seinem 70sten Jahre war. Ich richtete nun die nackte Frage an ihn, und erhielt die bestimmte Antwort: "Ich habe ihn erschossen"—und dann suchte er zu beweisen, daß dieses Verfahren das einzige Mittel

gewesen sei, um den noch übrigen Theil der Armee zu retten. Kurz, in meiner Jugend habe ich nie gehört, daß es je bezweifelt oder getadelt wurde, daß Faußett den General Braddock erschossen habe.

An die Herausgeber des Baltimore Chronicle:—

Da ich in Ihrer gestrigen Zeitung eine Mittheilung gesehen, die aus dem "National Intelligencer" entlehnt ist, die sich über die Art, wie Braddock zu seinem Tode gekommen sei, einläßt; und da diese Nachricht ganz von derjenigen, die sich auf amtliche Berichte von der Schlacht, in welcher er fiel, gründet, verschieden ist, so glaubte ich, es möchte ihren Lesern interessant sein, folgenden Brief in meinem Besitz, welcher von dem Adjutanten des Gen. Braddock, Capt. Orme, an Gouvernör Sharp geschrieben, und aus dem man wohl (da er als halb amtlich zu betrachten ist) zweifeln möchte, daß er durch Meuchelmord gefallen sei. Der Umstand, daß fünf Pferde unter ihm weggeschossen wurden, beweist, daß seine Lage gefährlich genug war, um zu der Muthmaßung zu leiten, daß die Wunde, an der er starb, ihm von dem Feind beigebracht worden sei, welcher seine kleine Armee umringte. Ein Unterschreiber.

Fort Cumberland, July 18, 1755.

Werthester Herr:—Durch die in meiner Hüfte erhaltene Wunde bin noch immer bettlägerig, and fühle mich so unwohl, daß ich genöthigt bin, meinen Freund, Capt. Dobson, für mich schreiben zu lassen.

Wahrscheinlich werden Sie von der am Ufer des Monongohela etwa 7 Meilen von dem französischen Fort, stattgefundenen Schlacht gehört haben. Da aber die ausgebreiteten Gerüchte sehr unvollkommen sind, so wird auch das, was Sie gehört haben, ebenfalls unvollkommen sein. Sie würden schon früher benachrichtigt worden sein, allein ein jeder der Offiziere, deren Pflicht es eigentlich gewesen wäre an Sie zu berichten, wurde entweder verwundet oder getödtet, und unsere traurige Lage macht es uns unmöglich, diese Pflicht so zu erfüllen, wie wir sonst gethan hätten.

Am 9ten dieses gingen wir über den Monongahela und wieder zurück, indem wir zuerst eine Mannschaft von 300, und gleich darauf eine andere von 200 Mann übersetzten. Der General mit dem Geschütz, Gepäck und dem Hauptcorps der Armee ging zuletzt gegen ungefähr 1 Uhr über den Fluß. Sobald das Ganze auf die andere Seite des Flusses, wo das Fort ist, versetzt war, hörten wir von Vorne ein starkes und schnell aufeinander folgendes Schießen; wir machten uns sogleich vorwärts, um den Vortrab zu unterstützen, aber die aus 200 bis 300 Mann bestehende Abtheilung wich auf uns zurück, welches eine solche Verwirrung und Schrecken unter unsern Truppen erregte, daß später nichts mehr mit ihnen ausgerichtet werden konnte. Die Ermahnungen des Generals und der Offiziere wurden von ihnen nicht geachtet, und verschoßen alle ihre Ammunition auf das unregelmäßigste, ließen das Geschütz, Proviant und Gepäck in den Händen des Feindes und entflohen; sie konnten nicht

bewegt werden, einzuhalten, als bis sie an Guests Plantage kamen, und selbst dann lief noch ein Theil bis an Col. Dunbars Abtheilung, welche 6 Meilen diesseits des Stromes lag. Die Offiziere opferten sich durch ihr ausserordentlich braves Benehmen gänzlich auf, indem sie öfters auf einmal, und dann wieder einzeln vorwärts gingen, in der Hoffnung, durch ihr Beispiel ihre Soldaten anzuspornen, ihnen zu folgen—aber umsonst.

Dem General wurden 5 Pferde unter dem Leibe erschossen, und endlich erhielt er eine Wunde durch den rechten Arm in seine Lunge, an welcher er am 18ten Dieses, starb. Der arme Shirley wurde durch den Kopf geschossen; und Capitain Morris verwundet. Herrn Waschington wurden 2 Pferde unter dem Leibe erschossen, und seine Kleider einige Mal durchlöchert—er betrug sich die ganze Zeit mit der größten Tapferkeit und Entschlossenheit. Sir Peter Hacket wurde auf der Stelle getödtet; Col. Burton und Sir John St. Clair verwundet, und hierin eingeschlossen, sende ich ihnen einen so umständlichen Bericht der Getödteten und Verwundeten, als wir zu liefern im Stande sind.

Auf unserem Hinweg mit dem ganzen Heer nach "den kleinen Wiesen," fand man, daß es auf diese Weise unthunlich sei, vorzurücken; der General ging daher mit 1200 Mann voraus, nebst dem nöthigen Geschütz und Proviant, und ließ den Hauptheil des Heeres unter dem Befehl des Col. Dunbar, mit dem Bedeuten, ihm sobald als möglich zu folgen. Auf diese Art gingen wir schnell und unbeschädigt vorwärts, bis zu jenem unglücklichen Tag, wie oben gemeldet. Und glücklich war es für uns, daß wir diese Maßregel ergriffen, sonst würden alle entweder verhungert oder in die Hände des Feindes gefallen sein, weil eine große Anzahl kein Nutzen für uns gewesen wäre, da alle unsere Lebensmittel verloren gingen.

Da die Anzahl unserer Pferde sich sehr verringert hatte, diese sehr elend, und viele Fahrzeuge für die Verwundeten nöthig waren, so zerstörten wir unseren Kriegsvorrath und die überflüßigen Lebensmittel, welche in Col. Dunbars Abtheilung gelassen worden waren, damit er nicht in die Hände des Feindes fallen möchte.

Weil alles Geschütz verloren ist, und die Truppen durch Getödtete, Verwundete und auch durch Krankheit so geschwächt sind, daher hält man es für unmöglich, weitere Angriffe zu machen. Col. Dunbare kehrt daher mit Allem, was er mit sich nehmen kann, nach Fort Cumberland zurück.

Ich gedenke so lange hier zu bleiben, bis es meine Wunde gestattet, nach Philadelphia zu gehen; von da werde ich so bald als möglich nach England gehen. Haben Sie irgend Befehle für mich, so werden Sie dieselben gütigst mit mir hin schicken.

Ich verbleibe mit der größten Aufrichtigkeit,

Ihr ergebenster Diener,

Robert Orme.

Wegen der besonderen Anordnung der Indianer und Franzosen=

ist es unmöglich zu sagen, wie viel ihrer an jenem Tage auf dem Schlachtfelde waren.

Da der Wagen des Generals verkauft werden soll, so lassen Sie mich doch wissen, ob Sie denselben wieder gerne zurück wünschten. Seit wir von dort weggingen, ist derselbe hier. Wünschen Sie ihn wieder zu haben, so will ich Ihnen denselben schicken, und die Kutsche des Generals so zurück bringen. Capt. Winn läßt sich Ihnen bestens empfehlen—ebenfalls Herr Waschington.

Nachschrift.—Indem ich als Freund zu Ihnen schreibe, so werden Sie mir die Eile mit welcher diese Zeilen geschrieben, gefälligst verzeihen.

An den Achtbaren Gouv. Sharpe.

Herren Gales und Seaton:—In der letzten Spalte des "National Intelligencers" vom 27sten July, ersehe ich einen Brief, betitelt: "Braddock's Tod," von Capt. Dobson geschrieben, aber durch Capitain Orme dictirt, welche, wie es scheint, beide Offizire unter Braddock waren. Ich habe ihn zweimal sorgfältig durchgelesen, und kann darin keine Gründe sehen, weswegen "Ein Unterschreiber" einen Zweifel gegen die von mir gegebene Darstellung hinsichtlich der Art und Weise wie Braddock ums Leben gekommen, hegt. Ich habe nie etwas gehört oder gelesen was der Tapferkeit des Braddocks Abbruch gethan, und aus Allem was man von ihm erfahren hat, ist es wahrscheinlich, daß er als Brigadier, unter einem tüchtigeren Offizier, auf der Ebene von Flandern, wohl geeignet war, zu glänzen. Aber in die westlichen Wildnisse versetzt, und mit einem Feinde umringt, dessen Art zu fechten ihm so viel Vortheile giebt, war Braddock durchaus an der unrechten Stelle.

In Beziehung auf die von mir gemachten Darstellungen, so waren sie mit Glaubwürdigkeit belegt, und ich hätte einen Theil von dem was Capt. Orme erzählt, ergänzen können—nämlich: daß Braddock über das Schlachtfeld ritt, mehr wie ein Wüthender, als wie ein General, und nach seinen eigenen Leuten gehauen und geschlagen habe, wovon ein Bruder der Faussett war.

Capt. Orme sagte nicht, ob die 2 oder 300 hundert Mann, welche zurück wichen und zu fechten sich weigerten, wodurch die Niederlage entstand, Brittische Reguläre, oder Amerikaner waren. Der ganze Brief stimmt jedoch mit dem überein, was ich immer von Braddocks Fall gehört habe. Jedoch, einige Punkte in demselben, möchte ich gerne dem Leser erörtern.—Erstens: Capt. Orme's Brief wurde neun Tage nach der Schlacht geschrieben, und zwanzig Jahre vor der Amerikanischen Revolution. Der Mann der nach der Revolution öffentlich bekannte, und sich selbst rechtfertigte, den General erschossen zu haben, müßte mehr als thöricht gewesen sein, eine solche Erklärung zu machen, ehe die Brittischen Gesetze keine Macht mehr über ihn hatten. Die wahre Ursache von Braddocks Tod, konnte nicht bis nach der Revolution bekannt werden. Ich habe nichts behauptet, als was ich gehört, und wovon ich selbst die Ueberzeugung

habe; ich verlange daher bessere Beweise als Capt. Orme's Brief, um Eindrücke zu vertilgen, welche auf Etwas, was ich nie, in dem Lande wo die Begebenheit vorfiel, und nicht allein bei Lebzeiten des Thäters, sondern auf Anderer, welche in der berühmten "Niederlage Braddocks" gegenwärtig waren, bezweifeln hörte.

Aus manchen schmerzhaften Ursachen, machten die in meiner Gegenwart erzählten Umstände, obschon ich Kind war, einen zu tiefen Eindruck, um vergessen zu werden. So weit ich mich jetzt der Zeit erinnern kann, wo ich mit meinen Eltern bei Faussett übernachtete, war es um den 12ten October, 1781, nur wenige Wochen über das 26ste Jahr nach Braddocks Tod. Weil mein Vater den General in Europa gesehen hatte, war er deßwegen wißbegieriger als er vielleicht sonst gewesen wäre; nicht weil er ihn besonders achtete, denn er beurtheilte ihn vollkommen richtig. Kurz, es ist keiner der wichtigsten Punkte in der Geschichte zu beweisen, wie ein verwegener Mann umgekommen ist, dessen Halsstarrigkeit hunderte seiner Mitmenschen dem Tode preis gab; aber es ist und bleibt immer merkwürdig, wie die überlieferte von der geschichtlichen Nachricht bestätigt wird. Wie Faussett richtig bemerkte: wäre Braddock nicht gefallen, so würde die ganze Armee entweder getödtet, oder gefangen genommen worden sein. Und schrecklich war in der That der Zustand derer, die verwundet und zu Gefangenen gemacht wurden. Colonel James Smith, der damals ein Gefangener in Fort Du Quesne war, giebt uns Nachricht von den Peinigungen, die Diejenigen erleiden mußten, welche dorthin gebracht wurden, daß einem die Seele erkranken möchte. Es ist doch wahrlich Unrecht, daß das Niederschießen eines solchen Mannes, Meuchelmord genannt werden sollte.

Ein Reisender.

Während wir jedoch diesen unwürdigen Günstling eines verdorbenen Hofs keineswegs wegen der Lücke, die er in der Geschichte ausfüllt beneiden, so dürfen wir doch dreist behaupten, daß nie, oder doch nur selten, eine Niederlage verhältnißmäßig so viele verderbliche Folgen nach sich gezogen hat, wie diese. Die Anstrengungen, welche durch die Regierung und die Colonie Virginien, (welche damals auf alles Land, welches vom Monongahela bis zu dessen Mündung bewässert wurde, und dem anstoßenden Lande, Anspruch machte,) gemacht wurden, Truppen zu sammeln, um in Vereinigung mit einer Truppenmacht Brittischer Regulären, den verlornen Besitz wieder zu erlangen, ermuthigte die Ansiedler. Das Fehlschlagen dieser vereinigten Armee, gab den Indianern für drei Jahre lang den Besitz des ganzen jetzigen West-Pennsylvaniens, und West-Virginiens, und bedrohte die weißen Auswanderer mit Vernichtung. Und doch, unglaublich wie es scheinen mag, selbst dann drängten sich Menschen in jene Gegend, wo sie die Indianer auf jedem Schritte erwarten mußten, um sie gefangen zu nehmen, oder zu tödten.

Aber im Jahr 1763, als zwischen England und Frankreich Friede gemacht wurde, war die Gegend des Ohio, mit wenig Ausnahme,

den Weißen noch unbekannt. Im Jahr 1750, wurde ein Mann, Namens Gist, von Virginien, von der Ohio Gesellschaft ausgeschickt. Die Reisegeschichte dieses Mannes ist jetzt vor mir, und sie beweißt zur Genüge, daß das Dasein des Monongabela Stroms, damals in Virginien unbekannt war. Von dem südlichen Zweig des Potomac aus, ging er nördlich bis zu den Quellen des Juniata—überschritt die Gebirge; erreichte den Allegheny, (welchen man damals Ohio nannte,) vermittelst des Kiskeminetas Thal. Er ging über den Allegheny etwa 4 Meilen oberhalb der Gabel, wo jetzt Pittsburg steht, und muß neben der hohen Anfüllung, wo Alleghenytown jetzt steht, hindurch gegangen sein, wo der Hügel, auf dem das Seminargebäude jetzt errichtet ist, die Mündung des Monongabela von dem Thal aus verbirgt, von welchem Herr Gist auch nichts erwähnt. Hätte er das Monongabela Thal und dessen Richtung gewußt, so würde es sehr unwahrscheinlich gewesen sein, daß er diesen Weg nicht eingeschlagen habe. Die weitere Reise des Herrn Gist, war den Ohio hinab, bis irgendwo unterhalb des Bieber Flusses, und von da hinüber nach dem Muskingum Thal, westlich vom Großen Miami Fluß, (von ihm M i n i a m i genannt.) Auf seinem Rückweg, ging er an der Mündung des Scioto über den Ohio, und von da durch die von ihm "Cuttawa" genannte Gegend, (jetzt Kentucky) durch den westlichen Theil von Virginien und Nord Carolina, zum Potomac. Der Monongabela und seine Zweige, waren, wegen ihrer Lage, (da sie nicht einmal an einer der großen Indianer-Straßen lagen,) so verborgen, bis man sie durch die immer mehr sich ausbreitenden Ansiedelungen fand.

Die erste Nachricht die man hat, daß Auswanderer in diese einsame Gegenden kamen, meldet, daß David Tygart, 1754, an jenen Zweig des Monongabela sich angesiedelt habe, den man jetzt Tygarts Thal nennt. Um dieselbe Zeit ließ sich auch ein gewisser Files an demselben Strom nieder, eben da, wo Beverly, (Hauptstadt von Randolph Caunty,) jetzt steht. Die Familie von Files wurden alle, bis auf einen, von den Indianern ermordet. Der junge Files rettete sich, und ging zu Tygarts, welche sich noch in Zeit davon machten, und für viele Jahre nicht wieder zurück kehrten.

Die Zeit war aber jetzt da, wo der unvermeidliche Uebergang über die Gebirge von dem Englisch-Sächsischen Geschlecht gemacht werden sollte. Nach Verlauf von 150 Jahren seit der Ansiedelung Virginiens, wurde das Fort an Redstone gegründet. Dieser Außenposten gebildeter Menschen war auf einem hohen Ufer auf der östlichen Seite des Monongabela, unterhalb Dunlops Creek, und wo jetzt die zwei schönen Städtchen, Brownsville, unterhalb, und Bridgeport oberhalb dem Bach erbaut sind. Dieses war der erste gelungene Versuch, um eine wirkliche und fortdauernde Ansiedelung in jenem schönen, anmuthigen und ergiebigen Landstrich, zwischen den Appalachischen Gebirgen und dem Ohio Strom, anzulegen.

Der muthige Krieger mit Büchse, Beil und Messer, um Hirsche und Bären zur Speise zu erlegen, und sich auch gegen den wilden

Feind zu bewaffnen, war nicht die einzige Menschenklasse, welche diese Wildniß aufsuchte. Ein sehr interessantes Beispiel des Gegentheils wurde durch die drei Gebrüder Eckerly gegeben. Zu den Dunkern gehörig, verließen sie den östlichen und anbebauten Theil Pennsylvaniens, und eilten in die westliche Wildniß hinaus. Ihr erstes bleibendes Lager schlugen sie an einem kleinen Bach, der sich in den Monongahela, im südwestlichen Theil Pennsylvaniens ergießt, auf; dem sie den noch fortbestehenden Namen "Dunkers Creek," beilegten. Diese friedlichen Menschen untersuchten nun diese sich überall hinerstreckende, große, unbebaute Wildniß. Sie zogen von Dunkers Creek, nach "Dunkers Bottom," am Cheat Fluß, wo sie ihre bleibende Wohnung aufschlugen, und wo sie, trotz dem nicht sehr weit entfernten Krieg der Indianer, einige Jahre ungestört, ja, vielleicht ungesehen, zubrachten.

Um einen Vorrath von Salz, Schießvorrath und Kleidung zu erhalten, kam Doctor Thomas Eckarly mit Pelzwerk über die Gebirge. Auf seinem Rückweg von Winchester, um sich mit seinen Brüdern zu vereinigen, hielt er sich eine Zeitlang zu Fort Pleasant, am südlichen Zweig des Potomac, auf, und erregte daselbst durch die Erzählung seiner Abentheuer, Wohnungsveränderungen, und seines jetzigen Aufenthalts, großes Aufsehen. Seine bekannten friedlichen religiösen Grundsätze erregten Mißtrauen, und er wurde als ein Verbündeter der Indianer zurück behalten, der als Spion gekommen sei, um die Grenzen und ihre Vertheidiger zu untersuchen. Umsonst betheuerte Dr. Eckarly seine Unschuld, und daß weder er noch seine Brüder je einen Indianer seit ihrem Aufenhalt in der Wildniß, gesehen hätten. Er konnte nicht eher seine Freiheit erlangen, bis daß er, auf sein eigenes Ansuchen, durch eine Wache als Gefangener nach Fort Pleasant wieder zurück gebracht werden sollte, im Fall es sich bestätigte, daß die Klagen gegen ihn gegründet wären.

Dieses eigenmächtige Verfahren, obschon es an sich selbst betrachtet, sehr ungerecht war, rettete ihn ohne Zweifel vom Tode, und bestätigte seine Unschuld, obgleich auf eine sehr traurige Art. Als sie an das Lager kamen, wo man seine Brüder zu sehen hoffte, fand man einen Schutt- und Aschenhaufen! Im Hof fand man die zerstümmelten Leichname der beiden Brüder, und um die Schreckensscene noch zu erhöhen, lagen neben ihnen die Reife, über welche ihre Schädel getrocknet worden waren. Dr. Eckarly und die nun mitleidigen Männer, beerdigten jetzt die Ueberreste, und kehrten zum südlichen Zweig zurück, nicht als ein Gefangener, sondern als ein einsamer, trostloser Mann. Dieses war einer der ersten traurigen Vorfälle, die 30 Jahre lang fortdauerten.

Decker's Ansiedelung wurde an der Deckers Creek, welche in den Monongahela fließt, unter der Aufsicht von Thomas Decker, 1758, errichtet—wurde aber im folgenden Jahr durch Indianer überfallen, und die meisten der Einwohner ermordet. Einer kam davon, und erreichte das Fort Redstone, welches damals von Capt. Paul befehligt wurde, der aber nicht Mannschaft genug hatte, um die Indianern zu verfolgen—deswegen sandte er einen Boten nach Fort Pitt,

welches kurz vorher unter Gen. Forbes, durch die Britten und Amerikaner, eingenommen worden war.

Mittlerweile hatten sich die Mörder der Menschen zu Deckers Ansiedelung davon gemacht, obschon Capitain Gibson, Befehlshaber zu Fort Pitt, sogleich mit 30 Männer hinüber ging, um wenn möglich, dem Feinde vorzukommen. Wenn auch Gibson dem Feind nicht vorkam, so begegnete er doch ganz unerwartet für beide, dem Indianer-Chef, Kiskepila, (kleiner Adler) aus dem Mingo Stamm, nebst sechs oder sieben anderen Kriegern. Sie kamen an der Indian Cross Creek, nahe der Stelle, wo die schöne Stadt Steubenville jetzt errichtet ist, zusammen. Frühe Morgens, als einige der Indianer noch nicht aufgestanden waren, traf Capitain Gibson plotzlich auf sie. Kiskepila, der zuerst den Capitain sahe, schrie laut auf, und feuerte seine Büchse ab. Die Kugel ging durch Capt. Gibson's Jagdhemd, und verwundete einen Soldaten. Der Capitain stürzte nun mit seinem Schwerdt vorwärts, und durch einen furchtbaren Hieb, hieb er den Kopf vom Leibe des Kiskepila ; zwei andere Indianer fielen, und die Uebrigen entkamen.

Die Enthauptung des Mingo Häuptlings, durch Capt. Gibson, verursachte aber traurige Folgen. Nach dem Frieden 1763, wo alle Gefangenen ausgeliefert wurden, erzählten die Weißen, (welche sich zu der Zeit, als der Rest der Parthie Kiskepilas zurück kehrte, in den Mingo Dörfern sich befanden,) daß diese Krieger erzählt hätten, daß ihr Häuptling mit einem "Langen Messer" getödtet worden sei.—Gleich darauf wurde ein Todestanz begonnen, während einige Weißen, aus Rache wegen ihrem Häuptling, zum Tode verurtheilt wurden. Bei ihren furchtbaren Saufgelagen, stießen sie die fürchterlichsten Verwünschungen und Drohungen gegen die "Langmesser Krieger" aus.

So verhielt es sich mit dem jetzt unvergleichlichen Landstrich im oberen Ohio, in den Jahren 1758 und '59. Fort Pitt, mit einer schwachen Besatzung, und Redstone, mit einer noch schwächeren, waren die Außenposten der Weißen. Der Hauptrücken des Berges, war eigentlich die Grenze, denn die obigen Forts waren weit über die Ansiedelungen voraus, ausgenommen einige wenige Hütten, wo die Einwohner beständig mit dem Beil der Indianer bedroht waren. Der Monongahela war damals die Scheidewand—jenseits war alles still oder feindselig.

Ebenso war die Linie von Pittsburg nach Georgien. Die Ansiedelungen an dem oberen Roanoke, wo Salem, in Bottetourt Caunty, Virginien, jetzt steht, wurden 1757 überfallen, und die Bewohner meistens ermordet. Ein Fort war am Jackson Fluß, (einem Zweig des St. James Strom,) auf Anordnung des Gouvernör Dinwiddie, dessen Name es führte, errichtet. So bald er von der Ermordung am Roanoke hörte, befahl er einer Abtheilung von Soldaten des Fort nach dem Fluße Jackson zu gehen, um der Militz von den angrenzenden Caunties zu Hülfe zu kommen, und daß das Ganze als eine Armee unter Befehl des Andreas Lewis, stehen solle. Gouvernör Dinwiddie bewies in allen seinen Planen, daß er mit

den Indianern, mit der ganzen dortigen Gegend, und mit den weißen Ansiedelungen in Virginien und Nord Carolina gut bekannt war, was er von einsichtsvollen und erfahrnen Männer vernommen haben mochte. Die Absicht des Gouvernörs und seiner Räthe war, starke Forts längs dem Ohio Strom zu errichten; und hätte man allezeit solche kluge und menschliche Maßregeln ergriffen, und befolgt, wie viele Thränen- und Blutströme würde man nicht erspart haben?

In gegenwärtigem Fall, wurde die Armee unter General Andreas Lewis errichtet, und marschirte ab, um zweierlei Absichten zu erreichen:—Erstens, um die Indianer zu züchtigen; aber auch Zweitens, um einen viel wichtigeren Zweck, nämlich, um einen Kriegsposten an oder nahe der Mündung des Großen Sandy, etliche Meilen oberhalb dessen Einfluß in den Ohio, zu errichten. Was die endlichen Folgen dieses Kriegszugs gewesen wären, wenn man erlaubt hätte, denselben fortzufahren, ist wohl schwer zu bestimmen, indem gerade in diesem wichtigen Zeitpunkt, Francis Fauquier, der Gouvernör Dinwiddie im Amt folgte, und sogleich die Truppen nach Fort Dinwiddie, und die Militz nach ihrer Heimath zurück beorderte.

Dies war eine von den vielen Verdrüßlichkeiten und unbesonnener Maßregeln der Brittisch-Amerikanischen Offi iere, welche die Grenzbewohner, die im Krieg bei weitem am stärksten waren, so mißmuthig machte. Hätte Fauquier dem Beispiele seines Vorgängers gefolgt, und die Brittischen und Amerikanischen Truppen vereinigt, wie es seine Pflicht gewesen wäre, so hätte er eine von den Indianern unüberwindliche Besatzung am Ohio, nahe an dem Great Bend, errichten können. Ein jeder, der sich die Mühe geben will, um sich mit der ganzen Lage jenes Landstrichs bekannt zu machen, kann nicht den Nutzen eines solchen Verfahrens einsehen. Da aber im Gegentheil, die Brittische Regierung nicht nur sich weigerte, dieses zu Stande zu bringen, sondern sich demselben widersetzte, so würde es in unserm damaligen abhängigen Zustande unbesonnener gewesen sein, wenn General Lewis mit seinen Leuten nach der Indianer Gegend aufgebrochen sein würde. Auf Seiten Fauquiers zeigte sich nichts als hochtrabender Herrscherstolz; aber obschon er einen von den weißen Planen der Brittischen Beamten in Nord-Amerika vereitelte, so zündete er doch damit eine Flamme an, die bis zum Revolutionskrieg fortbrannte.

Ungefähr im Jahr 1766, wurden Ansiedelungen der Weißen, bis zum Holston Fluß angelegt, und unter denen, welche es wagten dahin zu gehen, waren Evan Shelba, William Campbell, und Daniel Boone. Es ist sonderbar, daß die Söhne von Shelby, Campbell und Preston die Anführer "Der Provinzialen" waren, wie die Britten sie bei der Schlacht am Kings Mountain, nannten; und ferner, daß von der nämlichen Gegend, welche der kaltherzige Fauquier so entblößt hatte, 23 Jahren nach seinem Befehl, jenes furchtbare Korps hervor kam, welches am 7ten October, 1780, dem Colonel Ferguson und seinen Tory Truppen den Tod brachte.

Jener Befehl zum Rückzug von Fauquier, hatte die Zusammenberufung eines Kriegsraths zur Folge, in welchem die meisten Offiziere darauf drangen, dennoch den Kriegszug fortzusetzen. Andere hielten es für ihre Pflicht, der höheren Gewalt Gehorsam zu leisten. Eine gegenseitige Ausgleichung fand endlich statt, und die Armee marschirte nach dem Ufer des Ohio, und war ohne Zweifel die erste Amerikanische Armee, welche jemals über den Strom so weit unterhalb Pittsburg kam.

Mit schwerem Herzen verfolgten sie ihren Marsch zurück—wie das mehr oder minder immer bei Rückzügen der Fall ist; hier aber waren mancherlei Ursachen, um auch den Tapfersten zu entmuthigen. Der Winter war vor der Thüre; ihre Lebensmittel verzehrt, und ihr Schießvorrath, wodurch sie sich mit Speise versehen hatten, war beinahe erschöpft. Und doch sollten sie drei hundert Meilen über Flüsse und pfadlose Wälder—über hohe und steile Gebirge zurück kehren. Zudem war das Schlimmste noch, daß sich bald Indianer an ihrer Seite einfanden. In diesem schrecklichen Zustande, erhielten sie den Befehl, weder zu schießen noch Feuer anzuzünden, welches eben so viel war, als daß sie verhungern sollten, um nicht von den Indianern getödtet zu werden. Viele starben auch wirklich vor Hunger und Kälte. Ihre abgemagerten Pack-Pferde; ihre Büffelriemen; die Binden ihrer Hirschledernen Schuhe und Gürtel, wurden verzehrt! Unter solchen Umständen erreichte der Rest dieser Armee ihre Heimath und ihre Freunde. Manche waren aber noch beim Revolutionskrieg am Leben, um eine schreckliche Rache an den Brittischen Offizieren auszuüben, die sie mit Recht als ihre bittersten Feinde angesehen hatten.

Die sogenannten Friedensschlüsse erregten ehe Feindseligkeiten, als daß sie dieselben legten, oder den Indianerkrieg milderten, welcher von den Quellen des Susquehanna bis an die äußersten Grenzen Georgiens, so lange gedauert hatte. Zwischen den Grenzbewohnern und den Indianern, war in ihren besondern Verhältnissen an kein Friede zu denken, und nicht selten wurden Personen auf ihrem Heimweg von einem Friedensschluß ermordet.

Eine Kenntniß im militairischen Verfahren, welche man erlangt hatte, diente nicht wenig zum Vortheil der Weißen. Man fand nämlich, daß man sich hinter der geringsten Verschanzung gegen diese "Kinder des Waldes" vertheidigen könne, indem sie nichts weiter von einer Bedeckung zu wissen schienen, als sich hinter den Baum zu stellen. Zu diesem Vortheil kam noch ein anderer, nämlich der blutdürstige und treulose Charakter der Indianer. Man wußte aus trauriger Erfahrung zu gut, daß, wer in ihre Hände fiel, sogleich das Leben einbüßen müsse. Diese Kenntniß hatten die Weißen mit theurem Lehrgeld bezahlt. Einige Beispiele verdienen wohl berührt zu werden.

Ungefähr um das Jahr 1760, nahe an dem Ort wo Franklin, der Regierungssitz von Pendleton Caunty, Virginien, jetzt steht, und an oder nahe an der südlichen Gabel des südlichen Zweigs des Potomac, stand Sivert's Fort. Etwa 40 Personen—(Männer, Wei-

ber und Kinder,) hatten ihre Zuflucht daselbst gesucht. Nach dem ersten Lärm wurden die Leute gleichgültig, wurden aber plötzlich durch eine große Anzahl Indianer überfallen. Capt. Sivert verhinderte die Leute im Fort auf die Indianer zu feuern, indem er hoffte Frieden zu stiften. Obschon dieses Vorhaben heftigen Widerstand fand, so gelang es dennoch, und die Indianer waren bald willens sich zurück zu ziehen, im Fall ihnen gewisse Geschenke würden gegeben werden; aber um auch die freundlichen Gesinnungen der Weißen auf die Probe zu stellen, sollte das Fort geöffnet, und den Indianern eine Gelegenheit gegeben werden, um mit den Weißen einen freundschaftlichen Handschlag zu wechseln. Dieses geschahe— aber es erfolgte ein furchtbares Gemetzel. Die Anzahl, beiderlei Geschlechts und jeden Alters, die ein Opfer der Leichtgläubigkeit und Furchtsamkeit ihres Capitains wurden, belief sich auf etwa Vierzig.

Im Jahr 1761, drangen die Indianer in die Gegend am oberen Ende des James Stromes, verübten viele Mordthaten, und nahmen einige Weiße gefangen. Bei dieser Gelegenheit, kam ein Mann mit der größten Noth mit dem Leben davon, der aber nachher wichtige Dienste im Revolutionskrieg leistete. Dieses war der schon benamte Georg Mathews.

Ich habe schon angezeigt, daß es nicht meine Absicht gewesen ist, einen umständlichen Bericht von jedem Umstand zu geben, der sich bei der ersten Ansiedelung der Thäler jenseits der Appalachischen Gebirge zugetragen hat. Meine Absicht war hauptsächlich, durch einige treffende Beispiele, die damaligen Zeiten, und die Bedrückungen, welche die Weißen erduldeten, zu schildern; und auch um zu zeigen, daß jene ungeheure Wüste beinahe gänzlich ohne weiße Einwohner gewesen sei. Ich gedenke nun noch zum Schluß eine kurze Beschreibung von der so viel besprochenen, und doch so wenig verstandenen "Ermordung der Herrnhuter Indianer am Tuscarawas," zu liefern.

Die Ermordung der Herrnhuter ist gleichsam das Titelblatt und Register der Grenzbegenheiten geworden, die ich um so mehr anführe, da ich überzeugt bin, daß man die Ursachen die dazu leiteten, selbst in der Gegend wo sich dieselbe zutrug, meistens vergessen zu haben scheint. Zum voraus will ich bemerken, daß einer, dessen Name heftig angeschwärzt wurde, (David Williamson) nicht nur gänzlich unschuldig gewesen ist, sondern jene Begebenheit herzlich bedauerte —und obschon er, dem Namen nach, Befehlshaber war, konnte er dennoch die Schlacht nicht verhindern. Ich will auch hier noch bemerken, daß, als die Herrnhuter ermordet wurden, ich bei meinen Eltern, in Waschington, Pennsylvanien war, und mit den meisten derer, die darin begriffen waren, später gut bekannt wurde. Obgleich ich damals noch sehr jung war, so blieben dennoch jene Vorfälle tief in meinem Gedächtniß eingegraben.

Früh im Jahr 1780, brachen zwei Indianer-Heere, durch die Brittischen in Canada, mit Kriegsvorrath unterstützt, in die Grenzansiedelüngen ein. Das eine Heer, und zwar das stärkste, wollte

in Kentucky, und das Andere, in West-Pennsylvanien und nordwestche Virginien eindringen. Das Erstere ging über den Ohio, und war wirklich von einem Brittischen Colonel (Byrd) befehligt. Die Einnahme, Plünderung und Zerstörung von Ruddell's und Martin's Posten, begleitet mit der kaltblütigen Ermordung vieler Einwohner, bezeichnete den Sieg und die Schande des Brittischen Offiziers.

Die andere Abtheilung, welche meistens aus Indianern bestand, sollte wiederum in zwei Unter-Abtheilungen getheilt werden, jede aus 150 Mann bestehend. Die Eine sollte unterhalb Wheeling, und die Andere nahe an der Mündung des Raccoon über den Ohio gehen,—beide aber sollten sich behutsam und schleunig nach Catfischtown, (Waschington, Pa.,) begeben, um die ganze Gegend zu einem Schauplatz des Todes und der Vernichtung zu machen. Die Ursache warum die obere Abtheilung nicht über den Ohio ging, war ohne Zweifel aus Furcht vor Fort Pitt und Fort M'Intosch. Die Andere ging hinüber, und kam bis auf einige Meilen von Catfischtown; obschon sie entdeckt wurden, so bald sie über dem Strom waren. Wegen einer sonderbaren und doch leicht begreiflichen Ursache, litten die Einwohner nahe am Ohio weniger, als die weiter davon Entfernten. Erstere erkannten nämlich ihre gefährliche Lage, und suchten Zuflucht in Wheeling und Schepherd's Fort, während die Anderen, sich wegen ihrer weiteren Entfernung mehr sicher glaubten, diese wurden vom Feinde überrascht, und viele wurden von ihnen gefangen genommen oder getödtet.

Da diese einbrechende (Indianer) Parthie nichts von ihren Freunden hörte, so wurden sie unruhig, und beschlossen sich zurück zu ziehen; aber die Vereitelung ihres Plans machte sie nur desto wüthender, und sie führten nun ihren Vorsatz aus, ihre männlichen Gefangenen umzubringen, und zwar auf eine Weise, die sich wegen ihrer Grausamkeit nicht beschreiben läßt.

Diejenigen, welche jetzt an dem Ort wohnen, wo diese Gräuelthat verübten wurde, und die vorher nie das Umständliche dieses Blutbads gehört haben, werden wohl erstaunen, wenn man ihnen sagt, daß an den obern Gewässern des Ohio, Väter, Gatten und Brüder, unter dem Wehklagen der Weiber, Mütter und Geschwistern hervorgeführt, an Bäume gebunden, und zu Tode gemetzelt und gepeinigt wurden.

"Grausamkeiten dieser Art," sagt Herr Withers, in seiner Geschichte des Grenzkriegs, sich auf diesen Zustand beziehend, "hatten ihren Einfluß auf die Gemüther der Bewohner. Es brachte gehässige Gefühle hervor, die zu ähnlichen Gräuelthaten führten, welche den Weißen zum rohen Indianer herabsetzten."

Ja! würde es nicht den größten Stumpfsinn verrathen, wenn man sich über diese Wirkungen wundern wollte? Dies war nur eine aus den vielen Gräuelthaten in welcher ganze Familien ausgerottet wurden, aber diese Gräuelthaten waren bis auf das Höchste getragen, und versiegelten zwei Jahre nachher das Schicksal der am Tuscarawas wohnenden Christlichen Indianer. In der That, die-

se gehässigen Gefühle legten sich nie. Die Kriegszüge des Colonel Clarke und des Col. Broadhead erfolgten 1780, und reizte eher den Haß der Indianer, als daß ihre Macht geschwächt wurde. Beständige Mordthaten ereigneten sich längs den Grenzen des Ohio, und die Weißen wurden nur mit desto bitterem Groll angefüllt. Unter diesen Umständen, war es die größte Thorheit auf Seiten der Herrnhuter Missionäre, die Christlichen Indianer an dem Muskingum, ferner gerade zwischen zwei erbitterten Partheien, deren Groll bis auf die höchste Stufe gestiegen war, bleiben zu lassen. Natürlich hatten beide Partheien Mißtrauen gegen die Herrnhuter, welche den bittern Haß von Beiden zu ertragen hatten.

Einsichtsvolle Personen, beides unter den Weißen und Indianern, riethen eine einstweilige Verlegung der Herrnhuter Indianer an, indem sie die Gefahr voraussahen, wenn nicht solche Maßregeln ergriffen würden; und die, welche diesen Rath erhielten, hatten am allerwenigsten Verdacht auf die unredlichen Absichten dieser Leute. Unter den Weißen, welche am eifrigsten in dieser Sache gewesen, war David Williamson.

Im Herbst des Jahrs 1781, war Williamson an der Spitze einer Parthie, welche nach den Dörfern ging, um diese Leute von da wegzunehmen—aber sie fanden die Dörfer beinahe Menschenleer. Die wenigen die noch dort waren, wurden zu Gefangenen gemacht, und nach Pittsburg gebracht. Ehe Col. Williamson an den Muskingum kam, war der Mingo Chef, aus einer ähnlichen Absicht, auch schon an den Herrnhuter Dörfern gewesen, und hatte, theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt, die meisten der Einwohner nach den Indianer Dörfern genommen—viele von ihnen gingen nach Detroit. So blieb es, bis im Frühling des Jahrs 1782. Hätte man nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes gehandelt, so würde man nicht versucht, noch ihnen erlaubt haben, nach ihrer gefährlichen Stellung zurück zu kehren, bis man ihnen mehr Sicherheit durch einen allgemeinen Frieden hätte verschaffen können. Aber durch ein sonderbares Mißgeschick, wurden zuerst diejenigen in Pittsburg, und dann jene in Detroit befreit, und alsdann stürzten sie sich beide ins Verderben. "Die Feindseligkeiten," sagt Herr Withers ganz richtig, "welche durch unvermeidliche Umstände gegen die Indianer entstanden, und welche den Kriegszug von 1781, unter Col. Williamson, herbeiführten, wurden durch spätere Begebenheiten nur noch mehr gestärkt. Des Nachts nach ihrer Befreiung von Fort Pitt, wurde die Familie eines gewissen Herrn Mortour entweder getödtet, oder gefangen genommen; und weil sich dieses so bald nach ihrer Befreiung, und in der Gegend, wo sie soeben waren ereignete, so fiel der allgemeine Verdacht auf sie. Auch im Frühjahr von 1781, ereignete sich ein Einbruch in die Ansiedelungen, an der Buffaloe Creek. Einige wurden getödtet, und Andere gefangen genommen. Einer von diesen, der sich nach seiner Gefangennehmung flüchtete, und zurück kam, erklärte, daß ein Herrnhuter Krieger an der Spitze der Parthie, welche den Angriff gemacht, gestanden habe.

Anfangs im Frühling, 1782, wurde Capt. Hawkins an der Buf-

falo Creek, etwa 14 Meilen westlich von Waschington, Pennsylvanien, getödtet, zur nämlichen Zeit und nahe an demselben Ort, auch ein Herr Wallace, nebst seinem Weibe und 5 Kindern. Es war in der größten Hitze der Aufregung, und als die blutigen Vorfälle der zwei vorhergehenden Jahre noch frisch im Gedächtniß waren, daß eine beinahe 100 Mann starke Compagnie Freiwilliger mit David Williamson an ihrer Spitze sich früh im März 1782 am Mingo Bottom versammelte. Colonel Williamson wurde im vorigen Jahr hart beschuldigt, weil er so gelind mit den Herrnhutern verfahren hatte. Aufgebracht, wie die Leute damals waren, so hatte man dennoch keine weitere Absicht (wenigstens so wie ich immer der Meinung war) als die Herrnhuter gefangen zu nehmen — war es anders, so war dieses wenigstens dem Publikum damals nicht bekannt. Man befürchtete zwar, und drückte diese Befürchtung aus, daß nämlich die Männer, wenn sie die wie Indianer bekleidete Menschen vor sich sähen, sich an ihre ermordeten Verwandten erinnern und zu Thätlichkeiten gereizt werden möchten. Ich glaube sicherlich, daß die wahre Absicht der meisten dieser Männer, welche auf diesen Kriegszug ausgingen, (und der so traurig ausfiel) keine andere war, als die Herrnhuter nach Pittsburg zu führen, und durch Zerstörung ihrer Häuser und Vorräthe, die feindseligen Indianer zu verhindern, daselbst Zuflucht und Unterhalt zu finden.

Die Indianer machten keinen Widerstand, sondern ließen sich friedlich nach Pittsburg nehmen. Man fand dort Kleidungsstücke von Personen, von denen man wußte, daß sie solchen gehört hatten, die östlich vom Ohio ermordet worden waren, und als man den Herrnhutern diese Kleider zeigte, sagten sie weiter nichts, als daß sie es nicht verhindern könnten, wenn die feindseligen Indianer ihre Beute da ließen, und in ihre Dörfer kämen. Hier war ein anderes Beispiel, welches die Missionäre dem Tadel aussetzte. Die armen halbunterrichteten und friedlichen Indianer in Gnadenhütten, Schönbrunn und Salem, waren gänzlich unter der Leitung ihrer Christlichen Lehrer, und diese Lehrer sind wenigstens der Fahrläßigkeit zu beschuldigen. Diese Männer waren eifrig damit beschäftigt, der christlichen Welt bekannt zu machen, wie und von wem die Herrnhuter ermordet worden, aber sie waren eben so besorgt zu verhehlen, wie schändlich sie versäumt hatten, Vorsicht mit einem Volk zu gebrauchen, welches sie, als von der Vorsehung ihnen anvertraut, hätten leiten und beschützen sollen *).

Als sie auf der Abreise begriffen waren, trug sich noch ein anderer

*) Ich kann auch nicht die geringste Ursache sehen, so viel sich aus dieser gelieferten Geschichte ergiebt, warum diesen Herrnhuter-Lehrern solche Beschuldigungen vorgeworfen werden. Ist doch nicht der geringste Beweis da, daß die Christl. Indianer irgend Antheil an besagter Thätlichkeit gehabt hätten. Zudem bürgt der allgemein bekannte uneigennützige, und über allen Verdacht weit erhabene christliche Charakter jener Männer, gegen die Wahrheit solcher erdachten Muthmaßungen. [Der Uebersetzer.]

unglücklicher Umstand zu—einige versuchten zu entfliehen, und wurden niedergeschossen. — Doch warum soll ich bei dieser furchtbaren, schändlichen, obschon natürlichen Scene verweilen? Sechs und neunzig wehrlose Männer, Weiber und Kinder wurden niedergemetzelt, und ihre kleinen Hütten wurden zu einem Schutt- und Aschenhaufen gemacht. Diejenigen, welche diese Gräuelthat verübten, wurden hart beschuldigt, und kamen hinfort zu keiner Achtung unter ihren Mitmenschen. Die Stimme, welche ohne Zweifel richtig "die Stimme Gottes" genannt wird, hat diese Handlung mit dem unauslöschlichen Titel "Das Herrnhutische Blutbad" gebrandmarkt.

Im Jahr 1799, als der Rest der Herrnhuterdurch die Vereinigten Staaten Regierung zurückberufen wurde, erzählte mir ein junger Mann, Namens Carr, der zugegen war, als sie zu Gnadenhütten ankamen, daß ein alter Indianer über die zerfallenen Ruinen umhergangen sei, und dem weißen Mann eine Aushöhlung gezeigt habe, welche früher ein Keller gewesen, wo noch die vermoderten Gebeine jener Schlachtopfer zu sehen waren, obschon seit deren tragischem Tod 17 Jahre verflossen waren. Herr Carr sagte mit benetzten Augen, daß der alte Tuscarawas Indianer die stillen Thränen über seine gebleichten Wangen auf die Gebeine seiner Verwandten habe fallen lassen. Die Ermordung der Herrnhuter, so wie die Ursachen die dazu führten, sowohl wie auch die Wiederherstellung eines übriggebliebenen Theils derselben, gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Jene Zeiten des Bluts, der Thränen und der Noth sind nun glücklicherweise vorüber, und wie ich hoffe, für immer. Es war aber eine lange Schreckenszeit, indem der feindselige Geist von dem französischen Krieg an, von den Weißen sowohl als von den Indianern unterhalten wurde; und nimmt man die größere Religiöse und Geistesbildung der Weißen in Betracht, so muß man denselben die Palme der größten Grausamkeit und des größten Betruges ertheilen. Seit 1752 bis zum Frieden in Greenville—ja, mag man nicht hinzusetzen, bis auf diesen Augenblick im July 1839, also 87 Jahre—war auch nicht ein einziges Jahr, in dem nicht mehr oder weniger Mord begangen wurde, entweder von der einen oder der andern Parthei.

Im Jahr 1755 wurden die Herrnhuter an der Lecha, wo jetzt Lehigton steht, durch eine feindliche Bande von Indianern aus Canada überrascht und ermordet. Im März, 1764, wurden die "Manor" oder "Herrnhuter Indianer", bei Litiz—nahe bei Lancaster, in Pennsylvanien, wohnhaft—durch eine Parthie von Weißen, genannt die "Parton Boys," auf eine schauderhafte Weise ermordet, besonders wenn man diese Handlung nach unsern gegenwärtigen Ansichten beurtheilt. Die Männer, welche diese That verübten, waren mehrentheils aus der Gegend, in der ich geboren wurde, und einer der Vorzüglichsten unter ihnen lebte bis vor wenigen Jahren. Ganz gut erinnere ich mich noch, die Zerstörung der "Manor Indianer" mit einem ganz andern Namen als Mord belegt, gehört zu haben. Nichtsdestoweniger konnte diese Tat niemals au-

ders, als eine unverzeihliche und zwecklose Blutvergießung angesehen werden. Aber um zu zeigen, welche Gefühle damals in diesem Punkte gehegt wurden, führe ich folgendes an, was ich oft gehört habe, und dessen Wahrheit ich im Geringsten nicht bezweifle :—

Unter denen, welche diese Indianer ermordeten, waren zwei Brüder, verheirathete Männer, aber einer von ihnen ohne Kinder. Derjenige, der keine Kinder hatte, rettete ein kleines Indianerkind, oder vielmehr, wollte es retten, als sein Bruder zu ihm hintrat und frug, "Was er da habe ?" "Ein Schooslämmchen," versetzte dieser, "welches ich meiner Frau bringen will."—Kaum waren die Worte seinen Lippen entfallen, als das Tomahawk des Bruders des Kindes Schädel einschlug, und das unschuldige Blut seinen Beschützer besprützte !

Den Thäter dieser scheußlichen Haudlung habe ich oft gesehen und konnte nachher nie erfahren, daß er im gewöhnlichen Leben ein grausamer Mensch gewesen, sondern vielmehr das Gegentheil. Solche Vorfälle verdienen aufgezeichnet zu werden, und wann auch zu keinem andern Zweck, als zu diesem, daß es uns antreiben möge, gelind in unserm Urtheil über Diejenigen zu sein, welche in der Verübung solcher wiedervergeltenden Grausamkeiten eine Pflicht zu erfüllen wähnten, welche mit der Gewohnheit in ihnen anfgewachsen zu sein schien.

Während jedem Wechsel des Friedens und des Krieges durch die Fluthen eines ganzen Jahrhunderts hindurch, blieb und bleibt noch immer, eine Ursache fortwährend in ihrer Wirkung. Diese Ursache war, und ist, die Wanderung nach dem Westen, die mit Recht mit dem Dahinströmen flüssiger Theile in eine Leere verglichen werden kann. Gefahr, Hunger, Kälte,—ja, selbst der Tod, wie es scheint, war nicht mächtig genug um dieser mächtigen Bewegung Einhalt zu thun. Einzelne Personen und ganze Familien fielen dahin, und kaum waren ihre Todesgestöhne in den düstern Wildnissen verhallt, als schon andere Personen und Familien ihnen nachfolgten. Ich selbst war einer von denen, der (ich mag wohl sagen) in seiner Kindheit von diesem Machtstrom fortgerissen wurde ;—ein Machtstrom, der anstatt schwächer zu werden, stärker und mächtiger wird, so wie die Masse seiner Urquellen zunimmt, und der schnellbewegenden Mittel sich dorthin zu versetzen, immer mehr und mehr werden ; und es kann auch denselben kein Einhalt gethan werden, bis daß der große mittlere und westliche leere Raum ausgefüllt ist.













